

ANNA REID

BERLIN VERLAG

BLOKADA

DIE BELAGERUNG
VON LENINGRAD

1941–1944



ISBN 978-3-8270-0713-1 www.bloomsbury-verlag.de

BLOKADA ist die meisterhafte Darstellung eines der dramatischsten Kapitel des Zweiten Weltkriegs – des ebenso tragischen wie beeindruckenden Überlebenskampfes der Stadt Leningrad und ihrer Bewohner während der deutschen Belagerung.



872 Tage – von September 1941 bis Januar 1944 – kämpfte die Leningrader Bevölkerung gegen die deutsche Wehrmacht, die die Stadt eingeschlossen hatte. Die Blockade gilt als eines der größten deutschen Kriegsverbrechen während des Zweiten Weltkriegs. Weit über eine Million Menschen kamen in dieser Zeit ums Leben. In Russland steht die Geschichte der Belagerung Leningrads bis heute beispielhaft für den unbeugsamen Willen und die heroische Leidensfähigkeit der russischen Bevölkerung. Sie ist ein Mythos geworden.

Anna Reid liefert mit ihrem Buch eine differenzierte Sicht der Ereignisse. Sie lässt die Betroffenen selbst zu Wort kommen und zeichnet so ein neues, vielschichtigeres Bild, häufig auf der Basis von bislang unbekanntem Quellen – offiziellen Dokumenten, Tagebüchern oder Erinnerungen von Überlebenden. Die individuellen Geschichten und Schicksale verleihen dem komplexen Geschehen ein wahrhaftiges Gesicht und zeigen wie in einem Brennglas, wozu Menschen im Guten wie im Bösen in der Lage sind. Reid erzählt von der erschütternden Inkompetenz, mit der die politisch-militärische Führung in Moskau und Leningrad auf den deutschen Vormarsch reagiert. Davon, wie Schdanow, der Führer der kommunistischen Partei in Leningrad, die Versorgung und die Verteidigung der Stadt zu organisieren versucht, während er zugleich hysterisch-surreale Befehle Stalins abwehren muss. Von dem jungen Mädchen, das in seinem Tagebuch festhält, wie ein Familienmitglied nach dem anderen

verhungert. Oder von den Musikern des städtischen Orchesters, die, selbst dem Hungertod nahe, weiterspielen, um die Moral der Menschen zu stärken.

Anna Reid rückt den Mythos Leningrad in ein neues, realistischeres Licht. BLOKADA ist ein Buch von großer Souveränität, erzählerischer Brillanz und tiefer Menschlichkeit.

ANNA REID

ist Expertin für osteuropäische Geschichte und war Leiterin der Sektion Außenpolitik für den Londoner Thinktank »Policy Exchange«. Außerdem arbeitete sie als Kiew-Korrespondentin für den *Economist* und den *Daily Telegraph*. Sie hat bislang zwei Bücher über die Geschichte der Ukraine und Sibiriens verfasst. BLOKADA ist ihr erstes Buch, das auf Deutsch vorliegt. Anna Reid lebt mit ihrer Familie in London.

Umschlaggestaltung: Nina Rothfos und Patrick Gabler,
Hamburg, unter Verwendung zweier Fotografien von
Nikolaj Chandogin © Museum Berlin-Karlshorst

ANNA REID

BLOKADA

DIE BELAGERUNG VON LENINGRAD

1941-1944

Aus dem Englischen
von Bernd Rullkötter



BERLIN VERLAG

Während die vorliegende Übersetzung die neue Rechtschreibung verwendet, wurden die aus der Primär- und Sekundärliteratur übernommenen Zitate aus Gründen der Quellentreue in der jeweiligen Rechtschreibung belassen.

Russische Eigennamen werden nach der gängigen Duden-Transkription wiedergegeben. Abweichungen treten auf, wenn sich im Deutschen eine andere Form eingebürgert hat. Bei bibliografischen Angaben für nicht deutsche Werke werden russische Namen in der Schreibung der jeweiligen Sprache belassen.



Die Originalausgabe erscheint 2011 unter dem Titel
Leningrad. Tragedy of a City under Siege, 1941-44

bei Bloomsbury Publishing Plc, London

© 2011 Anna Reid

Für die deutsche Ausgabe © 2011 Bloomsbury Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Nina Rothfos 81 Patrick Gabler, Hamburg

Typografie: Birgit Thiel, Berlin

Gesetzt aus der Trumpf von Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen 81 Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8270-0713-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

www.bloomsbury-verlag.de

Für Edward und Bertie

INHALT

<i>Karten</i>	9
<i>Einleitung</i>	13

TEIL I

EINMARSCH: JUNI – SEPTEMBER 1941

1. 22. Juni 1941	25
2. Barbarossa	39
3. «Wir siegen, aber die Deutschen rücken vor»	70
4. Die Volkswehr	96
5. «In einer Mausefalle gefangen»	116

TEIL II

DIE BELAGERUNG BEGINNT: SEPTEMBER – DEZEMBER 1941

6. «Keine Sentimentalität»	143
7. «Bis zu unserem letzten Herzschlag»	172
8. 125 Gramm	194
9. Sturz in den Trichter	213

TEIL III

MASSENTOD: WINTER 1941 – 1942

10. Die Eisstrasse	237
11. Schlitten und Kokons	252
12. «Wir waren wie Steine»	279
13. <i>Swjasy</i>	303
14. «Robinson Crusoe war glücklich dran»	322
15. Leichenfresserei und Menschenfresserei.....	337
16. Anton Iwanowitsch ist wütend.....	352
17. Das Grosse Haus	363

TEIL IV

WARTEN AUF DIE BEFREIUNG:

JANUAR 1942 – JANUAR 1944

18. Fleischwald	373
19. Die sanfte Freude des Lebens und Atmens	394
20. Die Leningrader Sinfonie.....	423
21. Das letzte Jahr	440

TEIL V

NACHWIRKUNGEN

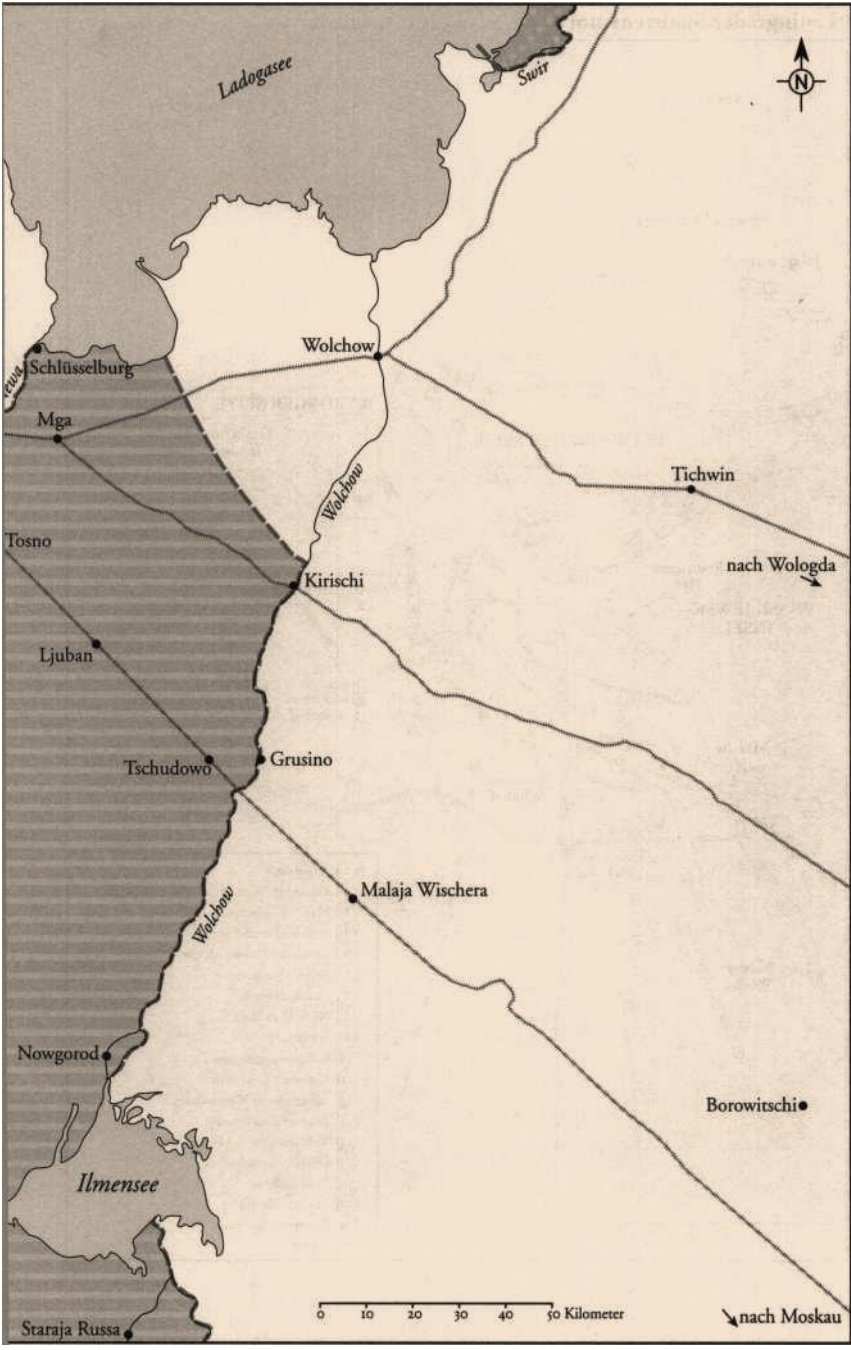
22. Heimkehr.....	463
23. Der Keller der Erinnerung.....	484
<i>Anhang I: Wie viele!</i>	497
<i>Anhang II</i>	501
<i>Danksagung</i>	503
<i>Anmerkungen</i>	507
<i>Quellen</i>	557
<i>Bibliografie</i>	559
<i>Abbildungsnachweis</i>	575
<i>Register</i>	577

Die Ostfront

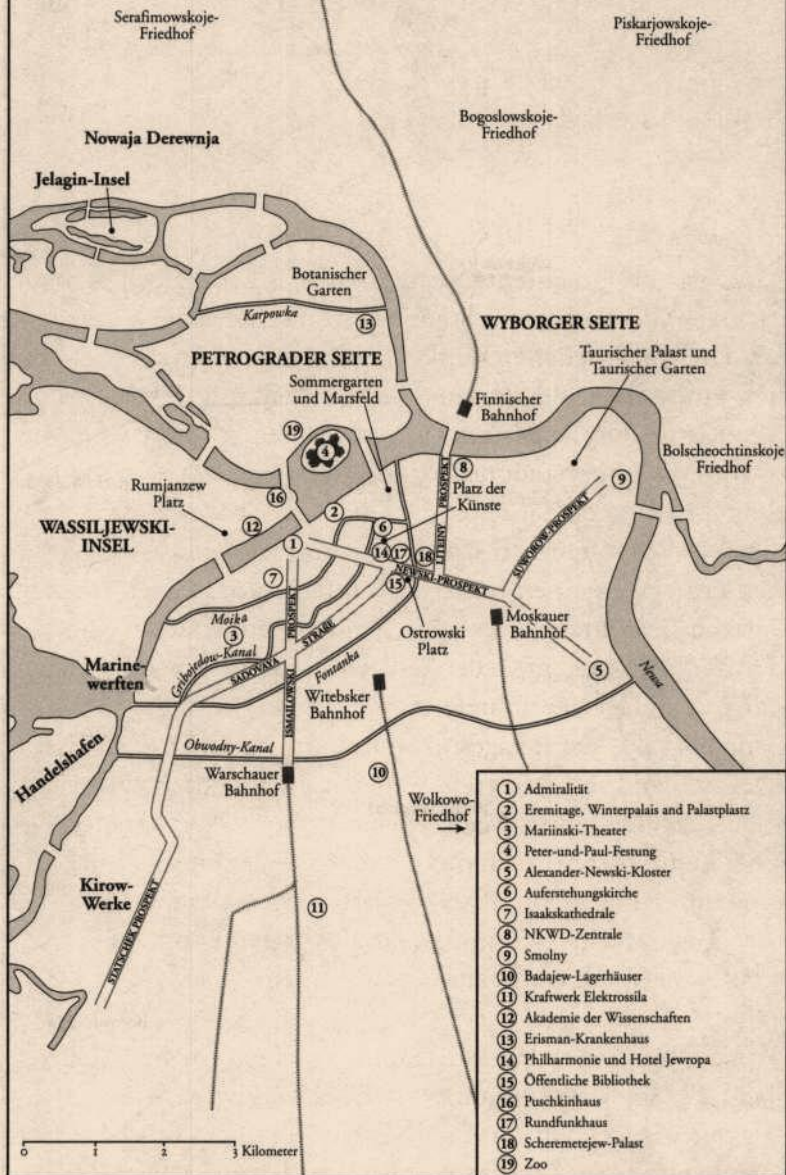


Region Leningrad, mit Frontverlauf vom 1. Januar 1942





Leningrader Stadtzentrum



- ① Admiralität
- ② Eremitage, Winterpalais and Palastplatz
- ③ Mariinski-Theater
- ④ Peter-und-Paul-Festung
- ⑤ Alexander-Newski-Kloster
- ⑥ Auferstehungskirche
- ⑦ Isaaskathedrale
- ⑧ NKWD-Zentrale
- ⑨ Smolny
- ⑩ Badajew-Lagerhäuser
- ⑪ Kraftwerk Elektrossila
- ⑫ Akademie der Wissenschaften
- ⑬ Erisman-Krankenhaus
- ⑭ Philharmonie und Hotel Jewropa
- ⑮ Öffentliche Bibliothek
- ⑯ Puschkinhaus
- ⑰ Rundfunkhaus
- ⑱ Scheremetjew-Palast
- ⑲ Zoo

0 1 2 3 Kilometer

EINLEITUNG

Dies ist die Geschichte der Belagerung Leningrads, der tödlichsten Blockade einer Stadt seit Menschengedenken. Leningrad liegt am östlichen Winkel der Ostsee, am Ende des schmalen Finnischen Meerbusens, der die Südküste Finnlands von der Küste Russlands trennt. Vor der Russischen Revolution war es die Hauptstadt des Russischen Reiches und hiess, nach seinem Gründer Zar Peter dem Grossen, St. Petersburg. Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus vor zwanzig Jahren erhielt es seinen früheren Namen zurück, doch für seine älteren Bewohner ist es immer noch Leningrad, weniger zu Ehren Lenins als im Gedenken an die rund 750'000 Zivilisten, die in den fast neunhundert Tagen – von September 1941 bis Januar 1944 – der Belagerung durch das nationalsozialistische Deutschland verhungerten. Andere zeitgenössische Belagerungen – etwa jene von Madrid oder Sarajevo – dauerten länger, aber keine kostete auch nur ein Zehntel der Opfer. Rund fünfunddreissigmal mehr Zivilisten starben in Leningrad als im Londoner «Blitz», viermal mehr als bei den Bombardierungen von Nagasaki und Hiroshima zusammen.

Am 22. Juni 1941, dem Mittsommermorgen, an dem Deutschland die Sowjetunion angriff, wirkte Leningrad kaum anders als vor der Revolution. Eine Möwe, die über der vergoldeten Turmspitze der Admiralität kreiste, hätte unverändert das graue Wasser der Newa,

gesäumt von Parks und Schlössern, unter sich gesehen. Im Westen, wo die Newa ins Meer mündet, hätte sie die Kräne der Marinedocks erblickt; im Norden die zickzackförmigen Bastionen der Peter-und-Paul-Festung sowie die gitterförmig angelegten Strassen der Wasiljewski-Insel; im Süden vier Wasserwege: die hübsche Moika, den klassisch-eleganten Gribojedow-Kanal, die breite, erhabene Fontanka und den alltäglichen Obwodny – dazu zwei prächtige Boulevards, den Ismailowski- und den Newski-Prospekt, die sich in perfekter Symmetrie am Warschauer und am Moskauer Bahnhof vorbei zu den Lagerhäusern und Fabrikschornsteinen der dahinterliegenden Industriebezirke erstreckten.

Der Schein trog jedoch. Äusserlich hatte sich zwar kaum etwas verändert, doch innerlich war Leningrad zutiefst gewandelt und traumatisiert. Es ist üblich, die Geschichte der Blockade wie in einem Film als glücklich-traurig-glückliche Progression darzustellen: den Frieden eines Mittsommernorgens, zerstört durch die Nachricht vom Einmarsch; den Ruf zu den Waffen; den vor den Toren haltmachenden Feind; den Abstieg in Kälte und Hunger; die Erholung im Frühjahr; das Siegesfeuerwerk. Doch die Realität sah anders aus. Jeder über dreissig Jahre alte Leningrader hatte 1941 bereits drei Kriege durchgemacht (den Ersten Weltkrieg, den sich anschliessenden Bürgerkrieg zwischen Bolschewiki und Weissen sowie den Winterkrieg mit Finnland von 1939/40), zudem zwei Hungersnöte (die erste im Bürgerkrieg, die zweite während der Kollektivierung in den frühen dreissiger Jahren, ausgelöst durch Stalins gewaltsame Enteignung der Bauern) und zwei bedeutende Wellen des politischen Terrors. Kaum ein Haushalt, besonders bei den ethnischen Minderheiten und der alten Mittelschicht, war von Tod, Gefängnis oder Verarmung verschont geblieben. Es war kein übertriebenes Pathos, wenn etwa die Dichterin Olga Berggolz, die Tochter eines jüdischen Arztes, erklärte, dass «wir die Zeit anhand der Abstände zwischen den Selbstmorden massen».¹ Die Belagerung,

obwohl einzigartig, was die Zahl der Todesopfer anging, war weniger ein tragisches Zwischenspiel als ein dunkler Abschnitt unter vielen.

Die Tragödie wurde von der gemeinsamen Hybris Hitlers und Stalins verursacht. Im August 1939 hatten sie die Welt in Erstaunen versetzt, indem sie die Ideologien beiseiteschoben und einen Nichtangriffspakt schlossen, um Polen untereinander aufzuteilen. Als Hitler Frankreich im folgenden Frühjahr attackierte, rührte Stalin keinen Finger, sondern lieferte seinem Verbündeten vielmehr Getreide, Metalle, Gummi und andere wichtige Bedarfsartikel. Aus Stalins Gesprächen mit seinem Politbüro geht zwar hervor, dass er früher oder später einen Krieg mit Deutschland erwartete, den konkreten Zeitpunkt des nationalsozialistischen Angriffs – mit dem Codenamen «Unternehmen Barbarossa» – empfand er dennoch als vernichtenden Schock. Die neue, durch Polen verlaufende, schlecht befestigte Grenze wurde in Windeseile überrannt, und innerhalb von Wochen sah sich die in Panik geratene Rote Armee gezwungen, die grossen Städte Russlands zu verteidigen.

Das Hauptopfer dieses Mangels an Vorbereitung war Leningrad. Unmittelbar vor dem Krieg zählte die Stadt eine Bevölkerung von knapp über drei Millionen Menschen. In den zwölf Wochen bis Mitte September 1941, als die deutschen und finnischen Streitkräfte die Stadt von der übrigen Sowjetunion abtrennten, wurden eine halbe Million Leningrader eingezogen oder evakuiert, und die übrigen 2,5 Millionen Zivilisten, wenigstens 400'000 davon Kinder, blieben innerhalb der Stadt gefangen. Hunger machte sich sofort bemerkbar, im Oktober meldete die Polizei die ersten ausgemergelten Leichen auf den Strassen. Die Todesfälle vervierfachten sich im Dezember und erreichten im Januar und Februar mit fast 100'000 pro Monat einen Höhepunkt. Am Ende des sogar nach russischen Massstäben bitterkalten Winters – an manchen Tagen fiel die Temperatur auf -30°C oder noch tiefer – hatten Frost und Hunger etwa eine halbe Million Menschenleben gefordert. Auf diese Monate des

Massentods – die russische Historiker als «heroische Periode» der Belagerung bezeichnen – konzentriert sich das vorliegende Buch. Die beiden folgenden Belagerungswinter waren nicht ganz so unheilvoll, weil es weniger Mäuler zu füttern gab – sowie dank der Lebensmitteltransporte und der Massenevakuierung über den Ladogasee im Osten von Leningrad, dessen südöstliche Ufer die Rote Armee weiterhin kontrollierte. Im Januar 1943 wurde durch die Kämpfe zudem ein schmaler Landkorridor aus der Stadt hinaus geschaffen, durch den die Sowjets eine Eisenbahnlinie bauen konnten. Gleich wohl blieb die Sterbeziffer unter Zivilisten hoch und stieg bis Januar 1944, als die Wehrmacht endlich ihren langen Rückzug nach Berlin einleitete, auf 700'000 bis 800'000 an. Damit erfasste sie jeden dritten bis vierten Bewohner aus der Zeit vor der Belagerung.

Erstaunlicherweise widmet man der Belagerung Leningrads im Westen kaum Aufmerksamkeit. Der bekannteste umfassende Bericht – von Harrison Salisbury, einem Moskauer Korrespondenten der *New York Times* – wurde 1969 veröffentlicht. Militärhistoriker konzentrieren sich auf die Schlachten um Stalingrad und Moskau, trotz der Tatsache, dass Leningrad die erste Stadt war, die Hitler nicht erobern konnte, und dass ihm durch ihre Einnahme die grössten Waffenproduktionsstätten, Schiffswerften und Stahlwerke in die Hände gefallen wären. Auch hätten sich seine Heere mit denen Finnlands zusammenschliessen und damit die Eisenbahnstrecken blockieren können, auf denen die Alliierten ihre Hilfslieferungen aus den arktischen Häfen Archangelsk und Murmansk heranbeförderten. Für die meisten Betrachter geht die Belagerung in der düsteren Weite der Ostfront verloren – einer leeren, von Schnee gepeitschten Ebene, in der Wellen von sowjetischen Wehrpflichtigen mit flatternden Wintermänteln auf massiertes deutsches Maschinengewehrfeuer zustolpern. Beunruhigenderweise zeigte sich im Entstehungsprozess dieses Buches häufig, dass Freunde von mir die

Städte Leningrad (das an der Ostsee liegt und heute wieder St. Petersburg heisst) und Stalingrad (das ein Drittel der Grösse hat, an der heutigen Grenze mit Kasachstan liegt und inzwischen Wolgograd heisst) für identisch hielten.

Eine etwas andere Art der Unwissenheit findet sich bei vielen Deutschen, die die Ostfront bis vor Kurzem als Schauplatz militärischen Leids, als Szene unsäglicher Gräueltaten einschätzten. Millionen von Deutschen müssen mit der Tatsache leben, dass ein Eltern- oder Grosselternteil Mitglied der NSDAP war; weitere Millionen haben einen Vater oder Grossvater, der an der Ostfront kämpfte. Es ist leichter, sich daran zu erinnern, dass diese Verwandten Frostschäden erlitten und verängstigt waren, dass sie hungerten und in Gefangenenlagern Zwangsarbeit leisten mussten (fast vier von zehn der 3,2 Millionen Achsensoldaten, die in sowjetische Gefangenschaft gerieten, starben dort²), als sich vorzustellen, dass sie Dörfer niederbrannten, Bauern Winterkleidung und Lebensmittel raubten und dabei halfen, Juden zusammenzutreiben und zu erschiessen. Im Allgemeinen weicht Leningrad im deutschen Schuldbewusstsein hinter dem Holocaust zurück. «Um zynisch zu sein», sagt ein deutscher Historiker, «es gibt so viele problematische Aspekte unserer Geschichte, dass wir eine Auswahl treffen müssen.»³ Beim Spaziergang durch Freiburg, wo das deutsche Militärarchiv untergebracht ist, stösst man auf kleine, in den Bürgersteig eingepasste Messingplatten mit Namen und Geburtsdaten. Sie markieren die Häuser, aus denen Ortsansässige in die Konzentrationslager deportiert wurden. Leningrader Frauen und Kinder, die dasselbe Regime genauso vorsätzlich ermordete, litten ungesehen und sind bis heute überwiegend fern jeder offiziellen Erinnerung.

Der andere Grund dafür, dass man wenig über die Belagerung geschrieben hat, besteht natürlich darin, dass die Sowjetunion wahrheitsgetreue Äusserungen unmöglich machte. Während des Krieges

war die Zensur allgegenwärtig. Russen ausserhalb des Belagerungsringes – und westliche Beobachter umso mehr – hatten nur sehr vage Vorstellungen von den Zuständen innerhalb der Stadt. In sowjetischen Nachrichtensendungen wurden «Not» und «Mangel» eingeräumt, nie jedoch Hungersnot, und Moskowiter waren verblüfft und entsetzt über die privaten Erzählungen von Freunden, die über den Ladogasee hatten entkommen können. Britische und amerikanische Medien plapperten die sowjetischen Meldungen nach. Als die anfänglichen Schlachten um Leningrad nicht zum Stillstand kamen, flauten die BBC-Berichte ab, und ein Jahr später berichtete die *London Times* mit enormer Untertreibung über die Schaffung eines schmalen, aus der Stadt hinausführenden Landkorridors. Die Leser erfuhren, dass die Leningrader während des ersten Belagerungswinters «schreckliche Entbehungen» durchgemacht hätten, doch mit Beginn des Frühjahrs seien die Bedingungen «sogleich besser» geworden.⁴ Die Bürokratie der Alliierten tappte gleichermaßen im Dunkeln. Ein Angehöriger der britischen Militärmission in Moskau, damals ein junger Marineleutnant, erinnert sich daran, dass seine einzige Informationsquelle über die wahren Verhältnisse eine mit ihm befreundete Schauspielerin war, die ihren Eltern Lebensmittel in die Stadt brachte, indem sie sich einen Platz im Flugzeug eines Generals erbettelte.⁵

Nach dem Krieg gab die Sowjetregierung zu, dass sich eine Hungersnot ereignet hatte, und zitierte bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen eine absurd präzise Opferzahl von 632*253. Freimütige öffentliche Schilderungen der Gräueltaten blieben jedoch tabu, ebenso sämtliche Debatten darüber, warum man zugelassen hatte, dass die deutschen Heere so weit hatten voranrücken können, und warum vor der Einkesselung keine Lebensmittelvorräte angelegt und nicht mehr Zivilisten evakuiert worden waren. Die Grenzen des Möglichen wurden mit dem Beginn des Kalten Krieges und

durch Stalins Einleitung von zwei neuen Säuberungen – im Jahr 1949 – sogar noch enger gezogen. Die erste Massnahme, heimlich durchgeführt, fegte die Leningrader Kriegsführerschaft und die Parteiorganisation hinweg, die zweite – gegen den «Kosmopolitismus», ein Codewort für Judentum oder angebliche prowestliche Tendenzen – ereilte Hunderte von Leningrader Hochschullehrern und sonstigen Fachkräften. Im selben Jahr besuchte einer von Stalins Kumpanen, Georgi Malenkow, das populäre Museum der Verteidigung Leningrads, das selbstgebastelte Lampen, ein Modell eines Brotladens der Kriegszeit (inklusive einer Ration Brot für einen Erwachsenen, bestehend aus zwei dünnen Scheiben) sowie Trophäen aus den Kampfhandlungen enthielt. Aufgebracht durch die Räume schreitend, den Reiseführer schwenkend, brüllte Malenkow: «Hier wird uns weisgemacht, dass Leningrad ein besonderes ‚Blockadeschicksal‘ erlitt! Dies setzt die Rolle des grossen Stalin herab!» Dann liess er das Museum schliessen. Der Direktor wurde «der Anhäufung von Munition zur Vorbereitung terroristischer Akte» angeklagt und zu fünfundzwanzig Jahren Gulag verurteilt.⁶

Nach Stalins Tod im Jahr 1953 und Nikita Chruschtschows Aufstieg an die Macht wurde es endlich möglich, auf andere Aspekte des Krieges, abgesehen von Stalins militärischem Genie, einzugehen. Neben Chruschtschows «Geheimrede», in der Stalins Personenkult angeprangert wurde, und der Veröffentlichung von Soltschenizyns *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* brachte das «Tauwetter» 1960 die Eröffnung der ersten Gedenkstätte für die zivilen Kriegsoffer Leningrads mit sich. Dazu wählte man den Piskarjowskoje-Friedhof in den nordöstlichen Vororten der Stadt, auf dem sich die grössten Massengräber der Kriegszeit befanden. Chruschtschows Nachfolger Leonid Breschnew ging noch weiter und baute die Belagerung als eines der Zentralstücke in den Kult des Grossen Vaterländischen Krieges ein, um von dem niedrigen Lebensstandard und der politischen Stagnation abzulenken. In die-

ser Version wandelten sich die Leningrader von Kriegsopfern zu Akteuren in einem heroischen nationalen Epos. Manche Leningrader seien verhungert, doch auf edle Weise zur Verteidigung ihrer geliebten Stadt. Niemand habe gemurrt, sich vor der Arbeit gedrückt, das Rationierungssystem manipuliert, Bestechungsgelder angenommen oder sich Ruhr zugezogen. Und niemand, ausser ein paar faschistischen Spionen, habe gehofft, dass die Deutschen siegen würden.

Der Zusammenbruch des Kommunismus vor zwei Jahrzehnten bot, mit den Worten eines russischen Historikers, die Möglichkeit, «den Sirup abzuwischen». Regierungsarchive wurden geöffnet und verschafften Zugang zu internen Parteimitteilungen und Geheimdienstberichten über Kriminalität, öffentliche Meinung und die Arbeit verschiedener Behörden, zu den Prozessakten politischer Häftlinge, den Meldungen politischer Offiziere von der Front und den Abschriften von Telefonaten zwischen der Leningrader Führung und dem Kreml. Literaturzeitschriften publizierten unzensurierte Belagerungsmemoiren und -tagebücher, Zeitungen brachten freimütige Interviews mit immer noch zornigen Veteranen der Roten Armee und Überlebenden der Belagerung. Nicht zuletzt veröffentlichte man zum ersten Mal zahlreiche Fotos, die keine fröhlichen Komsomolzinnen mit einem Spaten über der Schulter zeigten, sondern Kinder mit spindeldürren Beinen und hervorstehenden Bäuchen oder chaotische Haufen halbnackter Leichen.

Obwohl noch Lücken vorhanden sind – manche Texte gelten weiterhin als vertraulich, andere wurden während der Nachkriegsäuberungen vernichtet –, straft das neue Material die breschnewische Version der Belagerung Lügen. Gewiss, die Leningrader legten ausserordentliche Geduld, Selbstlosigkeit und Courage an den Tag, aber sie begingen auch Diebstähle und Morde, liessen Verwandte im Stich und assen Menschenfleisch – wie es in allen Gesellschaften geschieht, wenn die Vorräte ausgehen. Gewiss, das Re-

gime schaffte es, die Stadt zu verteidigen, raffinierte Nahrungsergänzungen zu ersinnen sowie Nachschub- und Evakuierungslinien über das Eis des Ladogasees einzurichten. Aber es war auch für Verzögerungen und Schlamperei verantwortlich, es verschwendete das Leben von Soldaten, indem es sie unausgebildet und unbewaffnet in die Schlacht schickte, es versorgte seine eigenen hohen Apparatschiks, während alle anderen Bürger hungerten, und es vollzog Tausende sinnloser Exekutionen und Verhaftungen. Der sowjetische Gulag war, wie die Historikerin Anne Applebaum bemerkt, vom Leben in der übrigen Sowjetunion getrennt, doch gleichzeitig ein Mikrokosmos davon: «Schlampig gearbeitet wurde hier wie dort, die stumpfsinnige Bürokratie, die Korruption, die Missachtung menschlichen Lebens gab es überall.»⁷ Das Gleiche gilt für Leningrad während der Belagerung: Weit davon entfernt, sich von der gewöhnlichen Sowjetenerfahrung abzuheben, bildete die Stadt die sowjetischen Verhältnisse in einer konzentrierten Miniatur nach. In diesem Buch soll nicht der Standpunkt vertreten werden, dass Stalin im selben Masse wie Hitler die Schuld an der Hungersnot getragen habe. Allerdings ist auch festzuhalten, dass die Zahl der zivilen und militärischen Todesopfer unter einer anderen Regierung viel niedriger hätte ausfallen können.

Für viele Russen ist dies schwer zu verkraften. In der russischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts gibt es nicht viel zu feiern, und der Sieg über das nationalsozialistische Deutschland ist zu Recht eine Quelle des Stolzes und des Patriotismus. Wenn Wladimir Putin, wie Breschnew vor ihm, aufwändige Jahresfeiern für Kriegsereignisse veranstaltet, findet er ein dankbares Publikum. Ein Element der taktvollen Selbstzensur spielt ebenfalls eine Rolle, denn die heroisierte Version Breschnews schmeichelte nicht nur dem Regime, sondern linderte auch das Trauma für Überlebende der Blockade.⁸ Es ist schwierig – wenn nicht bisweilen grausam –,

öffentlich Zweifel über die tapfere alte Frau zu äussern, die freundlicherweise ein Interview gibt, in dem sie erzählt, wie Nachbarn einander geholfen und Mütter sich für ihre Kinder geopfert hätten oder welche gute Fürsorge in einem Evakuierungslazarett an der Tagesordnung gewesen sei. Sie verbreitet keine Propaganda oder baut Mythen auf, sondern sie hat sich eine Variante der Vergangenheit geschaffen, mit der sie leben kann. Paradoxiertweise dürfte die Diskussion über die Belagerung aufrichtiger werden, wenn die letzten *blokadniki* dahingeschieden sind.

Der abschliessende Sinn dessen, die Geschichte der Belagerung Leningrads nachzuerzählen, besteht jedoch nicht darin, bisher wenig beachtete Brutalitäten in den Vordergrund zu rücken, die Sowjetpropaganda zu entlarven oder die Bewertung des grossen Diktators zu berichtigen. Vielmehr soll dieses Buch, wie alle Geschichten von der Menschheit *in extremis*, uns daran erinnern, was es heisst, Mensch zu sein, welche Höhen und Tiefen das menschliche Verhalten erreichen kann. Es ist leicht, eine Beziehung zu den beredtesten Opfern – den Tagebuchschreibern, deren Stimmen den Kern der Darstellung bilden – zu finden. Sie sind keine gesichtslosen Bauern aus einer verarmten Welt, sondern gebildete europäische Stadtbewohner – Schriftsteller, Künstler, Universitätsdozenten, Bibliothekare, Museumsdirektoren, Fabrikleiter, Buchhalter, Rentner, Hausfrauen, Studenten und Schulkinder, Besitzer von Sonntagsmänteln, Grammofonen, Lieblingsromanen, Haushunden –, kurz, Menschen wie wir selbst. Manche erwiesen sich als Helden, andere als egoistisch und verhärtet, die meisten als Mischung aus beidem. Eine Memoirenautorin beschreibt die Parteivertreter in ihrem Militärlazarett der Kriegszeit folgendermassen: «Es gab gute, schlechte und die üblichen.» Ihre Worte sind das beste Zeugnis.

TEIL I

EINMARSCH: JUNI – SEPTEMBER 1941

«Leningrad ist überhaupt für Katastrophen
ungewöhnlich geeignet... Dieser kalte Fluss,
über dem immer schwere Wolken hängen,
diese drohenden Sonnenuntergänge, dieser
furchteinflössende Opern-Mond ...»

Anna Achmatowa¹

22. Juni 1941

Fährt man von der früher Leningrad genannten Stadt sechzig Kilometer nach Südwesten, erreicht man das, was die Russen als Datschengegend bezeichnen: eine grüne, unbestellte Landschaft mit kleinen Seen, unbefestigten Feldwegen, hohen, rostfarbenen «Schiffskiefern» und Sommerhäusern aus verwittertem Holz, an die durchsackende, verglaste Veranden angebaut sind. Am Sonntagmorgen des 22. Juni 1941 sonnte sich Dmitri Lichatschow, ein fünfunddreissig jähriger Experte für mittelalterliche russische Literatur, mit seiner Frau und seinen Töchtern am von Uferschwalben wimmelnden Strand des Flusses Oredesch.

Das Ufer war steil, und ein Pfad führte oberhalb unseres Strandes daran entlang. Eines Tages, als wir an unserem Strand sassen, hörten wir Fetzen eines beängstigenden Gesprächs. Urlauber spazierten über den Pfad und redeten davon, dass Kronstadt bombardiert werde, anscheinend von irgendeinem Flugzeug. Zuerst überlegten wir, ob sie über den Finnlandfeldzug von 1939 sprachen, aber ihre aufgeregten Stimmen beunruhigten uns. Nach unserer Rückkehr zur Datscha erfuhren wir, dass der Krieg ausgebrochen war.

Am Mittag versammelten sich die Lichatschows mit anderen Urlaubern um einen Lautsprecher im Freien, um der formellen Kriegsankündigung zu lauschen. Der Redner war nicht Stalin, sondern der Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Wjatscheslaw Molotow. «Männer und Frauen, Bürger der Sowjetunion»

begann er, «heute Morgen um vier Uhr griffen deutsche Soldaten – ohne Kriegserklärung und ohne Forderungen gegenüber der Sowjetunion – unser Land an.» Sein Tonfall liess Schock und Kränkung erkennen. «Dieser Überfall hat trotz der Tatsache stattgefunden, dass es einen Nichtangriffspakt zwischen der Sowjetunion und Deutschland gibt – einen Pakt, dessen Bedingungen von der Sowjetunion gewissenhaft eingehalten wurden.» Am Ende fand er mitreissendere Worte: «Unsere Sache ist gut. Unser Feind wird vernichtet werden. Der Sieg wird unser sein.» Im Anschluss an die Sendung waren «alle sehr bedrückt und leise ... Nach Hitlers Blitzkrieg in Europa erwartete niemand etwas Gutes.»²

Überall in Leningrad wurden geruhsame Mitsommerwochenenden auf ähnliche Art ruiniert. In ihrer Wohnung im Stadtzentrum, unweit von Potemkins Taurischem Palais, war Jelena Skrjabina schon früh aufgestanden, um vor einem Ausflug aufs Land noch ein paar Tipparbeiten zu erledigen. Der Sonnenschein, die kühle Morgenluft, die Stimme ihres Kindermädchens, das ihren fünfjährigen Sohn Jura vor der Tür beschwichtigen wollte – all das bedeutete, dass sie «heiter gestimmt, voller Vorfreude» war. Ihr älterer Sohn, der vierzehnjährige Dima, war bereits mit einem Freund aufgebrochen, um mitzuerleben, wie die Springbrunnen im Park des grossen Barockpalastes Peterhof, draussen am Finnischen Meerbusen, angeschaltet wurden. Um neun Uhr rief ihr Mann aus seiner Fabrik an. Er teilte ihr aufgeregt mit, sie solle zu Hause bleiben und 'das Radio anmachen. Am Mittag hörten Jelena und ihre Mutter Molotows Ankündigung. «Das war es also: Krieg! Deutschland bombardierte bereits Städte der Sowjetunion. Molotows Rede klang stockend, hastig, als ginge ihm der Atem aus. Mit einemmal hatte man das Gefühl, ein Ungeheuer näherte sich drohend ...» Jelena ging hinaus auf die Strasse, auf der sich Menschenmengen drängten; «sie stürzten sich auf die Läden und kauften alles ..., was ihnen in die Hände fiel»:

Viele gingen in die Sparkassen, um ihre Einlagen abzuheben. Diese Welle erfasste auch mich. Auch ich versuchte, Rubel zu bekommen, die auf meinem Sparbuch waren. Aber ich kam zu spät: Die Kasse war leer, die Auszahlungen wurden eingestellt. Alles lärmte, beschwerte sich. Und der Junitag brannte lichterloh, die Hitze war unausstehlich heiss. Jemandem wurde übel, jemand zankte sich verzweifelt. Den ganzen Tag über war die Stimmung unruhig und gespannt. Erst gegen Abend wurde alles seltsam still. Es war, als hätten sich alle vor dem Schrecken verkrochen.³

Am selben Morgen um elf Uhr ging Juri Rjabinkin, ein magerer Fünfzehnjähriger mit einer Topffrisur und grossen dunklen Augen, die Sadowaja-Strasse entlang, um in den Gärten des Pionierpalastes (einst Anitschkow-Palast) neben der Anitschkow-Brücke an einem Schachwettbewerb für Kinder teilzunehmen. Ihm fiel auf, dass die Polizisten Gasmasken bei sich hatten und rote Armbinden trugen, doch er nahm an, dass es sich um eine der üblichen Zivilschutzübungen handelte. Als er seine Schachfiguren aufstellte, bemerkte er, dass eine Menschenmenge einen kleinen Jungen in der Nähe umringte. «Ich lauschte – und erstarrte. «Heute morgen um vier haben deutsche Bomber Kiew, Schitomir, Sewastopol und andere Orte angegriffen», erzählte der Junge aufgeregt. «Molotow hat im Rundfunk gesprochen. Wir sind jetzt im Krieg mit Deutschland!» ... In meinem Kopf geht alles durcheinander. Ich begreif gar nichts. Ich habe drei Partien Schach gespielt und seltsamerweise alle drei gewonnen, dann bin ich heimgegangen.» Nach dem Abendessen wanderte er durch die stickigen, von Anspannung erfüllten Strassen und wartete zweieinhalb Stunden lang auf eine Zeitung – in der Schlange wurden «Witze gerissen» und es fielen «skeptische Bemerkungen» –, bis schliesslich bekanntgegeben wurde, dass man keine Zeitungen, sondern «nur ein offizielles Bulletin» erhalten werde. «Die Uhr», schrieb Rjabinkin mit jugendlicher Bedeutungsschwere spät am Abend in sein Tagebuch, «zeigt halb zwölf. Ein

ernster, entscheidender Kampf ist im Gange, zwei antagonistische Gesellschaftsordnungen sind aufeinandergeprallt: Sozialismus und Faschismus! Von der Zukunft dieses grossen historischen Kampfes hängt das Wohl der gesamten Menschheit ab.»⁴

Die Leningrader hätten eigentlich auf den Zweiten Weltkrieg – den Grossen Vaterländischen Krieg, wie sie ihn noch heute nennen – besser als andere Sowjetbürger vorbereitet sein müssen, denn sie hatten aus nächster Nähe beobachtet, wie er sich anbahnte. Nach dem deutsch-sowjetischen Pakt vom August 1939 hatte die Sowjetunion nicht nur Ostpolen, sondern auch, im Juni 1940, die baltischen Staaten Litauen, Lettland und Estland sowie die von Seen beherrschten südlichen Marschen Finnlands, nördlich von Leningrad, besetzt.

Vor allem der «Winterkrieg» mit Finnland bot einen Vorge-schmack auf die kommende Mühsal. Er wurde am 30. November 1939, drei Monate nach dem deutschen Einmarsch in Polen, begonnen, und die Russen erwarteten, dass er nicht lange dauern werde. «Wir brauchten bloss einmal auf den Tisch zu schlagen, dann würden die Finnen schon parieren», erinnerte sich Chruschtschow. «Sollte das nicht klappen, könnten wir einen Schuss abfeuern, und die Finnen würden die Hände heben und sich ergeben. Das jedenfalls glaubten wir.»⁵ In Wirklichkeit wurde der Krieg zu einer Demütigung. Trotz ihrer winzigen Bevölkerung – 3,7 Millionen, verglichen mit fast 200 Millionen in der Sowjetunion – leisteten die Finnen hartnäckigen Widerstand und zwangen die Russen, eine überwältigende Zahl von Soldaten einzusetzen. Als die Rote Armee Finnland am 12. März 1941 endlich zur Kapitulation zwang, wonach sie die zweitgrösste Stadt Viipuri (heute das russische Wyborg) und die gesamte Landzunge zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Ladogasee annektierte, hatte sie mit 127'000 Opfern einen hohen Preis zahlen müssen. Infolge der Gerüchte, die sich aus den Lazaretten verbreiteten, erhielten die Leningrader erste

Hinweise auf die Schwächen des eigenen Heeres, was Führung, Ausrüstung und Ausbildung betraf. Den Soldaten mangelte es an Waffen, Munition, Winter- und Tarnkleidung. («Sie hätten uns kein besseres Ziel bieten können», berichtete ein finnischer Jagdflieger über eine Kolonne, die einen gefrorenen See überquerte. «Die Russen trugen nicht einmal weisse Parkas.») In erster Linie fehlten ihnen gute Offiziere, da Stalin in seiner Paranoia den jüngsten Terror dazu benutzt hatte, die Streitkräfte zu zerstückeln. Zwischen 1937 und 1939 waren erstaunlicherweise 40'000 Offiziere verhaftet und davon rund 15'000 erschossen worden. Zu ihnen gehörten drei der fünf Marschälle der Sowjetunion, 15 von 16 Armeekommandeuren, 60 von 67 Korpsbefehlshabern, 136 von 169 Divisionskommandeuren und 15 von 25 Admiralen. Die Überlebenden (von denen 44 Prozent keine Sekundarschule besucht hatten) waren zu meist engstirnige Veteranen des Bürgerkriegs oder über ihre Fähigkeiten hinaus beförderte Subalternoffiziere, die zu viel Angst vor dem Kriegsgericht und dem Hinrichtungskommando hatten, um die Initiative zu ergreifen oder ihre Befehle den sich wandelnden Umständen anzupassen.⁶ Die Fehler des Winterkriegs wurden in den ersten Monaten nach der deutschen Invasion so exakt wiederholt, dass man im Rückblick von einer Generalprobe für das Hauptereignis sprechen könnte. Unzweifelhaft war dies der Eindruck der Finnen, die den Zweiten Weltkrieg – in dessen Verlauf sie halfen, Leningrad zu belagern, sich jedoch weigerten, es direkt anzugreifen – weiterhin als «Fortsetzungskrieg» bezeichnen.

In der Realität jedoch waren die ersten zweiundzwanzig Monate des Zweiten Weltkriegs den Leningrädern, wie den meisten gewöhnlichen Russen, recht fern erschienen. «Irgendwo in Europa wurde Krieg geführt», erinnerte sich ein Leningrader, «mittlerweile seit zwei Jahren – na und? ... Es galt als unpassend, sich Gedanken über internationale Ereignisse zu machen, «ungesunde Stimmungen»,

wie es hiess, zur Schau zu stellen.»⁷ Zwar hatten die Finnen verbissen gekämpft, doch die Feldzüge in Polen und den baltischen Staaten waren rasch und mühelos abgewickelt worden. Hitlers Sturm-
lauf durch Frankreich und die Niederlande im Frühjahr 1940 hatte in der westlichen Literatur belesene Intellektuelle wie die Dichterin Anna Achmatowa betrübt – sie schrieb unveröffentlichte Verse, in denen sie den Fall von Paris und den Londoner «Blitz» betrauerte –, aber die meisten glaubten dem Lautsprecher an der Strassenecke, den «Wandzeitungen» und den Agitatoren auf den endlosen Versammlungen am Arbeitsplatz: Diese verkündeten, die Kapitalisten würden einander in Stücke reissen und die Sowjetunion könne sich anschliessend die Überreste einverleiben. Der Pakt mit Hitler sei befristet, und ein Krieg werde auf deutschem Boden ausgefochten und sogleich durch eine Volksrevolution innerhalb Deutschlands beendet werden. Arbeiter in der Leningrader Metallfabrik riefen nach dem nationalsozialistischen Überfall: «Unsere Truppen werden sie verprügeln. In einer Woche ist alles vorbei. Nein, nicht in einer Woche – schliesslich müssen wir Berlin erreichen. Das wird drei oder vier Wochen dauern.»⁸ Sogar weltklügere Beobachter, die Hitlers Eroberung Jugoslawiens im April (ungeachtet eines sowjetisch-jugoslawischen Freundschaftsvertrags) und Churchills warnende Reden korrekt interpretieren konnten, waren bestürzt, als ihre Befürchtungen tatsächlich eintraten. Zum Beispiel schrieb die Altphilologin Olga Freudenberg, die Cousine von Boris Pasternak: «Das kam furchtbar überraschend, klang fast unglaubwürdig, obwohl es klar vorauszusehen war. Unvorstellbar war nicht dieser Überfall – wer hatte ihn nicht erwartet? ... Unvorstellbar war der Einschnitt im Leben, dass dieser Tag so jäh einen Trennungsstrich zog zwischen Vergangenheit und Gegenwart.»⁹

Bekanntermassen wurde auch die sowjetische Führung völlig überrascht. Stalin und seine Leute seien völlig passiv, vertraute

Goebbels seinem Tagebuch einen Monat vor dem Überfall an, «wie Kaninchen angesichts einer Schlange».¹⁰ Obwohl Historiker immer noch über die Hintergründe von Stalins Aussenpolitik der Vorkriegszeit diskutieren, liegt auf der Hand, dass er zwar einen Krieg mit Deutschland erwartete, aber auch daran glaubte, den Konflikt durch Beschwichtigungsmassnahmen zumindest bis zum folgenden Jahr hinauszögern zu können. Berichte des Sowjetbotschafters in Berlin über Hitlers Absichten wurden ignoriert, ebenso wie Militärintformationen über Truppenmassierungen westlich der neuen deutsch-sowjetischen Grenze. Britische Warnungen tat man als irreführend ab, da sie den Zweck hätten, die Angehörigen der Roten Armee zu «Soldaten Englands» zu machen. Bekanntermassen schickte das Handelskommissariat noch bis zur Nacht des Einmarsches Getreide, Erdöl, Gummi und Kupfer nach Deutschland.

Stalins Bevollmächtigter in Leningrad war bei Kriegsausbruch Andrej Schdanow, ein dicker, blässlicher, kettenrauchender Lehrer-ohn, der zum Parteisekretär von Gorki (früher und nun wieder Nischni Nowgorod), dann ins Zentralkomitee und nach der Ermordung des Leningrader Parteichefs Sergej Kirow (wahrscheinlich auf Befehl Stalins) im Jahr 1934 in die Führung der Leningrader Parteiorganisation und zum Vollmitglied des Politbüros aufgestiegen war. Hingebungsvoll loyal und wie Stalin ein arbeitswütiger Autodidakt, gehörte er zu den wenigen Personen, die der Diktator duzte. Heute ist er dadurch am besten in Erinnerung, dass er die Verteidigung Leningrads leitete und nach dem Krieg eine tragikomische Amtszeit als Kulturkommissar absolvierte, in der er Anna Achmatowa als «halb Nonne, halb Hure» tadelte und Schostakowitsch auf dem Klavier politisch korrekte Melodien vorklimperte. Vor allem jedoch betätigte er sich als Massenmörder. Er beaufsichtigte nicht nur die Leningrader Säuberungen von 1937 bis 1939, sondern erweiterte sie auch, im Verein mit anderen Politbüromitgliedern, auf

die Provinzen – in seinem Fall auf den Ural und das Mittelwolga-Gebiet. Seine Unterschrift ist, zusammen mit der Stalins und Molotows, unter Dutzenden von Todeslisten zu finden.

Wie Stalin hielt er die Erwähnung eines bevorstehenden deutschen Angriffs für so verfrüht, dass er Moskau am 19. Juni verliess, um einen sechswöchigen Urlaub in Sotschi am Schwarzen Meer zu verbringen. «Die Deutschen haben ihren besten Moment bereits verpasst», hatte Stalin ihm versichert. «Es sieht so aus, als würden sie 1942 angreifen. Fahr in Urlaub.» Am Nachmittag des 21. Juni, ein Samstag, an dem Schdanow es sich an der Küste gemütlich machte, schwoll das übliche Rinnsal beunruhigender Berichte der Grenzposten zu einem Strom an: Sie meldeten weitere Eingriffe in den sowjetischen Luftraum, verdeckte Bewegungen von Panzern und Artillerie, den Bau von Pontonbrücken und die Räumung von Stacheldrahtverhauen. Kurz nach 21 Uhr überquerten mindestens drei Deserteure – ein litauischer und zwei deutsche Kommunisten – den Fluss Bug bis hin zu den sowjetischen Linien, wo sie Vernehmern mitteilten, welche Befehle gerade vor ihren Einheiten verlesen worden seien. Der Angriff werde um vier Uhr beginnen, sagte der Litauer, und «sie planen, euch ziemlich schnell zu erledigen».¹¹

Im Kreml wetteiferten Furcht und Leugnung immer noch miteinander. Das deutsche Aussenministerium, liess die Botschaft in Berlin verlauten, weigerte sich, ihre halbstündlichen Anrufe entgegenzunehmen. Irgendwann am späten Abend unterrichtete der Kommissar für Verteidigung, General Semjon Timoschenko, Stalin telefonisch über die deutschen Deserteure, woraufhin er den Befehl erhielt, eine Krisensitzung von Politbüromitgliedern und hohen Generalen einzuberufen. Bei ihrer Ankunft hörte Stalin auf, hin und her zu gehen, und fragte: «Was werden wir tun?» Timoschenko und Generalstabschef Georgi Schukow beharrten darauf, sämtliche

Grenztruppen in volle Kampfbereitschaft zu versetzen, doch Stalin war anderer Meinung: «Eine solche Direktive wäre voreilig. Vielleicht lässt sich die Sache noch auf friedlichem Weg in Ordnung bringen ... Die Truppen der Grenzbezirke dürfen sich von keinerlei Provokationen verleiten lassen.» Erst eine halbe Stunde nach Mitternacht liess er den Befehl erteilen, warnte jedoch, dass die Angriffe vielleicht nur provokativ gemeint seien, und forderte eine «verhüllte» Reaktion. Das Treffen endete um drei Uhr. Eine Stunde später, als Stalin gerade auf seinem Diwan einschlief, rief Schukow erneut an: Auf die grössten Städte der westlichen Sowjetunion – Kiew, Minsk, Wilna, Sewastopol – würden Bomben abgeworfen. «Haben Sie mich verstanden, Genosse Stalin?», fragte Schukow. Er wiederholte seine Worte, bevor er eine Antwort erhielt. Sogar Stalin musste nun zugeben, dass der Krieg begonnen hatte.¹²

Eine der ersten Regeln der Aussenpolitik – zugleich eine Binsenweisheit – lautet: Es ist sinnlos, Russland anzugreifen. Warum also beschloss Hitler, der sich des katastrophalen Russlandfeldzugs von Napoleon sehr bewusst war, in die Sowjetunion einzufallen?

Seine Ziele waren, von der Planung des Feldzugs im Jahr 1940 an, nicht die der herkömmlichen Geopolitik. Er wollte nicht bloss nützliche Gebiete besetzen und ein neues Machtgleichgewicht herstellen, sondern eine Kultur und eine Ideologie und, wenn nötig, ein ganzes Volk auslöschen. Seine Vision für die neu eroberten Territorien war, wie er bei den Tischgesprächen in seinen verschiedenen Kriegshauptquartieren darlegte, die eines riesigen Reiches, das sich von Berlin nach Archangelsk am Weissen Meer und bis nach Astrachan am Kaspischen Meer erstreckte. Das ganze Gebiet, trug er seinem Architekten Albert Speer vor, dürfe keine asiatische Steppe mehr sein, sondern müsse europäisiert werden:

Bei unserer Besiedlung des russischen Raumes soll der «Reichsbauer» in hervorragend schönen Siedlungen hausen. Die deutschen Stellen und Behörden sollen wunderbare Gebäulichkeiten haben, die Gouverneure Paläste ... Und um die Stadt wird auf 30 bis 40 Kilometer ein Ring gelegt von schönen Dörfern, durch die besten Strassen verbunden. Was dann kommt, ist die andere Welt, in der wir die Russen leben lassen wollen, wie sie es wünschen.¹³

Russische Städte sollten ihrer Wertsachen beraubt und zerstört werden (ein künstlicher See solle Moskau ersetzen), und man werde die entzückenden neuen Dörfer mit arischen Siedlern aus Skandinavien und Amerika bevölkern. Innerhalb von zwanzig Jahren, träumte Hitler, würden sich 20 Millionen von ihnen hier niederlassen. Die Russen – für Hitler die niedrigsten Slawen – sollten nach Sibirien deportiert, zu Leibeigenen gemacht oder schlicht ausgerottet werden wie die Eingeborenenstämme Amerikas. Die Niederschlagung jedes noch vorhandenen russischen Widerstands sei als sportliche Übung zu betrachten. Speer erinnerte sich an Hitlers Plan, alle paar Jahre einen kleinen Feldzug jenseits des Urals zu führen, um die Autorität des Reiches zu demonstrieren und die militärische Bereitschaft der Wehrmacht auf einem hohen Niveau zu halten. Wie es in einem späteren SS-Planungsdokument hiess, würden die stets mobilen Ostmarken des Reiches, ähnlich der North-West Frontier unter der britischen Kolonialherrschaft in Indien, «Deutschland jung erhalten».

Diese Vorstellung ist so surreal, dass man geneigt ist, sie nicht ernst zu nehmen. Welchen Sinn hatte es, ein Land zu besetzen, um es zu vernichten? Woher sollten die Gelder für die neuen Strassen und Städte kommen? Woher die Millionen williger Siedler? Woher die Soldaten, die einen halben Kontinent in die permanente Sklaverei zwingen würden? Für die nationalsozialistische Führung jedoch war all das mehr als bloss Träumerei. Im Juli 1940, Wochen nach dem Fall Frankreichs, befahl Hitler seinem Oberbefehlshaber des

Heeres, Generalfeldmarschall Walther von Brauchitsch, und dessen Generalstabschef, Franz Halder, die Eroberung der Sowjetunion zu planen. Grossbritannien könne gegenwärtig nicht besetzt werden, erklärte Hitler, und die einzige Möglichkeit, die britische Regierung zur Vernunft zu bringen und zum Friedensschluss zu veranlassen, ergebe sich durch die Ausschaltung der letzten Kontinentalmacht, die dem Reich prinzipiell feindlich gegenüberstehe. Von Brauchitsch und Halder widersprachen (wenn auch nicht in der Masse, wie Halder nach dem Krieg behauptete), da sie es vorgezogen hätten, zunächst Grossbritannien besiegt zu sehen. («Barbarossa», schrieb Halder am 28. Januar 1941 in seinem Tagebuch, «Sinn nicht klar. Den Engländer treffen wir nicht ... Risiko im Westen darf nicht unterschätzt werden. Möglich sogar, dass Italien nach Verlust seiner Kolonien zusammenbricht und wir durch Spanien, Italien und Griechenland eine Südfront bekommen. Wenn wir dann gegen Russland gebunden sind, wird die Lage weiter erschwert.»¹⁴) Genauso skeptisch war Aussenminister Joachim von Ribbentrop, der den Pakt mit Molotow für seine grösste Leistung hielt; er wies darauf hin, dass die UdSSR immer noch gewissenhaft ihr Versprechen erfülle, Getreide und andere Güter zu liefern.

Hermann Göring, Chef der Wirtschaftsplanung und zweitmächtigster Mann im Reich, machte sich Sorgen um Lebensmittel- und Arbeitskräfteknappheit. Aber Hitler befand sich auf dem Höhepunkt seiner Popularität und seines Ansehens und war es gewohnt, Untergebene einzuschüchtern: Die Zauderer verdrängten ihre Zweifel und akzeptierten das Unvermeidliche. Der einzige Angehörige der Führung, der in dieser Frage energisch handelte, war der labile Rudolf Hess, der seinen kuriosen Flug nach Schottland nur sechs Wochen vor der Invasion offenbar in der Hoffnung unternahm, durch Friedensverhandlungen mit Grossbritannien einen Zweifrontenkrieg zu verhindern.

Die Planung für Barbarossa wurde im Dezember 1940 abgeschlossen, und man legte den Beginn auf den 15. Mai 1941. Sowohl das Datum als auch der Plan änderten sich bald (Italiens Bitten um Hilfe in Griechenland und Libyen führten zu einer Verzögerung, und der Angriff von zwei Seiten wurde zu einem Angriff auf drei Seiten), doch von Anfang an sollte der Feldzug mit beispielloser Härte geführt werden, wogegen die Wehrmacht beschämend wenig Einwände erhob. «Der Krieg», schrieb Halder nach einer zweieinhalbstündigen Rede des Führers vor seinen versammelten Generälen am 30. März, «wird sich sehr unterscheiden vom Kampf im Westen ... Die Führer müssen von sich das Opfer verlangen, ihre Bedenken zu überwinden.» Im Juni erliess das Oberkommando den sogenannten Kommissarbefehl, der vorsah, politische Offiziere unverzüglich zu erschiessen. Weitere Befehle machten «Kollektivmassnahmen» gegen Zivilisten möglich, «die an feindlichen Akten teilnehmen oder teilnehmen wollen»; ausserdem wurde Militärgerichten untersagt, über Verbrechen – darunter Vergewaltigung und Mord – deutscher Soldaten an sowjetischen Zivilisten zu verhandeln. Im Grunde erhielten deutsche Offiziere die Freiheit, mit den Russen nach Belieben zu verfahren. Auch die rücksichtslose Beschlagnahme von Lebensmitteln wurde von Anfang an vorausgesetzt. Die Besatzungstruppen sollten sich von dem ernähren, was sie an Ort und Stelle requirieren konnten, selbst wenn es bedeutete, dass Zivilisten Hunger litten. Der Russe halte der Armut seit Jahrhunderten stand, scherzte Herbert Backe, Staatssekretär im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft, nach derber Nazi-Art. Goebbels witzelte, dass die Russen ihre Kosakensättel essen sollten, und Göring prophezeite das grösste Massensterben in Europa seit dem Dreissigjährigen Krieg.¹⁵

Vor allem aber sollten die Bolschewiki rasch durch einen Blitzkrieg, geführt mit Panzern und motorisierter Infanterie, besiegt werden. Die Wehrmacht werde auf ihrem Vormarsch nicht warten, um

jedes Widerstandszentrum einzunehmen, und auf keinen Fall dürfe sie sich auf statische Zermürbungsschlachten einlassen, durch die schon der Erste Weltkrieg verloren worden sei. Insgesamt solle der Feldzug nicht länger als drei Monate dauern. In den ersten Wochen werde man die Rote Armee durch grosse Schlachten vernichten, um die übrige Zeit dann Säuberungsaktionen zu widmen. Nach der Eroberung werde das ganze europäische Russland in aller Schnelle von einer Zivilregierung aus vier neuen Reichskommissariaten verwaltet werden, so dass die Soldaten heimkehren könnten.

Nicht nur weil Hitler ein Fantast war, sondern auch weil er die Sowjetgesellschaft völlig missverstand, kam es dazu nicht. Er überschätzte den Einfluss des russischen Antisemitismus bei Weitem, und er unterschätzte den Patriotismus und das Nationalgefühl der Landesbewohner. Genauso wenig wie die damaligen britischen und amerikanischen Meinungsbildner rechnete er damit, dass die meisten Russen, zumal sie in den beiden vorhergehenden Jahrzehnten von ihren Führern terrorisiert und in die Armut getrieben worden waren, einem ausländischen Überfall zähen Widerstand leisten würden. Man brauche nur die Tür einzuschlagen, erklärte er bekanntlich, und das ganze verrottete Gebäude werde zusammenkrachen. Die groben Schmähungen – die Slawen seien geborene Sklaven und bodenlos dumm –, die er in seinen Tischgesprächen ständig wiederholte, waren bezeichnend nicht nur für seinen Rassismus, sondern auch für seine geistige Trägheit, seine Selbstgefälligkeit angesichts eines riesigen, sich rasch wandelnden und geheimnisvollen Landes, über das seine Berater und er kaum etwas wussten. Ironischerweise entsprachen seine irrigten Annahmen den sowjetischen über Deutschland. Zu grosse Hoffnungen, erinnerte sich einer von Hitlers Generalen später, hätten auf dem Glauben beruht, dass Stalin angesichts schwerer Niederlagen von seinem eigenen Volk gestürzt werden würde. Dieser Glaube sei von Hitlers politischen Be-

ratern genährt worden, und die Offiziere hätten in ihrer politischen Unkenntnis keine Einwände erheben können.¹⁶

Während der Krieg voranschritt, brachen Rivalitäten nicht nur zwischen den vielfachen, einander in ihren Kompetenzen überschneidenden Behörden aus, die für den besetzten Teil der Sowjetunion verantwortlich waren, sondern auch zwischen Ideologen, die die grosse Ausrottungsvision ihres Führers unterstützten, und Pragmatikern (oftmals Balten deutscher Herkunft). Sie empfahlen eine traditionellere Kolonialpolitik, etwa die Vereinnahmung ethnischer Minderheiten – insbesondere der Ukrainer – und die Umkehrung verhasster kommunistischer Massnahmen, beispielsweise der Schliessung von Kirchen und der Kollektivierung des Bodens. Doch selbst wenn Hitler besser über die Sowjetunion informiert gewesen wäre, hätte er den Rat der Pragmatiker wahrscheinlich missachtet. Der Überfall auf die UdSSR hatte durchaus rationale Rechtfertigungen, er sollte Berlin Agrarland und Ölquellen verschaffen und ein feindliches Regime beseitigen, aber er hatte vor allem auch rassistische Gründe und zielte auf einen Vernichtungskrieg ab. Bolschewiki, Juden, Slawen – sie alle wurden als Ungeziefer, Vieh, Geschwüre, Gift eingestuft, und allein ihre Existenz bedeutete ein Gräuelfür den nationalsozialistischen Traum. Die Ermordung oder Versklavung dieser Menschen war nicht bloss ein Mittel im Kampf um die territoriale Vorherrschaft, sondern auch einer ihrer Zwecke.

Barbarossa

In der Sonntagnacht des 22. Juni hielt sich die Dunkelheit von Leningrad, wie in jeder Mittsommernacht, fern. Die Sonne verschwand im Westen im stahlblauen Wasser des Finnischen Meerbusens, doch der Himmel über den Dächern schimmerte weiterhin rosa-violett, bis in den frühen Morgenstunden die Sonne erneut aufging. Um zwei Uhr morgens wurde Jelena Skrjabina durch das betäubende Getöse von Flakgeschützen geweckt. Da sie und ihre Angehörigen glaubten, dass ein Luftangriff begonnen habe (irrtümlich, denn es war nur eine Alarmübung), schlossen sie sich den Nachbarn auf der Treppe ihres Wohngebäudes an.

Unsere Wohnungsnachbarin Ljubow Kurakina, deren Mann, ein ehemaliger Parteigenosse, wegen konterrevolutionärer Anschuldigungen jetzt schon zwei Jahre im Lager sitzt, führte das grosse Wort. Ihre kommunistische Gesinnung geriet zwar nach der Verhaftung ihres Mannes ins Wanken, aber in dieser Nacht hatte sie unter dem Kanonendonner der Flak alle Demütigungen vergessen. Felsenfest überzeugt, sprach sie von der Unbesiegbarkeit Sowjetrusslands ...

Auf einer grossen Truhe sass die ehemalige Hausbesitzerin Anastasia Wladimirowna und lächelte sarkastisch. Sie machte aus ihrem Hass gegen die Sowjetregierung kein Hehl und sah im Krieg und in einem Sieg der Deutschen die einzige Rettung.¹

Skrjabina konnte sich mit beiden Standpunkten identifizieren, und sie war nicht die Einzige in Leningrad, die bei dem deutschen Angriff gemischte Gefühle hatte. Überall verband sich die Wut über die nationalsozialistische Aggression mit dem Zorn über den offenkundigen Mangel der Regierung an Verteidigungsbereitschaft. Einige, etwa Skrjabinas tollkühne Nachbarin, waren der Meinung, dass die deutsche Besatzung ein Preis sei, den es sich lohne für das Ende des Bolschewismus zu zahlen.

Bei Dmitri Lichatschows Rückkehr am Montag fand er die Stadt trist und still vor. Im Institut für Russische Literatur – untergebracht im ehemaligen Zollamt an der östlichen Spitze der Wassiljewski-Insel, heisst es heute, wie vor der Revolution, wieder offiziell Puschkinhaus – waren die Menschen ungewohnt gesprächig, obwohl sie sich wie üblich «umsahen», bevor sie das Wort ergriffen. «Alle waren überrascht darüber, dass man buchstäblich Tage zuvor eine sehr grosse Menge Getreide nach Finnland geschickt hatte – es stand in den Zeitungen. A.I. Gruschkin redete am längsten und machte fantastische, doch ausnahmslos «patriotische» Vorschläge.» In den Kirow-Werken, einer bedeutenden Maschinenbaufabrik, verzeichneten Spitzel die Reaktionen gewöhnlicher Arbeiter. Sprecher auf öffentlichen Versammlungen äusserten sich vorhersehbar energisch: «Ich finde keine Worte, um den unvorstellbaren Verrat der faschistischen Hunde zu beschreiben», verkündete einer. «Unsere Pflicht ist es, uns um die Regierung und Genossen Stalin zusammenzuschliessen, unser eigenes Schicksal zu vergessen und all unsere Kraft auf die Arbeit für die Front zu konzentrieren.» Aber unter vier Augen zeigten die Menschen sich wütend und verängstigt.

Genosse Martynow liess sich in einem Privatgespräch vernehmen: «Siehst du, wir ernähren Hitler mit unserem Brot, und nun wendet er sich gegen uns!» J.E. Batmanowa erklärte, sie habe gehört, dass Hanko

[ein sowjetischer Marinestützpunkt westlich von Helsinki] von den Deutschen erobert worden sei. Anwesende Parteimitglieder wiesen sie streng zurecht und liessen andere Genossen wissen, dass solche Aussagen schädlich und im Interesse feindlicher Elemente seien.

Am folgenden Tag verschob «Kantinendirektor Genosse Solowjow das Mittagessen ... infolge von Lieferungsproblemen. Unter den Wartenden hörte man folgenden Kommentar: «Es ist erst der zweite Kriegstag, und schon gibt es kein Brot. Wenn der Krieg ein Jahr dauert, werden wir alle verhungern.»²

Doch das überwältigende Gefühl der Öffentlichkeit in den ersten Kriegstagen war aufrichtiger Patriotismus. Noch bevor die Befehle zur Generalmobilmachung am 27. Juni ergingen, bildeten sich Schlangen von potenziellen Freiwilligen vor lokalen Parteibüros, Rekrutierungszentren und Fabrikhauptquartieren. Insgesamt meldeten sich rund 100'000 Leningrader in den ersten vierundzwanzig Kriegsstunden freiwillig, lange bevor die Bürokratie sie einberufen konnte.³ Am Donnerstag, dem 26. Juni, konnten die Kirow-Werke bekanntgeben, dass es über neunhundert Anträge für den Eintritt in die Arbeitermiliz und hundertzehn Anträge für die Parteimitgliedschaft erhalten hatte. Im Kreisrekrutierungsamt waren über tausend Gesuche, von Frauen wie von Männern, eingegangen, die an die Front geschickt werden wollten.⁴ Am Tag der Kriegserklärung begab sich der achtjährige Igor Krugljakow zusammen mit seinem Vater und seinen Onkeln zum Karl-Bulla-Fotostudio am Newski-Prospekt, um ein Familienporträt anfertigen zu lassen. Am folgenden Tag, erinnert er sich, «fuhren wir hinüber zur Petrograder Seite, um meinen Vater zum Militärkommissariat zu begleiten. Der Hof dieses *wojenkomat* war an allen Seiten von Gebäuden umgeben. An einem kleinen Kontrollpunkt wurde er rasch irgendwie registriert. Er brach noch am selben Abend auf.»⁵

In den folgenden Wochen hielten Parteiarbeiter in hohem Masse inszenierte, doch gleichwohl halb freiwillige Kampagnen ab, um Verteidigungsmittel aufzubringen. In den Kirow-Werken baten ältere «Arbeitsveteranen» ihre Kollegen, Schmuck, Geld, Anleihen und andere Wertsachen sowie einen oder mehrere Tageslöhne zu spenden. Man steuerte so viele Spenden bei, dass die Fabrikkassierer die Menschen bald aufforderten, alle Beiträge direkt zu den Banken zu bringen. Es dürfte schwierig gewesen sein, auf einer öffentlichen Versammlung die Empfehlung der Partei zum Lohnverzicht auszuschlagen, aber der Historiker Andrej Dseniskewitsch – einer der Ersten, die die Leningrader Kriegsarchive in der neuen Freiheit der frühen neunziger Jahre nutzten – hebt hervor, dass nur echte Anteilnahme jemanden veranlasst haben könnte, «goldene Ohrringe oder einen einzelnen Silberlöffel, von deren Existenz niemand etwas ahnte, zu spenden».⁶

Diese Welle der patriotischen Freiwilligkeit erfasste auch die Intelligenzija der Stadt, jene Gesellschaftsgruppe, die, abgesehen von Offizieren und hohen Parteifunktionären, von den Repressionen der vergangenen fünf Jahre am schwersten getroffen worden war und deshalb gute Gründe hatte, die Regierung zu hassen. Der Kontext war ein ganz anderer, doch der Tatendrang zumindest bei jungen Menschen glich demjenigen, der Englands chauvinistisch gestimmte Schuljungen zu Beginn des Ersten Weltkriegs in die Schützengräben getrieben hatte. «Grüss Dich, Irina!», schrieb ein Achtzehnjähriger seiner Freundin im Juni:

Ich werde zum Augenzeugen eines ungewöhnlichen und sehr bedeutsamen Geschehens – ich fahre an die Front! Du weisst, was das bedeutet? O nein, du weisst es nicht.

Es ist die Prüfung meiner selbst, meiner Ansichten, Neigungen und Eigenschaften. Und vielleicht werde ich – so paradox es klingt – die Musik Beethovens, das Genie Lermontows und Puschkins besser begreifen, wenn ich im Krieg war.

Na, zum Schreiben fehlt mir die Zeit. Aber jetzt fühle ich mich Dir überlegen. Ich bekomme die Möglichkeit, in den Strudel des Lebens einzutauchen. Du aber, Bedauernswerte, bist dazu verdonnert, Scholastik zu pauken.

Mit der «Scholastik» hab' ich mich doch nicht im Ton vergriffen? Na, schadet nichts. Vielleicht treffen wir uns ja mal, oder?

Ich drücke Dir fest, ganz fest die Hände.

Oleg⁷

Ältere Russen, für die die Sowjetunion ein fremdes und feindliches Land war, identifizierten sich plötzlich mit ihrer Heimat. «In der Verwirrung der ersten Tage», schrieb die damals neununddreissigjährige Literaturkritikerin Lidia Ginsburg später,

wollte man der Einsamkeit entrinnen, man wollte den Egoismus abschütteln, der die Furcht verdoppelte. Es war eine instinktive Bewegung ... der ewige Traum, über sich selbst hinauszuwachsen, der Traum von Verantwortlichkeit, vom Überpersönlichen. All das äusserte sich undeutlich in einem seltsamen Gefühl der Übereinstimmung. Der Intellektuelle musste nun damit beginnen, das, was die Gemeinschaft von ihm wollte, auch selbst zu wollen.

Verblüffenderweise befanden sich Menschen, für die Tarnung und Heuchelei notwendige Mittel waren und die nie, ausser alten Freunden gegenüber, offen ihre Meinung sagten, mit einem Mal im Einklang mit der allgemeinen, staatlich gebilligten Stimmung. «Wer nicht zur Armee einberufen worden war», erinnerte sich Ginsburg, «wollte unverzüglich etwas tun – sich zum Dienst im Lazarett melden, sich als Übersetzer anbieten, einen Artikel für die Zeitung schreiben, und man hatte sogar den Eindruck, dass man dafür kein Honorar nehmen dürfe.» Die Behörden wussten nicht immer, was sie mit solchen Leuten anfangen sollten. Sie gerieten «in eine Maschinerie, die für solches psychologisches Material völlig ungeeignet war. Mit altgewohnter Brutalität und voller Misstrauen ... riss

sie die Menschen aus einigen Bereichen heraus, in andere Bereiche wurden die Menschen zwangsweise gedrängt.»⁸

Eine der vielen, die sich leidenschaftlich mit ihrem Land identifizierten, obwohl sie die Regierung verabscheuten, war Anna Achmatowa. 1889 geboren und aufgewachsen in Zarskoje Selo, einem Dorf südlich von Petersburg mit einer berühmten Zarenresidenz, hatte sie vor der Revolution als Autorin bitter-süßer Liebesdichtung einen Kultstatus errungen, war sie durch Europa gereist und – hochgewachsen, schlank und adlernasig – von Modigliani skizziert worden. Die Schatten wurden länger in den späten zwanziger Jahren, als die Bolschewiki ihren Exmann, den Dichter Nikolaj Gumiljow, als einen der ersten prominenten Künstler, die dem Regime zum Opfer fielen, verhafteten und hinrichteten. In den dreissiger Jahren, während etliche ihrer Freunde in den Lagern verschwanden, wandte sie sich Vorlesungen und Übersetzungen zu, verfasste jedoch insgeheim weiterhin ihre eigene zunehmend tiefgründige und herzzerreissende Dichtung. Nachdem sie sich jedes neue Werk eingepägt hatte, verbrannte sie das Manuskript. 1938 wurde ihr sechsundzwanzigjähriger Sohn zum dritten Mal in fünf Jahren verhaftet und in den Gulag geschickt, wo er auch bei Kriegsausbruch blieb. Trotz alledem nutzte sie nur zu gern die Gelegenheit, im Rundfunk einen patriotischen Aufruf an die «Frauen von Leningrad» zu richten. Ausserdem wechselte sie sich mit anderen darin ab, an der Fontanka, vor dem Scheremetjew-Palast, Wache zu stehen. Dort wohnte sie in einer beengten und chaotischen Ménage-à-trois mit ihrem dritten Ex-Ehemann, dem Kunsthistoriker Nikolai Punin, und dessen neuer Frau und Tochter.

Eine weitere Autorin, die sich mit der Unterscheidung zwischen Land und Regime abmühte, war die einunddreissigjährige Dichterin Olga Berggolz. Heute ist sie aus der Mode gekommen, doch damals wurde sie berühmt durch *Februartagebuch*, einen Zyklus lebhafter und für jene Zeit freimütiger Gedichte, die im ersten Winter

der Belagerung geschrieben und Anfang 1942 im Hörfunk gesendet wurden. Am Anfang des Krieges war sie noch unbekannt und arbeitete als Nachwuchskraft bei der städtischen Rundfunkanstalt. Die blonde, zarte Frau, mit einem sanften ovalen Gesicht und grossen blauen Augen, kannte und bewunderte Achmatowa, war jedoch eine Generation jünger und während des idealistischen Jahrzehnts nach der Revolution als überzeugte Kommunistin herangewachsen. Ihre Ernüchterung setzte erst 1937 ein, als ihr ehemaliger Mann verhaftet (und später heimlich exekutiert) und sie selbst aus der Partei und dem Schriftstellerverband ausgeschlossen wurde. Noch schlimmer erging es ihr achtzehn Monate später, als man sie in das Gefängnis hinter der Zentrale des Innenministeriums am Liteiny-Prospekt brachte und ihr dort in den Bauch trat, bis sie eine Fehlgeburt erlitt. Sieben Monate später wurde sie freigelassen; ihre Rettung verdankte sie ironischerweise dem Terror selbst, der gerade die oberen Ränge der Leningrader Sicherheitsdienste erreicht und ihre Gefängniswärter das Leben gekostet hatte.

Bei Kriegsausbruch zwei Jahre später war Berggolz zum normalen Alltagsleben zurückgekehrt: zu einem trunkenen Flirt mit einem Kollegen im Rundfunkhaus, zu verschwommenen Gedanken über das Schreiben eines Romans, zu der Organisation einer illegalen Abtreibung für ihre Schwester. Ihr Tagebucheintrag vom 22. Juni lautet schlicht: «KRIEG!», doch an jenem Tag schrieb sie auch ein neues, nicht für die Öffentlichkeit bestimmtes Gedicht, in dem sie versuchte, ihre bittere Enttäuschung über den unter Stalin praktizierten Kommunismus mit der Liebe zu ihrem Land in Einklang zu bringen:

Die bitteren Jahre der Bedrückung und des Bösen
Sind auch heute nicht vergessen, –
Doch blitzartig leuchtete es in mir auf:
Nicht ich habe gelitten und gewartet, sondern du.

Ich habe nichts vergessen, nein,
Und auch die Toten und die Opfer
Werden aus ihren Gräbern steigen, wenn du rufst.
Wir alle werden uns erheben, nicht nur ich allein.
Ich liebe dich mit einer neuen Liebe,
Mit einer bittren hellen, verzeihenden Liebe –
Mein Mutterland, du trägst die Dornenkrone.
Ein dunkler Regenbogen spannt sich über deinem Haupt...
Ich liebe dich – nie kann es anders sein –
Und du und ich, wir sind vereint wie einst.⁹

Die Männer, die sicherstellen sollten, dass der Zorn über die Nachricht vom deutschen Einmarsch nicht zu einem öffentlichen Chaos ausartete, waren Andrej Schdanow (der am 26. oder 27. Juni nach Leningrad zurückkehrte), Pjotr Popkow, der hitzköpfige Vorsitzende des Stadtsowjets, sowie (nach der Erklärung des Kriegsrechts) Generalleutnant Popow, Befehlshaber der Leningrader Garnison. Mit der eigentlichen Ausführung der von ihnen erteilten Befehle waren die Exekutivkomitees der Regional-, Stadt- und der fünfzehn Stadtbezirkssowjets betraut. Die gesamte Hierarchie orientierte sich an Moskau. Zum Beispiel war Popows Befehl Nr. 1 vom 27. Juni, in dem längere Arbeitszeiten, straffere Reisebeschränkungen und eine Ausgangssperre verfügt wurden, die wörtliche Abschrift der Order, die der Moskauer Garnisonskommandeur zwei Tage zuvor herausgegeben hatte. «Es ist schwierig, den Eindruck zu vermeiden», meint ein Historiker, «dass er seinen Befehl aus der *Prawda* abgeschrieben hat.»¹⁰

Dieser Apparat mit seinen sich überschneidenden Kompetenzen und seiner übergrossen Abhängigkeit vom fernen Kreml sowie von Schdanows Büro im Smolny, der finsternen ehemaligen Mädchenschule, in der die Leningrader Parteizentrale untergebracht war, blieb fast bis zur Einkesselung der Stadt bestehen. Durch die Schaffung eines Militärsowjets für die Leningrader Front am 24. August, die Schdanow und Front-

befehlshaber Marschall Kliment Woroschilow zusammenbrachte, wurde der Entscheidungsprozess zwar ein wenig verschlankt, doch das Problem der Überzentralisierung existierte weiter. Vier Tage zuvor hatte Schdanow versucht, den Berg seiner Verpflichtungen ein wenig abzubauen, indem er ein zweites Komitee – ohne seine eigene Mitwirkung – gründete, das den Bau von Befestigungen, die Waffenproduktion und die militärische Ausbildung für Zivilisten beaufsichtigen sollte. Stalin rief sogleich an, um sich zu beschweren, weil das neue Organ ohne seine Erlaubnis geschaffen worden war. Er verlangte, dass Schdanow und Woroschilow hinzugezogen würden. Damit besass Schdanow zwei fast identische Komitees, und er löste das zweite zehn Tage später auf. Danach machte der dicke, asthmatische, kahlköpfige Funktionär, dessen Khakijacke mit Haarschuppen und Zigarettenasche übersät war, keinen weiteren Versuch, Aufgaben zu delegieren. Die Behauptung jener Zeit – dass kein Volt Strom ohne seine Erlaubnis zugeteilt wurde – dürfte fast buchstäblich der Wahrheit entsprochen haben. In der Masse vieler belangloser Archivdokumente, die seine Unterschrift tragen, ist ein Befehl typisch, mit dem eine Fabrik angewiesen wird, weitere neun Sauerstoffbehälter zu liefern.»

In der Krise bestand die erste Reaktion dieser Männer darin, Verhaftungen vornehmen zu lassen. Um ein Uhr morgens am Freitag nach dem Einmarsch wurden Jelena Skrjabina und ihr Mann von der Türklingel geweckt. Jeder in der Sowjetunion wusste, was ein besonders langes nächtlichen Klingeln bedeutete: Es kündigte Personen mit einem Durchsuchungs- oder Haftbefehl an. Aber diesmal erwies es sich als Vorladung der Einberufungsbehörde. Vier Tage später erfuhr sie, dass eine Kollegin weniger Glück gehabt hatte: «Sie kamen in der Nacht, machten eine Hausdurchsuchung, nahmen nichts mit, fanden nichts, und doch wurde sie abgeführt. Ich weiss

nur, dass der Dekan unseres Instituts ihr feindlich gesinnt ist.» Wahrscheinlich hege man den «Verdacht, sie habe Beziehungen zum Ausland». Nachdem Skrjabina die Familie der Frau länger als geplant besucht hatte, stellte sie bei ihrer Rückkehr fest, dass ihre eigenen Angehörigen überzeugt waren, man habe sie ebenfalls verhaftet.¹²

Die am ehesten vorherzusehenden Opfer der neuen Terrorwelle, die Leningrad bei Kriegsausbruch überrollte, waren die Volksdeutschen der Stadt. Die Nachkommen der Baltendeutschen – der bäuerlichen Siedler, die von Katharina der Grossen eingeladen worden waren, die südliche Steppe zu bestellen, oder der zahlreichen Deutschen, die später unter den Zaren eine Karriere als Fachkräfte oder im Staatsdienst eingeschlagen hatten – lebten meist seit Generationen in Russland und waren, mit Ausnahme ihres Familiennamens, von gewöhnlichen Russen nicht zu unterscheiden (manche versuchten, der Deportation zu entgehen, indem sie ihren Namen änderten, andere, indem sie sich als Juden ausgaben¹³). Im Laufe eines Verfahrens, das man in den baltischen Ländern und Ostpolen bereits ausgiebig erprobt hatte, erhielten sie vierundzwanzig Stunden Zeit, um sich auf die Abreise in überfüllten Güterwagen vorzubereiten. Die Ziele dieser euphemistisch als «Zwangsevakuierung» bezeichneten Aktion waren die Arktis, Zentralasien, Sibirien und der Ferne Osten. Ungefähr 23'000 Volksdeutsche und Volksfinnen wurden im Sommer 1941 und weitere 35'162 im März 1942 über das Eis des Ladogasees deportiert.¹⁴ Unter ihnen befanden sich die Tribergs, die am Newski-Prospekt über ihrem einstigen Familienunternehmen, dem bekannten Schuhgeschäft «Alexander», gewohnt hatten. «Sie waren eine gewöhnliche Familie», erinnerte sich eine Nachbarin sechzig Jahre später.

Sie wohnten uns gegenüber, auf demselben Treppenaufgang des Newski-Prospekts 11 ...

Die Familie hatte drei Kinder, zwei Jungen und ein dreijähriges Mädchen. Die beiden älteren, zwölf und sechzehn Jahre alt, kamen manchmal auf einen Sprung vorbei. Ich nahm Deutschstunden bei ihrer Mutter und ihrer Tante – so schöne, elegante und intelligente Frauen. Die Mutter der Jungen war besonders freundlich und auch sehr intellektuell. Der ältere Sohn schien alle Fähigkeiten seiner Mutter geerbt zu haben, dazu die seines Vaters, eines Ingenieurs, der mehrere europäische Sprachen beherrschte. Ich kann mit Gewissheit sagen, dass das Land mit diesem jungen Mann einen künftigen Gelehrten verlor.

Genauer ausgedrückt, es verlor die ganze Familie. So geschah es:

1938 wurde der Vater verhaftet.

1941 wurde auch die Mutter verhaftet.

1944 erschoss man die Mutter.

Die Söhne blieben als mittellose Waisen zurück, denn ihr gesamtes Eigentum war beschlagnahmt worden. Infolgedessen starb der ältere Sohn an Hunger, denn sie hatten nichts, was sie gegen Brot eintauschen konnten. Der jüngere Sohn blieb mit seiner Tante und deren kleiner Tochter zurück. Sie waren lebende Schatten: eine verhungerte Frau und zwei dystropische [entkräftete] Kinder. In diesem Zustand wurden sie über das Eis des Ladogasees aus Leningrad deportiert.

Auf der Reise starb die Tante. Die beiden überlebenden Kinder wurden voneinander getrennt und kamen nie wieder zusammen. So ging eine Familie zugrunde, wie die Nachbarin trocken bemerkte, «während des letzten Krieges mit den Deutschen, aber nicht, streng genommen, durch die Hände der Deutschen».¹⁵

Ausserdem deportierte oder verhaftete man eine grosse Zahl (laut Sicherheitsdienstunterlagen 71'112 bis Oktober 1942) «sozial fremder» und «verbrecherischer» Elemente der allgemeinen Bevöl-

kerung. In der Praxis bedeutete dies, dass dieselben Menschen, die während der Säuberungen von 1936 bis 1938 aufs Korn genommen wurden, nun wieder betroffen waren: Mitglieder der alten Bourgeoisie («deklassierte Elemente»), Bauern («frühere Kulaken»), ethnische Minderheiten («Nationalisten»), Kirchgänger («Sektierer»), Frauen und Kinder von früheren Repressionsopfern («Verwandte von Volksfeinden») und jeder, der Beziehungen ins Ausland hatte oder Kenntnisse einer Fremdsprache besass («Spione und Verräter»). Wie immer konnte es tödlich sein, einfach nur seinem Groll Luft zu machen oder Naheliegendes zum Ausdruck zu bringen: Die erste Hinrichtung der Sowjetunion wegen «Verbreitung defätistischer Gerüchte» wurde Anfang Juli in Leningrad verzeichnet. Hunderte von einfachen Leuten wurden verhaftet, weil sie sich über ihre Arbeitszeit beschwert, eine schlechte Ernte vorhergesagt oder Nachrichten über die Bombenabwürfe auf Kiew und Smolensk weitergegeben hatten.¹⁶

Einer der originellsten Leningrader, die damals verschwanden, war der Autor Daniil Juwatschow, besser bekannt unter seinem Pseudonym Daniil Charms. Als Relikt aus den avantgardistischen zwanziger Jahren pflegte er eine Reihe von Exzentritäten, beschäftigte sich mit dem Okkulten, trank nichts als Milch und stolzierte durch die Umgebung seiner Wohnung in der Majakowski-Strasse mit einem Deerstalker-Hut, einer Shooting-Jacke, Knickerbockern, einer untertassengrossen Taschenuhr und karierten Socken. Die Überbleibsel seiner Prosa und seiner Dialoge – unveröffentlicht bis in die späten neunziger Jahre – fangen die Eintönigkeit und die wüste bürokratische Gewalt seiner Epoche mit albtraumhaftem Humor ein. In einer Skizze träumt jemand immer wieder von einem Polizisten, der sich in den Büschen versteckt und dabei immer dünner wird, bis ein Sanitätsinspektor ihn zusammenfallen und mit dem Abfall wegwerfen lässt. In einem anderen Text lehnen sich neugierige alte Frauen aus einem Fenster und purzeln eine nach der ande-

ren auf den Boden. In einem dritten streiten sich Freunde darüber, ob die Zahl sieben vor der Zahl acht komme, bis sie von einem Kind abgelenkt werden, das «glücklicherweise» von einer Parkbank fällt und sich den Kiefer bricht. Charms wurde im August verhaftet und in eine psychiatrische Anstalt gesteckt, wo er zwei Monate später aus unbekanntem Gründen starb. Warum wurde er ausgewählt? «Vielleicht», wie der Belagerungshistoriker Harrison Salisbury schreibt, nur «deshalb, weil er einen komischen Hut trug».

Die Freiwilligkeit der ersten Kriegstage wurde rasch von Zwang abgelöst. Am Freitag, dem 27. Juni, gab der Leningrader Stadtsowjet – vor der Massenmobilisierung in der übrigen Sowjetunion¹⁷ – einen Mobilisierungsbefehl zur Zivilschutzarbeit für alle tauglichen Männer zwischen sechzehn und fünfzig Jahren und für alle Frauen (ausser denen, die kleine Kinder versorgten) zwischen sechzehn und fünfundvierzig Jahren heraus. Die meisten wurden aufs Land geschickt, um Panzergräben auszuheben. Die übrigen buddelten in der Stadt Luftschutzkeller, tarnten öffentliche Gebäude (das gesamte Smolny-Institut wurde mit einem Netztuch überzogen, und Amateurbergsteiger malten die vergoldete Turmspitze der Admiralität grau an), wurden neuen Feuerlösch-, Bombenbeseitigungs- und Erste-Hilfe-Teams zugewiesen und ersetzt zur Armee einberufene Fabrikarbeiter. Die Verantwortung für diese Massnahmen übertrug man den allgegenwärtigen und verhassten *uprawdomy* (Hausverwalter), die bevollmächtigt wurden, Verteidigungsaufgaben zuzuweisen, Aufenthaltsgenehmigungen zu überprüfen und Wehrdienstverweigerer anzuzeigen.¹⁸

Für Kinder waren diese neuen Aktivitäten recht unterhaltsam. Juri Rjabinkin half beim Bau von Luftschutzkellern in der Nähe der Kasaner Kathedrale mit. «Ich hab an beiden Händen Schwielen und Splitter», schrieb er stolz. Beim Sandladen gab es weniger zu tun, aber die «Jungens haben aus Sand Hitlers Visage modelliert und mit

Schaukeln zerdröckhen». Er spielte Billard und weitere Schachpartien im Pionierpalast und las *David Copperfield*.¹⁹ Der kleine Igor Krugljakow, der sich selbst überlassen blieb, machte sich zu Nachforschungen auf: zu den Taurischen Gärten, wo silberne Sperrballons wie grosse Wale über den Kiespfaden dahinschwebten, und zum Suworow-Museum, dessen Pförtner ihn aufs Dach liess, damit er sich die Renntauben des Mannes anschauen konnte. Verdunkelungen, nicht sehr effektiv in den kurzen, hellen Sommernächten, wurden am 27. Juni eingeführt, und Kinder erhielten phosphoreszierende, wie Glühwürmchen und Rosen geformte Abzeichen, mit denen Unfälle verhindert werden sollten. Dachkammern wurden mit Sand gefüllt und mit feuerfester Kalkfarbe bemalt und Fensterscheiben mit Papierstreifen oder Gaze überklebt, um Splitterungen abzuschwächen. Diese mechanische Tätigkeit, schrieb Ginsburg, wirkte «beruhigend, sie lenkte von der Leere des Abwartens ab. Und dennoch hatte man dabei auch ein seltsames und qualvolles Gefühl, wie etwa beim Anblick eines vor Sauberkeit blitzenden Operationssaals, in dem noch keine Verwundeten versorgt werden, und doch weiss man genau, dass er sehr bald voll von ihnen sein wird.»²⁰ Andere fanden das Endergebnis eher fröhlich und dekorativ, etwa wie die geschnitzten Fensterrahmen an reichen Bauernkaten. Die Bewohner eines Gebäudes an der Fontanka fertigten Bilder von Palmen mit darunter sitzenden Affen an, doch das häufigste Muster bestand aus zwei einfachen Diagonalen, und das so entstehende weisse Andreaskreuz wurde zu einem visuellen Leitmotiv der Belagerung.

Dmitri Lichatschow, der aus medizinischen Gründen von der Wehrpflicht freigestellt war, absolvierte trotzdem eine militärische Ausbildung mit seinen Kollegen vom Puschkinhaus.

Wir «Freifahrer» wurden in die Selbstverteidigungseinheit des Instituts berufen, mit doppelläufigen Schrotflinten ausgerüstet und vor dem

Gebäude der Geschichtsfakultät gedrillt. Ich erinnere mich, dass B.P. Gorodezki und W. W. Gippius unter den Marschierern waren. Der Letztere ging amüsanterweise auf Zehenspitzen und beugte den ganzen Körper vor. Unser Ausbilder lachte still mit allen anderen.

Lichatschow war weitblickend genug, Lebensmittelvorräte anzulegen. Er beharrte darauf, dass seine Angehörigen ihre vollständige, zunächst grosszügige Brotration in Anspruch nahmen und Scheiben davon auf einer sonnigen Fensterbank austrockneten, bis sie einen Kissenbezug füllen konnten, den sie ausser Reichweite von Mäusen an einer Wand aufhängten. Auch liess er seine Familie alles kaufen, was in den sich rasch leerenden Läden, deren Schaufenster nun mit sandgefüllten Verschalungen ausgefüllt waren, zu finden war. Später wünschte er sich, dass sie noch mehr gehamstert hätten.

Im Winter lag ich im Bett und dachte an das eine oder andere, bis mir der Kopf schmerzte. Dort, auf den Regalen in den Läden, waren Fischkonserven gewesen. Warum hatte ich sie nicht mitgenommen? Warum hatte ich nur sieben Gläser Lebertran gekauft und war nicht ein fünftes Mal zur Apotheke gegangen, um mir noch drei geben zu lassen? Warum hatte ich nicht ein paar Vitamin-C- und Traubenzuckertabletten gekauft? Diese Fragen nach dem «Warum» quälten mich. Ich dachte an jede ungegessene Schüssel Suppe, jede weggeworfene Brotrinde, jedes Stück Kartoffelschale mit solchem Bedauern und solcher Verzweiflung, als hätte ich meine eigenen Kinder ermordet. Aber trotzdem taten wir so viel, wie wir konnten, und schenkten keiner der beruhigenden Mitteilungen im Radio Glauben.²¹

Georgi Knjasew, der Direktor des Archivs der Akademie der Wissenschaften, sass mit gelähmten Beinen im Rollstuhl. Jeden Tag schob er sich dieselbe achthundert Meter lange Strecke am Damm der Wassiljewski-Insel entlang: von dem mit Bronzetafeln versehe-

nen Gebäude der Akademiemitglieder, in dem er wohnte, vorbei an zwei polierten Sphinxen, die Nikolaus I. aus Luxor importiert hatte, am giebeligen Menschikow-Palast und am mit Linden bewachsenen Rumjanzew-Platz vorbei bis hin zum Säulenvorbau der Akademie. Am gegenüberliegenden Ufer erstreckte sich das klassische Petersburger Panorama: zur Linken, hinter der Schlossbrücke, die Rokokoklötze der Eremitage und des Winterpalais; gerade noch sichtbar hinter ihnen der Engel des Palastplatzes und die höchste Spitze der Auferstehungskirche; vorn das Admiralggebäude mit seiner Turmspitze; zur Rechten die eiförmige Kuppel der Isaakskathedrale und dahinter Falconets berühmte Statue Peters des Großen, der «Ehernen Reiter», dessen Ross sich auf seinem Felsblock aufbäumte. Diese Strecke des Gehsteigs und diese Aussicht bezeichnete Knjasew als seinen «kleinen Radius», die schmale Öffnung, durch die er die gesamte Belagerung beobachten würde. Der unauffällige und konventionelle Mann (sein Tagebuch richtet sich mit unabsichtlicher Ironie an «dich, meinen fernen Freund, Mitglied der künftigen kommunistischen Gesellschaft, dem *der Krieg* fremd und organisch zuwider sein wird, wie uns jetzt die Anthropologie, der Kannibalismus, widernatürlich ist»²²) verbrachte die ersten Kriegstage damit, Radio zu hören («Die Völker Europas müssen sich doch erheben!»), die Vorräte an Medikamenten («gegen Verbrennungen und Verletzungen») durchzusehen und seine Mitarbeiter anzuspornen, die dazu neigten, «das Sofa im Büro des Präsidenten zu bewachen» und nicht das Lagerhaus des Archivs. Am 2. Juli besuchte er die Verwaltungszentrale des Archivs im alten Senatsgebäude:

Auf der Treppe, auf der einst das Rasseln von Gardeoffizier Lermontows Säbel zu hören war... hing nun ein Schienenstück an einer dicken Schnur und daneben ein Metallstab – ein Klopfer. Dies ist für den Fall eines Gasalarms gedacht. Auf dem oberen Treppenabsatz war es dun-

kel, obwohl dort blaue Lampen brannten. Während ich durch den Korridor ging, der in fast völlige Dunkelheit gehüllt war, kam ich mir vor wie in einer Meyerhold-Inszenierung. Das IRLI[Institut der russischen Literatur]-Lager bot einen furchtbaren Anblick. Ich konnte die Arbeitszimmer kaum wiedererkennen. Chaos herrschte ... Hinter einer Statue von Alexander Wsewolowski standen zwei grosse Wasserröhrer, von denen einer bereits leckte. Überall sah man Spaten und Kisten mit Sand, und ein Feuerwehrschilauch zog sich durch den Korridor. Vor dem Puschkinraum standen Abstellkästen, einige leer, einige voll. Ich muss ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen: Puschkins Manuskripte waren perfekt eingepackt... Aber es gab eine Menge Lärm und Aufregung. Direkt neben den Kästen diktierte jemand einer Stenotypistin einen Artikel über den Faschismus. Ein anderer Mitarbeiter fertigte eine Liste der zu verpackenden Gegenstände an ... Dauernd stiess ich auf Gruppen, die Sandsäcke trugen.

Jelena Skrjabina beschloss, sich dem Krieg zu entziehen und ihre Verhaftungschancen zu mindern, indem sie eine Datscha (die Preise waren stark gesunken) bei Puschkin mietete, dem früher Zarskoje Selo («Zarendorf») genannten Ort, der am Sommerpalais der Herrscher entstanden war. Dort verbrachten Jelena und ihre Kinder die Zeit damit, im Sonnenschein durch den mit Zierbauten gesprenkelten Katharinenpark zu spazieren. «Blauer Himmel, blauer See und der grüne Rahmen des Ufers. Es war friedlich. Keine Stimmen ertönten. Niemand schlenderte die Pfade entlang. Nur irgendwo in der Ferne funkelten die Silberwände der Paläste durchs Laub.»²³

Bei den wöchentlichen Besuchen in der Stadt war es jedoch unmöglich, die Realität auszuschalten. Sie hatte Angst vor Gasangriffen (unnötigerweise, denn obwohl man Gasmasken verteilt hatte, brauchten sie nie benutzt zu werden) und vor einer Hungersnot, «denn all die Versicherungen in den Zeitungen, dass wir enorme Lebensmittelvorräte hätten, sind dreiste Lügen». Ihre Nachbarin Kurakina erzählte flüsternd von den Schlägen, die ihr nun halb tau-

ber und furchtsamer Mann im Lager hatte ertragen müssen. Ganz oben am wolkenlosen Himmel hinterliessen Flugzeuge Kondensstreifen – eine gespenstische Neuheit für die Leningrader, die vermuteten, es handele sich um mögliche Zielobjekte.

Erst am 3. Juli, elf Tage nach dem Überfall, hielt Stalin seine erste Rundfunkansprache der Kriegszeit. Ungeschliffen, aber spontan – das Glas klickte an seine Zähne, wann immer er einen Schluck Wasser trank –, hatte seine Blut-Schweiss-und-Tränen-Rede laut dem Moskauer BBC-Korrespondenten Alexander Werth «nur eine Parallele, die berühmte Ansprache, die Churchill nach Dünkirchen gehalten hatte».²⁴ Er begann mit einer neuen, fast flehentlichen Informalität – «Genossen, Bürger, Brüder und Schwestern: ich spreche zu euch, zu meinen Freunden!» – und rief die Nation zum totalen Krieg wie im Kampf gegen Napoleon auf. Die Produktion werde auf vollen Touren laufen, und «es wird in unseren Reihen keinen Raum für Feiglinge und Zauderer, für Deserteure und Panikmacher geben». Solche Personen würden sich vor Militärgerichten verantworten müssen. Kein «einziger Eisenbahn waggon, kein Pfund Brot noch ein halber Liter Öl» werde auf dem Pfad der faschistischen Sklavenhalter Zurückbleiben, und hinter ihren Linien würden Partisanen Strassen und Brücken sprengen, Telefondrähte zerstören und Wälder, Geschäfte und Geleitzüge in Brand stecken. «Unerträgliche Bedingungen» sollten für «den Feind und seine Komplizen» geschaffen werden, die «auf Schritt und Tritt zu verfolgen und zu vernichten» seien. Stalin endete mit brutalem Nachdruck: «Die ganze Kraft des Volkes muss eingesetzt werden, um den Feind zu zerschmettern. Vorwärts, dem Sieg entgegen!»

Die Rede hatte in Leningrad und anderswo eine beruhigende Wirkung. In Moskauer Kinos brachen die Zuschauer, wie Werth sich erinnerte, in rasenden Jubel aus, wenn Stalin in einer Wochen-

ischau erschien (was sie im Dunkeln nicht getan hätten, wenn sie es nicht ehrlich gemeint hätten).²⁵ Obwohl Stalin den Erfolg von Barbarossa in Wirklichkeit stark untertrieben und von schweren deutschen Verlusten gesprochen hatte, glaubten die Russen nun, das Schlimmste gehört zu haben und auf festem Boden zu stehen. Die siebzugjährige Aquarellmalerin Anna Ostroumowa-Lebedewa (die unter Repin, Bakst und Whistler studiert und drei Zaren überlebt hatte) lauschte mit ihrem Dienstmädchen Njuscha in ihrer Wohnung unweit des Finnischen Bahnhofs an der Wyborger Seite Leningrads. «Heute», schrieb sie in ihrem Tagebuch, «habe ich den weisen Worten des Genossen Stalin mit aufrichtiger Sorge zugehört. Doch seine Worte erfüllen die Seele mit Ruhe, Hoffnung und Freude.»²⁶

Sie wäre weniger zuversichtlich gewesen, hätte sie gewusst, wie weit die Deutschen wirklich vorgedrungen waren. Für die Sowjetunion erwiesen sich die ersten elf Kriegstage als verheerend. Sie war mit der grössten Invasionsstreitmacht konfrontiert, die die Welt je gesehen hatte: vier Millionen Soldaten Deutschlands und der Achsenmächte, 3'350 Panzer, 7'000 Feldgeschütze, über 2'000 Flugzeuge und 600'000 Pferde. Besonders im Norden war die Rote Armee mit 370'000 Soldaten, verglichen mit den 655'000 der Wehrmacht, stark unterlegen. (Die Bestände von Kanonen, Panzern und Kampfflugzeugen waren ungefähr die gleichen.²⁷) Ausserdem waren die Deutschen besser organisiert und besaßen eine fähigere Führung. Die Heeresgruppe Nord – eine von drei Heeresgruppen, die überall an der sowjetisch-deutschen Grenze angriffen – wurde von Feldmarschall Wilhelm Ritter von Leeb geleitet, dem fünfundsechzigjährigen Berufssoldaten, der bereits die Zerschlagung der Maginot-Linie angeführt hatte. Ihm unterstanden General Ernst Busch an der Spitze der Sechzehnten Armee und General Georg von Küchler, der die Achtzehnte Armee befehligte und gerade den Sieg in Frankreich hinter sich hatte. Die Speerspitze der Heeres-

gruppe bildete die Panzergruppe 4 mit ihrem Befehlshaber General Erich Hoepner. Er hatte Generaloberst Hans Reinhardt und Generaloberst Erich von Manstein unter sich, die zu Hitlers brilliantesten Panzerkommandeuren gehörten. Dagegen hatte die Nordwestfront der Roten Armee ihre leitenden Offiziere durch Stalins Säuberungen verloren und machte eine traumatisierte Reorganisation und Verlegung durch. Die Mehrzahl ihrer Einheiten war geschwächt, und manche besaßen nicht einmal scharfe Munition. Auch ihre Verteidigungsstellungen waren unzureichend: Bis Juni 1941 hatte die Armee ihre Bunker an der alten Grenze aus der Zeit vor 1939 – die sogenannte Stalin-Linie – weitgehend aufgegeben, war jedoch noch immer dabei, weiter westlich Befestigungen zu bauen.

Vor allem jedoch hatte Deutschland den Vorteil des Überraschungsmoments für sich. Als sowjetische Grenzposten in den frühen Morgenstunden des 22. Juni von explodierenden Geschossen geweckt wurden, hatten viele von ihnen noch nicht einmal Stalins widerwilligen, knapp drei Stunden zurückliegenden Befehl erhalten, zu voller Alarmbereitschaft überzugehen. Verblüfft und zu verängstigt, um die Initiative zu ergreifen, baten Subalternoffiziere telegrafisch um Anweisungen. «Wir werden beschossen», lautete eine typische Anfrage, «was sollen wir tun?» Auch die Luftstreitkräfte hatten keine Zeit zur Mobilmachung. Luftwaffenpiloten entdeckten zu ihrem Erstaunen sowjetische Maschinen aufgereiht und ungetarnt, und auch diejenigen, denen der Start gelang, waren leichte Ziele. «Der Russe war weit hinter unseren Linien», schrieb ein finnischer Pilot. «Deshalb feuerte ich nicht, obwohl ich überhaupt nicht sicher bin, dass ich es fertiggebracht hätte, einer so lahmen Ente den Garaus zu machen ... Seine Unerfahrenheit liess vermuten, dass er kaum mehr als ein Entchen sein konnte.» Insgesamt wurden in den ersten Kriegstagen 1'200 Flugzeuge an sechsundsechzig Stützpunkten zerstört, drei Viertel davon am Boden.²⁸ Für

den Rest des Jahres besaßen die Deutschen die uneingeschränkte Lufthoheit und konnten so viele Tief- und Sturzflüge durchführen, wie es ihre Mittel – immer noch erschöpft nach der Luftschlacht um England – zuließen. Die Tatsache, dass die Luftangriffe auf Leningrad erst Anfang September begannen, war auf Verzögerungen bei der Reparatur von Flugplätzen zurückzuführen, die die Luftwaffe vorher selbst bombardiert hatte. Die Stadt wäre viel stärker beschädigt worden, hätte sie nicht über Hunderte von Suchscheinwerfern, Flakgeschützen und «Zuhörern» verfügt. Dies waren akustische Geräte in Gestalt riesiger Grammofonmuscheln, die den Anflug derselben Besatzungen verfolgten, die zwölf Monate vorher London angegriffen hatten.

Da die Überzahl, die Führung, das Überraschungsmoment und die Lufthoheit sämtlich für sie sprachen, rückte die Heeresgruppe Nord mit frappierender Geschwindigkeit vor. Die Leningrader wussten nicht, dass Leeb's Panzergruppen nach dreitägigem Krieg bereits den grössten Teil Litauens überrollt und einen Tag später einen Brückenkopf am Ufer des lettischen Flusses Düna errichtet hatten. Diese Linie war zwischen 1915 und 1917 von den zaristischen Heeren immerhin zwei Jahre gehalten worden. Es sei unwahrscheinlich, dass er je wieder etwas mit diesem ungestümen Vormarsch Vergleichbares erleben werde, schrieb von Manstein in seinen (berüchtigt selektiven) Memoiren. Es sei die Erfüllung der Träume jedes Panzerkommandeurs gewesen. In Litauen und Lettland, wo die meisten Bürger die Vertreibung der Sowjets begrüßten, reichten Frauen den deutschen Kavalleristen Blumensträuße, und nationalistische Milizen schlossen sich den Kämpfen und den Lynchmorden an Juden an.

Während die Deutschen voranstürmten, brach die Kommunikation der Roten Armee zusammen. Laute Telefonate verhallten mitten im Satz, Dienstwagen wichen qualmenden Dörfern auf der Suche nach Kommandoposten aus. Befehle, wenn sie überhaupt eintrafen, hatten nichts mit der Realität zu tun, denn Offiziere wurden

angewiesen, nicht mehr existierende Kräfte einzusetzen oder Orte zu verteidigen, die sich bereits weit in der deutschen Etappe befanden. Typisch war die Erfahrung des 5. Motorisierten Schützenregiments. Wie andere Grenzeinheiten gehörte es nicht zur regulären Armee, sondern zum ausgedehnten Sicherheitsimperium des Volkskommissariats für Innere Angelegenheiten (NKWD). Das Regiment scheint durch den Kriegsausbruch völlig überrascht worden zu sein. Am 22. Juni fuhr es um 10 Uhr auf der Strasse von Wilna nordwärts nach Riga, als es plötzlich von deutschen Stukas angegriffen wurde. «Das Städtchen Siauliai brannte», hiess es im Regimentsbericht, und «die deutschen Flugzeuge machten kurzen Prozess mit den Flüchtlingen und Soldaten auf der Strasse. Dadurch wurde deutlich, dass der Krieg begonnen hatte.» Das Regiment suchte Schutz in einem Wald, wo ein Kurier den Befehl überbrachte, sich rasch nach Riga zu begeben, da dort «Unruhen» ausgebrochen seien. In der Stadt angekommen, stellte man fest, dass sie in der Hand von antisowjetischen lettischen Partisanen war, die Maschinengewehrstellungen auf Kirchtürmen, in Mansarden und hinter den Dachgeschossfenstern der Jugendstilhäuser errichtet hatten. Das Hauptquartier der Roten Armee und des NKWD, die Büros der lettischen Kommunistischen Partei sowie der Bahnhof wurden attackiert. Das Regiment sammelte die lettische Garnison und «verwickelte die Saboteure in schwere Kämpfe. Das Feuer aus Fenstern, von Kirchtürmen und Glockentürmen wurde mit dem Feuer von Maschinengewehren und Panzern beantwortet.» Man erschoss ohne Umschweife «120 Schurken, die unter den Saboteuren ergriffen worden waren», und leitete auch Vergeltungsmassnahmen gegen Zivilisten ein. «Vor den Leichen unserer gefallenen Kameraden schworen die Angehörigen des Regiments, die faschistischen Reptile gnadenlos niederzuschlagen, und am selben Tag spürte die Bourgeoisie von Riga unsere Rache an ihrem Fell.»

Das jedoch genügte nicht. Obwohl demoralisierte und ungeordnete Einheiten der zurückweichenden 8. Armee am 30. Juni in der Stadt eintrafen, waren die Sowjets fünf Tage später gezwungen, Riga aufzugeben und nordwärts nach Estland zu marschieren. Die Operation war chaotisch: Die Eisenbahnbrücke von Riga wurde gesprengt, bevor sämtliche sowjetischen Soldaten sie überquert hatten, – unter den Zurückgelassenen war ein weiteres Grenzschutzregiment, von dem man nie wieder etwas hörte. Wie es in der Meldung des 5. Motorisierten Schützenregiments knapp heisst: «Da die Offiziere und Soldaten der 12. Grenzabteilung nicht aus der Schlacht auf tauchten, haben sich keine Dokumente erhalten.» Am 10. Juli erteilte Schdanow den Befehl, am Fluss Nawast, den die Deutschen in Wirklichkeit bereits überquert hatten, standzuhalten. Nach einer brutalen zweistündigen Schlacht zog sich die aufgelöste Rote Armee zu dem Ort Wychma zurück. «Vor Wychma fand buchstäblich ein Massaker statt. Wie im Rausch versuchten die wütenden Faschisten, aus Wychma auszubrechen, doch mit Feuer und Bajonetten hielten die Kämpfer und Befehlshaber des 320. Schützenregiments und des 5. Motorisierten Schützenregiments den Feind nieder.» Mittlerweile kann nicht mehr viel vom 5. Motorisierten Regiment übrig gewesen sein, denn es wurde einem anderen Regiment in derselben Division unterstellt, um seine Positionen bei Wychma wieder einzunehmen und «Deserteure, wenn nötig mit Gewehrfeuer, zurückzutreiben». Dies war ein unmögliches Ansinnen, denn die Einheit wurde «unaufhörlich» von deutschen Tieffliegern angegriffen, wobei auch noch fliehende Soldaten und Zivilisten die Strassen versperrten.²⁹

Während die Sowjets Riga unter blutigen Verlusten verliessen, durchbrachen Reinhardts Panzer im Osten die alte Stalin-Linie bei Ostrow, an der bis 1940 bestehende estnischsowjetische Grenze. Hier wurden die weiss getünchten Bauernhöfe und akkuraten Felder der Balten vom eigentlichen Russland abgelöst: einer deichlosen,

nicht entwässerten Landschaft aus Erlen, Weiden und Röhricht, mit Krüppelbirken und silbern gebleichten Holzhütten. Kartoffelbeete und baufällige Lattenzäune waren hinter Hecken aus Bärenklau und Weidenröschen verborgen. Am 8. Juli nahm Reinhardt die Festungen und die vierzig Kirchen der kleinen mittelalterlichen Stadt Pskow ein, die auf der Route nach Osten einen wichtigen Strassen- und Eisenbahnknotenpunkt bildete. Wieder sprengten die Sowjets eine Brücke, bevor alle zurückweichenden Männer sie überquert hatten. Von 215 Maschinengewehren wurden 206 zurückgelassen, Soldaten mussten sich an treibende Baumstämme klammern, um den Fluss zu überqueren. Innerhalb von siebzehn Tagen war die Wehrmacht erstaunliche vierhundertfünfzig Kilometer vorgerückt, wobei sie nicht nur sämtliche kurz zuvor erworbenen und wenig loyalen Baltenstaaten überrollte, sondern auch ins russische Kernland vordrang und Leningrad selbst bedrohte.³⁰

In der Stadt erkannten nur wenige die sich nähernde Gefahr. Dabei gaben die Bürger sich alle Mühe. «Sobald wir aufwachen», schrieb die junge Mutter Jelena Kotschina, «eilen wir zu unseren Radios und spülen die bitteren Pillen der Nachrichtensendung mit kalten Teeresten hinunter.» «Die Gier nach Informationen war furchtbar», erinnerte sich Ginsburg. «Fünfmal am Tag stürzten die Menschen zum Lautsprecher, unterbrachen sie jegliches Tun. Sie bestürmten jeden Menschen, war er der Front, der Macht oder den Informationsquellen auch nur einen Schritt näher als sie selbst.»³¹ Aber die Behörden taten ihr Bestes, die Öffentlichkeit im Dunkeln zu lassen. Das Sowjetische Informationsbüro (Sowinform), drei Tage nach Kriegsbeginn geschaffen, war das einzige Organ, das amtliche Verlautbarungen herausgeben durfte. Es gestaltete seine zweimal täglich gesendeten Berichte bewusst vage, indem es von Kämpfen «in Richtung» bestimmter Städte und von anonymen «Bevölkerungs-

punkten N» sprach, die erobert oder verloren gegangen seien. (Diese Konvention leitete sich von den Romanen des neunzehnten Jahrhunderts her. Zum Beispiel wird Gogols Werk *Die toten Seelen* damit eröffnet, dass eine Kutsche durch die Tore eines Gasthauses in «der Provinzstadt N» fährt.) Statt Niederlagen zuzugeben, schilderte Sowinform kaum glaubhafte Beispiele individuellen Heldentums – die der Kriegskorrespondent Wassili Grossman abschätzig als «Iwan Pupkin tötete fünf Deutsche mit einem Löffel»-Geschichten bezeichnete. Wichtige Niederlagen wurden erst mehrere Tage später gemeldet. Dass Kämpfe «in Richtung» von Pskow stattgefunden hatten, verlautete erst am 12. Juli, vier Tage nach dem Fall der Stadt, und zwölf Tage später war immer noch von einem «Schlachtfeld» die Rede. Danach wurde das Thema in den Nachrichten einfach nicht mehr behandelt.³²

Eines der praktischen Ergebnisse dieser Fehlinformationen bestand darin, dass Eltern, die ihre Kinder für die Sommerferien aufs Land geschickt hatten, diese häufig nicht heimholten, bevor sie in der deutschen Angriffswelle versanken. Auch mehrere von Jelenas Freundinnen wurden beinahe überrumpelt. Am 8. Juli gelang es ihrer Nachbarin Ljubow Kurakina, deren Mann in gebrochenem Zustand aus dem Gulag zurückgekehrt war, ihre Kinder aus Weissrussland, das damals bereits zum Teil besetzt war, zurückzuholen. Dabei sah sie einen deutschen Soldaten in ein paar Schritten Entfernung. Am meisten ängstigte sie, dass sie ihr Parteibuch im Strumpf bei sich trug. Sie war überzeugt, dass es ihr schlecht erginge, wenn man es fände. Doch nahm alles ein gutes Ende. Ljubow fand ihre Kinder und kam mit ihnen teils per Zug, teils mit Lastwagen oder zu Fuss zurück.

Dem Mann einer anderen Freundin, einem «verantwortlichen Arbeiter» (Parteijargon für einen privilegierten Funktionär), stand glücklicherweise ein Auto zur Verfügung, «das es ihm ermöglichte, einige grössere und kleinere Dörfer [nach seiner dreijährigen Toch-

ter] abzusuchen. Nur mit Mühe hat er die Kleine gefunden. Sie hatte nur noch ihr Unterkleid an.»³³ Die Historikerin Angelina Kupai-
gorodskaja, bei Kriegsbeginn elf Jahre alt, erinnert sich, wie das
Personal ihres Pionierlagers die Kinder einfach im Stich liess:

Wir sollten irgendeine Expedition, eine Wanderung, machen. Dann er-
fuhren wir, dass der Plan geändert worden war. Zwei oder drei Stunden
vergingen, und schliesslich mussten wir uns in einer Reihe aufstellen,
bevor wir hörten, dass Hitler uns angegriffen hatte. Danach änderte
sich sofort alles. Früher waren die Mahlzeiten so gut wie in einem Sa-
natorium gewesen, doch von nun an bekamen wir nur noch Kascha.
Alle 3 Männer verschwanden, und die einzigen Erwachsenen waren
die Kantinenangestellten. Obwohl der Lageraufenthalt beendet war,
holte uns niemand ab. Wir liefen nur ziellos herum. Niemand erklärte
irgendetwas; es gab ein Gerücht, dass wir nach Moskau geschickt wer-
den würden, um in der U-Bahn zu wohnen.

Mit Hilfe eines anderen Kindes konnte Angelina ihren Eltern eine
Nachricht schicken, und diese holten das Mädchen schliesslich ge-
gen Ende Juli ab. «Ich habe keine Ahnung, was aus den übrigen
Kindern geworden ist. Viele waren noch im Lager, und die Deut-
schen näherten sich bereits.»³⁴

Aus Furcht, der Feigheit bezichtigt zu werden, gestaltete man
die Kommunikation sogar innerhalb der Armee eher rhetorisch als
faktisch. «Kaum war das Dorf Poljana unter Feuer geraten», stand
in einem Bericht vom 31. Juli, «als die Deutschen mit herunterge-
lassener Unterwäsche aus ihren Hütten sprangen. Auch Soldaten in
den Schützengräben gaben Fersengeld ... Mit 'Hurra!'-Rufen fiel
das Bataillon über die Faschisten her. Granaten, Bajonette, Ge-
wehrkolben und brennende Flaschen wurden eingesetzt. Die Wir-
kung war überwältigend.» Am 2. Juli wurde eine NKWD-Grenz-
einheit, die sich im «Haus eines früheren Kulaken» bei Ostrow ver-

schanzt hatte, durch fünf feindliche Panzer angegriffen. «Aus dem brennenden Gebäude feuerte der Unterpolitruk [politische Führer] Broitman, der bereits zweimal an der Brust verwundet worden war, weiterhin auf den Feind, so dass dieser die Panzerluken nicht öffnen konnte. Neben ihm schoss der *starschina* [Hauptfeldwebel] des Feldpostens, Genosse Nagorski, heldenhaft mit einem Maschinengewehr auf den Feind. Stark blutend, gaben sie ihren Kameraden, die sich zu neuen Linien zurückzogen, mutig Feuerschutz. Beide fielen bei der tapferen Verteidigung ihres Sektors.»³⁵

Der Realität näher kam ein zynischer Witz jener Zeit: Ein Leutnant der Roten Armee wird am Strassenrand in einem verlassenen deutschen Lastwagen vorgefunden und aufgefordert, sich in Bewegung zu setzen, da man sonst auf ihn schiessen werde. «Wer denn?», erwidert er. «Die Deutschen werden meinen, es sei ihr Laster, und unsere Leute werden weglaufen.»³⁶ In den ersten Kriegswochen herrschte an der Nordwestfront fast völlige Verwirrung. In internen Meldungen war häufig davon die Rede, dass Einheiten sich «einzeln und in kleinen Gruppen» zurückzogen – ein Euphemismus für totales Chaos. Durch den deutschen Vormarsch isoliert, irrten grosse Mengen von Soldaten durch die verwüstete Landschaft, um entweder zu den sowjetischen Linien zurückzukehren oder um sich dem Feind zu ergeben. Durch Flugblätter wurde ihnen mitgeteilt, sie sollten sich als Partisanen betrachten, und man versuchte, sie mit der Nachricht von dem neuen sowjetisch-britischen Bündnis aufzumuntern.³⁷ So viele gerieten in Gefangenschaft, dass die Deutschen sie einfach in die nächstgelegenen sicheren Gebäude trieben, in denen es weder Nahrungsmittel noch sanitäre Einrichtungen oder sauberes Wasser gab. Diejenigen, die es schafften, ihre Einheiten ausfindig zu machen, wurden der Feigheit, der Fahnenflucht oder Spionage bezichtigt. Obwohl die Rote Armee das Terrain kannte, erfolgten ihre Versuche, Gegenangriffe zu führen, laut Halder «in ei-

ner Weise, die erkennen lässt, dass die Führung völlig desorientiert ist. Auch die Technik dieser Angriffe ist überraschend schlecht. Schützen auf Lastkraftwagen mit Panzern in einer Front fahren gegen unsere Feuerlinie los. Folge schwerste Verluste des Feindes.» Bis zum 3. Juli waren, wie Halder schätzte, zwölf bis fünfzehn der einundzwanzig Infanterie- und Panzerdivisionen der Nordwestfront vernichtet worden?⁸

Das Chaos verstärkte sich durch die tödliche Suche nach Sündenböcken innerhalb des sowjetischen Oberkommandos. Das prominenteste Opfer war General Dmitri Pawlow, Befehlshaber der Westfront, den man am 4. Juli zusammen mit drei Untergebenen verhaftete und am 22. Juli hinrichtete. General Kopez, Chef des sowjetischen Kampfbomber-Kommandos, ersparte dem NKWD die Mühe, indem er am zweiten Kriegstag Selbstmord beging. Weiter unten in der Hierarchie wurden zahllose Offiziere nach dem Urteil von Militärgerichten kurzum erschossen: wegen «Feigheit», da sie ohne Erlaubnis zurückgewichen seien.³⁹

Von Moskau aus verlangte General Schukow, das Blutvergießen zu intensivieren. «Kommandeure, die sich ohne Befehl von den Verteidigungslinien zurückziehen und verräterisch ihre Positionen aufgeben», wettete er in einem Telegramm vom 10. Juli, «sind ungestraft geblieben. Auch scheinen unsere Vernichtungsbataillone [NKWD-Einheiten, die Deserteure zusammentrieben] noch nicht im Einsatz zu sein, denn sie erzielten keine sichtbaren Resultate.» Vertreter des Militärrats und des Militärstaatsanwalts sollten «rasch zu den vorderen Stellungen hinausfahren und mit Feiglingen und Verrätern an Ort und Stelle abrechnen».⁴⁰ Daher der klägliche Tonfall vieler Frontberichte, in denen zumeist behauptet wird, Einheiten hätten, bevor sie sich zum Rückzug gezwungen sahen, «bis zur letzten Patrone» gekämpft.⁴¹

Bedeutsam für Leningrad war das Schicksal von Kirill Merezkow, dem stämmigen, stupsnasigen vierundvierzigjährigen Gene-

ral, der für die katastrophalen ersten Phasen des Krieges gegen Finnland verantwortlich gewesen und kurzzeitig zum Generalstabschef befördert worden war, bevor er den Posten im Januar 1941 an Schukow verlor. Er wurde in den ersten Kriegstagen verhaftet, nachdem sein Freund Pawlow ihn der Teilnahme an einer fiktiven antisowjetischen Verschwörung bezichtigt hatte. Im Gefängnis wurde er von einem der höchsten Stellvertreter Berijas – einem weiteren früheren Freund – mit einem Gummiknüppel geprügelt, bevor man ihn im September wieder in den Dienst schickte. Gesäubert und in Uniform, wurde er auf dem Weg zu Stalins Büro leutselig von seinem Folterer begrüßt. Er war mutig genug, keinen Gedächtnisschwund vorzutäuschen, und erklärte dem Mann tapfer: «Wir haben uns früher im Privatleben getroffen, aber nun habe ich Angst vor dir.» Stalin erkundigte sich nach Merezkows Gesundheit, liess ihn freundlicherweise Platz nehmen und entsandte ihn als Vertreter des Hauptquartiers (Stawka) zur Nordwestfront. Nach seinen Erfahrungen zögerte er verständlicherweise, die Initiative zu ergreifen oder Befehle in Frage zu stellen, und er diente bis zum Ende des Krieges als einer der höchsten Befehlshaber der Armeegruppe.⁴²

Neben dem Blutvergiessen kam es zu einer Umbildung hoher Militärpositionen. Leningrad hatte das Pech, Marschall Kliment Woroschilow zugeteilt zu werden. Der eitle, adrette Sechzigjährige mit einem Menjoubärtchen und kleinen, hellblauen Augen wird häufig als ritterlicher, wenn auch unbeholfener alter Kämpfe dargestellt (nicht zuletzt von Harrison Salisbury, der die Geschichte wiederholt, dass Woroschilow persönlich im September eine Gruppe von Marineinfanteristen – «das blonde Haar vom Wind zerzaust, die Gesichter frisch, das Kinn grimmig» – bei einem Bajonetangriff ausserhalb von Krasnoje Selo angeführt habe. Vielleicht trifft die Geschichte zu). Doch in Wirklichkeit war er nicht nur militärisch unfähig – als Verteidigungskommissar hatte er die verhäng-

nisvollen ersten Stadien des Winterkriegs zu verantworten –, sondern auch, wie Schdanow, als Organisator der Säuberungen, durch die die meisten hohen Offiziere der Roten Armee nur vier Jahre zuvor ausgelöscht worden waren, ein Schreibtisch-Massenmörder. Dmitri Wolkogonow, der den politischen Ausbildungsbereich der Sowjetarmee leitete, bevor er der erste wichtige Stalin-Biograf der Glasnost-Ära wurde, nimmt kein Blatt vor den Mund: «Mittelmässig, unscheinbar, von minderer Intelligenz», sei «Woroschilow nichts anderes als ein Henker, ein Handlanger des Oberhenkers» gewesen.⁴³ Woroschilows Stellvertreter, Marschall Grigori Kulik, hatte ihm nichts voraus. Ebenfalls ein alter Kavallerist des Bürgerkriegs und ein Spiessgeselle des sadistischen NKWD-Chefs Lawrenti Berija, war er ein tyrannischer, unwissender Trunkenbold, der die 54. Armee im Süden von Leningrad inkompetent führte und somit in hohem Masse dafür verantwortlich war, dass die Stadt umzingelt werden konnte. Soldaten sprachen von seinem «Gefängnis oder Orden»-Befehlsstil: Wenn ein Untergebener ihm zusagte, erhielt er eine Auszeichnung, wenn nicht, wurde er verhaftet.⁴⁴

Während Stalin weitere seiner Spitzenmilitärs beseitigte, erlebten Hitlers Tischgespräche – er war nun mit seinem Stab in der speziell erbauten Wolfsschanze ausserhalb Rastenburgs in Ostpreussen untergebracht – neue Höhepunkte. Zwischen Mitternacht und zwei Uhr morgens frohlockte Hitler an dem Tag, als die Heeresgruppe Nord Riga erobert hatte: «Die Schönheiten der Krim werden mit Hilfe einer Autobahn zugänglich gemacht werden. Für uns Deutsche wird dies unsere Riviera sein. Auch Kroatien wird zu einem Touristenparadies für uns werden.» Die beiden russischen Hauptstädte dagegen schienen nicht das gleiche Potenzial zu bieten, denn drei Tage später, während der Einnahme von Pskow, erklärte Hitler seinem Generalstabschef Halder, es sei sein «feststehender Beschluss ... Moskau und Leningrad dem Erdboden gleichzumachen,

um zu verhindern, dass Menschen darin bleiben, die wir dann im Winter ernähren müssten. Die Städte sollen durch die Luftwaffe vernichtet werden.» In seiner Zuversicht, dass ihm das ganze europäische Russland in die Hände fallen werde, wies er Halder an, Aktionen gegen die Industriestädte des Urals zu planen. Sogar der vorsichtige General gestand in seinem Tagebuch, dass sich die Dinge zufriedenstellend entwickelten. Das Ziel von Barbarossa, die Mehrheit der Roten Armee diesseits der Flüsse Düna und Dnepr zu zerschlagen, war nach seiner Ansicht mehr oder weniger erreicht worden. Obwohl noch vieles zu tun bleibe, sei es wahrscheinlich keine Übertreibung, «wenn ich behaupte, dass der Feldzug gegen Russland innerhalb [von] 14 Tagen gewonnen wurde».⁴⁵

«Wir siegen, aber die Deutschen rücken vor»

Der sparsame Umgang von Sowinform mit der Wahrheit hatte zur Folge, dass die Leningrader rasch lernten, offiziellen Nachrichtenquellen nicht zu trauen. «*Naschi bjut*», flüsterten sie einander zu, «*nemzy berut*» («wir siegen, aber die Deutschen rücken vor»). Daneben lernten sie, die vage Sowinform-Ausdrucksweise zu interpretieren. *Oschestotschennyje boi* («erbitterte Kämpfe»), *upornyje boi* («hartnäckige Kämpfe») und *tjascholyje boi* («schwere Kämpfe») deuteten auf die zunehmende Bedrohlichkeit der Lage hin. «Komplexe» Situationen waren äusserst ernst zu nehmen, und die schlimmste Wendung der Verlautbarungen – «schwere Verteidigungsschlachten gegen überlegene feindliche Kräfte» – stand für den Rückzug auf ganzer Linie. «Aus den verschleierte Mitteilungen des Sowjetischen Informationsbüros», schrieb ein Leningrader, «geht trotzdem deutlich hervor, «dass die Rote Armee unfähig ist, die deutsche Initiative an irgendeiner der Verteidigungslinien zu stoppen.»¹

Zuverlässiger, wenn auch subjektiv, waren die vertraulichen Mitteilungen oder zufällig belauschten Bemerkungen von Frontheimkehrern. So entdeckte die inbrünstig antibolschewistische Lidia Ossipowa, eine in Puschkin wohnende Rentnerin, Mitte August zu ihrer Freude, dass die Deutschen nur noch fünfzig Kilometer entfernt waren. «Gestern sagte ein Pilot, der in der Flugplatzkantine ass, zu dem Mädchen an der Kasse: ‚Nun werden wir den Feind in Sewerskaja mit Bomben angreifen.‘ Daher wissen wir, dass Sewer-

skaja von den Deutschen erobert worden ist. Wann werden sie uns erreichen? Und werden sie wirklich kommen? Die letzten Stunden vor der Entlassung aus dem Gefängnis sind die schlimmsten.» Die sogenannten Berichte von Parteiaktivisten in ihren Frauenorganisationen seien so nutzlos «wie Auszüge aus einer von Analphabeten geschriebenen Wandzeitung ... Keine Kommentare oder Fragen sind erlaubt. Das, was wir selbst innerhalb von fünfzehn Minuten gelesen haben könnten, nimmt eine ganze Stunde in Anspruch. Gott, wann wird all das enden?»²

Mutmassungen waren jedoch nicht das Gleiche wie konkretes Wissen, und es blieb ein Vakuum, das durch Gerüchte gefüllt wurde. Es hiess, Leningrad sei nicht bombardiert worden, weil Hitler es als Geschenk für seine (imaginäre) Tochter vorgesehen habe; oder die Wassiljewski-Insel würde verschont werden, weil Alfred Rosenberg (Hitlers Reichsminister für die besetzten Ostgebiete) dort geboren worden sei; ein Schiff der Roten Flotte sei auf dem Weg in die Ostsee versenkt worden; die Wehrmacht habe einen runden Panzer, der Granaten wie ein Teufelsrad ausspeie; und ein deutscher Fallschirmjäger sei auf den Blumenbeeten des Taurischen Gartens gelandet, wo er knapp dem Schicksal entgangen sei, von alten Damen mit Mistforken getötet zu werden.³

Die Behörden versuchten, die Gerüchteküche stillzulegen. Das Exekutivkomitee des Stadtsowjets verbot seinen Angestellten, am Telefon über den Krieg zu sprechen, wenn sie nicht wegen «Preisgabe von Militärgeheimnissen» vor Gericht gestellt werden wollten. Weitere «Defätisten» wurden laut einem neuen Gesetz verhaftet, nach dem diejenigen, die «falsche Gerüchte zur Erregung von Unruhe unter der Bevölkerung» verbreiteten, vor ein Militärgericht gestellt wurden.⁴ Zugleich jedoch brachte die Führung eigene Gerüchte in Umlauf, um die Aufmerksamkeit von den Katastrophen an der Front abzulenken, indem sie die Furcht vor Spionen, Sabo-

teuren und *raketniki* anheizte. Diese «Raketenmänner» übermittelten feindlichen Flugzeugen angeblich dadurch Signale, dass sie Leuchtkugeln von Dächern in den Himmel schossen. Reiseführer und Karten mussten – ebenso wie Fahrräder, Kameras und tragbare Radios – in einer Spezialabteilung abgegeben werden. Die Schaffner von Strassenbahnen und Oberleitungsbussen riefen die Haltestellen nicht mehr aus, Strassenschilder wurden übermalt und Namensschilder von den Fassaden bekannter Institutionen entfernt. Es war gefährlich, sich nach dem Weg zu erkundigen oder in der Öffentlichkeit ausländisch wirkende Kleidung zu tragen. Dmitri Lichatschow wurde wegen seines hellgrauen Mantels von kleinen Jungen verfolgt («Helle Kleidung», erinnerte er sich, «war in der UdSSR nicht üblich.»), und Jelena Skrjabina, die ihren hochgewachsenen, bebrillten Sohn Dima ganz kurz vor einem Geschäft zurückgelassen hatte, stellte bei ihrer Rückkehr fest, dass er von einem Polizisten befragt wurde. Sie konnte dem Mann Dimas Identität nur nachweisen, indem sie den Militärausweis ihres Mannes vorlegte und betonte, dass Dima, da er noch nicht sechzehn Jahre alt sei, keinen eigenen Pass besitzen dürfe.⁵ Eine andere Tagebuchschreiberin, Jelena Kotschina, bemerkte, dass sie selbst nicht immun gegen den Spionenwahn gewesen sei, der wie «eine ansteckende Krankheit» um sich gegriffen habe:

Gestern packte mich eine kleine alte Frau. Sie sah aus wie eine mit einem Regenmantel bekleidete Flunder.

«Haben Sie das gesehen? Bestimmt ein Spion!», rief sie und winkte einem Mann mit ihrem kurzen Arm hinterher.

«Was denn?»

«Seine Hose und seine Jacke hatten unterschiedliche Farben.»

Ich konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

«Und sein Schnurrbart sah aus, als hätte er ihn sich angeklebt.»

Ihre eng zusammenstehenden Augen bohrten sich in mein Gesicht.

«Entschuldigen Sie ...» Ich riss mich los, doch sie folgte mir noch ein paar Schritte den Bürgersteig entlang.

Aber... sogar mir kamen viele Leute verdächtig vor, und es schien, als lohne es sich, sie im Auge zu behalten.⁶

Obwohl die Manie sich weit bis in den Herbst fortsetzte und die Geschichten über *rakelniki* sogar bei einigen klugen Beobachtern – zum Beispiel bei dem anglo-russischen BBC-Korrespondenten Alexander Werth – Glauben fanden, gibt es keinen einzigen verlässlichen Hinweis darauf, dass jemals ein wirklicher ausländischer Spion (im Unterschied zu örtlichen Sympathisanten) in der Stadt entdeckt wurde.

Vier Wochen nach dem Angriff war die Stimmung in Leningrad durch eine verwirrte Vorahnung, durch den Gegensatz zwischen einer annähernd normalen Situation auf den Strassen und den erschütternden Rundfunknachrichten gekennzeichnet. «Man möchte nicht glauben, dass wir Krieg haben», schrieb der gelähmte Archivar Georgi Knjasew. «Alles ist ruhig, zumindest äusserlich.» Es war weiterhin heiss und fast windstill, der Flaum der Pappeln, den die Russen *puch* nennen, schwebte an den Rinnsteinen entlang, und abends versammelten sich Büroarbeiter wie üblich auf dem Rumjanzew-Platz, um Domino zu spielen. Knjasew, der eines Abends während einer Luftschutzübung vor dem Gebäude der Akademiemitglieder sass, beobachtete, wie eine Gruppe junger Mädchen Sand auf einen Lastwagen schaufelte, während Jungen in Badehosen in den Fluss tauchten oder sich rittlings auf die glatten Steinrücken der ägyptischen Sphinxen setzten. Die Frau eines Akademiemitglieds, die Handschuhe und einen Hut trug, stand Wache. Im Gespräch mit dem Hausverwalter versuchte Knjasew, ein «Gefühl der Fröhlichkeit und Ausdauer» anklingen zu lassen, doch der Mann konnte nicht verstehen, weshalb der Krieg sich nicht entwickelte, wie es sonst in den Filmen gezeigt wurde.

«‘Traurig, dass auf unserem Territorium gekämpft wird’», sagte er. «,Da wird viel zerstört. Weshalb wurden die Befestigungen der alten Staatsgrenze kampflos aufgegeben?’» Ich wusste keine Antwort. Wir sind sehr schlecht informiert. Ich weiss nicht, ob die Deutschen noch weit weg sind oder schon nahe. Besteht für Lenin-grad ernste Gefahr oder nicht?» Die Luft roch schwach nach Rauch, denn man hatte Torfmoore angezündet, um feindliche Piloten zu verwirren.⁷

Anna Ostroumowa-Lebedewa, die bejahrte Künstlerin, die durch Stalins Rundfunkrede so ermutigt worden war, wohnte einem Lazarett gegenüber. Wenn Luftschutzübungen abgehalten wurden, schaute sie zu, wie man die Verwundeten auf Tragbahren in die Bunker brachte und wie Medizinstudenten durch Falltüren auf das Lazarett Dach kletterten. «Bisher ist keine einzige Bombe auf Lenin-grad gefallen», schrieb sie am 21. Juli,

obwohl die Sirenen oft losgehen. Gestern Nacht gab es Fliegeralarm um 0.30 Uhr und noch einmal um 5.30 Uhr. Ich wachte auf, und die Flugabwehrgeschütze feuerten so laut, dass ich nicht wieder einschlafen konnte. Ich zog mich an und setzte mich im Hof auf eine Bank. Der Himmel war klar, und die Sonne hatte die Gebäude noch nicht erreicht, schien jedoch hell auf die über den Himmel zerstreuten Sperrballons. Sie trieben in dem sanften blauen Äther dahin wie silberne Schiffe. Man konnte ihre Kabel nicht sehen, und sie schienen ungehindert am Himmel zu schweben.

Die meisten öffentlichen Parks waren geschlossen, damit Luftschutzkeller ausgehoben werden konnten, aber Ostroumowa-Lebedewa durfte den Botanischen Garten betreten:

Der Garten war noch in Ordnung, doch nicht so sorgfältig gepflegt wie sonst. Grosse Freude bereiteten mir die wunderbaren Hortensien; weisse, rosa und hellblaue Sträusse wuchsen in mächtigen Blumenkübeln – Explosionen von unglaublicher Schönheit –, und keine Seele war dort. Die Sonne spielte auf dem Gras und schien durch die Blätter

der Bäume. Das Licht züngelte über die Bank, unsere Kleider, die Seiten unserer Bücher. Eine kühle Brise wehte vom Fluss heran. Ich gab mich Momenten sanfter Ruhe hin und vergass einen Sekundenbruchteil lang, dass wir Krieg führen, dass Menschen sterben und Städte brennen.⁸

Unter anderem wirkte die Stadt so seltsam ruhig, weil man über 50'000 Leningrader, hauptsächlich Frauen und Teenager, hundert Kilometer nach Südosten geschickt hatte, um neue Verteidigungsstellungen an der sogenannten Luga-Linie zu bauen. Die ersten Brigaden hatten die Arbeit am 29. Juni aufgenommen, doch die Linie wurde erst am 4. Juli amtlich festgelegt, als Schukow der Nordwestlichen Armeegruppe befahl, Verteidigungsstellungen von Narwa, hundertzwanzig Kilometer westlich von Leningrad an der Ostseeküste gelegen, über Luga und Staraja Russa bis nach Borowitschi, zweihundertfünfzig Kilometer südöstlich der Stadt, zu errichten. Der stärkste Sektor, hinter dem Fluss Luga, sollte aus einer fünfzehn Kilometer tiefen Abfolge von Minenfeldern, Flugabwehrgeschützen und Absperrungen bestehen – mit einer Lücke zwischen Luga und Gattschina,⁹ durch die die Rote Armee zurückweichen konnte. Ausserdem wurde die Arbeit an zwei inneren Ringen angeordnet: Der eine führte von Peterhof am Finnischen Meerbusen über Gattschina nach Kolpino, der andere umschloss die Stadt vom Handelshafen an der Mündung der Newa bis hin zu dem flussaufwärts gelegenen Fischerdorf Rybazkoje.¹⁰ Eine der vielen tausend Teenagerinnen, die zur Arbeit an der Luga-Linie einberufen wurden, war Olga Gretschina, eine siebzehnjährige Studentin an der Leningrader Universität. In ihren Erinnerungen verzeichnete sie sarkastisch:

An der Philologischen Fakultät hielt unser Idol, Professor Grigori Gukowski, auf einer Studentenversammlung eine mitreissende Rede und forderte uns auf, dem Freiwilligenbataillon der Studenten beizutreten.

Viele unterschrieben an Ort und Stelle ... Alle erwarteten, dass auch Gukowski selbst sich irgendwo melden werde, da viele unserer Lehrer sich entweder als Übersetzer oder politische Arbeiter bewarben. Aber Gukowski erschien plötzlich mit grünen Hausschuhen und einem Spazierstock. Manche meinten, er leide unter akutem Rheumatismus, andere deuteten vorsichtig an, dass es ihm viel leichter falle, Leute zum Handeln aufzurufen, als selbst in Aktion zu treten. Ich habe keine Ahnung, ob er krank war oder nicht, aber zum Glück gelang es ihm trotzdem, sein Buch über Gogol zu schreiben.¹¹

Obwohl Gretschina eher antibolschewistisch eingestellt war (ihren Vater, einen Arzt, hatte es durch die Revolution in eine winzige Dorfklarinik verschlagen, und einer ihrer Onkel war später in den Gulag geschickt worden), verzichtete sie auf Kunstgriffe wie die ihres Professors, und in der dritten Juliwoche warteten sie und eine Gruppe Kommilitoninnen, zusammen mit Scharen von Evakuierten, am Moskauer Bahnhof auf einen Zug zur Luga-Linie.

Aus den Schützengräben – und besonders aus der Gegend um Luga – hörte man beängstigende Berichte über Tieffliegerangriffe und Bombenabwürfe. Aber keiner von uns wusste, welches Ziel wir hatten, und als wir an jenem Abend aufbrachen, sangen wir fröhliche Lieder, um uns von unserer inneren Unruhe abzulenken. Bei unserer Ankunft in Gattschina war es bereits dunkel. Wir wurden zu einem Park neben dem Pawlowsk-Palast gefahren, wo wir die Nacht verbringen sollten, doch wir machten kein Auge zu, da die Deutschen einen nahegelegenen Flugplatz bombardierten und alles um uns herum brummte und bebte. Man befahl uns aufzustehen, alles, was von weisser Farbe war, zu verbergen und nicht zu rauchen. Danach gingen wir rasch eine Strasse entlang, die schon voll von unseren Einheiten war. Die Soldaten marschierten zügig und leise; wenn einer ein Geräusch machte, brachten die anderen ihn zum Schweigen und tadelten ihn wegen seiner Unachtsamkeit. Da wir nicht wussten, wohin wir unterwegs waren

– und warum –, fühlten wir uns noch eingeschüchterter. Wir alle waren so durstig, dass wir, als die Strasse durch einen Wald führte, schlammiges Wasser aus einem der Gräben am Wegrand tranken.

Am Morgen, nachdem die Studentinnen zwanzig Kilometer zurückgelegt hatten, erreichten sie ein Dorf, wo sie jeweils zu zweit oder dritt einem der Haushalte zugeteilt wurden. Am Nachmittag erklärte man ihnen ihre Aufgabe:

Wir sollten Panzergräben (1,2 Meter tief) und Schutzwälle (angeblich einen Meter hoch) ausheben. Obgleich unsere einzigen Werkzeuge Schaufeln, Äxte und Tragbahren [um Erde zu befördern] waren, machten wir uns begeistert an die Arbeit. Die Tage waren sonnig und heiss. Wir arbeiteten von 5 bis 20 oder 21 Uhr, mit einer zwei- oder dreistündigen Ruhepause nach dem Mittagessen. Wir wurden gut ernährt, doch es gab keinen Tee, abgesehen von dem, was unsere Hauswirtin aus Lindenblüten herstellte. Physisch war es sehr anstrengend, und nach zwei Wochen konnte ich mich, als ich versuchte, eine Bahre anzuheben, kaum wieder aufrichten.¹²

Gretschina hatte Glück, dass sie nur ihren Rücken überanstrengte. Jelena Kotschina dagegen gehörte zu den vielen Gräberinnen, die von deutschen Stukas beschossen wurden:

Alle Mitarbeiter unseres Labors hoben heute Panzergräben um Leningrad aus. Ich schaufelte die Erde mit Vergnügen (wenigstens war es etwas Praktisches!) ... Fast alle, die in den Gräben arbeiteten, waren Frauen. Ihre bunten Kopftücher blitzten hell in der Sonne. Es war, als wäre die Stadt von einem riesigen Blumenbeet umgeben. Plötzlich verdeckten die funkelnenden Tragflächen eines Flugzeugs den Himmel. Ein Maschinengewehr feuerte, und Kugeln bohrten sich, raschelnd wie kleine Metall-Eidechsen, in meiner Nähe ins Gras. Ich blieb wie angewurzelt stehen und vergass all die Luftschutzmassnahmen, die ich kurz vorher erlernt hatte.
«Lauf!», rief jemand und zerrte an meinem Ärmel. Ich blickte mich

um. Alle, die in den Gräben gearbeitet hatten, waren weggelaufen. Auch ich rannte los, obwohl ich nicht wusste, wohin ich fliehen und was ich tun sollte ... Plötzlich sah ich eine kleine Brücke. Ich rannte auf sie zu. Darunter war eine tiefe Pfütze. Eine ganze Stunde lang hockten wir in dieser Pfütze und arbeiteten den Rest des Tages nicht mehr.¹³

Jelena Skrjabina, die von den Tieffliegerangriffen hörte und sich sorgte, dass man ihren Sohn Dima zum Graben abordnen könnte, hielt die Mühe für sinnlos: «Man sieht junge Mädchen in Sommerkleidern und Sandalen – man hat ihnen nicht mal erlaubt, nach Hause zu fahren, sich umzuziehen und wenigstens das Nötigste mitzunehmen. Was für einen Nutzen verspricht man sich wohl davon? Diese Stadtjugend kann ja nicht einmal mit einer Schaufel umgehen, geschweige denn mit Pickeln oder Brecheisen, ohne die sie nicht auskommen, weil der Boden an manchen Stellen lehmig, an anderen aber von der Dürre hart wie Stein ist.»¹⁴

Ihre Skepsis war berechtigt. Mädchen gruben im Badeanzug und klebten sich Papierfetzen an die Nase, um Sonnenbrand zu verhindern. Auf Nachtmärschen liessen sie ihre schweren Schaufeln fallen, oder sie mussten mit blasenbedeckten Händen und Füßen nach Hause geschickt werden. Die Bäuerinnen, die Kascha für sie kochten und Stroh zum Schlafen für sie ausbreiteten, spöttelten über die «Dämchen aus der Stadt», und die Aufsicht führenden Männer riefen: «Glaubt ihr, ihr seid Schauspielerinnen, die in einen Kurort gekommen sind? Ihr seid hier, um das Heimatland zu retten!» Die anfängliche Begeisterung der Mädchen schwand bald dahin. «Was haben wir denn Ihrer Meinung nach getan – Krocket gespielt?», platzte eine heraus, als ihr Marxismus-Leninismus-Professor während eines Besuchs wissen wollte, ob sie müde seien.¹⁵

Schmal, uneinheitlich und an manchen Stellen schon überrollt, bevor man sie richtig in Betrieb genommen hatte, war die Luga-Li-

nie gleichwohl der Ort, an dem die Wehrmacht auf ihr erstes, wenn auch befristetes Problem stiess. Von Moskau aus befahl Schukow der Nordwestlichen Armeegruppe am 4. Juli, die Luga-Linie zu besetzen, und die ersten Verteidigungsdivisionen gingen am selben Tag in Stellung. Am 10. Juli, als die Stationierung und die Grabungen noch nicht abgeschlossen waren, erhielt Woroschilow von Schukow die Order, einen Gegenangriff gegen Mansteins 8. Panzerdivision zu führen, die sich in einer exponierten Lage befand, als sie nach der Eroberung von Solzy, nordwestlich des Ilmensees, weiter nach Osten vorgestossen war.

Inzwischen wurde der «Blitzkrieg» bereits durch das Terrain und die Witterungsverhältnisse gebremst. Die Motoren zerschlossen sich durch den Staub, Brücken waren nicht kräftig genug für das Gewicht von Panzern, und wenn man von den Hauptstrassen abbog, war es laut einem deutschen Offizier, «als kehre man aus dem zwanzigsten Jahrhundert ins Mittelalter zurück». Auch konnte die Wehrmacht sich nicht auf ihre Karten verlassen. Durch Sommergewitter wurde der Staub zu Schlamm, passierbar für Panzer, nicht jedoch für die Lastwagen, die Treibstoff, Vorräte und Hilfstruppen beförderten. «Ein ein- oder zweistündiger Regen verurteilte die Panzerverbände zum Stillstand. Es war ein ungewöhnlicher Anblick: Gruppen davon, auf Hunderte von Kilometern auseinandergezogen – und alles festgefahren, bis die Sonne herauskam und den Boden trocknete.»¹⁶

Der sowjetische Gegenschlag, eingeleitet bei 32 Grad Hitze am 13. Juli, überrumpelte die 8. Panzerdivision, trennte sie von einer motorisierten Infanteriedivision zu ihrer Linken und nötigte sie zu einer heftigen viertägigen Schlacht, in deren Verlauf sie aus der Luft versorgt werden musste. Obwohl die Krise am 18. Juli vorbei war, kostete sie die Division siebzig ihrer hundertfünfzig Panzer, und sie erzwang eine zehntägige Pause an den Flüssen Narwa und Luga,

während Leeb und seine Befehlshaber ihre Kräfte neu organisierten und über ihre nächsten Schritte nachdachten. Allerdings war es keineswegs der überzeugende Sieg, den Moskau sich gewünscht hatte. Zu diesem Zeitpunkt bewegten sich die Leningrader Führer, wie sie zweifellos einsahen, gefährlich nahe auf das Schicksal General Pawlows von der Westlichen Armeegruppe zu, der in der ersten Kriegswoche verhaftet worden war und nun zusammen mit seinen Untergebenen auf die Hinrichtung wartete. Als Opferlamm der Nordwestfront diente der Chef der Luga-Operationsgruppe, General Konstantin Pjadyschew, ein angesehener und erfahrener Spezialist für Militärbefestigungen und Inhaber von zwei Orden des Roten Banners. Damals verschwand er von einem Moment zum anderen, doch wir wissen nun, dass er am 23. Juli von seinem Befehlshaber, General Popow, wegen Pflichtversäumnis verhaftet wurde und zwei Jahre später im Gefängnis starb. Eine Woche darauf kamen Schdanow und Woroschilow mit einer Vorladung nach Moskau und einer Zurechtweisung durch Stalin wegen «mangelnder Härte» davon.¹⁷

In Leningrad nahm die Besorgnis zu. Zwei Fragen schoben sich in den Vordergrund: Würde eine weitere Hungersnot, wie die während des Bürgerkriegs von 1920/21, ausbrechen? Und: Sollte man die Stadt verlassen oder nicht?

Der Abtransport von Wertgegenständen und Verteidigungsanlagen aus der Stadt hatte sofort nach der Nachricht vom Überfall begonnen – nicht, weil man mit einer Belagerung, sondern weil man mit Luftangriffen rechnete. Eine der am besten vorbereiteten Institutionen war die Eremitage dank der Klugheit ihres Direktors Jossif Orbeli, der den Vorwurf der Kriegstreiberei riskiert hatte, indem er Monate zuvor diskret Verpackungsmaterial (darunter fünfzig Tonnen Sägespäne, drei Tonnen Baumwollwatte und sechzehn Kilometer Wachstuch) hortete. Er befahl, die vierzig kostbarsten Gemälde

des Museums unverzüglich in die mit Stahl ausgekleideten Gewölbe zu verlagern, die die berühmte Skythen-Gold-Sammlung enthielten, und schon am folgenden Morgen widmeten sich Personal und Freiwillige der gigantischen Aufgabe, die riesige und wunderbare Sammlung – von geflügelten babylonischen Bullen bis hin zu Fabergés Schneeglöckchen in Jade und Kristall – abzubauen, auseinanderzunehmen, in Kisten zu verpacken und zu katalogisieren. «Wir arbeiten vom Morgen bis zum späten Abend», schrieb eine Kunststudentin.

Uns kribbeln die Beine. Wir nehmen die Gemälde von den Wänden. Es fehlt das übliche Gefühl der Ehrfurcht vor den Meisterwerken, obwohl wir [Tizians] Danaë bewusst langsam einwickeln ... Und nun packen die Bildhauer Gegenstände in Kisten. Orbeli ist überall in den Sälen ... Die leere Eremitage gleicht einem Haus nach einer Beerdigung.¹⁸

Wann immer möglich, wurden Gemälde flach verpackt, doch wenn sie zu gross für einen Eisenbahnwaggon waren, mussten sie zusammengerollt werden, darunter auch, nach langem qualvollem Hin und Her, Rembrandts bruchgefährdete *Kreuzabnahme*. Nur ein Bild – Rembrandts *Verlorener Sohn* wurde allein in einer Kiste untergebracht, und nur drei weitere – zwei Madonnen von Leonardo und Raffaels exquisite *Madonna Conestabile* – blieben in ihren Rahmen. Die übrigen – Werke von Giorgione, Tiepolo, Brueghel, van Dyck, Holbein, Rubens, Gainsborough, Canaletto, Velazquez und El Greco – wurden aus ihren Spannrahmen entfernt, wonach man die leeren Rahmen wie vorher an die Galeriewände hängte. Houdons prächtige Voltaire-Skulptur, dominiert von der Hakennase und dem verzerrten Lächeln des Philosophen, wurde mit Hilfe von Matrosen, die Holzrollen und einen Flaschenzug benutzten, drei Aufgänge einer Galatreppe hinuntergelassen. Die Tschertomlyk-Vase, ein prachtvoll mit Tauben und Pferden geschmücktes Silbergefäss

aus dem vierten Jahrhundert v. Chr., musste mit winzigen Korkkrümeln gefüllt werden: Zwei Frauen verbrachten die Nacht damit, die Krümel geduldig mit Teelöffeln durch einen Riss in der Tülle zu zwängen.

Nach sechs Tagen und Nächten gespannter Aktivität verliess eine erste Zugladung von Schätzen – ungefähr eine halbe Million Stücke in über tausend Kisten – die Stadt am 1. Juli. Ursprünglich für die Auslagerung von Maschinen aus der Kirow-Waffenfabrik gedacht, bestand er aus zwei Lokomotiven, zweiundzwanzig Güterwaggons, einem Panzerwagen für die wertvollsten Stücke, Personenwaggons für Wachmänner und Eremitage-Angestellte sowie aus Tiefladern für Flugabwehrgeschütze an beiden Enden. Sein Ziel, das nur ein paar Eingeweihte kannten, war Swerdlowsk im Ural (das frühere Jekaterinenburg, wo man Nikolaus II. und seine Angehörigen ermordet hatte). Ein zweiter Zug, der 700'000 Stücke in 422 Kisten enthielt, fuhr am 20. Juli ab. Orbelis Verpackungsmaterial war nun aufgebraucht, und die Ägyptologin Miliza Matje wurde beauftragt, mehr Material zu finden. «Fast zwei Jahre lang», staunte sie später, «hatten zwei lange, glatte Stäbe in einer Ecke meines Büros gestanden. Ich hätte nie geglaubt, dass ich sie eines Tages in Stoff aus dem koptischen Ägypten einwickeln und in den Ural schicken würde.»¹⁹ Sie erbat sich in Läden und Lagerhäusern alles mögliche Material, von Sägemehl bis zu Eierschachteln, und konnte schliesslich weitere 351 Kisten packen. Als sie bereitstanden, hatte sich der Belagerungsring allerdings fast geschlossen, und die Kisten wurden für die Dauer des Krieges in einer Galerie im Erdgeschoss des Winterpalais gestapelt.

In den zweiten Eremitage-Zug hat man auch Lomonossows Mosaik vom Sieg Peters des Grossen bei Poltawa über die Schweden geladen, das am Kopf der Haupttreppe im Gebäude der Akademie der Wissenschaften am Wassiljewski-Kai hing (und wieder hängt). Knasjew beaufsichtigte die Abfahrt:

Mir fehlen die Worte, meine Stimmung zu beschreiben, als das Mosaikporträt... Peters I. von der Wand genommen wurde ... Die Mitarbeiter der Eremitage nahmen das Bild behutsam von der Wand und trugen es zum Auto. Ich beobachtete sie sehr erregt, das verschweige ich nicht... ... jetzt zwingen uns die Ereignisse an der Front, an Evakuierung zu denken. Ich glaube, ein Abtransport mit der Eremitage wird das sicherste sein. Doch mir blutet das Herz. Ich bin ganz zerschlagen nach Hause gekommen.

Eine Woche später waren die kostbarsten Manuskripte der Akademie an der Reihe.

Insgesamt haben wir 30 Kisten gepackt und dabei alles getan, damit Feuchtigkeit oder Staub nicht eindringen können (Ruberoid, Zellophan, Wachstuch, Pappe, Papier). Das ganze Personal des Archivs hatte zwei Wochen damit zu tun. Über den Inhalt der Kisten wurden genaue Verzeichnisse angelegt, die Kisten dann mit Draht verschnürt und plombiert.

Ich habe dem Lastwagen durchs Tor hinaus bis zur Uferstrasse nachgeblickt. So verabschiedet man einen lieben Verwandten: Sohn, Tochter, Frau. Lange habe ich zugesehen, wie der Wagen langsam über die Schlossbrücke fuhr (ich hatte den Fahrer gebeten, vorsichtig zu sein). Ganz verlassen kam ich mir vor, als ich ins Archiv zurückkehrte.²⁰

Weitere 360'000 Artikel – darunter eine Gutenberg-Bibel, Puschkins Briefe, das Gebetbuch Maria Stuarts, der Königin von Schottland, und der zweitälteste noch erhaltene griechische Text des Neuen Testaments – verliessen die Öffentliche Staatsbibliothek, zärtlich als «Publitschka» bezeichnet, am Newski-Prospekt.

Jelena Skrjabina und Jelena Kotschina, beide berufstätige Mütter, gehörten zu den vielen, die unter dem Zwiespalt litten, entweder mit ihren Kindern und Kollegen evakuiert zu werden oder mit ihrem Ehemann und ihren alten Eltern zurückzubleiben. «Auf den er-

sten Blick scheint sich alles glücklich zu fügen», schrieb Skrjabina am 28. Juni,

doch gleichzeitig ist auch ein überaus ernsthaftes Problem aufgetaucht. Ich kann die Kinder mitnehmen, aber meine Mutter und die alte Kinderfrau müsste ich hierlassen. Mit dieser Nachricht kehrte ich nach Hause zurück. Meine Mutter brach in Tränen aus, sie erschrak vor dem Gedanken, wir könnten uns auf diese Weise für immer trennen. Auch die Kinderfrau ist niedergeschlagen, aber sie schweigt. Ich bin wirklich zwischen zwei Feuer geraten. Einerseits verstehe ich nur zu gut, dass man die Kinder retten muss – aber andererseits tun einem die hilflosen Alten leid. Darf man sie denn so einfach ihrem Schicksal überlassen?

Wie viele andere hatte sie ein gewisses Vertrauen zu der beschwichtigenden Propaganda:

Ich kann es nicht glauben, dass Leningrad hungert. Wird uns doch laufend eingeschärft, dass kolossale Lebensmittelvorräte vorhanden seien, die angeblich über Jahre hinaus reichen sollen. Und was die Gefahr einer Bombardierung Leningrads angeht, hören wir doch tagaus, tagein von der Überlegenheit unserer Fliegerabwehr, davon, dass die Stadt gar nicht beschossen werden kann. Wenn diese Versicherungen wenigstens zur Hälfte wahr sind, weshalb soll man dann ins Ungewisse fliehen?»²¹

Ähnlich beruhigend war paradoxerweise der Beginn der Rationierung am 18. Juli. Mit täglich 800 Gramm Brot für Arbeiter, 600 für Angestellte und 400 für Familienangehörige sowie stattlichen Monatszuteilungen von Fleisch, Getreide, Butter und Zucker war das Rationierungsniveau grosszügig («Dies ist nicht so schlimm, davon kann man leben», schrieb Skrjabina²²). Für bedürftige Familien lief es sogar auf eine bessere Ernährung hinaus. Am selben Tag wurden 71 neue «Kommissionsläden» eröffnet, die nichtrationierte Lebensmittel in unbegrenzter Menge, wenn auch zu hohen Preisen, anboten.

Obwohl sie für viele unerschwinglich waren, besonders angesichts der neuen Beschränkungen beim Abheben von Ersparnissen, trugen die üppigen Schaufensterauslagen dazu bei, falsche Zuversicht zu verbreiten. «Wenn man ein Schaufenster voller Lebensmittel sieht», dachte Skrjabina, «neigt man nicht dazu, dem Gerede über eine bevorstehende Hungersnot Glauben zu schenken.» Kotschina war weniger sorglos und beeilte sich, die viereinhalb Pfund Hirse zu kaufen, die in ihrem örtlichen Kommissionsladen übriggeblieben waren («Ich hasse Hirsebrei.»). Sie wäre mit ihrem Chemie-Institut nach Saratow aufgebrochen, hätte ihr Mann keine Einwände gehabt und wäre ihr Töchterchen nicht krank gewesen: «Lena hat Durchfall und Fieber. Wir werden die Evakuierung ein paar Tage hinausschieben müssen. Und überhaupt, wie sterilisiert man unterwegs Babyflaschen?»¹³ Am 1. August hielt sich Skrjabina immer noch in Puschkin auf und tat ihr Bestes, um den Krieg zu ignorieren und sich an dem verlassenem Schlosspark zu erfreuen. Eine Nichte war aus der Stadt zu Besuch gekommen. «Von ihr erfuhr ich, wie rasch die deutsche Attacke vor sich ging. Sie rücken auf Leningrad vor. Wir haben beschlossen, auf dem Land zu bleiben, bis Luga erobert ist.»

Die Überschwemmung setzte eine Woche später ein. Am 8. August griffen Reinhardts Panzer im strömenden Regen den nördlichen Sektor der Luga-Linie bei Kingissepp an. Nach drei Tagen chaotischer Kämpfe überquerten sie den Fluss Luga an drei Stellen, was 1600 deutsche Opfer kostete. Mansteins 8. Panzerdivision, die sich mittlerweile von dem Rückschlag bei Solzy erholt hatte, unterbrach die Kingissepp-Gattschina-Eisenbahnlinie am 12. August. Eine sowjetische Gegenoffensive bei Staraja Russa, die stückweise seit dem 10. August eingeleitet wurde, scheiterte unter massiven Verlusten an Männern und Gerät. «Wir stiessen ein bisschen weiter vor», schrieb ein Artillerist, der eine Kanone auf Holzrädern, gezo-

gen von sechs Pferden, durch die Wälder sechzig Kilometer südwestlich von Leningrad manövrieren musste:

Auf dem höheren Terrain angekommen, sahen wir eine riesige, in Panik geratene Menschenmenge vor uns, die sich völlig ungeordnet in Richtung Wolossowo bewegte. Auf einem Karren lag ein stöhnender Soldat, der darum flehte, seine Wunden zu verbinden. Ein Mädchen mit einer Arzttasche schritt in seiner Nähe dahin, aber sie hatte Angst, ihr Tempo zu verringern und ihm zu helfen. Hinter uns konnten wir das Klirren von Metall hören – deutsche Panzer. Jemand rief dem Mädchen zu, sie solle dem Verwundeten helfen. Wir drehten uns um und kehrten rasch an die Stelle zurück, wo wir unsere Kanonen hatten stehen lassen. Aber die Geschütze und die Männer waren verschwunden. Als wir aus dem Wald auf eine Lichtung traten, sahen wir, wie sich Batterie Nr. 4 unter Panzerfeuer dahinschleppte ... Eine Granate explodierte genau unter den Läufen des Pferdes, das den Gepäckkarren zog. Das Pferd stürzte, und obwohl der Karren mit all unseren Sachen, auch unseren Mänteln, beladen war, konnten wir ihn nicht erreichen, weil die Panzer schon zu nahe, teils sogar vor uns, waren.²⁴

Im Süden rückte Kuchlers 18. Armee auf Nowgorod vor, die historische Hauptstadt eines der Rus-Fürstentümer des neunten Jahrhunderts und das Tor zum Ilmensee. Die Stadt fiel am 17. August – nicht eingestanden von der Sowinform, die bis zum 23. August wartete, bevor sie Kämpfe «in der Nowgoroder Gegend» erwähnte. Insgesamt verlor die sowjetische 34. Armee vom 10. bis zum 28. August die Hälfte ihrer Männer, 74 ihrer 83 Panzer, 628 ihrer 748 Geschütze und Minenwerfer, 670 Lastwagen und 14'912 Pferde. Um dem Gemetzel zu entgehen, flohen zahlreiche Soldaten oder verstümmelten sich selbst, in der Hoffnung, dienstuntauglich erklärt und in die Etappe geschickt zu werden. Zwischen dem 16. und dem 22. August wurden über 4'000 Männer als mutmassliche Deserteure bei dem Versuch verhaftet, Leningrad von der Front her zu erreichen, und laut einem besorgten politischen Bericht vom 30.

August verdächtigte man in einigen Sanitätseinheiten bis zu fünfzig Prozent der Verwundeten der Selbstverstümmelung: Zum Beispiel waren im Evakuierungslazarett Nr. 61 von 1'000 Verwundeten 460 in den linken Unterarm oder die linke Hand geschossen worden.²⁵

Stalin reagierte mit einem wütenden Telegramm an Schdanow und Woroschilow auf die katastrophalen Meldungen. Wenn die deutschen Heere noch mehr Siege um Nowgorod davontrügen, wettete er, seien sie vielleicht in der Lage, Leningrad im Osten zu umgehen, die Kommunikationslinien mit Moskau zu zerstören und sich mit den Finnen östlich des Ladogasees zusammenzuschliessen.

Wir haben den Eindruck, dass das Oberkommando der Nordwestfront diese tödliche Gefahr nicht erkennt und deshalb keine speziellen Massnahmen zu ihrer Beseitigung ergreift. Die deutsche Stärke in der Gegend ist nicht gross, weshalb wir nur drei frische Divisionen unter geschickter Führung einzusetzen brauchen. Stawka kann diese fatalistische Stimmung, das Unvermögen, entscheidende Schritte zu unternehmen, und Argumente, dass alles getan werde, was getan werden könne, nicht akzeptieren.²⁶

Drei Tage später erfüllten sich Stalins Befürchtungen, als Tschudowo fiel, eine Stadt an der Haupteisenbahnlinie zwischen Moskau und Leningrad. Am 22. August wandte sich Schdanow mit der Bitte um Verstärkungen an Stalin. Die zweiundzwanzig Schützendivisionen der Nordwestfront müssten nun eine Linie von vierhundert Kilometern abdecken, und sieben von ihnen verfügten kaum noch über schwere Waffen oder Funkgeräte. Weitere fünf Divisionen ziehe er nicht in seine Berechnungen ein, da ihre «verblebene Kampffähigkeit niedrig» sei – mit anderen Worten: Sie waren vernichtet worden. Erforderlich seien fünfundvierzig bis fünfzig frische Bataillone und neue Waffen für fünf Divisionen.²⁷

Am Abend des 25. August fiel auch Ljuban, fünfunddreissig Kilometer nördlich von Tschudowo an der Bahnlinie Moskau-Leningrad gelegen, in feindliche Hand. Am folgenden Tag war Stalin am Telefon und verlangte einen Bericht. Woroschilows Stellvertreter, General Popow, antwortete und gab zu, dass Ljuban aufgegeben worden sei. Er ersuchte erneut um Verstärkungen («da die uns gesandten nicht einmal die Hälfte unserer Verluste wettmachen»), um halbautomatische Waffen für die Infanterie («wir haben nur Gewehre») und darum, dass Leningrad seine Produktionsanlagen für Panzerfahrzeuge behalten dürfe, statt sie zu evakuieren. Widerwillig stimmte Stalin zu:

Wir haben bereits drei Produktionstage verloren, also können Sie noch drei oder vier mehr haben ... Wir werden Ihnen mehr Infanteriebataillone schicken, aber ich weiss nicht, wie viele ... In zwei Wochen können wir vielleicht zwei Divisionen für Sie zusammenkratzen. Wenn Ihre Leute wüssten, wie man nach Plan arbeitet, und uns vor zwei Wochen um zwei oder drei Divisionen gebeten hätten, würden sie nun für Sie bereitstehen. Das Problem ist, dass ihr Leute lieber wie Zigeuner lebt und arbeitet, von einem Tag auf den anderen, ohne in die Zukunft zu blicken. Ich will, dass Sie wieder mehr Ordnung in der 48. Armee schaffen, besonders in den Divisionen, deren feige Offiziere gestern aus Ljuban weiss der Teufel wohin verschwunden sind. Ich will, dass Sie die Gebiete Ljuban und Tschudowo um jeden Preis und mit allen Mitteln von Feinden säubern ... Nur ganz kurz, ist Klima [Woroschilow] eine Hilfe oder ein Hindernis?

«Er ist eine Hilfe. Wir sind aufrichtig dankbar», erwiderte Popow klugerweise.²⁸

Ebenfalls am 26. August gestattete Stalin schliesslich den Rückzug zur See aus der estnischen Hauptstadt Tallinn (Reval), dreihundertzwanzig Kilometer westlich von Leningrad. Diese Operation – eine «Art Dünkirchen, aber ohne Fliegerschutz», wie Alexander Werth

es ausdrückte – war eines der grössten (und am wenigsten in Erinnerung gebliebenen) Desaster der Sowjetunion in den ersten Kriegsmonaten. Als verantwortlicher Offizier fungierte General Wladimir Tribuz, Befehlshaber der Baltischen Rotbannerflotte. Da er früh einsah, dass der neu gegründete sowjetische Marinestützpunkt Libau (heute Liepāja) an der lettischen Küste durch deutsche Angriffe verwundbar war, hatte er (mutig) die Erlaubnis erwirkt, seine grössten Schiffe bis vor Kriegsbeginn östlich nach Estland zu verlegen. Es war ein Schachzug, der Voraussicht erkennen liess. Libau fiel nach zwei Kriegstagen, und fünf Tage später hatte sein Flaggschiff, der 7'000-Tonnen-Kreuzer *Kirow*, das Glück, aus Riga nach Tallinn zu entkommen. Zur Verteidigung Tallinns verfügte Tribuz über 14'000 Matrosen, rund tausend Polizisten und die übel zugerichteten Reste (ungefähr 4'000 Mann) der Grenztruppen, die aus Riga geflohen waren, darunter das 5. Motorisierte Schützenregiment, das nun nur noch « 150 Bajonette» zählte. Tribuz kommandierte 25'000 estnische Zivilisten zum Ausheben von Schützengraben ab, doch die meisten wollten – wie die Letten – nicht «verteidigt» werden. Nachts ertönten überall Gewehrsalven in der Stadt, anonyme Hände klebten prodeutsche Flugblätter an Mauern und ein russischer Offizier wurde beim Verlassen eines Restaurants ermordet. Das NKWD reagierte mit den üblichen Verhaftungen, Kriegsgerichten und Erschiessungskommandos.

Am 8. August – am selben Tag, als Leeb seinen Angriff auf die Luga-Linie begann – erreichte die Wehrmacht die Küste im Osten der Stadt, und Tallinn wurde vom Land her umzingelt. Tribuz schlug zwei gleichermassen unerfreuliche Methoden zur Überwindung der Falle vor. Entweder könne er seine Kräfte zu einem Durchbruch nach Osten in Richtung des noch unbesetzten Narva an der estnisch-russischen Grenze konzentrieren oder mit ihnen den Finnischen Meerbusen überqueren, um sich durch die finnischen Li-

nien wieder nach Leningrad vorzukämpfen. Stalin lehnte beide Vorschläge ab: Tallinn sei um jeden Preis zu halten.

Die 18. Armee leitete ihre Offensive am 19. August ein. Geschosse krachten auf das Pflaster der Gassen und die steilen roten Ziegeldächer der Altstadt, auf die Sommerhäuser mit ihren Schindeldächern und die mit Zelttuch umgebenen Badekarren am Strand von Pirita. Die Kanonen der *Kirow* schossen orangefarbene Blitze von dem Ankerplatz im Hafen zurück. Die Zivilisten der Stadt schauten zu und warteten hinter verschlossenen Läden und verbarrikadierten Türen. Nach einwöchiger Bombardierung beschrieb Tribuz' Stellvertreter, Admiral Juri Pantelejew, die Situation in seinem Kriegstagebuch:

Nachts starker Feindangriff gegen die Stadt abgewehrt. Feind verändert Taktik; dringt mit kleinen Stosstrupps ein ... Alle Flugplätze vom Gegner genommen. Unsere Flugzeuge nach Osten abgeflogen. Flotte und Stadtgebiet werden bombardiert und mit Artillerie beschossen. Das schöne Pirita brennt ... Auch andere Vorstädte brennen. Grosse Brände in der Stadt. Auf den Anmarschwegen zum Hafen Barrikaden und Hindernisse errichtet. Überall Rauch ... Feuerkraft der Schiffe und Küstenbatterien hat nicht nachgelassen. Unser Gefechtsstand im Minna-Hafen liegt ständig unter Feuer?⁹

Später an jenem Morgen erlaubte Stalin endlich, die Flotte nach Kronstadt, dem historischen russischen Insel-Marinestützpunkt oben am Finnischen Meerbusen, zu evakuieren. Während die Verteidiger langsam zum Hafen zurückwichen, wobei sie ein Kraftwerk, Getreidespeicher und Lagerhäuser anzündeten, begann die Einschiffung der Zivilisten, die die Flotte begleiteten: der Offiziersfrauen, der Parteifunktionäre, einer Theatertruppe und hoher estnischer Kommunisten, darunter der Präsident der estnischen Marionettenregierung. Der extravagante Kriegskorrespondent Wsewolod Wischnewski setzte sich am Kai in Szene, indem er verlangte, dass

sein Chauffeur nicht einfach nur den Vergaser seines Autos entfernte, sondern das Fahrzeug mit einer Handgranate in die Luft sprengte. Die Einschiffung der Soldaten begann am folgenden Tag. In den frühen Morgenstunden des 28. August waren schliesslich fast 23'000 Menschen und 66'000 Tonnen Nachschub auf eine bunte Ansammlung von 228 Schiffen geladen worden, die ausserhalb der Hafemündung vier Geleitzüge bildeten.³⁰

Den Morgen des 28. August hindurch lagen die Schiffe auf Reede und schlingerten in einem Sturm von Windstärke 7 an ihren Ankern. Gegen Mittag liess der Wind nach, und das Signal zum Aufbruch wurde gegeben. Auseinandergezogen über vierundzwanzig Kilometer, hatten die Konvois eine wenig beneidenswerte Aufgabe. Ihre Pendants bei Dünkirchen vierzehn Monate zuvor hatten durch Gewässer, die von der Royal Navy kontrolliert worden waren, achtzig Kilometer zurücklegen müssen. Tribuz' Schiffe dagegen sollten dreihundertfünfzig Kilometer hinter sich bringen, und auf den ersten zweihundertzwanzig würden sie Angriffen durch Küstenbatterien, U-Boote und finnische Torpedoboote ausgesetzt sein. Zudem wimmelte es auf der Route von feindlichen Minen – «wie Knödel im Borschtsch». Wenigstens einhundert Minenräumer, schätzte der Befehlshaber der Roten Flotte Admiral Kusnezow im Nachhinein, wären erforderlich gewesen, um eine sichere Überfahrt zu garantieren. Tribuz besass jedoch nur 38 Minenräumer, zu meist umgebaute Fischdampfer. Auch besass die Flotte keine Luftsicherung, obwohl man Schdanow in letzter Minute um Hilfe gebeten hatte. Doch dieser erteilte seine Befehle, wie Kusnezow klagte, «mit grosser Verzögerung».

Seit der Abfahrt von Tieffliegern des Typs Junkers Ju 88 attackiert, stiessen die Konvois um 18 Uhr bei Kap Juminda, fünfundsechzig Kilometer östlich von Tallinn, auf das erste grosse Minenfeld. Um 18.05 Uhr ging die *Ella*, ein estnisches Handelsschiff, unter. Ein Schlepper aus dem vierten Geleitzug traf, während er Überlebende der *Ella* rettete, ebenfalls auf eine Mine und sank fünfzehn

Minuten später. Zehn Minuten danach wurde ein Eisbrecher, die *Kristjanis Woldemars*, durch Bomben versenkt. Die *Wironia*, die Zivilisten beförderte, trug während desselben Luftangriffs Schäden davon und musste von der *Saturn* ins Schlepptau genommen werden. Nun weniger geordnet, dampften die Konvois in einem Zickzackkurs nach Osten, um die Junkers und das Feuer der Batterien am Kap zu umgehen. Die Kriegsschiffe waren zu sehr davon in Anspruch genommen, den Angreifern auszuweichen oder sich von Minen zu befreien, als dass sie den Transportschiffen, die keine Flakgeschütze besaßen, viel Schutz hätten leisten können. Das nächste Opfer der Minen war – zu Beginn der Abenddämmerung – der Minenräumer *Krab-*, es folgten ein U-Boot, das in weniger als einer Minute unter den Wellen verschwand, dann die *Saturn*, immer noch die *Wironia* schleppend. Ein Kanonenboot sank um 20.30 Uhr bei Sonnenuntergang und ein weiteres U-Boot um 20.48 Uhr. Zwei Minuten später wurde ein Zerstörer, die *Jakow Swerdlow*, von einem für die *Kirow* gedachten Torpedo getroffen und war nach sechs Minuten nicht mehr zu sehen. «Die Dunkelheit», wie Admiral Kusnezow schildert,

setzte rasch ein. Die Silhouetten der Schiffe, die am Ende dahindampften, hoben sich deutlich vor den in Tallinn wütenden Bränden ab. Riesige Säulen aus Feuer und schwarzem Rauch, die aus dem Wasser hochschossen, liessen den Verlust von Kriegs- und Frachtschiffen deutlich werden. Bei Abendanbruch schwoll das hässliche Brüllen der Nazi-Bombenflugzeuge an. Aber das hiess noch lange nicht, dass die Besatzungen sich ausruhen konnten, denn vom Wasser her drohte weiterhin Gefahr. In der Finsternis war es schwierig, die vertäuten Minen zu entdecken, die nun zwischen den Trümmern der zerschmetterten Rettungsboote dahintrieben.

Zwischen 21 und 23 Uhr gingen weitere neun Schiffe verloren, darunter der Frachter *Ewerita*, die *Luga* mit dreihundert Verwundeten und noch vier der acht Zerstörer der Flottille. Nachdem eine Mine in einem ihrer Minenabweiser explodiert war, wälzte sich die *Minsk*, mit Admiral Pantelejew an Bord, im Wasser. Der Minenleger *Skory* nahm sie ins Schlepptau, nur um eine halbe Stunde später selbst getroffen zu werden und unterzugehen. Das am besten in Erinnerung gebliebene Opfer war die *Weronia* mit den Zivilisten an Bord. Nach rechts geneigt und Qualm ausstossend, wurde sie bereits abgeschleppt, als sie um 21.45 Uhr auf eine Mine auflief. In sowjetischen Berichten ist von dunklen Silhouetten vor den Flammen die Rede, als Passagiere vom brennenden Achterdeck sprangen, von den Klängen der Internationale, die über das Wasser wehten, vom Knallen der Revolver, als sich Offiziere in den Sekunden, bevor ihr Schiff von den Wellen verschlungen wurde, das Leben nahmen.

Kurz vor Mitternacht ankerten die noch verschonten Schiffe inmitten der Minen und warteten auf bessere Sicht. In der Morgendämmerung lichteten sie wieder die Anker, und das Blutbad setzte sich fort. Bis zum Ende des Nachmittags waren sechs weitere Schiffe von Minen und acht von Bomben versenkt worden, – finnische Patrouillenboote hatten zwei Schlepper erbeutet. Zu den Opfern gehörten das Truppentransportschiff *Fünffjahresplan* mit dreitausend Soldaten an Bord und das Patrouillenschiff *Sneg*, das Überlebende von der *Weronia* aufgenommen hatte. Vier weitere beschädigte Schiffe, drei davon Truppentransporter, schafften es, vor der mitten im Finnischen Meerbusen gelegenen Insel Hochland (Hogland für die Schweden, Suursari für die Finnen) auf Grund zu setzen. Von dort wurden die Soldaten (unter ihnen die Überlebenden des 5. Motorisierten Schützenregiments) mit kleinen Booten nach Kronstadt gebracht. Die restlichen Schiffe der Flottille quälten sich innerhalb der folgenden vier Tage in den Hafen. Die ganze Opera-

tion hatte fünfundsechzig Gefährte und etwa 14'000 Leben gekostet.³¹

Es war das grösste Unglück der russischen Flottengeschichte, mindestens doppelt so kostspielig wie die Niederlage der zaristischen Marine gegen die Japaner bei Tsushima im Jahr 1905 – das erste Mal, dass eine asiatische eine europäische Macht auf See besiegt hatte. Später stritt man sich heftig über die Ursachen des Fehlschlags. Kusnezow und Pantelejew unterstützten die Entscheidung, Tallinn zu verteidigen, meinten jedoch, dass die Zivilisten viel früher hätten evakuiert werden müssen. Sie machten Woroschilow dafür verantwortlich, dass er nicht rechtzeitig Evakuierungspläne habe entwerfen lassen. Auch wäre es ratsamer gewesen, die Geleitzüge durch tieferes Wasser fahren zu lassen, wo sie zwar von deutschen U-Booten attackiert worden wären, jedoch die Küstenbatterien und die meisten Minenfelder vermieden hätten. Natürlich wäre es auch vernünftiger gewesen, mehr Minenräumer heranzuziehen («Aber woher hätten wir sie nehmen sollen?», fragte Kusnezow). Heutige Militärgeschichtler stellen die Verteidigung von Tallinn selbst in Frage, bei der ungefähr 20'000 russische Soldaten von nur vier deutschen Divisionen, deren Abwesenheit sich auf die Kämpfe weiter östlich kaum auswirkte, gebunden und in Gefangenschaft genommen wurden.³²

Doch das tiefer liegende Problem war das des gesamten sowjetischen Oberkommandos: die berechtigte Furcht höherer Offiziere, einen Rückzug anzuraten, bevor er unvermeidlich – und unvermeidlich katastrophal – wurde. Aufschlussreich ist die Geschichte von Wjatscheslaw Kalitejew, dem Kapitän der *Kasachstan*, des grössten Truppentransportschiffs der Flottille. Durch eine Bombe, die die Brücke kurz nach der Abfahrt am ersten Morgen der Evakuierung traf, verlor er das Bewusstsein, stürzte ins Meer und hatte Glück, von einem Begleitboot geborgen zu werden, das ihn nach Kronstadt brachte. Unterdessen schafften es die sieben überleben-

den Besatzungsmitglieder, die in Brand stehende *Kasachstan* mühevoll weiterzusteuern und ihre Passagiere auf einer Sandbank abzusetzen, bevor das Schiff – der einzige noch verbliebene Truppentransporter – in Kronstadt eintraf. Unverzüglich begann eine Ermittlung. Warum habe Kalitejew das Schiff im Stich gelassen? Warum sei er vor ihm zurückgekehrt? Sei er absichtlich über Bord gesprungen? Die Besatzungsmitglieder, die die *Kasachstan* unter grössten Anstrengungen heimgebracht hatten, wurden in einem Sonderkommuniqué der Stawka mit Orden des Roten Banners belohnt, während man Kalitejew wegen «Feigheit» und «Fahnenflucht unter Feuer» durch ein Erschiessungskommando hinrichten liess.³³

4

Die Volkswehr

«Und wie kommen Sie darauf, dass ich über den Krieg sprechen möchte?», tadelte der achtzigjährige Ilja Frenklach, der heute in Israel lebt, seine Interviewerin sechs Jahrzehnte nach Kriegsende.

Sie wollen also die Wahrheit hören, von einem Soldaten, aber wer braucht die heute noch? ... Wenn man die ganze Wahrheit über den Krieg sagt, wirklich ehrlich und aufrichtig, brüllen sofort Dutzende von Hurrapatrioten: «Verleumdung! Beleidigung! Lästerung! Gespött! Er wirft mit Schmutz!» ... Aber das Gerede von politischen Organisatoren – «robust und heldenhaft, ohne viel Blutvergiessen, mit starken Schlägen, unter der Führung kluger und gut vorbereiteter Offiziere ...
« – na ja, diese scheinheilige Sprache, die arrogante Prahlerei der halbamtlichen Presse verursacht mir immer Übelkeit.

Als Textilarbeiterlehrling bei Kriegsbeginn lernte Frenklach das Kämpfen nicht in der Roten Armee, sondern in der Leningrader *narodnoje opoltschenije*. Dies ist buchstäblich als «Volksaufgebot» zu übersetzen, doch meistens spricht man von «Volkswehr» oder «Volksfreiwilligen». Die Volkswehr war zunächst das Ergebnis einer grossen Welle des Patriotismus, der die Stadt nach dem deutschen Überfall erfasst hatte, doch sie wurde dann zu einem Mittel, mit dem die Leningrader Führung im Juli und August 1941 rund 70'000 Leben vergeudete – und das für einen sehr unbedeutenden militärischen Zweck.

Die *opoltschenije* war keine sowjetische Erfindung. Reserveheere hatten dazu beigetragen, die Polen im Jahr 1612 und die Franzosen im Jahr 1812 zu besiegen. Und ihre Mitglieder waren, jedenfalls zu Beginn, keine Wehrpflichtigen. «Die meisten von uns», erinnerte sich Frenklach,

stürmten leidenschaftlich und so schnell wie möglich in den Krieg ... Als die Militärmedizinische Akademie Kandidaten für das Medizinstudium auswählte, wollte niemand diese super-elitäre Institution besuchen. Dafür gab es einen Hauptgrund: Es würde bedeuten, dass man die ersten Gefechte mit dem Feind verpasste ... In meiner Kompanie war ein Komsorg [Komsomolfunktionär] vom Agrarinstitut. Er hatte Tuberkulose und hustete sogar Blut aus. Man bot ihm einen Posten in der Etappe an, doch er lehnte ab und fiel in einer der ersten Schlachten.¹

Unter den Freiwilligen, die der Bezirkssowjet der Wassiljewski-Insel zurückwies, befanden sich laut Parteidokumenten «Professoren, Richter, Direktoren und einige offensichtliche Invaliden: Sergejew, dem der halbe Magen wegoperiert worden war, Luschik mit nur einem Bein und so weiter».²

Der Romanschriftsteller Daniil Alschiz, inzwischen über neunzig Jahre alt und ein grosser alter Mann des Petersburger literarischen Establishments, zählte zu den 209 Studenten der Leningrader Historischen Fakultät, die sich meldeten. Eine Waise des Stalinismus – sein Vater war in den dreissiger Jahren in die Verbannung geschickt worden –, glaubte er trotzdem an den Kommunismus. «Sehr wenige Familien», erklärt er,

hatten nicht unter Stalin gelitten. Und wir Studenten liessen uns ohnehin nie von den fingierten Verfahren [den Schauprozessen von 1936/37] überzeugen. Aber Sie müssen verstehen, dass wir keine Feindschaft gegenüber der Sowjetherrschaft verspürten. Wir dachten, Stalin übertreibe die Beseitigung seiner Gegner einfach nur und die Umbildungen an der Spitze würden bald vorbei sein. Jeder begriff, dass Stalin und das Land nicht gleichzusetzen waren.

Weil Alschiz Deutschkenntnisse besass, wurde er von seinen Freunden getrennt und als Dolmetscher ausgebildet, was ihn erbiterte. «Wir alle wollten zum Kämpfen an die Front fahren! Niemand wollte Zurückbleiben!» Nach Lage der Dinge rettete die Verzögerung ihm das Leben, denn als er die Front im Spätseptember erreichte, wurde die Volkswehr bereits aufgelöst und nur dreissig seiner Kommilitonen waren noch am Leben.³

Was als spontane, aufrichtige Volksbewegung begonnen hatte, wurde rasch offiziell und nahezu obligatorisch. Später beschrieb ein Parteiorganisator in den Kirow-Werken diesen Übergang. Die ersten Personen, die sofort nach Molotows Rede über den deutschen Überfall an ihn herantraten, um sich an die Front schicken zu lassen, waren fünf Rote-Kreuz-Mädchen:

Sie waren die allerersten Mitglieder der Volkswehr (von den fünf wurden, wie ich weiss, drei bei Woronino getötet, und eine ertrank im Orosch). Danach trafen Bewerbungen in grosser Zahl ein. Am Sonntag und Montag erschienen alle paar Stunden Hunderte. Wir akzeptierten die Bewerbungen, schickten niemanden fort. Bis Ende Montag hatte alles solche Ausmasse angenommen, dass wir spezifischer reagieren mussten. Ich ging zum Genossen Werchoglas, einem Mitglied des Städtischen Parteikomitees, und fragte ihn: «Was soll ich mit all den Leuten machen?» Andere Betriebe waren in der gleichen Situation. Das Partkom antwortete nicht gleich, sondern forderte mich nur auf, weiterhin Bewerbungen anzunehmen. Sieben oder acht Tage später befahl man uns, eine Division für die *narodnoje opoltschenije* zu bilden.⁴

Am 27. Juni hatte Schdanow in Moskau um Genehmigung ersucht, eine *opoltschenije* zusammenzustellen, die einen Teil der Armeereserve ausmachen sollte. Am folgenden Tag billigte Schukow einen Plan, sieben Freiwilligendivisionen zur «Verstärkung» der Nordwestfront zu bilden, und das Vorhaben wurde am 30. Juni offiziell bekanntgegeben. Die Moskauer Stadtregierung schloss sich am 4.

Juli mit einem ähnlichen *opoltschenij e-Vorschlag* an – ein Pluspunkt für Schdanow, zumal sein Erzrivale Berija den Plan heftig abgelehnt hatte, da er sämtliche Zivilmilizen, wie die Polizei, unter der Kontrolle seines NKWD wissen wollte. In einer typischen Geste der Übertrumpfung erklärte Schdanow rasch, dass Leningrad nicht weniger Freiwillige stellen werde als die grössere Stadt, und setzte ein (nie erreichtes) Ziel von 270'000 Mann in fünfzehn Divisionen.⁵

Die ersten drei Leningrader *opoltschenije*-Divisionen mit 31'000 Freiwilligen wurden vom 4. bis zum 18. Juli einberufen. Jede gründete sich auf einen Stadtbezirk, was bedeutete, dass Männer aus denselben Fabriken (und häufig aus denselben Familien) gemeinsam in den Einheiten dienen konnten. Die Mitglieder der 1. Division erhielten den Spitznamen *kirowzy*, nach den Kirow-Werken, deren rund 10'000 Bewerber zwei Regimenter und drei Bataillone bildeten; das zweite Regiment der 2. Division bestand aus den *skorochodowzy* («Schnellgeher»), nach dem Schuhwerkhersteller Skorochod. Die übrigen Soldaten der 2. Division kamen aus dem Kraftwerk Elektrossila. Insgesamt meldeten sich ungefähr 67'000 Fabrikarbeiter, hauptsächlich Facharbeiter, die von der gewöhnlichen Einberufung freigestellt worden waren.⁶ Damit wurden nicht nur die besten Leningrader Industriearbeitskräfte abgeschöpft, sondern die Divisionen enthielten auch etliche Ingenieure, Wissenschaftler, Künstler und Studenten. Das Institut für Ingenieurwesen lieferte 900 Mann für die Volkswehr, das Bergbauinstitut 960, das Schiffbauinstitut 450, das Elektrotechnische Institut 1'200. Von der Universität Leningrad wurden sieben Bataillone gestellt. Wie nicht überraschen dürfte, setzte sich ein unverhältnismässig hoher Anteil der ersten Welle von *opoltschenzy* aus Kommunisten zusammen. Von den 97'000 am 6. Juli verpflichteten Männern waren 20'000 Parteimitglieder und weitere 18'000 Angehörige des kommunistischen Jugendverbands Komsomol.⁷

Da es Schdanows überhöhte Sollzahlen zu erfüllen galt, wurde die Rekrutierung nun systematischer angegangen. Bezirkssovjets erhielten auf der Basis der verfügbaren Einwohner Quoten, die sie dann auf die örtlichen Fabriken verteilten. Betriebsleiter, die sich ins Zeug legten, um die Produktion auszulagern oder für Verteidigungszwecke umzuwandeln, versuchten mit allen Kräften, wichtige Mitarbeiter zurückzuhalten, und entsandten in manchen Fällen sogar Frauen anstelle von Männern. «Die Produktion», erinnerte sich der für die Anwerbung in den Kirow-Werken zuständige Parteifunktionär, «wurde völlig entblösst.» Leitende Mitarbeiter «schlugen dem Direktor und dem Partkom [Fabrik-Parteikomitee] vor, einen Entscheidungsmechanismus dafür zu schaffen, wen man ziehen lassen solle und wen nicht. Aber natürlich brachen eine Menge Leute, die man nicht hätte gehen lassen sollen, trotzdem auf.»⁸ A.I. Werchoglas, Leiter der politischen Abteilung der *opoltschenije* und Mitglied des städtischen Parteikomitees, stachelte seine Agitatoren zu grösseren Bemühungen an: «Ihr könnt nicht auf Patriotismus warten. Er muss gelehrt werden!» Sie sollten nicht «in warmen, gemütlichen Zimmern in der Zentrale herumlungern», sondern «in die Fabriken gehen und den Menschen das Problem darlegen – sagt ihnen: «Greift zu den Waffen!»⁹

Solchen Appellen zu widerstehen war schwierig, besonders nachdem Stalin die *opoltschenija* von Moskau und Leningrad in seiner Rundfunkrede vom 3. Juli gelobt hatte. «Ein Freiwilliger», berichtete der Sowjet der Wassiljewski-Insel, «ein früheres Parteimitglied, beantragte zunächst die Freistellung, aber eine Stunde später kehrte er mit der Bitte zurück, seinen Antrag zurückzuziehen, weil er sich so sehr schäme.»¹⁰ Einem anderen, der Krankheit vorschützte, wurde mitgeteilt, dass seine Gesundheit «bedeutungslos» sei. «Wichtig ist die Tatsache, dass man sich freiwillig meldet und dadurch seine eigene politische Haltung deutlich macht.» Lichatschow allerdings verachtete die Heuchelei seiner Vorgesetzten im Puschkinhaus:

Alle Männer wurden registriert und nacheinander ins Büro des Direktors gerufen, wo L.A. Plotkin mit dem Sekretär der Parteiorganisation, A.I. Perepetsch, Hof hielt. Ich weiss noch, wie Pantschenko bleich und zitternd herauskam. Er hatte sich geweigert, denn er wollte nicht als Freiwilliger dienen, sondern als Soldat der regulären Armee ... Man brandmarkte ihn als Feigling und behandelte ihn verachtungsvoll, doch ein paar Wochen später wurde er tatsächlich einberufen, wie er gesagt hatte. Er kämpfte als Partisan und fiel in den Wäldern irgendwo bei Kalinin. Plotkin dagegen, der alle anderen registriert hatte, liess sich aus medizinischen Gründen freistellen. Im Winter entkam er «mit dem Flugzeug» aus Leningrad. Ein paar Stunden vor dem Abflug stellte er eine «gute Freundin» von sich, eine Englischlehrerin, im Institut ein und nahm sie ebenfalls mit ins Flugzeug.¹¹

Offenbar wussten viele nicht, worauf sie sich einliessen, und nahmen an, dass sie für die Zivilverteidigung, die Expertenarbeit oder für die Bürgerwehr, falls die Deutschen wirklich in Leningrad einmarschierten, herangezogen werden würden. Es war jedoch noch schwerer, aus der *opoltschenije* wieder herauszukommen, als die Anwerbung zu vermeiden. Zweiundfünfzig Schauspieler und Musiker versuchten, wie in den Parteiakten vermerkt wird, «die Ausrüstung mit Waffen abzulehnen» – vermutlich weil sie es für ihre Aufgabe hielten, die Soldaten zu unterhalten –, «aber Schritte wurden unternommen, um dieses Phänomen zu beenden».¹² Ein Genosse Ninjukow vom Botanischen Institut Gerüchte über potenziel-

wiederholte dauernd, dass seine Arbeit extrem wichtig sei, und bat darum, entlassen zu werden. Das Gleiche ereignete sich mit Nikulin und Denissow vom Geologischen Institut. Sie sind an ihren Arbeitsplatz zurückgeschickt worden, wo man Massnahmen ergreifen wird. Partei-

mitglied Taiz erklärte: «Wenn das Regiment mich nicht in meinem Beruf als Ingenieur und Metallurg verwenden kann, möchte ich nicht im Regiment sein.» Die Liberalen vom Hauptquartier liessen ihn, statt ihm die erforderliche Ablehnung zu erteilen, zu seiner Fabrik zurückkehren. Und erst am n. Juli leitete der Samkom [stellvertretende Kommissar] der politischen Abteilung des Regiments die notwendigen Massnahmen ein.¹³

le Kriegsdienstverweigerer dienten als Vorwand für groben Antisemitismus:

Swerdlin, ein Freiwilliger im 3. Bataillon des 2. Pionierregiments, ein Jude, hatte früher in einem Lebensmittelgeschäft gearbeitet. Er meldete sich freiwillig, stellte jedoch plötzlich fest, dass seine Einheit eine Kampfdivision war und an die Front geschickt werden sollte. Er geriet in Verzweiflung und gab bekannt, dass seine Frau bei seinem Eintritt in die *opoltschenije* versucht habe, sich zu erhängen, und erst im letzten Moment gerettet worden sei. Er wurde entlassen ... Bei der Artillerie brach der Kommunist Brauman in Tränen aus, weil er Angst hatte, an die Front zu gehen ... Komsomolmitglied Peterson wollte die *opoltschenije* verlassen, doch man machte ihm die Situation klar und schickte ihn zur Arbeit in die Küche.¹⁴

Solche Fälle von Abtrünnigkeit waren jedoch selten. Die meisten, wie (die Juden) Frenklach und Alschiz, wollten kämpfen oder es fiel ihnen leichter, sich einfach der Menge anzuschliessen. «Es ist eine ungleiche Wahl», wie Lidia Ginsburg es ausdrückte, «zwischen einer naheliegenden, einer offensichtlichen oder bekannten Gefahr (etwa der Unzufriedenheit eines Vorgesetzten) und jener anderen, deren Folgen noch weit entfernt liegen, noch nicht feststehen und vor allem nicht zu begreifen sind.»¹⁵

Nachdem die Behörden ihr Volksheer geschaffen hatten, behandelten sie es mit höchstem Argwohn. Da es aus einer echten Basisbewegung und nicht aus einem Parteidiktat hervorgegangen war,

legten seine Mitglieder die unwillkommene Tendenz an den Tag, sich selbst zu organisieren sowie Vorschläge und Kritik laut werden zu lassen. Besonders schwer war es, der vielen tausend Freiwilligen aus der Intelligenzija Herr zu werden. Von den 2600 Mann des 3. Schützenregiments der 1. Division (rekrutiert aus dem mit Hochschulen dicht besiedelten Dscherschinski-Bezirk) waren ungefähr 1'000, wie die politische Abteilung besorgt anmerkte, «hochkultivierte Typen – Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiter, Schriftsteller, Ingenieure» –, welche mit gebildeten Offizieren, die sie respektieren konnten, «durchgesetzt» werden müssten. Gleichwohl sollten Ersuche, auf dem eigenen Fachgebiet arbeiten zu dürfen – etwa wenn Rundfunktechniker als Signaloffiziere und Bergbauingenieure als Pioniere dienen wollten – als «Ausdruck von Feigheit» behandelt werden, weshalb man das Regiment später von solchen «Meckerern» und «instabilen Elementen» befreite. In den beiden ersten *opoltschenije*-Divisionen wählten die Freiwilligen zunächst ihre Kompanieführer und «politischen Führer» – die als Politruks bekannten, auf Bataillonsebene tätigen Unterhaltungsoffiziere/Propagandisten/ Spitzel – durch informelle Abstimmungen.¹⁶ Das war jedoch eine gefährlich demokratische Praxis, die rasch auf Befehl der Stawka ausgemerzt wurde. Aber auch die besten Bemühungen der politischen Abteilung reichten nicht aus, um die Freiwilligen dazu zu bringen, «sozialistische Wettbewerbe» mit anderen Einheiten zu veranstalten oder sich militärische Formalitäten zu eigen zu machen. «Hier sind zwei Beispiele», klagte ein Politruk,

aus dem Schdanow- und dem Kirow-Regiment. Er war früher ein gewöhnlicher Arbeiter und ist nun Offizier. In seiner Einheit hat er zwei seiner früheren Vorarbeiter, und natürlich ist es schwierig, die Spitznamen Sascha, Wanja und Petja nicht mehr zu benutzen. Oder man nehme folgenden Vorfall. Ein Kommandeur gibt einen Befehl und

sagt: «Wiederholen!» Und sein Untergebener erwidert: «Sascha, warum soll ich das wiederholen? Hältst du mich für dumm?» ... Wir müssen unsere Befehlshaber zwingen, strenger zu sein.¹⁷

Hinter der Freiwilligkeit konnte sich auch Verrat verbergen, wie die Parteibosse fürchteten. Zum Beispiel entdeckte man, dass sich dreizehn Volksdeutsche und estnische «Ausländer» gemeldet hatten – genau wie ein ehemaliger Trotzkiist, ein früher zu den Weissen gehörender Finne und mehrere spanische und österreichische Kommunisten. Alle wurden aus der *opoltschenije* entlassen, und man übergab ihre Personalien dem NKWD.¹⁸

Von der praktischen Seite gesehen, mussten die 110'000 Freiwilligen, die sich bis zum 7. Juli gemeldet hatten,¹⁹ in Kasernen untergebracht, ausgerüstet und zum Kämpfen ausgebildet werden. Auf diesem Gebiet scheiterten die Behörden kläglich, wie aus dem freimütigen Berichten der Politruks hervorgeht. Die Freiwilligen der 1. (Kirow-j)Division wurden am 4. Juli eingezogen und in behelfsmässige Kasernen in Schulen, einem Krankenhaus, einem Fabrikwohnheim und einem Schlafsaal des Konservatoriums geschickt, wo sie sich mit Plätzen auf dem Fussboden oder mit Etagenbetten ohne Matratzen begnügen mussten. Wie die politische Abteilung bemängelte, trafen sie direkt von der Arbeit ein, betrunken nach den traditionellen Verabschiedungsritualen und ohne angemessene Bekleidung. Sie sassen mit nacktem Oberkörper in politischen Vorlesungen, hämmerten mit den ihnen gerade zugeteilten Gewehren auf Bettgestelle ein, um die Bajonette abzutrennen, versteckten Viertelliterflaschen Wodka in ihren Gasmasken und kauften Eiscreme von Händlern, die ungehindert kommen und gehen konnten, obwohl sie auch Spione hätten sein können. Am schlimmsten war, dass die Rekruten nicht ausgebildet wurden.

Theoretisch sollten Freiwillige eine sechzehnstündige Grundausbildung erhalten, doch in Wirklichkeit war nicht einmal das der Fall, da sie keine Waffen und Munition für Anleitungszwecke besaßen und da es fast keine Ausbilder gab (einem Bericht zufolge nur einen einzigen für fünf- bis sechshundert Soldaten).²⁰

Ohnehin hätte in der verfügbaren Zeit keine hinreichende Ausbildung stattfinden können. Am 7. Juli, nach drei Tagen in Kasernen und nach Massenversammlungen in ihren Fabriken, marschierten die Männer der Kirow-Division, mit Scharen von Ehefrauen und Kindern im Gefolge, durch die Strassen zum Witebsker Bahnhof, wo sie in Züge zur Front stiegen. Es war eine Theatervorführung, denn nach ein paar Stationen schickte das Oberkommando sie wieder zurück, damit sie ihre Grundausstattung abholen konnten. Insgesamt, erinnerte sich ein Freiwilliger,

brachen wir dreimal zur Front auf ... Das erste Mal war am 7. Juli. Das Oberkommando schickte uns zurück, weil wir keine Ausrüstung hatten. Am 8. Juli trafen unsere Waffen ein und wurden verteilt. Wir starteten erneut, und unsere Uniformen wurden unterwegs ausgegeben. Dann mussten wir wieder umkehren. Am 9. waren wir endlich korrekt gekleidet und ausgerüstet: jeder mit seinem Gewehr und die Offiziere mit Karabinern.

Obwohl die 1. Division über Artillerie, Maschinengewehre und ein paar Maschinenpistolen verfügte, hatte sie keine Flugabwehrgeschütze, besaßen ihre Minenwerfer keine Visiere und waren einige der verteilten Gewehre vierzig Jahre alt. («Meines war 1895 hergestellt worden», erzählte ein *kirowez*. «Es war genauso alt wie ich.»)²¹ Die Division erreichte ihr Ziel – ein Eisenbahnstädtchen zwischen Luga und Nowgorod – schliesslich am 11. Juli, und zwar während eines Luftangriffs.

Späteren *opoltschenije*-Einheiten erging es noch schlechter. Die

2. Division besass ebenfalls keine Flugabwehrgeschütze, keine Automatikwaffen ausser einem Maschinengewehr und hatte so unerfahrene Artilleristen, dass diese erst «in der Schlacht lernen [muss-ten], wie ihre Kanonen einzusetzen waren». Die 3. Division, beschwerte sich Volkswhehrbefehlshaber Generalmajor Alexej Subbotin bei Schdanow, hatte nur die Hälfte der für sie bestimmten Artillerie, keine Panzergranaten, keine Granaten oder Molotowcocktails, «keinen einzigen Minenwerfer», nicht genug Kabel für Feldtelefone, nur ein paar Autos und Motorräder, aber auch kein Gewehröl, was bedeutete, dass die Waffen seit ihrer Übergabe nicht gesäubert worden waren. Trotzdem wurde die Division bereits am 15. Juli, dem Tag ihrer Einberufung, ausgesandt, um Befestigungen bei Leningrad zu bemannen?²

Die Freiwilligen sollten, wie sich in den internen Parteiunterlagen eindeutig nachvollziehen lässt, als Kanonenfutter benutzt werden. Bei einem Treffen mit seinen Kollegen in der Politischen Abteilung lobte Werchoglas die Vielfalt der Volkswhehrangehörigen («In unseren Einheiten sieht man einen Professor neben einem Studenten marschieren, einen Metallarbeiter und einen Giessereiarbeiter oder einen Architekten neben einem Bäcker Schiessübungen machen»), aber er gab zu: «Da wir nicht viel Vorbereitungszeit haben, müssen sie ausgebildet werden, während sie kämpfen, und kämpfen, während sie ausgebildet werden.» Freiwillige sollten «nicht für Manöver, sondern nur für Verteidigungszwecke eingesetzt werden ... weshalb sie in der Lage sein müssen, Granaten und andere primitive Abwehrmittel gegen feindliche Angriffe zu benutzen».²³ Vor allen anderen wurde die 2. Division in die Schlacht geworfen. Sie traf am 13. Juli an der Front ein und erhielt sofort den Befehl, deutsche Panzereinheiten von einem Brückenkopf jenseits der Noga, südöstlich von Kingissepp, zurückzuschlagen. Die 1. und die 3. Division folgten ihrem Beispiel eine Woche später, während

sich die motorisierten Divisionen der Wehrmacht im Süden entlang der Noga-Linie ausbreiteten.

Das Ergebnis waren nahezu allgemeine Panik und Konfusion. Freiwillige – unbewaffnet, unausgebildet, erschöpft durch Nachtmärsche und schlaflose Tage, an denen sie sich vor Luftangriffen verbargen – flohen entweder oder gerieten in hoher Zahl in Gefangenschaft. So viele liessen ihre uralten Gewehre zurück, dass eine spezielle Kampagne unter den Parolen «Seine Waffe zu verlieren ist ein Verbrechen am Vaterland» und «Die Macht eines Soldaten ist seine Waffe» in Gang gebracht wurde. Die Massenflucht vor Panzern war so alltäglich, dass sie mit einem pseudomedizinischen Begriff belegt wurde: *tankowaja bojasn* («Panzerphobie»). Werchoglas deutete seinen Untergebenen gegenüber sogar an, dass sie das Gerücht ausstreuen sollten, die Deutschen würden Attrappen benutzen:

Vor einigen Tagen wurde genau ein solcher Vorfall mit einem Feldstecher aufgedeckt. Eine mächtige Panzerkolonne näherte sich. Die Panzer stoppten, ein Offizier lehnte sich an eines der Fahrzeuge, und sein Ellbogen hinterliess eine Beule. Wie Sie wissen, können Ellbogen keine Beulen an richtigen Panzern verursachen. Durch dieses kleine Detail wurde die Wahrheit enthüllt: Die Panzer erwiesen sich als Imitationen.²⁴

Ob mit einem solch absurden Versuch, irgendjemand davon zu überzeugen war, praktisch mit blossen Händen Panzer anzugreifen, wissen wir nicht, aber es ist höchst unwahrscheinlich.

In der Schlacht wurden Freiwillige auf primitivste Art verheizt. Die russischen Angriffsmethoden, verzeichnete der deutsche Generalstabschef Halder in seinem Tagebuch, beschränkten sich auf dreiminütiges Artilleriesperrfeuer, wonach die Infanterie ohne Unterstützung durch schwere Waffen und unter unglaublich hohen Verlusten vorgeprescht sei.²⁵ Einer jener Infanteristen war Frenk-

lach. «Du bist so eingeschüchtert, dass deine Beine im Boden verwurzelt sind», erinnerte er sich. «Es ist ausserordentlich mühsam, dich aufzuraffen, dein Gewehr zu packen und loszulaufen. Wenn du einmal in Schwung bist, ist alles in Ordnung – lauf einfach vorwärts. Und es war nicht nur die Furcht, andernfalls in den Hinterkopf geschossen zu werden, die dich dazu brachte, sondern es lag an dem Rausch des Pflichtgefühls.»

Offiziere, die eine Schlacht überlebten, wurden den üblichen, auf Misstrauen gegründeten Schikanen ausgesetzt. Zum Beispiel befragte Werchoglas einen Politruk namens Michail Serogodski Ende Juli nach einem verhängnisvollen Zusammenstoss bei Kingissepp:

Serogodski: «Neunhundert von uns erreichten den Bahnhof, und sechshundert überstanden die dortigen Kämpfe.»

Werchoglas: «Wurden sie getötet, oder machten sie sich davon?» Serogodski: «Einige liefen in Richtung Gdow, andere wurden getötet.»

Werchoglas: «Ich weiss genau, warum einige davonliefen – nämlich, weil Sie den Kopf verloren. Sie haben nicht begriffen, dass Sie führen müssen. Infolge Ihres Versagens rannten sie in animalischer Furcht davon.»

Die übrigen Männer der Einheit, fuhr Serogodski fort, hätten den Befehl erhalten, «sich als Partisanen zu betrachten», wonach sie sich in Gruppen geteilt hätten und im Wald verschwunden seien.

Werchoglas: «Der Grund für Ihre Rückkehr aus der Etappe?» Serogodski: «Es wurde sehr schwierig, Essen zu beschaffen. In den letzten drei Tagen bevor wir wieder mit unseren Einheiten zusammentrafen, ernährten wir uns von wilden Pflanzen. Wir gingen durch ein Kiefern dickicht und lebten von Waldsauerklee. Extremer Hunger zwang uns, wieder zu unseren Linien aufzuschliessen.»

Werchoglas: «Und Ihre Verluste waren wie hoch?»

Serogodski: «Schwer zu sagen. In unserer Abteilung sind noch 65 Mann. Es waren nicht nur Todesfälle – zweimal habe ich Männer zur Erkundung ausgesickt, und sie kamen nicht zurück.»²⁶

Zorn und Verzweiflung waren auch in den Bataillonsberichten zu erkennen, deren Sprache von dem üblichen politischen Jargon gereinigt war. Kommissar Mossejenko von der 1. Division erklärte am 21. Juli, warum seine Einheit hatte zurückweichen müssen:

Das Bataillon verteidigte sich gegen Minenwerferfeuer, konnte es aber nicht erwidern, weil es keine eigenen Minenwerfer hatte. Es gab keine Kommunikation mit dem Regiment, der Artillerie oder den eigenen Kompanien, weshalb die Artillerie ihre eigenen Soldaten in ihren eigenen Schützengräben beschoss. Die 1. Kompanie setzte die 3. Kompanie desselben Bataillons dem Feuer aus.²⁷

Ein anderer Offizier der 1. Division klagte über den Mangel an Sanitätsdiensten:

Nicht nur mit Medikamenten steht es schlecht, sondern wir haben auch gar keine chirurgischen Geräte. Wenn die Verwundeten operiert werden müssen, können wir ihnen nicht helfen. Es gibt keine Ärzte, keine Instrumente, keine Krankenschwestern. Wir haben die Mädchen vom Roten Kreuz – sie sind Heldinnen, gewiss, aber das nützt ihnen auch nicht sehr viel. Es fehlt uns an Sanitätskästen. Wir haben keine Ersatzbestände, nur das, was die Soldaten schon in ihren Rucksäcken mit-schleppen, das ist alles. Ein Fläschchen Jod pro Rucksack ... Was soll ich über medizinische Transportmittel sagen? Wir sollten über 380 Lastwagen verfügen, und wir haben 170. Es gibt keine ausgebildeten Ärzte.

Es sei kein Wunder, dass Offiziere ihre Situation oft unerträglich fanden:

Ein unangenehmer Vorfall ereignete sich. Der Kommandeur des 1. Kirow-Regiments erschoss sich. Der Grund war anscheinend Feigheit, Angst davor, dass [das Regiment] nicht ausreichend bewaffnet sei. Fünfzehn Minuten vorher soll er eine vortreffliche Rede [vor den Soldaten] gehalten haben, dann sei er hinausgegangen und habe sich erschossen. Man hat den Soldaten seine Handlungen nicht erklärt, sondern ihnen mitgeteilt, er sei von Saboteuren ermordet worden?

Ein Oberleutnant erwiderte auf die Frage, weshalb er auf eigene Initiative einen Rückzug angeordnet habe: «Ich weiss nicht, wie man sich als Offizier verhält, und ich wollte nicht, dass eine Menge Menschen meinetwegen getötet werden.» Dann brach er in Tränen aus?⁹ Ein Maschinengewehrschütze hinterliess eine knappe Notiz: «Ich habe beschlossen, mir das Leben zu nehmen. Es ist zu schwierig in der Kompanie. Unterschrift: Kompaniehauptfeldwebel Smirnow.»

Am 16. Juli ordnete das Oberkommando die Schaffung von vier weiteren *opoltschenije*-Divisionen an, die letztlich weitere 41'446 Freiwillige umfassten. Die Bewerbungskriterien wurden gelockert, damit man auch die sogenannten Freifahrer, Brillenträger und die Söhne von «Volksfeinden» einziehen konnte. Ausserdem erweiterte man die Altersgrenzen von achtzehn auf siebzehn und von fünfzig auf fünfundfünfzig Jahre. Die eindrucksvolle neue Bezeichnung «Gardedivisionen» konnte die Tatsache nicht verbergen, dass sie noch schlechter ausgerüstet waren als ihre Vorgängerinnen. Beispielsweise besass das 3. Schützenregiment der 1. Gardedivision 791 Gewehre, 10 Scharfschützengewehre und 5 Revolver für 2'667 Soldaten?⁰ Die Ausbildung war wiederum unsäglich schlecht oder gar nicht existent («Wir bringen ihnen bei, mit Steinen zu kämpfen», jammerte ein Ausbilder). Infolge der Verschwendung der vergangenen drei Wochen gab es bereits einen akuten Mangel an erfahrenen Offizieren, – von den 781 Offizieren der Ersten Gardedivi-

sion zählten nur 82 als «Kader», waren also Berufssoldaten. Um Offiziere für die 2. Gardedivision zu finden, mussten Kommissare in den unbesetzten Sowjetgebieten Ausschau halten und Männer aus so fernen Gegenden wie dem Ural herbeiholen.³¹

Die neuen Divisionen wurden dem gleichen Blutbad ausgeliefert wie ihre Vorgängerinnen. Nachdem die 1. Gardedivision am 11. August an der Front angelangt war, wurden ihre Befehle dreimal geändert, was dazu führte, dass mehrere Regimenter innerhalb von vierundzwanzig Stunden siebzig Kilometer marschieren mussten. Danach traten sie, obwohl es ihnen an Patronen und Granaten mangelte, sofort in Aktion. Man könne nicht mehr Munition aus dem Hinterland heranschaffen, meldete ein hoher Offizier der Politischen Abteilung Schdanow nach einer Fahrt an die Front, weil die Division über keinen Tanklastverfüge und gezwungen gewesen sei, 390 Pferde wegen des Fehlens von Zaumzeug und Karren zurückzulassen. Auch könnten die Verwundeten nicht vom Schlachtfeld geholt werden, da die Sanitätseinheit nur vier Lastwagen besitze. Die «hohen Tiere», die das Divisionshauptquartier aufsuchten, seien eher ein Hemmnis als eine Hilfe:

Jeder von ihnen glaubt, es sei seine Pflicht, einen Befehl oder Rat zu erteilen. Ein typisches Beispiel: Der Divisionskommandeur fand erst heraus, dass das 2. Schützenregiment am Abend des 12. August einen Angriff ausführen sollte, nachdem der Befehl bereits unter Leitung eines Generalmajors vom Gruppenhauptquartier vollzogen war. Im Gespräch mit mir erklärten sowohl Generalmajor Schtscherbakow als auch Brigadekommissar Kulotschkin: «Jeder gibt Befehle, aber niemand ist wirklich hilfreich.»

Auf einer langen Liste angeforderter Nachschubmaterialien standen Wasserwagen, eine Ambulanz und ein mobiles Feldlazarett; ausserdem benötigte man zwanzig weitere Offiziere und Politruks von

mittlerem Rang, die zurückweichende Freiwillige zusammentrommeln und anspornen sollten.³²

Die 2. Gardedivision wurde am 12. August bei Gattschina an die Front geschickt und zwei Wochen später in Stücke geschlagen. Während der Schlacht, berichtete Regimentskommissar Nabatow, seien mehrere Punkte deutlich geworden:

A. Einige Soldaten wissen nicht, wie man mit Gewehren und Granaten umgeht. Dies trug während der Kämpfe zur Zerstreuung unserer Kräfte bei.

B. Eine Reihe von Soldaten waren schlecht getarnt, da sie Befehle, Gräben für sich auszuheben, nicht befolgt hatten. Auf Grund dessen erlitten wir hohe Verluste durch Artilleriefeuer und Minenwerfer.

C. Bei Gegenangriffen versuchten Soldaten, dicht beieinander zu bleiben, statt in angemessener Formation auszuschwärmen. Das bedeutete weitere Verluste.

D. Soldaten erkennen ihre Nachbarn weder auf der linken noch auf der rechten Seite. Da sie ihre eigenen Kameraden für den Feind halten, meinen sie, eingekesselt zu sein.

E. Mehrere Einheitskommandeure kennen ihre eigenen Soldaten nicht beim Namen.

F. Manche Soldaten ahnen nicht, wie ihr Sanitätskasten zu benutzen ist. Dadurch verbluten einige, die sich relativ geringfügige Wunden zugezogen haben, bevor sie zu einer medizinischen Versorgungsstelle gebracht werden können.

Zwischen den Gemetzeln wartete die durchnässte und hungrige Division Sommerstürme in halb ausgehobenen Schützengräben ab («Wir plätscherten herum», meinte Frenklach, «wie Nilpferde im Zoo»). Einheiten flehten um Segeltuch, Zelte, Feldküchen, Unter-

wäsche, Rasiermesser, Essensgeschirr, Wasserflaschen, Schaufeln, Schanzgerät, Helme und vor allem um Fahrzeuge, Kommunikationsgeräte, Waffen (die 3. Gardedivision hatte nur drei Gewehre für jeweils vier Freiwillige) und Männer, die sie benutzen konnten. «Die Mehrheit der Freiwilligen», meldete ein Politruk eines Bataillons der 4. Gardedivision, die zur Unterstützung der ausgeweideten 2. Division entsandt worden war,

ist unausgebildet oder nicht gut genug ausgebildet, um zu schießen. In einigen Fällen sind sie nicht imstande, ihre eigenen Gewehre zu laden, und ihre Offiziere müssen dies für sie tun ... Von 205 als Maschinengewehrschützen verzeichneten Männern waren nur 100 tatsächlich mit Maschinengewehren vertraut, und die übrigen erwiesen sich als Gewehrschützen. Eine Gruppe von «Pionieren» enthielt weitere Gewehrschützen und gewöhnliche Arbeiter, doch keinen einzigen Sprengstoffexperten ... Auch haben sie kein Werkzeug zur Reparatur von Waffen, weshalb der schlichte Bruch des Schlagbolzens eines Maschinengewehrs zur Folge hat, dass die Waffe nicht benutzt werden kann.³³

Die Entscheidung, die Überreste der *opoltschenije* offiziell abzuwickeln, wurde am 19. September getroffen, und die Überlebenden hatten sich bis zum Monatsende der Roten Armee angeschlossen. Etwa 135'400 Personen, darunter eine erhebliche Zahl weiblicher Hilfskräfte, hatten in der Volkswehr gedient.³⁴ Einer offiziellen Schätzung der Verluste kam Schdanows Stellvertreter Alexej Kusnezow am nächsten, der im folgenden Jahr in Smolny erklärte, dass nicht weniger als 43'000 Leningrader Freiwillige in den ersten drei Kriegsmonaten getötet, gefangen genommen worden oder verschollen seien. Dies ist höchstwahrscheinlich zu niedrig gegriffen. Der Anteil an Vermissten in der 1. und 2. Division sowie in der 2. und 4. Gardedivision, die alle vor ihrer offiziellen Abwicklung praktisch ausgelöscht worden waren, war viel höher, und Andeutungen ge-

genüber westlichen Journalisten bei Kriegsende lassen Verlustraten von bis zu 50 Prozent vermuten.³⁵

Hatte sich das Opfer gelohnt? Die herkömmliche Interpretation besagt, dass die *opoltschenije*, obwohl schlecht ausgebildet und ungenügend ausgerüstet, die Luga-Linie ein paar entscheidende Wochen lang gehalten und damit Zeit für die Verstärkung der inneren Verteidigung Leningrads herausgeschlagen hätte. Die Freiwilligen hätten nicht als voll ausgebildete Soldaten gelten können, liess der Direktor der Kirow-Werke den Journalisten Alexander Werth 1943 wissen, aber ihre Energie sei enorm und ihr Kampf ausschlaggebend gewesen.³⁶

Heutige Historiker sind keineswegs so sicher, sondern sie machen eher den Regen und den Widerstand der regulären Roten Armee für die kurze, Ende Juli eintretende Pause in Leeb's Vormarsch verantwortlich. Selbst wenn die Freiwilligen – verstört, unbewaffnet, führungslos – auf dem Schlachtfeld etwas ausgerichtet hatten, bedeutete ihr Verlust unzweifelhaft eine unglaubliche Verschwendung von fähigen und qualifizierten Kräften, besonders angesichts des baldigen Bedarfs der Roten Armee an Offizieren. (Bis Ende September 1941 hatte die gesamte Rote Armee erstaunliche 142'000 ihrer 440'000 Offiziere eingebüsst. «Im Grunde liegt die Schuld», berichtete General Fedjuninski über eine gescheiterte Aktion ausserhalb von Leningrad im Oktober, «bei der schwachen Führerschaft durch die Offiziere der Züge und Kompanien, die in einigen Fällen schlichter Feigheit gleichkam.»³⁷) Der Militärhistoriker Antony Beevor äussert sich vernichtend: «Die Vergeudung von Leben war so schrecklich, dass sie schwer zu begreifen ist: Ein Massaker, dessen Sinnlosigkeit vielleicht nur durch den Zulu-König übertroffen wird, der ein Impi [Regiment] seiner Krieger über eine Klippe marschieren lässt, um ihre Disziplin zu beweisen.» Noch kritischer urteilt der *opoltschenije*-Überlebende Frenklach:

Es gibt Momente, deren ich mich bis heute schäme. Wir gaben wiederholt Fersengeld und liessen unsere Verwundeten im Stich. Alle hatten Angst, während eines Rückzugs verwundet zu werden, denn wer nicht gehen konnte, hatte keine Aussicht, von Krankenträgern gerettet zu werden. Die einzige Chance bestand darin, sich von einem Freund helfen zu lassen. Nach dem Krieg dachte ich lange über 1941 nach und analysierte die damalige Situation. All die Märchen über das Massenheldentum – sie sollten den Schriftstellern und den Politruks auf dem Gewissen liegen. Natürlich gab es einige Helden, aber andererseits hatten wir es auch mit Mengen von Soldaten zu tun, die in Panik gerieten und flohen. Es war ein völlig ungerechtfertigtes, sinnloses Opfer nach dem Belieben unseres idiotischen Oberkommandos?⁸

Das letzte Wort sollte Stalin gehören. Um Woroschilow, der eine höhere Position ausgeschlagen hatte, zu erniedrigen, verbreitete er im April 1942 eine Notiz an das Zentralkomitee, in der er die Schwächen des Genossen (betont nicht des Marschalls) Woroschilow aufzählte. Zum Beispiel sei dieser, während er die Nordwestfront befehligte, «durch die Schaffung von Arbeiterbataillonen abgelenkt [worden], die schlecht bewaffnet (mit Schrotflinten, Spiesen, Dolchen und so weiter) waren, während er die Artillerieverteidigung der Stadt vernachlässigte».³⁹ Woroschilow war ein schlechter Mensch und ein schlechter Soldat, aber die Katastrophe der Leningrader Volkswehr konnte nicht nur ihm angelastet werden. Schliesslich hatte er sein Handwerk im Politbüro erlernt, dessen Überlebensfähigkeit sich darauf gründete, die Wünsche Stalins vor auszuhnen.

«In einer Mausefalle gefangen»

Vera Inber traf am 24. August mit dem Zug in Leningrad ein. Sie war einundfünfzig Jahre alt und, obwohl Trotzki's Cousine, erstaunlicherweise eine prominente Vertreterin des literarischen Establishments. Sie schrieb, ohne in den Schund des voll entwickelten sozialistischen Realismus abzugleiten, Kurzgeschichten, die von der Zensur genehmigt wurden. Ihr Mann war gerade zum Direktor des Leningrader Erisman-Lehrkrankenhauses ernannt worden, einer Anlage aus roten, im neunzehnten Jahrhundert entstandenen Backsteingebäuden gegenüber dem Botanischen Garten an der Petrograder Seite. Inber hatte ihre Tochter und ihren neugeborenen Enkel von Moskau aus in die Evakuierung begleitet und kehrte nun zu ihrem Matin zurück.

Die Reise, die in Friedenszeiten mühelos über Nacht zu bewältigen war, dauerte zweieinhalb Tage. Frische Bombenkrater säumten die Gleise, und lange Fabrikzüge mit massigen Maschinen unter Leinwandbezügen ratterten in die entgegengesetzte Richtung. Wie lange einer der Züge bereits unterwegs war, liess sich, wie Inber bemerkte, an der Frische der Birkenzweige ablesen, die zur Tarnung an die Waggondächer gebunden waren. Ihr eigener Zug, der sich Leningrad durch baufällige Dörfer mit malerischen Provinznamen näherte, hielt häufig an. «Wir kamen im Morgengrauen zum Stehen», notierte sie in ihrem Tagebuch, und wir sind immer noch

hier ... Der Waggon ist ziemlich leer, und niemand redet viel. In einem Abteil ist ein endloses Kartenspiel in Gange, – ein General flötet, wenn er seine Trumppfarbe erklärt; ein Pionier schlägt mit seiner Pfeife an die Tischecke, wieder und wieder. Es ist ein regelmässiges Geräusch, und es erinnert mich an einen Specht, der an einen Baum pocht. Der Pfeifenrauch weht hinaus auf den Korridor, bewegt sich in Schichten, verdünnt sich und bleibt an den Sonnenstrahlen hängen. Alles ist so still, als ruhe der Zug auf Moos.¹

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und durchquerte einen Wald, der heftig bombardiert worden war. Bäume lagen verkohlt und gespalten da, – Wurzeln ragten in die Höhe, der Boden war ockerfarben versengt. Bei der Durchfahrt durch einen Bahnhof fiel Inber der Name auf: Mga. Dies war nicht die übliche Strecke, denn die Deutschen hatten die Direktverbindung von Moskau bereits zerstört.

Inber stieg in einer Atmosphäre gespannter Erwartung aus. Das Erste, was sie beim Verlassen des Bahnhofs sah, war ein drei Tage altes Plakat mit einem Aufruf, den Schdanow, Woroschilow und Popkow, der Vorsitzende des Stadtsowjets, unterzeichnet hatten. Es handelte sich um das erste offizielle Eingeständnis, dass die Deutschen vor den Toren Leningrads standen:

Genossen! Leningrader! Teure Freunde! Unsere geliebte Heimatstadt ist von der unmittelbaren Gefahr eines Angriffs durch deutsch-faschistische Soldaten bedroht. Der Feind versucht, nach Leningrad durchzubrechen. Er will unsere Wohnungen zerstören, unsere Fabriken und Anlagen ergreifen, unsere Strassen und Plätze mit dem Blut unschuldiger Opfer durchtränken, unser friedliches Volk beleidigen, die freien Söhne unseres Vaterlands versklaven. Aber das wird nicht geschehen. Leningrad war nie und wird nie in feindlicher Hand sein ...

Lasst uns wie ein Mann zum Schutz unserer Stadt, unserer Heime, unserer Familien, unserer Ehre und unserer Freiheit aufstehen.

Lasst uns unsere heilige Pflicht als Sowjetpatrioten erfüllen und unbeugsam im Kampf gegen den brutalen und verhassten Feind, wachsam und gnadenlos im Kampf gegen Feiglinge, Bangemacher und Deserteure sein; lasst uns die strengste revolutionäre Ordnung in unserer Stadt errichten. Bewaffnet mit eiserner Disziplin und bolschewistischer Entschlossenheit, werden wir dem Feind mutig entgegentreten und ihm einen vernichtenden Schlag versetzen!²

In den acht Tagen seit Inber beschlossen hatte, aus Moskau abzureisen, hatte sich die Situation in Leningrad nach ihrem Eindruck drastisch verschlechtert. Trotzdem war es richtig gewesen, sich ihrem Mann anzuschliessen. «Er sagte immer: «Wenn Krieg ausbricht, sollten wir zusammen sein.» Und hier sind wir nun – zusammen.»

Im Lauf der nächsten Tage bekam sie ihn selten zu Gesicht. Er hatte im Krankenhaus enorm viel zu erledigen, sie selbst trat im städtischen Rundfunk auf («Moskau und Leningrad, Bruder und Schwester, strecken einander die Hände entgegen») und faulenzte, sich seltsam überflüssig fühlend, in ihrer luftigen neuen Wohnung. Aus den hohen Fenstern sah sie, wie die Sonne auf der Karpowka und den mit Palmen gefüllten Treibhäusern des Botanischen Gartens funkelte. An den Wänden der Wohnung hingen feine alte Porzellanteller «in Hülle und Fülle»; die Rosen darauf waren so frisch wie an dem Tag, als sie unter Zarin Elisabeth gemalt worden waren. Was um Himmels willen würde sie mit ihnen anfangen, wenn die Luftangriffe begannen? Obwohl täglich zehn bis fünfzehn Luftalarme gegeben wurden – es war wie «ein einziger Alarm mit kurzen Pausen» –, schien sich alles «irgendwo in der Ferne, hinter dem Horizont» abzuspielen:

Bei Alarmen gehe ich hinaus auf den Balkon. Die Pessotschnaja-Strasse, ohnehin ruhig, leert sich völlig. Nur die Luftschutzwarte mit ihren Blechhelmen stehen da und schauen zum Himmel hinauf. Gele-

gentlich läuft ein Fabriksschuljunge vorbei – ihr Wohnheim befindet sich in einem der Gebäude im Botanischen Garten. Die Strassenbahnfahrerin hatte Folgendes über die Jungen zu sagen: «Sie führen sich auf, als gehörten ihnen die Strassenbahnen, – sie halten sich auf dem Trittbrett fest, drängen sich auf die Plattform. Aber es berührt mich nicht mehr – schliesslich werden sie bald an die Front reisen, um Schützengräben zu buddeln.»³

Am anderen Ufer der Newa, in der Sadowaja-Strasse, verbrachte Juri Rjabinkin die strahlenden Spätsommertage damit, Schach zu spielen, mit seinem Freund Finkelstein Studienpläne für den Fall zu schmieden, dass ihre Schule geschlossen wurde, und mehr Arbeiten in der Wohnung zu verrichten, da seine Mutter das Dienstmädchen entlassen hatte. Niemand nahm viel Notiz von seinem sechzehnten Geburtstag, aber er kaufte sich als Geschenk für sich selbst ein Schachbuch und für fünf Rubel ein Abendessen in der Dienststellenkantine seiner Mutter. Über militärstrategischen Werken brütend, entwickelte er einen Plan zur Rettung seiner Stadt. Man solle «die Bevölkerung in die Wälder treiben», und die Rote Armee werde einen Rückzug vortäuschen und die Deutschen in die Falle locken:

Ganz plötzlich, blitzartig und unerwartet (noch unerwarteter, als der 22.6. für uns kam) gehen unsere Panzereinheiten zu einer grandiosen Offensive über und zwingen die Deutschen, sich eng zusammenzuziehen. Dann stürzt sich die Artillerie, die während des Rückzugs die bestmöglichen Stellungen bezogen hat, mit aller Macht auf die zusammengedrängten Einheiten. Nach einer halben Stunde wird das Geschützfeuer einige Kilometer vorverlegt, und unsere Truppen besetzen das bislang beschossene Gelände. Die gesamten Luftstreitkräfte werden über den Feinden konzentriert. Sie schiessen pausenlos Angriffe und zerbomben die Reste des Feindes. Kaum kommt dieser ins Wanken, weicht zurück, muss man ihn aus der Luft, zu Wasser und zu Land verfolgen, immer neue Truppen schicken und ihm keine Atempause gönnen.

Rjabinkin wusste jedoch, dass dies reines Wunschdenken war. «Ja, aber das alles ist ein nicht zu verwirklichender, phantastischer Traum», vertraute er seinem Tagebuch an.

Niemand kann eine solche Offensive durchführen. Ausserdem haben wir wenig Panzer ... Jeder Leitartikel in den Zeitungen schreit: Wir geben Leningrad nicht auf! Wir verteidigen es bis zum letzten Blutstropfen!... Aber unsere Armee siegt nicht, es fehlt ihr vermutlich an Waffen. Die Milizionäre auf den Strassen, ja sogar Volkswehrgehörige und manche Rotarmisten sind mit Mausergewehren weiss der Teufel welchen Alters ausgerüstet. Die Deutschen preschen mit Panzern vor, und uns bringt man bei, Panzer nicht mit Panzern zu bekämpfen, sondern mit Handgranatenbündeln, manchmal auch mit Brandflaschen. Das sind Zustände.⁴

Die alte Künstlerin Anna Ostroumowa-Lebedewa spazierte durchs Stadtzentrum und prägte sich ein (Skizzieren war verboten), wie die öffentlichen Denkmäler Leningrads verborgen wurden. An der Anitschkow-Brücke hatte man Klodts Pferdeskulpturen bereits fortgerollt, um sie in den Gärten vor dem Alexandrinski-Theater (Alexandrinka) zu vergraben. Gegenüber der Isaaskathedrale war die Reiterstatue von Nikolaus I. noch unter den zahllosen Sandsäcken sichtbar, die sie wie dicke Tropfen von oben nach unten zu bedecken schienen. Die Alexandersäule auf dem Palastplatz war von einem Holzgerüst umstellt, doch die Stangen erreichten nicht den triumphierenden Engel, der sein Kreuz weiterhin dem blauen Himmel entgegenreckte. Man hatte darüber debattiert, wie Falconets berühmte Statue von Peter dem Grossen, der «Eherne Reiter», Symbol des alten St. Petersburg und Gegenstand von Puschkins gleichnamigem Gedicht, geschützt werden solle. Manche hatten vorgeschlagen, ihn in der Newa zu versenken, doch nun war er mit Brettern verkleidet. Ostroumowa-Lebedewa beobachtete, wie Freiwillige Sand aus einem in der Nähe vertäuten Kahn entluden, und wünschte sich, ihnen helfen zu können: «Es war heiss, die Sonne

brannte. Ich stand da, schaute zu und schämte mich, weil ich nicht selbst arbeitete.» Obwohl ihre Schwester und ihre Nichten Leningrad verlassen hatten, wollte sie bleiben – teils, weil es ihr widerstrebte, sich aus der vertrauten Umgebung zu entfernen, doch hauptsächlich aus Solidarität mit ihrer Stadt und reiner Neugier auf die kommenden Ereignisse. «Alle sorgen sich wegen derselben Frage», schrieb sie am 16. August. «Sollten wir abreisen, und wenn ja, wohin und wie? Was mag die Zukunft bringen? Wie beginnt man ein ganz neues Leben an einem fremden Ort, nachdem man die tröstliche Zuflucht seiner eigenen Wohnung aufgegeben hat? Arme Leningrader! Ich möchte bleiben. Ich möchte unbedingt bleiben und all die schreckenerregenden Ereignisse miterleben.»⁵

Die überschüssige Bevölkerung nicht aus Leningrad hinauszuschaffen, bevor sich der Belagerungsring schloss, war einer der schlimmsten Fehler des Sowjetregimes in Kriegszeiten. Er führte zu mehr Todesfällen unter Zivilisten als jeder andere, mit Ausnahme des Versäumnisses, Barbarossa selbst vorherzusehen. Am 29. August, als der letzte Zug abfuhr, waren laut amtlichen Quellen 636 283 Menschen aus Leningrad evakuiert worden (verglichen etwa mit 660'000 Zivilisten, die man nach der britischen Kriegserklärung vom September 1939 innerhalb weniger Tage aus London ausgesiedelt hatte). Schliesst man durchreisende Flüchtlinge aus dem Baltikum und von anderswo aus dieser Rechnung aus, sinkt die Zahl auf höchstens 400'000. Knapp über 2,5 Millionen Zivilisten blieben in der Stadt zurück, dazu weitere 343'000 in den umliegenden Orten innerhalb des Belagerungsringes. Über 400'000 waren Kinder, und über 700'000 andere nicht arbeitende Abhängige.⁶

Warum konnten nicht mehr Menschen, die für die Verteidigung Leningrads unnötig waren, rechtzeitig abreisen? Verantwortlich war eine Mischung aus bewusster Regierungspolitik, Konfusion und den eigenen fehlerhaften Entscheidungen der Leningrader, ver-

schlimmert durch eine alles durchdringende Atmosphäre der Furcht. Die politische Vorgabe bestand schon seit Kriegsbeginn darin, der Evakuierung von industriellen Anlagen und Institutionen Vorrang gegenüber der nichterwerbstätigen Bevölkerung einzuräumen. Am 3. Juli beschloss das neue fünfköpfige Staatliche Verteidigungskomitee (das höchste, von Stalin geleitete Entscheidungsgremium des Krieges), sechszwanzig Rüstungsanlagen – von Leningrad, Moskau und Tula – nach Osten zu transportieren. Das Leningrader Programm wurde am Monatsende beschleunigt, als die Wehrmacht die Luga-Linie erreichte. Bis Ende August hatte man zweiundneunzig Leningrader Rüstungsfabriken, zusammen mit 164320 ihrer Arbeiter, nach Osten verlagert. Die meisten wurden in die Industriestädte des Urals gebracht, wo sie die Produktion mit bemerkenswerter Geschwindigkeit in hastig improvisierten Gebäuden wieder aufnahmen. Dies war eine grossartige Leistung, wenn auch nicht so erfolgreich, wie es in sowjetischen Darstellungen erscheint. Das Eisenbahnnetz wurde chaotisch überlastet, man transportierte identische Rohstoffe gleichzeitig in die Stadt herein und aus ihr hinaus, und einige Fabriken wurden demontiert, nachdem es für die Verlegung bereits zu spät war. Über zweitausend Waggons mit Maschinen warteten noch auf Güterbahnhöfen, als die letzte Eisenbahnverbindung aus der Stadt hinaus abgebrochen wurde. Die Waggons standen auch noch nach dem ersten Winter der Belagerung nutzlos herum.⁷

Das andere verhängnisvolle Evakuierungsprogramm der ersten Kriegswochen betraf die Kinder. Am 26. Juni gab der Leningrader Sowjet die Evakuierung von 392'000 Kindern in die Landbezirke um Leningrad, Kalinin und Jaroslawl bekannt. Schulen, Kindergärten und Kinderheime wurden einbezogen, die Mütter blieben jedoch aussen vor. Es war eine äusserst unpopuläre Massnahme. «Mein Herz klopfte, alle Gedanken gingen wirr durcheinander», schrieb Skrjabina, nachdem sie die Neuigkeit erfahren hatte. «Ich

wusste nicht, was ich anfangen, welchen Entschluss ich fassen sollte. Der Gedanke einer Trennung von [dem fünfjährigen] Jurik war für mich so entsetzlich ..., dass ich beschloss, mich mit allen Kräften dagegen zur Wehr zu setzen und den Jungen auf keinen Fall herzugeben.»⁸ Vielen Eltern gelang es, sich dem Befehl zu entziehen, doch andere setzten ihre Kinder in Züge, die Luga, Gattschina, Staraja Russa und andere traditionelle Sommerlager im Süden und Westen von Leningrad zum Ziel hatten. Die ersten zehn Züge – mit 12 192 Reisenden – fuhren am 29. Juni ab. Jelena Kotschina beobachtete, wie die Kleinen zu den Bahnhöfen gebracht wurden:

Wie verängstigte Tiere drückten sie sich auf den Strassen, gingen dem Bahnhof, der Trennungslinie ihrer Kindheit, entgegen: Auf der anderen Seite würde das Leben ohne Eltern beginnen. Die kleinsten Kinder wurden mit Lastwagen befördert; ihre Köpfcchen ragten wie goldene Pilze hervor. Wahnsinnige Eltern rannten hinter ihnen her.⁹

Drei Wochen später hatte die Wehrmacht die Luga-Linie erreicht, und den Eltern wurde klar, dass die Behörden ihre Kinder keineswegs in Sicherheit, sondern vielmehr in das Gebiet des deutschen Vormarsches gebracht hatten. «Als wir in dem Dorf eintrafen, erhielten wir Unterkunft in einer Hütte», schrieb die fünfzehnjährige Klara Rachman aus Staraja Russa. «Ach ja, ich habe ganz vergessen, dass ein deutsches Flugzeug direkt über uns hinwegflog, als wir im Lastwagen sassen. Eine schöne Evakuierung ist das!»¹⁰ Es war nicht leicht, die Kinder zurückzuholen, zumal es seit Verhängung des Kriegsrechts ein Verbrechen war, sich unerlaubt von seinem Arbeitsplatz zu entfernen (der Archivar Georgi Knjasew missachtete das Verbot und gestattete einer seiner Stenotypistinnen, ihre beiden Töchter, neun und zwölf Jahre alt, aus Borowitschi zu holen¹¹). Lidia Ochapkina wurde durch einen Säugling gehindert, zu ihrem kleinen Sohn zu reisen, konnte jedoch eine zufällige Bekann-

te in einer Warteschlange für Brot, eine Frau von etwa sechzig bis dreiundsechzig Jahren mit Brille – «sie sah intelligent aus» –, überreden, ihr die Aufgabe abzunehmen: «[Sie] erklärte, sie kaufe für zwei Tage im voraus Brot und wolle ihren Enkel zurückholen. Ich fragte sie, wohin man ihn evakuiert hatte. Sie antwortete, mit dem 21. Kindergarten (ich entsinne mich der Nummer genau), d.h. dorthin, wohin wir auch unseren Jungen geschickt hatten ... Sie ... fragte, wie alt der Junge sei. Ich sagte, er werde bald sechs (das war gelogen), sei kräftig, könne gut laufen und notfalls weite Strecken zu Fuss zurücklegen.» Am folgenden Tag musste sich Ochapkina im Bezirkssowjet eine Bescheinigung für die Rückkehr des Kindes ausstellen lassen; dort fand sie sich in einer Schar zorniger Mütter wieder: «Alle waren aufgeregt, redeten laut, und einige schrien sogar: «Bringt unsere Kinder zurück! Sie sollen bei uns bleiben; wenn wir sterben, dann zusammen, dann wissen wir wenigstens, wie und wo.»‘ Nachdem sie die Vollmacht erhalten und diese ihrer neuen Freundin mit ihrem gesamten Brotvorrat übergeben hatte, wartete sie ungeduldig auf deren Rückkehr. Zwei Wochen später sah sie die Frau plötzlich mit zwei kleinen Jungen auf dem Hof stehen. Sie stürzte hinaus, umarmte ihren Kolja und erfuhr, dass der Zug bombardiert worden sei. Danach hätten die drei den langen Weg zu Fuss zurückgelegt und seien hin und wieder von Lastwagen oder Pferdefuhrwerken mitgenommen worden.¹²

Unglaublicherweise versuchten die städtischen Behörden sogar, solche Rettungsaktionen zu unterbinden. Die Sekretäre der Bezirksparteikomitees sollten Betriebsdirektoren verbieten, Angestellten Urlaub zu geben, damit sie ihre Kinder heimholten. Eltern müsse vielmehr versichert werden, dass ihre Kinder ungefährdet seien, und es gelte, «die gegenteiligen provozierenden Gerüchte auszumerzen».¹³

Anfang August wurde eine zweite Welle von Evakuierungen, für Mütter und Kinder unter vierzehn Jahren, angekündigt. Wie

nicht überraschen dürfte, zogen Familien es nun häufig vor, sich lieber zu Hause mit dem Risiko abzufinden. «Jetzt ist es schon erlaubt», schrieb Skrjabina,

dass Mütter zusammen mit ihren Eltern fahren. Eingeschüchtert jedoch durch die ersten misslungenen Evakuierungsversuche, weigern sich die Mütter zu fahren, sie reden sich mit allen möglichen Krankheiten heraus, bloss um eine Verzögerung zu erreichen ... Auch kommt die Angst vor Epidemien hinzu, denn unterwegs grassieren Typhus, Cholera und andere Magen- und Darmerkrankungen. Überdies werden die Evakuierungszüge mit Bordwaffen beschossen und aus der Luft bombardiert. Die Familie des Direktors der Fabrik, in der Sergej bis zu seinem Einberufungsbefehl arbeitete, hat sich evakuieren lassen. Bald danach traf die Nachricht ein, dass ihr vierzehnjähriger Sohn an Typhus abdominalis gestorben ist.¹⁴

Ochapkina hingegen wollte unbedingt abreisen, wurde jedoch aufgehalten, als sie Kolja bei einem Luftschutzalarm aus den Augen verlor. Da sie ihn erst einen Tag später auf einem Polizeirevier fand, verpassten beide ihren Zug. «Ich konnte nicht anfangen, die Evakuierungspapiere von Neuem zu beantragen. Durch diesen Vorfall entschied es sich: Ich blieb in Leningrad.»

Sie könnte Glück gehabt haben, denn die Evakuierungszüge wurden, statt in die Provinz Wologda im Osten zu fahren, immer noch nach Süden geschickt, direkt in die Arme von Buschs 16. Armee. Bomber erschienen vor den Panzern und griffen Strassen, Eisenbahnen und Telegrafienlinien an. Die schlimmste der daraus resultierenden Tragödien ereignete sich in Lutschkowo, einer Kleinstadt knapp südlich des Ilmensees. Ein Konvoi aus Jungen und Mädchen im Kindergartenalter erlebte gerade die Begrüssungszereemonie in einem vierzig Kilometer entfernten Kolchos, als die Nachricht eintraf, dass deutsche Fallschirmjäger in der Nähe landeten. «Uns wurde Tee angeboten», erzählt eine Überlebende, «als der

Kolchosdirekter herbeeilte. Ich erinnere mich noch an seine Worte: «‘Vor uns sind Nazi-Fallschirmjäger!’»¹⁵ Man lud die Kinder in Lastwagen und fuhr sie zurück zum Bahnhof Lutschkowo, wo mehrere Tausend weitere Evakuierte schon in einen Zug stiegen. Während die Kinder in der Schlange warteten, tauchte ein Stuka über ihnen auf. «Wissen Sie, der Pilot flog ganz niedrig», erinnerte sich eine Lehrerin, «sah sich alles an, zog hoch – da explodierte die Bombe auch schon. Später behaupteten sie, sie hätten es nicht gewusst. Unsinn! ... Es war herrliches Wetter. Die Kinder waren schön angezogen. Er sah sehr genau, wen er bombardierte.»¹⁶ Der Stuka flog die Plattform entlang und beschoss sie methodisch und präzise. Dann folgte eine gewaltige Explosion, und als sich der Rauch lichtete, lagen die Waggons des Zuges verstreut «wie von einer Riesenhand».

Es gibt (heftig geleugnete) Berichte über erwachsene Leiter von Evakuierungsgruppen, die inmitten des Chaos flohen oder mit ihren eigenen Kindern nach Leningrad zurückkehrten und die übrigen im Stich liessen. «Der Bahnhof stand in Flammen. Wir konnten niemanden finden. Es war einfach grässlich!», erzählte eine Mutter über die Durchfahrt durch Mga. «Der Chef des Evakuierungszuges sass, den Kopf in den Händen, auf einem Baumstumpf. Er hatte seine eigene Familie verloren und wusste nicht, wer wohin geraten war.» Herumirrende Kleinkinder, die ihren Namen nicht nennen konnten, fanden ihre Angehörigen nie wieder.¹⁷ Scharen verzweifelter Eltern fuhren zu entlegenen Bahnhöfen, um auf die zurückkehrenden Züge zu warten. Dabei benahmen sie sich so bedrohlich, dass Vertreter von Bezirkssowjets gewarnt wurden, nicht auszusteigen.

Andere Evakuierungsgruppen blieben zwar von Luftangriffen verschont, mussten jedoch endlose, umständliche Reisen, unterbrochen von langen Stopps und Hungerpausen, ertragen. Ein Zug, der gegen Ende August in Richtung der sibirischen Stadt Omsk abfuhr, hatte 2700 Kinder zwischen sieben und sechzehn Jahren an Bord. In Friedenszeiten hätte die Reise drei Tage gedauert, nun jedoch

nahm sie sieben Wochen in Anspruch. Die meisten Kinder hatten, wie sich eine sie begleitende Ärztin erinnerte, Reiseproviant bei sich, doch nach ein paar Tagen war er verdorben und musste weg-
geworfen werden. Evakuierungsstützpunkte an der Strecke stellten lediglich Mehl und Wasser bereit, die sie bei Aufhalten zu einer Art Brot aufkochten. «Manchmal erhielten sie etwas Milch, aber nicht regelmässig. Oft litten sie Hunger. Hin und wieder konnten wir Dinge aus einem Feld besorgen – Tomaten oder Karotten –, aber es war unmöglich, sie ordnungsgemäss zu waschen.» Masern und Läuse breiteten sich in den überfüllten Waggons aus, und fünf Kinder fielen ihnen zum Opfer.¹⁸

Die schrecklichen Gerüchte über die Evakuierung der Kinder waren nicht der einzige Grund dafür, dass Teile der Zivilbevölkerung Leningrad nicht verlassen wollten. Viele waren durch Verwandte mit der Stadt verbunden oder fürchteten, dass ein kriegsvermisster Sohn oder Ehemann in eine leere Wohnung heimkehren könnte. Irina Bogdanowa, eine Überlebende der Besatzung, schildert, wie ihre Grossmutter die Evakuierung bewusst durchkreuzte. Die Familie sollte mit dem Geologischen Institut, an dem Irinas Mutter arbeitete, die Stadt verlassen. Irina, ihre Mutter und ihre Grossmutter hatten die Ausreisegenehmigung erhalten, ihre Tante Nina, die im Verteidigungssektor tätig war, jedoch nicht. Während die Familie mit dem Lastwagen des Instituts zum Bahnhof fuhr, fiel der Grossmutter plötzlich ein, dass sie einen Koffer vergessen hatte. Sie bestand darauf, nach Hause zurückzukehren, um ihn zu holen. Danach behauptete sie, es gebe im Lastwagen nicht mehr genug Platz und sie werde mit Irina die Strassenbahn zum Bahnhof nehmen. Dadurch verpasste die ganze Familie den Zug. Wieder zu Hause, berichtet Irina, «sassen wir auf dem Sofa; Mama umarmte mich und sagte: «Also gut, dann werden wir alle zusammen sterben.» Und so kam es. Grossmutter, Mutter und Tante fielen alle im Februar und

März 1942 dem Hunger zum Opfer. Die achtjährige Irina überlebte und war zehn Tage lang mit zwei Leichen allein, bevor sie von einer Zivilschutzbrigade in ein Waisenhaus gebracht wurde. Siebzig Jahre später – in ihrer Sonntagskleidung an einem Tisch sitzend, der sich unter herrlich zubereiteten Häppchen biegt – erklärt sie im Interview: «[Ich] habe mein ganzes Leben lang mit Vorwürfen an meine Grossmutter gelebt. Ich glaube, sie wollte bei Nina bleiben, vergass absichtlich den Koffer und weigerte sich aus demselben Grund, hinten auf dem Lastwagen zu sitzen.»¹⁹

Für Menschen ohne Arbeitsplatz kam theoretisch eine individuelle Evakuierung in Frage, aber die bürokratischen Erfordernisse waren abschreckend, und ohne gastfreundliche Verwandte in unbesetzten Gebieten konnten sie nicht sicher sein, eine Unterkunft zu finden. In der Praxis gelang es ihnen oft, sich dem Personal von Institutionen anzuschliessen, deren Evakuierung vorgesehen war, doch das setzte Beziehungen und Einfluss voraus. Eine Freundin Skrjabinas, die Frau eines Fabrikdirektors, bot ihr einen Posten als «Erzieherin» im Werkskindergarten an, der ins Moskauer Gebiet gebracht werden sollte. Einen Tag später meldete sich die Frau erneut. «Mit weinerlicher Stimme teilte [sie] mit, alles sei gescheitert. Die Fabrikarbeiterinnen seien empört gewesen, es habe nicht viel gefehlt und sie hätten das ganze Fabrikkomitee zum Teufel gejagt, als sie erfuhren, dass mit dem Kinderhort auch sozusagen die Fabrikintelligenz verschickt werden sollte.» Skrjabina war sogar erleichtert: «Das Problem, welches mich die ganze Zeit bedrückte, ist durch Umstände gelöst worden, die von mir unabhängig waren. Ich brauche die Alten nicht zu verlassen ...»¹⁰

Valerian Bogdanow-Beresowski, der heute vergessene Komponist von *Piloten* und *Ballade von den Männern der Baltikflotte*, beschloss zu bleiben, weil er seine Mutter nicht zurücklassen wollte, doch auch weil sich ihm nun die Chance bot, die Leningrader Abteilung des Komponisterverbandes zu leiten, nachdem der vorheri-

ge Amtsinhaber nicht aus dem Sommerurlaub zurückgekehrt war. Andere bezweifelten insgeheim, dass die deutsche Besatzung so schlimm sein würde, wie die Propaganda es darstellte. «Ist es möglich», fragte Skrjabina ungläubig, «dass sie [die Juden] von den Deutschen nur deshalb vernichtet werden, weil sie Juden sind?» Mitte August schlug sie eine zweite Chance zur Evakuierung aus, weil sie, wie sie in ihrem Tagebuch subtil andeutet, die baldige Kapitulation von Leningrad erwartete. «Wenn der Krieg wirklich mit so halsbrecherischer Geschwindigkeit voranschreitet, wird er wahrscheinlich bald enden. Warum sollen wir einen Ort verlassen, an dem wir so verwurzelt sind? Vielleicht wäre es klüger, in der Wohnung zu bleiben. Was soll ich tun?» Trotzdem vermutete sie eine Provokation, als ein alter Schulfreund auf einer Bank neben ihr Platz nahm: «Ohne Umschweife begann er ein Gespräch mit uns und liess sich darüber aus, wie glücklich er sei, dass die Deutschen schon vor der Stadt stünden, dass sie in der Übermacht seien, und die Stadt sich, wenn nicht heute, dann morgen ergeben müssen ... Er lobte mich, dass ich in Leningrad geblieben sei. Dann zeigte [er] mir einen kleinen Revolver und sagte: «Dies ist für den Fall, dass mich die Erwartungen enttäuschen sollten.» Im Puschkinhaus erschien ein jüdischer Kollege von Dmitri Lichatschow – es war der von Olga Gretschina wegen Scheinheiligkeit kritisierte Professor Gukowski – in der Kantine mit «einer Schirmmütze (ein wenig schräg getragen) und einem Hemd mit einem Gürtel im kaukasischen Stil. Er begrüßte uns mit einem Salut und liess uns im Vertrauen wissen, dass er sich, wenn die Deutschen kämen, als Armenier ausgeben werde.»²¹

Der Kunsthistoriker Nikolai Punin, Achmatowas einstiger Mann, überliess sich dem Fatalismus. In der Verdunkelung und Stille nach der Ausgangssperre setzte er sich am Abend des 26. August – desselben Tages, an dem die Baltikflotte endlich die Genehmigung erhielt, aus Tallinn auszulaufen – an seinen Schreibtisch,

um sein Tagebuch nach einer Pause von fünf Jahren im Licht einer Lampe weiterzuführen, deren Schirm aus einem Stück blauer Tapete bestand. Für Menschen seiner Generation, schrieb er, sei der Tod nie fern gewesen. «In Wirklichkeit haben sie uns in diesen vergangenen fünfundzwanzig Jahren eingeladen, rasch zu sterben. Viele sind gestorben, der Tod rückt heran, kommt uns so nahe wie möglich. Warum sollten wir an ihn denken, da er doch so ernsthaft an uns denkt?» Das Gefühl des bevorstehenden Unheils erinnerte ihn an den Terror von 1937, als er und all seine Freunde jeden Tag in den frühen Morgenstunden ein Klopfen an der Tür und einen Gefängniswagen erwarteten. Als er die Akademie der Wissenschaften («Konfusion und Chaos») früher am Tag besuchte, hatten Kollegen ihm zugeredet, mit ihnen nach Samarkand aufzubrechen.

Aber das würde bedeuten, in den Krieg hineingezogen zu werden. Nein, ich fahre nicht. Es ist besser, gegen Windmühlen zu kämpfen, solange noch die Möglichkeit besteht. Die Lampe brennt, es ist ruhig. Herr, tröste die Seelen, die zum Himmel aufsteigen.

Vor nicht langer Zeit sagte ich jemandem: «Also, es gibt zwei beängstigende Dinge: Krieg und Evakuierung. Aber von den beiden ist die Evakuierung schlimmer.» Das ist nur eine Redensart, gewiss. Aber warum haben sie uns nicht während der *jeschowschtschina* [des Terrors] evakuiert? Damals war es genauso beängstigend.²²

Den Hintergrund zu solchen qualvollen persönlichen Entscheidungsprozessen bildete die starke allgemeine und halbamtliche Missbilligung gegenüber denjenigen, die schnell die Stadt verlassen wollten. Evakuierte wurden als «Ratten» und *beschenzy* – «Flüchtlinge» – abgestempelt. Olga Gretschina erlebte einen peinlichen Abschied von einem Brüderpaar, zwei Kommilitonen, deren Mutter ihnen Plätze bei einer archäologischen Ausgrabung in Zentralasien

verschafft hatte. «Ich konnte nicht verstehen, wieso gesunde junge Männer sich evakuieren liessen, obwohl alle anderen unbedingt an die Front wollten ... Das Gespräch war schwierig. Ich machte ihnen keine Vorwürfe wegen ihrer Abfahrt, aber ich war so überrascht darüber, dass sie zugestimmt hatten.»²³ Genauso schädlich und unvermeidlich war, dass einige Bezirkssowjets ihren Glauben an die Führung zur Schau stellten, indem sie die Evakuierung von Zivilisten in ihrem Bereich zu verhindern suchten. Wie Dmitri Pawlow, damals Chef der nationalen Lebensmittelversorgungsbehörde, es in dem besten sowjetischen Bericht über die Belagerung ausdrückte, «wurde die Weigerung von Bürgern, sich evakuieren zu lassen, als patriotischer Akt betrachtet, auf den man stolz sein konnte, was die Menschen indirekt ermutigte, in der Stadt zu bleiben». Seiner Meinung nach hätte die Zahl derjenigen, die im Juli und August evakuiert wurden, zwei- oder dreimal höher sein können und müssen.²⁴ Ironischerweise konnte auch die Weigerung, sich evakuieren zu lassen, als verdächtig gelten. Ein Tagebuchschreiber verzeichnete folgendes Gerücht:

Es heisst, dass P. S. Andrejew und S. P. Preobraschenskaja (vom Mariinski-Theater) die Abreise verweigert hätten. «Warum?», wurden sie gefragt. «Wir sind sicher, dass Leningrad nicht übergeben wird», antworteten sie. Aber bei der Verwaltung dachte man: «Wir kennen euch. Es steht bereits fest, dass Leningrad verlassen werden muss, und ihr wollt zu den Faschisten überlaufen! Wir sollten euch besser vernehmen, um herauszufinden, was für Sowjetmenschen ihr wirklich seid.»²⁵

Am 25. August war Leningrad zu drei Vierteln umzingelt. Die Eisenbahnverbindungen nach Westen in die baltischen Staaten waren gekappt worden, genau wie die Direkttrouten nach Moskau. Die einzige intakte Linie führte nach Osten und spaltete sich am Eisenbahnknotenpunkt Mga, der nun selbst Schauplatz schwerer Kämpfe war. Im Westen hatte die Rote Armee das gesamte baltische Küs-

tengebiet – mit Ausnahme eines sechzig Kilometer langen Streifens am Finnischen Meerbusen westlich von Peterhof – verloren. Dieser sogenannte Kessel von Oranienbaum, benannt nach einem weiteren Sommerpalast der Zaren, wurde über Kronstadt versorgt und hielt die ganze Belagerung hindurch stand, was allerdings kaum einen strategischen Vorteil einbrachte und einen entsetzlichen Preis kostete. Im Norden hatte die finnische Armee unter General Carl Mannerheim die Grenzen aus der Zeit vor dem Winterkrieg zurückerobert, war nach Russisch-Karelien vorgedrungen und marschierte am nordöstlichen Ufer des Ladogasees entlang. Dies entsprach einem Hitler gegebenen Versprechen, der Wehrmacht am Fluss Swir «die Hände zu schütteln».

Die Bedrohung Leningrads beanspruchte nun die ganze Aufmerksamkeit des Kreml. Seit Chruschtschows «Geheimrede» von 1956, die das politische Tauwetter ankündigte, wird die Meinung vertreten, Stalin habe Leningrad absichtlich umzingeln lassen. Er habe den liberalen Tendenzen der Stadt misstraut und ebenso ihrer Vergangenheit als Nährboden für charismatische Politiker wie die Altbolschewiki Kirow (1934 auf mysteriöse Art ermordet) und Grigori Sinowjew (1936 nach einem Schauprozess erschossen). Aber wenn man Stalins wütende – manchmal irrationale – Tiraden vom Spätsommer und Herbst 1941 liest, löst sich diese Theorie auf. Obwohl er tatsächlich darüber nachdachte, die Stadt aufzugeben, um seine Heere zu retten, so bedeutete dies unverkennbar auch für ihn nur einen verzweifelten letzten Ausweg.

Irgendwann zwischen dem 21. und dem 27. August, während deutsche Panzer bereits durch die Eisenbahnstädte südlich von Leningrad rollten, machte sich eine «Sonderkommission» vom Kreml nach Leningrad auf. Zu ihr gehörten Molotow sowie die Chefs der Luftwaffe, Marine und Artillerie, Handelskommissar Alexej Kossygin und, vor allem, Georgi Malenko, der neunund-

dreissigjährige aufsteigende Star, der kurz zuvor ins Staatliche Verteidigungskomitee, das fünfköpfige Entscheidungsgremium, berufen worden war. Missachtet von Schdanow, der Malenkov wegen seiner Birnengestalt den dienstmädchenhaften Spitznamen «Malanja» verliehen hatte, war der Mann mit dem glatten Kinn und der hohen Stimme ein Kumpan von Schdanows Erzfeind, dem NKWD-Chef Berija. Die Kommission sollte offiziell eine «Bewertung der komplizierten Lage» abgeben. In Wirklichkeit aber dürfte es um die Frage gegangen sein, ob Leningrad überhaupt verteidigt werden konnte. Allein die Reise bewies, wie nahe man der Katastrophe bereits gekommen war. Nachdem die Gruppe nach Tscherepowe, einem Eisenbahnort vierhundert Kilometer östlich von Leningrad, geflogen war, bestiegen sie einen Zug, der sie nach Mga brachte. Dort wurden sie von einem Luftangriff zum Halten gezwungen. Feuer erhellte den Nachthimmel, und Flugabwehrgeschütze hämmerten, als die Kreml-Grössen ausstiegen und an den Gleisen entlang zu einer gewöhnlichen Strassenbahn stolperten; diese brachte sie zu einem zweiten Zug, mit dem sie schliesslich in die Stadt gelangten.

Die Kommission blieb etwa eine Woche lang in Leningrad, und Stalin bombardierte Schdanow unablässig mit Befehlen, die der sich rasch wandelnden Realität nun völlig fern waren?⁶ Am 27. August rief er mit einem fantastischen Plan im Smolny an: Man solle Panzer «durchschnittlich alle zwei Kilometer, an manchen Orten alle 500 Meter, je nach dem Boden», an einer neuen, hundertzwanzig Kilometer langen Verteidigungslinie von Gattschina bis zum Fluss Wolchow postieren. «Die Infanteriedivisionen werden direkt hinter den Panzern stehen und sie nicht nur als Kampftruppe, sondern auch als Verteidigungsmittel benutzen. Dafür werden 100-120 KWs [ein schwerer Panzertyp] benötigt. Ich glaube, diese Zahl von KWs kann in zehn Tagen produziert werden ... Ich erwarte Ihre rasche Antwort.»²⁷ Am folgenden Tag äusserte Schdanow sein übli-

ches sklavisches Einverständnis. Stalins Plan für eine Verteidigungslinie «besonderer Art» sei «absolut korrekt», weshalb er, Schdanow, um Erlaubnis bitte, die Evakuierung der Ischorsker und der Kirow-Waffenfabriken zu verschieben, damit ihre Panzerproduktion zur Verwirklichung des Projekts herangezogen werden könne.

Am 29. August eroberten die Deutschen Tosno, nur vierzig Kilometer von Leningrad entfernt an der Moskauer Strasse. Zudem erreichten sie das Südufer der Newa und teilten dadurch die sowjetischen Kräfte, die Leningrad im Südosten verteidigten. Vor Wut und Paranoia schnaubend, telegraphierte Stalin ausschliesslich an Molotow und Malenkow:

Mir ist gerade mitgeteilt worden, dass der Feind Tosno eingenommen hat. Wenn es so weitergeht, fürchte ich, dass Leningrad aus idiotischer Dummheit übergeben wird und dass alle Leningrader Divisionen in Gefangenschaft geraten. Was tun Popow und Woroschilow? Sie lassen mich nicht einmal wissen, wie sie planen, die Gefahr abzuwenden. Sie halten Ausschau nach neuen Rückzugslinien; so schätzen sie ihre Pflicht ein. Woher kommt ihre abgrundtiefe Passivität, diese bäuerliche Unterwerfung dem Schicksal gegenüber? Ich verstehe sie einfach nicht. Zurzeit sind zahlreiche KW-Panzer in Leningrad, eine Menge Flugzeuge ... Warum werden all diese Geräte nicht im Ljuban-Tosno-Sektor eingesetzt? Was kann irgendein Infanterieregiment ohne Ausrüstung gegen deutsche Panzer vollbringen?... Scheint es Ihnen nicht auch so, dass jemand den Deutschen bewusst den Weg frei macht? Was für ein Mann ist Popow? Wie verbringt Woroschilow seine Zeit, was tut er, um Leningrad zu helfen? Ich schreibe diese Worte, weil die Nutzlosigkeit der Leningrader Befehlshaber so absolut unverständlich ist. Ich glaube, Sie sollten nach Moskau reisen. Bitte keine Verzögerung.²⁸

Wie nahe Popow und Woroschilow tatsächlich daran waren, durch einen Nackenschuss getötet zu werden, können wir nicht wissen. Malenkow und Molotow sparten jedenfalls nicht mit Kritik und

achteten darauf, Schdanow ebenfalls nicht zu verschonen. In ihrer Antwort an Stalin am selben Tag rühmten sie sich damit, Schdanows und Woroschilows Fehler scharf kritisiert zu haben, etwa die Gründung des Leningrader Verteidigungsrats, die Erlaubnis für Bataillone, ihre Offiziere zu wählen, die Verzögerung der Evakuierung von Zivilisten und das Versäumnis, brauchbare neue Befestigungen zu bauen. Schlimmer noch, Schdanow und Woroschilow sei anzulasten, dass sie «ihre Pflicht nicht begriffen haben, die Stawka unverzüglich über die Massnahmen zur Verteidigung Leningrads zu unterrichten, dass sie sich ständig vor dem Feind zurückziehen, nicht die Initiative ergreifen und keine Gegenangriffe organisieren. Die Leningrader geben ihre Fehler zu, aber das ist natürlich ganz und gar unbefriedigend.»²⁹ Stalins Entgegnung war knapp: «Antwort: Erstens, wer hält Mga in diesem Moment? Zweitens, lassen Sie sich von Kusnezow mitteilen, was für die Baltikflotte geplant ist. Drittens, wir wollen Chosin als Woroschilows Stellvertreter loschicken. Irgendwelche Einwände?» Als die Kommission nach Moskau zurückgekehrt war, habe Malenkow, laut Berijas Sohn, Stalin zu dem Schritt gedrängt, Schdanow verhaften und vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen, doch Berija habe ihn davon abgebracht.³⁰ Stattdessen machte Stalin Malenkow zu seinem Weichensteller in Leningrad, der Schdanow die Wünsche des Generalsekretärs übermitteln sollte und umgekehrt. Dieses aussergewöhnliche Arrangement, in dem der Leningrader Parteichef mit Stalin durch einen Vermittler sprach, der versucht hatte, ihn ermorden zu lassen (wie Schdanow zumindest gehnt haben dürfte), dauerte bis zum Ende des Krieges an.

Schdanow wurde verschont, doch gewöhnliche Leningrader hatten weniger Glück. Während die Kämpfe ausserhalb der Stadt hin und her wogten, erhöhten Molotow und Malenkow den Terror im Innern. In einem Verzeichnis, welches das Leningrader NKWD am

25. August auf stellte, wird ein Ziel von 2248 Verhaftungen und Ausweisungen genannt, deren Opfer sich in neunundzwanzig Kategorien teilen: von Trotzlisten, Sinowjewisten, Menschewiki und Anarchisten über Priester, Katholiken, frühere zaristische Offiziere, «ehemals reiche Händler», «weisse Banditen», «Kulaken» und Personen «mit Beziehungen ins Ausland» bis hin zu den pauschal gefassten «Terroristen», «Saboteuren», «antisozialen Elementen» sowie einfachen Dieben und Prostituierten.³¹ Der Dienstleister zeitigte die üblichen Ergebnisse. An einem Sammelpunkt, bemerkte ein empörter Beobachter,

warteten ungefähr hundert Menschen auf die Reise in die Verbannung. Es waren hauptsächlich alte Frauen; alte Frauen in altmodischen Umhängen und abgetragenen Samtmänteln. Dies sind die Feinde, die unsere Regierung zu bekämpfen vermag – und, wie sich herausstellt, die einzigen. Die Deutschen stehen vor den Toren, die Deutschen sind bereit, in die Stadt einzuziehen, und wir haben nichts anderes zu tun, als alte Frauen zu verhaften und zu deportieren – einsame, schutzlose, harmlose Menschen.³²

Unter den Opfern war Olga Berggolz' bejahrter Vater, ein Arzt in einer Rüstungsfabrik. Am Mittag des 2. September vom Polizeirevier vorgeladen, erhielt er den Befehl, bis 18 Uhr am selben Abend abzureisen. «Papa ist Militärarzt und dient der Sowjetregierung seit vierundzwanzig Jahren treu und ehrlich», schrieb Berggolz ungläubig in ihrem Tagebuch. «Er war während der ganzen Dauer des Bürgerkriegs in der Roten Armee und rettete Tausende von Menschen, ist russisch bis ins Mark ... Es hat den Anschein – kein Scherz –, dass das NKWD einfach seinen Familiennamen nicht leiden kann.»³³ Infolge des deutschen Vormarsches und dank seiner Tochter, die wie rasend ihre Beziehungen spielen liess, gelang es ihm, bis zum folgenden Frühjahr in Leningrad zu bleiben. Dann wurde er halb verhungert nach Krasnojarsk in Westsibirien deportiert.

Die Gründe? Sein Judentum, seine Weigerung, Kollegen zu bespitzeln, und wahrscheinlich seine Verwandtschaft mit Olga Berggolz, für deren Wohlverhalten er als Geisel diente, da sie durch ihre Kriegsdichtung zu einer populären Figur geworden war.

Ende August schlug das herrliche Spätsommerwetter um. Regenwasser gluckerte durch die dicken verzinkten Abzugsrohre, rann über die Pflastersteine, trübte die Grün- und Gelbtöne der Stuckfasaden. Ausserhalb der Stadt gingen die Kämpfe immer noch in Schlamm und Nässe hin und her. Am 31. August fiel Mga endlich, nachdem es dreimal den Beherrscher gewechselt hatte, und damit war auch die letzte Bahnstrecke aus der Stadt hinaus abgeschnitten. «Die Stawka hält die Taktik der Leningrader Front für schädlich», drohte Stalin. «Sie versteht nur eines: sich zurückzuziehen und neue Rückzugslinien zu finden. Haben wir nicht genug von diesen heldenhaften Niederlagen?»³⁴

Vera Inber erfuhr die Neuigkeit von ihrem Mann, der gehört hatte, dass ein Lazarett, das seit einer Woche in Waggons auf die Abfahrt wartete, ausgeladen werden und in die Unterkunft zurückkehren musste. Der Zug, mit dem sie selbst eingetroffen war, schien als einer der letzten durchgekommen zu sein. Skrjabina, die gerade mit Hilfe eines ärztlichen Attests einem Evakuierungsbefehl entgangen war, hatte ein Vorgefühl, das sie erschauern liess. «Der letzte Zug ist in der Nacht abgefahren ... Leningrad ist umringt, und wir sind in einer Mausefalle gefangen. Was habe ich mit meiner Unschlüssigkeit bloss angerichtet?»³⁵ Der Leningrader Georgi Knjasew, der um Mitternacht an seinem Schreibtisch sass, hörte das ferne Hämmern von Geschützen:

Wieder habe ich die Lampe mit dem grünen Schirm angezündet...
Aber was in ein paar Tagen geschehen wird, entzieht sich jeder Vor-

stellung ... Aus den lückenhaften Zeitungsmeldungen entstehen vor uns wie Alpträume Analogien der Vernichtung und des Untergangs Dutzender, ja Hunderter Städte. Aber alle Analogien taugen nichts, wenn man sie auf einen solchen Koloss wie Leningrad bezieht. Soll ich wirklich Zeuge seines Untergangs werden?

Er hatte einige Silhouetten aus dem achtzehnten Jahrhundert – von Akademiemitgliedern, die mit ihren Perücken und in Kniehosen unter Eichen debattieren – von den Wänden genommen und machte sich Sorgen wegen der jahrtausendealten ausdruckslosen Sphinx, die man noch nicht mit Sandsäcken geschützt hatte. «Sie sind einfach vergessen worden ... Man hat zu viel zu tun, um sich um sie zu kümmern! Und sie stehen dort ganz allein, ausserhalb der Ereignisse.»

Vor den Toren der Stadt tobte die Schlacht weiter. Von Mga aus schob sich die 20. Motorisierte Division der 16. Armee langsam nach Norden vor, gegen den Widerstand einer Schützenbrigade und erschöpfter NKWD-Grenzposten. Am 7. September wurde sie durch Gefährte der 12. Panzerdivision verstärkt und spaltete die sowjetische Verteidigung, indem sie die Grenzposten nach Westen in Richtung Newa und die Schützenbrigade nach Osten zum Ladogasee abdrängte. Nach schweren Kämpfen besetzte sie die Sinjawino-Höhen, einen bewaldeten Kamm, der über von Häftlingen betriebenen Torfwerken lag und zum Schauplatz wiederholter sowjetischer Ausbruchversuche und zu einem der blutigsten Schlachtfelder der ganzen Ostfront werden sollte. Am 8. September schliesslich nahmen die Deutschen die Festungsstadt Schlüsselburg ein, die am Schnittpunkt der Newa mit dem Ladogasee lag und seit dem vierzehnten Jahrhundert den Flussweg nach Moskau beschützte. Mit ihr verlor Leningrad die letzte Landverbindung zur unbesetzten Sowjetunion. In den folgenden siebzehn Monaten würden Lenigrader das «Festland» nur über den Ladogasee oder durch die Luft erreichen können. «Ein grauer Dunst», schrieb Knjasew an seiner

nebligen Uferstrasse, «verhüllt die klaren Konturen der Isaakskathedrale, der Admiralität, des Winterpalais, des Senats und der Rosse über dem Bogen des Generalstabs. Irgendwo, ein paar Dutzend Kilometer vor der Stadt, stehen die Deutschen. Es ist nicht zu glauben, scheint ein Fiebertraum zu sein und nicht Wirklichkeit. Wie konnte das geschehen? Die Deutschen vor den Toren Lenins.»³⁶

TEIL II

DIE BELAGERUNG BEGINNT: SEPTEMBER – DEZEMBER 1941

«Damit wir die Dinge vollauf verstehen konnten,
wurde uns der Winter 1941 als Massstab gegeben.»

Konstantin Simonow¹

6

«Keine Sentimentalität»

Die Blockade hatte begonnen. Fehler waren gemacht worden, und die Tragödie sollte sich nun mit einer – vom heutigen Standpunkt aus – scheusslichen Unvermeidlichkeit entfalten. Damals jedoch schienen die Ereignisse noch in der Schwebelage zu sein. Kaum jemand rechnete mit einer Belagerung: Entweder würden die Deutschen rasch zurückgeschlagen oder Leningrad würde fallen.

Überall an der Ostfront schien die Wehrmacht nun kurz vor dem Sieg zu stehen. Im Norden hatte Leeb's Heeresgruppe Nord Leningrad umzingelt. Acht Wochen zuvor hatte die Heeresgruppe Mitte Smolensk erobert und war nun nur noch rund dreihundertzwanzig Kilometer von Moskau entfernt. Ausserhalb Kiews schickte sich die Heeresgruppe Süd an, vier Sowjetarmeen einzukreisen, um kurz danach die Stadt selbst einzunehmen. Die Aussenwelt hielt es für durchaus möglich, dass das Sowjetregime gestürzt oder zu einem demütigenden Frieden gezwungen werden würde. («Alle ergehen sich in Voraussagen darüber», schrieb George Orwell in London, «wie langweilig die Freien Russen sein werden ... Man hat Visionen von Stalin in einem kleinen Laden in Putney, wo er Samoware verkauft und kaukasische Tänze vorführt.»²) Am 4. September hatte Stalin seinen Botschafter Iwan Maiski mit einem halb verzweifelten, halb drohenden Schreiben zu Churchill entsandt. Er gab zu, dass die russische Front «zusammengebrochen» sei; deshalb müsse Grossbritannien bis Jahresende eine zweite Front in Frankreich oder

auf dem Balkan eröffnen, um dreissig oder vierzig deutsche Divisionen abzulenken. Wenn Sowjetrußland besiegt werde, fragte der Botschafter, wie könne Grossbritannien dann den Krieg gewinnen? «Obwohl keine einzelne Formulierung diese Annahme rechtfertigte, konnten wir uns des Eindrucks nicht erwehren», telegraphierte Churchill nach dem Treffen an Roosevelt, «die Russen spielten mit dem Gedanken an einen Separatfrieden.»³

Schdanow und Woroschilow wagten erst am 9. September, einen Tag später, Stalin mitzuteilen, dass Schlüsselburg gefallen war. Sein Antworttelegramm – ominöserweise auch von Malenkow, Molotow und Berija unterzeichnet – strotzte vor Verachtung:

Wir sind angeekelt von Ihrem Verhalten. Sie tun nichts anderes, als uns über die Kapitulation dieses oder jenen Ortes zu informieren, ohne ein Wort darüber zu verlieren, wie Sie planen, all diesen Verlusten von Städten und Bahnhöfen ein Ende zu setzen. Die Art, wie Sie uns über den Verlust von Schlüsselburg unterrichteten, war empörend. Ist dies das Ende Ihrer Verluste? Vielleicht haben Sie bereits beschlossen, Leningrad aufzugeben? Was haben Sie mit Ihren KW-Panzern angefangen? Wo haben Sie sie in Stellung gebracht, und warum gibt es keine Verbesserung an der Front, obwohl Sie über so viele verfügen? Keine andere Front hat auch nur die Hälfte Ihrer KW-Quote. Was tun Ihre Flugzeuge? Warum unterstützen sie die Soldaten auf dem Schlachtfeld nicht? Kuliks Division ist Ihnen zu Hilfe gekommen – wie wird sie von Ihnen eingesetzt? Dürfen wir auf irgendeine Besserung an der Front hoffen, oder ist Kuliks Hilfe verschwendet wie die KWs? Wir verlangen, dass Sie uns zwei- oder dreimal pro Tag über die Situation ins Bild setzen.⁴

Schon vor der Nachricht über Schlüsselburg hatte Stalin beschlossen, neue Befehlshaber zu ernennen. Am Vortag hatte er seinen Generalstabschef, Georgi Schukow, in den Kreml geladen und ihm befohlen, mit einer Notiz für Woroschilow nach Leningrad zu fliegen,

– darin stand schlicht: «Übergeben Sie Schukow den Befehl über die Armeegruppe und fliegen Sie unverzüglich nach Moskau.»

Der dreiundvierzig jährige Schukow – mit kahlem Quadratschädel, brutalem Willen, einem brillanten taktischen Gespür und dem Mut, Stalin in militärischen Angelegenheiten die Stirn zu bieten – war der herausragende sowjetische Befehlshaber des Zweiten Weltkriegs. Er hatte sich zwei Jahre zuvor einen Namen gemacht (und sich zugleich, wie er vermutete, den Klauen des NKWD entzogen), als er einen japanischen Vorstoss in die Sowjet-Mongolei zurückschlug. Im Winter 1942/43 sollte er die spektakulären Umzingelungsaktionen bei Stalingrad lenken und im Frühjahr 1945 die Rote Armee im Triumph in Berlin einmarschieren lassen. Die drei Herbstwochen 1941, in denen er den Deutschen vor Leningrad Einhalt gebot, trugen einen weiteren Teil zu der Legendenbildung bei.

Wie Schukow in seinen Memoiren erzählt, brach er in Moskau bei grauem, regnerischem Wetter gleich am selben Tag auf, nachdem er mit Stalin gesprochen hatte. Er nahm zwei vertraute Helfer aus mongolischen Tagen mit: die Generale Michail Chosin und Iwan Fedjuninski.⁵ Bei ihrem Anflug auf Ladoga lichteten sich die Wolken, und ihre Maschine wurde von zwei Messerschmitts entdeckt, die sie über die Wasseroberfläche jagten, bis sie von vorgeschobenen Flakgeschützen zur Umkehr gezwungen wurden. Nach der sicheren Landung auf einem Heeresflugplatz liessen sich die Generale direkt zum Smolny fahren, wo die Wache sie am Tor anhielt. Diese verlangte «unsere Passierscheine. Natürlich besassen wir keine. Ich nannte meinen Namen, aber das half auch nicht. Dienst ist Dienst! ‚Sie werden warten müssen, Genosse General‘, sagte der Posten und rief nach dem Wachhabenden. Es vergingen fast fünfzehn Minuten, bis der Kommandant des Stabes die Erlaubnis zur Einfahrt in den Smolny erteilte.»

Schukow betrat das Hauptquartier, wo nach seiner Schilderung

eine Atmosphäre des trunkenen Defätismus herrschte. Eine Sitzung des Leningrader Militärrats war im Gange; man entwarf Pläne für die Zerstörung der städtischen Versorgungsunternehmen und wichtigsten Fabriken sowie für die Versenkung der Baltikflotte. Durch Schukows Ankunft änderte sich die Stimmung: «Die Lage war kritisch! Es gab aber noch einige ungenutzte Möglichkeiten. Letztlich wurde beschlossen, die Stadt bis zum äussersten zu verteidigen.»⁶ Die ganze Nacht hindurch diskutierte der Rat darüber, wie man die Verteidigungsstellungen von Leningrad am besten stärken könne, besonders um Pulkowo, einen Vorort, der an einer kleinen Hügelkette (auf der das älteste Observatorium Russlands stand) zwölf Kilometer südlich der Stadt lag. Zu Schukows Improvisationen gehörten der Umbau von Flakgeschützen für das Nahkampfffeuer auf Panzer, die Abordnung von Matrosen der Baltikflotte zur Infanterie und der Transport von Marinegeschützen aus den blockierten Schiffen der Flotte an die schwächsten Frontsektoren. Unter den Kanonen, die man nach Pulkowo schickte, waren auch die des Panzerkreuzers *Aurora*, dessen Leerschuss aus einer Vorderdeckkanone den Beginn der Oktoberrevolution signalisiert hatte. Ausserdem verlegte Schukow einen Teil der 23. Armee, die den «unterwürfigen» Finnen an der karelischen Meerenge gegenüberstand, nach Süden zur Bekämpfung der Deutschen, und er gab die Pläne zur Versenkung der Baltikflotte auf. «Wenn sie sinken soll», erklärte er, «dann in der Schlacht, mit feuernden Geschützen.» Chosin wurde Generalstabschef der Nordwestfront, und Fedjuninski fuhr zur Inspektion der 42. Armee nach Pulkowo. Die Moral dort sei angeschlagen, meldete er. Das Hauptquartier habe den Kontakt zu den Fronteinheiten verloren und verlagere sich selbst weit nach hinten, in den Keller einer Fabrik der Kirow-Werke. «Übernimm die 42. Armee», befahl Schukow ihm, «und zwar schnell.»⁷

An vorderster Front machte Schukows Ankunft zunächst nicht

viel aus, hier blieb es so chaotisch wie eh und je. Wassili Tschekrisow war ein neununddreissig jähriger Chefingenieur in der Sudomech-Werft. Er hatte ein langes Gesicht, grosse, ernste Augen und einen dünnen Schnurrbart. Während des Terrors war er degradiert worden und hatte vorübergehend seinen Parteiausweis verloren. Diese Erfahrung hatte ihn jedoch nicht vorsichtiger werden lassen. Im Lauf der Belagerung sollte er in einen zunehmenden Konflikt mit seinen korrupten Vorgesetzten geraten, und er war immer wieder schockiert über die Kluft zwischen Parteirhetorik und Realität. Am 1. September hatte man ihn mit einem Trupp zu einem Dorf bei Puschkin entsandt, wo sie armierte Feuerstellungen – mit dem Spitznamen «Woroschilow-Hotels» – bauen sollten. Die Szene, auf die er stiess, wiederholte sich in jenem September überall an der Ostfront: Scharen von Bauern, die überladene Wagen fuhren oder mit Bündeln auf der Schulter dahinstapften; ein berittener Bote, der sich laut rufend durch die Menge drängte, – unrasierte Offiziere in zerknüllten Wintermänteln, – Soldaten, die sich auf einer Parkbank Tee kochten; ein Junge, der eine Ziege an einer Schnur hinter sich herzog. Tschekrisows Vorschlag, die Unterstände weiter hinten zu bauen, wurde, wie er seinem Tagebuch anvertraute, nicht geschätzt. Später, in der Dämmerung, konnte er die Feuer von drei brennenden Dörfern sehen.

In den folgenden beiden Tagen wurde die Gegend immer stärkerem Geschützfeuer ausgesetzt, wodurch Tschekrisow und seine Leute gezwungen waren, bei Nacht zu arbeiten. Da es ihnen an Kränen und Traktoren fehlte, schleppten sie Wasser in Eimern und Betonklötze per Hand heran. Ihr Quartier teilten sie mit einer Gruppe achtzehn- und neunzehnjähriger Krankenschwestern, die, wie die Männer, in Schichten auf dem Fussboden oder auf Tischen schliefen. «Von den elf», notierte Tschekrisow erbittert, «ist nur eine im Besitz einer Decke. Uns geht es nicht anders, aber wir haben wenigstens Mäntel. Es ist erst unser vierter Tag, doch sie sind schon

seit anderthalb Monaten hier. Könnte das Hauptquartier sie wirklich an keinem besseren Ort unterbringen?» Am 11. September erlebte er seinen ersten Bombenangriff und war erschüttert über die Furcht und Bestürzung in den Gesichtern der Menschen. «Es war interessant, als blicke man in einen Spiegel. Sah meines wirklich genauso aus?» Zwei Mitglieder seiner Gruppe – Jungen von noch nicht zwanzig Jahren, die ein paar Tage zuvor Cognac geschlürft und «im Partisariienstil» vor den Krankenschwestern geprahlt hatten – waren durch den Angriff schwer verletzt worden, und einer starb über Nacht. Tschekrisow begleitete die Leiche zurück nach Leningrad:

In der Fabrik begegnete man der Nachricht teilnahmslos, schob sie beiseite. Man liess uns dort nicht einmal seinen Sarg aufstellen, weshalb wir ihn zu seiner Familie brachten. Ihr Zimmer ist sogar ohne den Sarg sehr klein, und wir konnten uns kaum darin umdrehen. Heute ist er beerdigt worden. Ich wollte zur Beerdigung gehen, aber ich konnte es nicht ertragen, zu seiner Wohnung zurückzukehren – oder, genauer gesagt, seiner Mutter erneut ins Gesicht zu schauen. Sie ist ganz und gar untröstlich. Besser, keine Tränen sehen zu müssen.

An der Front traf er auf eine noch schlimmere Verwirrung als je zuvor. «Die Verbindung mit Puschkin ist verloren gegangen», schrieb er am 16. «Wir fuhren nach Schuschari, wohin wir unsere mobilen Geschützstellungen bringen sollen, aber es gibt keine Transportmittel, und wir wissen nichts mit den Geschützen anzufangen. Die Situation ist bis ganz nach oben die gleiche.» Im Hauptquartier, wo er um Fahrzeuge bat, «schiene zehn Personen jedes Problem lösen zu wollen»:

Mein Eindruck ist, dass sie zumeist gewöhnliche Bürokraten in Militäruniform sind. Gestern hatte ich es endlich satt. Ich erklärte ihnen, dass wir im Schlamassel steckten. Vermutlich waren viele von ihnen meiner Meinung ... Hier ist ein Beispiel – etwas, das sich tatsächlich

in Pawlowsk zutrug. Die Lastwagenfahrer, die uns mit Ersatzteilen versorgen, müssen Lieferscheine ausfüllen, jeweils mit einer Abteilungsnummer genau wie in der Stadt. Der Transportleiter warnte mich, dass alles korrekt erledigt werden müsse, doch dass ein bestimmter Fahrer unerfahren sei und Hilfe benötige. Sein Formular auszufüllen dauerte dreissig Minuten, und das an der Front! Oh, wie wir Papier anbeten! Die Deutschen haben wahrscheinlich ein einfaches Verfahren für all das ...

Die Etappe ist voll von Stabsoffizieren jeden Ranges. Alle laufen herum und wirken besorgt. Ich bin sicher, dass eine gute Hälfte von ihnen nichts tut. Ja, was die Führung angeht, erweist unsere Armee sich als ziemlich schwach. In den Fabriken findet man genug Desorganisation, aber hier ist es noch zehnmal schlimmer. Werden sie die Dinge denn nie anpacken?⁸

Während Tschekrisow sich damit abmühte, seine Unterstände zu bauen, die ohnehin bald gestürmt werden würden, war die achtundzwanzigjährige Anna Selenowa – eine energische und ernste junge Frau mit einer runden Brille und emanzipiert kurz geschnittenen Haaren – ein paar Kilometer weiter damit beschäftigt, die endgültige Evakuierung von Zar Pauls Pawlowsker Palast mit seinen Kuppeln und Kolonnaden zu organisieren. Es war, wie sie sich erinnerte, eine Zeit «unglaublicher Eile. Man hatte die Fenster des Palastes mit Brettern vernagelt. Da es keinen Strom gab, arbeiteten wir bei Kerzenlicht, oder wir verbrannten Taue und Papierfetzen.» Nachdem sie den, wie sich zeigen sollte, letzten Lastwagen nach Leningrad hatte beladen lassen, lief sie hinein, um die Bibliothek noch einmal zu überprüfen:

Ich ging hinunter, rannte an den Schreibtischen und Schränken entlang und öffnete alle Türen. Und im letzten Schrank entdeckte ich ein paar Mappen. Ich machte eine auf und erstarrte. Hier waren sämtliche Originalpläne von Rossi [dem Architekten]. Dann öffnete ich die grösste, und es schwirrte mir vor den Augen.

Hier waren Camerons Zeichnungen – und Gonzagos, Quarenghis, Woronichins. Man hatte meine Anweisungen nicht befolgt. Diese unbezahlbaren Dokumente würden zurückgelassen werden.

Die Mappen passten nicht in eine der Standardkisten, deshalb mussten wir eine besondere Box anfertigen. Zum Glück waren die Tischler noch da. Ich nannte ihnen die Masse, aber sie erwiderten: «Wir haben kein Holz mehr.» Also befahl ich ihnen, eine Truhe, die Kissen enthielt, auseinanderzubrechen. Während die Kiste gezimmert wurde, entschloss ich mich, einen Akt des Vandalismus zu begehen. Mich quälte die Tatsache, dass die einzigartigen Gobelinbezüge von Woronichins Möbeln aus dem Griechischen Saal zurückgelassen werden sollten. Die Stühle konnten wir nicht retten, aber die Gobelins. Jedes Stück war mit Hunderten winziger vergoldeter Nägel befestigt. Wahrscheinlich hätte ich mich nicht überwinden können, sie zu berühren, wenn nicht genau in jenem Moment eine Kanone abgefeuert worden wäre. Unter diesen Umständen griff ich nach einer Rasierklinge und schlitzte die Polster so dicht wie möglich an den Nägeln auf. Dann legten wir die Mappen, mit den Gobelins dazwischen, in die neue Kiste.

Als Nächstes musste man sich um die Skulpturen des Palastes kümmern, die in den nackten Galerien nun schmerzlich schön wirkten. Sorgfältig schoben Selenowa und ihr Personal die Werke in eine unauffällige Ecke des Schlosskellers und mauerten sie ein. Damit sich die neue Wand ihrer Umgebung anpasste, wurde sie mit Schlamm und Sand beschmiert. Die über den Park verstreuten Statuen – Apoll, Merkur, Flora, Niobe mit ihren weinenden Kindern – wurden an Ort und Stelle vergraben. Auf den weissen Marmor von Justitia und Pax schrieb ein Arbeiter: «Wir werden zurückkommen und euch holen», bevor er sie vergrub und die Stelle mit gefallenem Blättern tarnte.

Die Rote Armee befand sich nun auf ganzer Linie auf dem Rückzug. Als Selenowa den Palast am Morgen des 19. September betrat, stellte sie zu ihrem Ärger fest, dass verstaubte Militärmotorräder nachlässig zwischen den Fliederbüschen von Zarin Maria Fjodo-

rownas holländischem Garten geparkt waren. In ihrem Büro sass ein Major, der die Kurbel eines Telefons drehte:

Ich war erstaunt über die Müdigkeit seines Gesichts. Jemand grunzte am anderen Ende des Kabels, und er erwiderte (offenbar nicht zum ersten Mal), dass er nicht eingehängt habe, dass die Verbindung schlecht sei und dass er über nicht mehr Männer verfüge. Die Person am anderen Ende knurrte immer noch wütend. Der Major legte den Empfänger ganz langsam nieder, und ich begann: «Könnten Sie Ihren Soldaten sofort befehlen, ihre Motorräder aus den Privatgärten zu entfernen?» Er fragte: «Wessen Privatgärten?» Und dieser arme, erschöpfte Major musste sich eine ganze Vorlesung über Cameron anhören.

Am Abend erhielt Selenowa einen Anruf von der Leningrader Museumsverwaltung und erfuhr, dass sie zur Direktorin von Pawlowsk ernannt worden sei – eine nichtige Beförderung, da sie gleichzeitig offiziell die Verantwortung für die «rasche Evakuierung» erhielt. «Dann brach der Anruf ab, weshalb ich nichts erklären konnte ... Ich wusste, dass wir abfahren mussten, doch wie konnten wir all die Kisten, die wir vorbereitet hatten, und die Dinge, die noch nicht verpackt waren, im Stich lassen? Nein, lasst uns Weiterarbeiten!» Da keine Lastwagen mehr aus Leningrad eintreffen würden, beschlagnahmte sie mehrere Pferdekarren:

Nachdem wir den letzten Kutscher verabschiedet hatten, erschien ein grüner MK. Ein kleiner Leutnant sprang aus dem Wagen und fragte mit einer unerwartet lauten, herrischen Stimme: «Wer sind Sie und was tun Sie hier?» Ich erklärte, dass ich die Direktorin des Palastmuseums und -parks sei, und stellte die anderen als meine Kollegen vor. Der Leutnant explodierte: «Aber alle in der Stadt sind evakuiert worden.» «Wir organisieren die Evakuierung selbst und warten auf Fahrzeuge.» «Es wird keine geben! Sie haben Glück, dass ich hergekommen bin,

um mich zu überzeugen, dass alle aus dem Divisionshauptquartier verschwunden sind. Steigen Sie sofort in mein Auto!» «Ich kann nicht aufbrechen, selbst wenn Sie es verlangen, denn ich bin auf Befehl des Oberkommandos hier.» Und ich nannte ihm die Nummer des Befehls. «Sie verstehen nicht! Pawlowsk ist nicht an der Front, nicht einmal im Frontbereich. Es ist die deutsche Etappe!»

Eine Sirene ertönte, und Selenowa lief ins Untergeschoss des Palastes, das zu einem Luftschutzkeller gemacht worden war. Samowaren und Nähmaschinen ausweichend, verkündete sie einer Schar von Frauen und Kindern, dass Pawlowsk aufgegeben worden sei; wer in die Stadt wolle, werde zu Fuss gehen müssen. Während sie sprach, stürmte ein Förster herein und rief: «Im Park sind deutsche Motorradfahrer. Ich habe sie selbst gesehen. Neben den Weissen Birken!» Selenowa begriff rasch, dass die Frauen sich nicht von der Stelle rühren würden. Also ging sie nach oben, leerte den Inhalt ihrer Schreibtischschublade in eine Aktentasche und machte sich zu Fuss in Richtung Leningrad auf.

Sie brauchte die ganze Nacht, um die Strecke zurückzulegen, wobei sie in Stadtschuhen über Felder und durch Schrebergärten stolperte und sich beim Dröhnen von Artilleriefeuer in Gräben duckte. Unterwegs passierte sie den benachbarten Palastort Puschkin, wo in letzter Minute die gleichen Rettungsbemühungen wie in Pawlowsk – Tafelgeschirr wurde in frisch geschnittenem Gras verpackt, Silber in Zar Nikolaus' Marineuniformen gewickelt – stattgefunden hatten. Als sie den Alexanderpark durchquerte, sah sie Rinaldis Chinesisches Theater unter Flammen Zusammenstürzen; in Kolpino erhellte die brennende Ischorsker Fabrik den Himmel wie eine falsche Morgenröte. Näher bei Leningrad waren die Strassen nicht mehr von so vielen Kratern übersät, und sie wurde von einem Armeelastwagen voll Verwundeter mitgenommen. Der Fah-

rer setzte sie ab, sobald sie mit einer Strassenbahn in die Stadt fahren konnte. Um 10 Uhr erreichte sie schliesslich die Isaaskathedrale, in deren grossen, «trüben, grimmigen, kalten und feuchten» Räumen sie sich die gesamte Belagerung hindurch aufhalten sollte – zusammen mit dem Personal und den geretteten Beständen aller anderen aufgegebenen Sommerpaläste.⁹

Am selben Tag, als die Deutschen in Pawlowsk einzogen, eroberten sie auch den Nachbarort Puschkin. Hier wurde ihre Ankunft für eine geordnete Evakuierung ebenfalls zu spät bekanntgegeben. Einmal schickte man Ortsansässige, die nach Leningrad geflohen waren, sogar wieder heim, weil ihnen Aufenthaltsgenehmigungen fehlten. Die leidenschaftlich antibolschewistische Olga Ossipowa betrachtete mit ironischer Distanz, wie ihre Freunde und Bekannten um eine Entscheidung rangen. Eine Spaltung, schrieb sie am 17. August, habe sich zwischen «Patrioten» und «Defätisten» entwickelt: ««Patrioten» versuchen, sich so schnell wie möglich evakuieren zu lassen, während die Letzteren, wie wir, dies mit allen Mitteln vermeiden wollen.» Sie und viele andere zogen es vor, den Berichten über NS-Gräueltaten keinen Glauben zu schenken. «Natürlich», redete sie sich in ihrem Tagebuch ein, «ist Hitler nicht das Ungeheuer, als das unsere Propaganda ihn darstellt... Menschen, denen die Juden in Deutschland, die Neger in Amerika und die Indianer in Indien leidtun, vergessen unsere eigenen ausgeplünderten Bauern, die wie Küchenschaben ausgerottet wurden.» Sogar einige ihrer jüdischen Freunde stimmten ihr zu. «Von vielen Juden haben wir gehört: «Warum sollen wir ausreisen? Na ja, vielleicht werden wir eine Weile in Lagern sitzen müssen, aber dann werden sie uns entlassen. Schlimmer als jetzt kann es nicht sein.»

Während die Kämpfe näherrückten, stieg die Besorgnis. Ossipowa Nachbarin, eine frühere Parteiangehörige, verbrachte den Abend des 2. September damit, dass sie zwischen ihrem Zimmer

und der Müllhalde auf dem Hof nebenan hin- und herlief, die Arme voller Lenin-Werke in rotem Einband. Wenn sie die Bücher des grossen Genies nicht dem Müll anvertraute, kam sie hin und wieder zum Plaudern und zu einer Zigarette bei uns vorbei. Sie beklagte ihr Los und jammerte über die Sowjetregierung. Ich sehe nun ein, dass die Sowjetmacht auf keinem guten Weg ist, denn NF ist keine Frau, die von ihren Emotionen beherrscht wird. Sie wuchs unter den Sowjets auf und hat sämtliche Stufen der Parteileiter, von den höchsten bis zu den niedrigsten, beobachten können. All das hat sie zu einer Zynikerin werden lassen, und sie glaubt nicht mehr an den kommunistischen Unsinn, an den idealistischen Traum. Es ist amüsant, sie zu betrachten, aber sie sollte sich vor den Deutschen in Acht nehmen, da sie mit drei Juden verheiratet war und ihre Tochter Halbjüdin ist. Und sie selbst hat kommunistische Federn am Schnabel.

Im Halbdunkel des überfüllten Luftschutzbunkers wurden ungewöhnlich freimütige Gespräche geführt. Die Menschen redeten, schrieb Ossipowa, «über Dinge, die wir vor dem Krieg nicht im Schlaf oder nicht einmal in betrunkenem Zustand erwähnt hätten, ausser in der Gesellschaft von engsten Vertrauten. Ich sitze hier, schreibe ganz offen mein Tagebuch, und niemand schenkt mir die geringste Aufmerksamkeit.» Als die Geschosse in Puschkin einzuschlagen begannen, zogen ihre Nachbarn und sie dauerhaft in ihre Keller. Ossipowa sehnte sich nach dem, was sie für Befreiung hielt. «Wir sitzen den ganzen Tag lang nur», notierte sie am 15. September. «Völlige Verwirrung scheint sich ausgebreitet zu haben. Wir fragten: Wo sind die Deutschen? In Kusmino. Das bedeutet, dass sie in ungefähr zwei Stunden hier sein werden.» Zwei Tage später waren die Strassen immer noch leer:

Noch keine Deutschen. Wir gingen in den Ort. Überwältigende Stille ... Überhaupt kein Zeichen von den Behörden. Wenn sie hier sind, dann verstecken sie sich. Alle haben Angst, dass unsere Leute kommen

könnten und nicht die Deutschen ... Wenn es die Deutschen sind, dürfte es ein paar unwichtige Einschränkungen geben und dann FREIHEIT. Wenn es die Roten sind, werden wir mehr von diesem hoffnungslosen Dahinvegetieren und höchstwahrscheinlich Repressionen erleben...

Am folgenden Tag erhielt sie den ersten unbehaglichen Hinweis darauf, dass die Nazis tatsächlich ganz anders waren, als sie es sich nach der Schullektüre von Heine und Schiller vorgestellt hatte. Sie hob ein antisemitisches Propagandablatt auf, das ein deutsches Flugzeug abgeworfen hatte. «Welche Mittelmässigkeit, Dummheit, Grobheit. «Schlagt den Jidden, den Politruk. Seine Fresse verlangt nach einem Ziegelstein!» Und welch eine vulgäre, verstümmelte Sprache ... Ist es möglich, dass wir uns irren, dass die Deutschen wirklich so schlimm sind, wie die Sowjetpropaganda sie darstellt?» Am 19. September war das Warten endlich vorbei. «Es ist soweit», schrieb sie frohlockend in ihr Tagebuch, «DIE DEUTSCHEN SIND GEKOMMEN! Zuerst war es schwer zu glauben. Wir kletterten aus dem Luftschutzkeller und sahen zwei wirkliche deutsche Soldaten dahinschreiten. Alle eilten auf sie zu ... Die alten Frauen hasteten zurück in den Keller und holten Süssigkeiten, Zuckerstücke und Weissbrot hervor.» Der Eintrag endet: «KEINE ROTEN MEHR! FREIHEIT!»

Es war ein verhängnisvoller Irrtum – oder vorsätzliche Blindheit. Einer derjenigen, die aus Puschkin nach Leningrad flohen, war der Komponist Bogdanow-Beresowski, der in einem Flügel des Katharinenpalasts gewohnt hatte, bevor er mit den übrigen Mitgliedern des Musikerverbands zum Verladen von Bauholz in die Leningrader Docks geschickt wurde. Kurz nach dem Fall von Puschkin stiess er auf eine frühere Nachbarin, die die Übernahme des Ortes miterlebt und sich dann zu Fuss in die Stadt aufgemacht hatte:

Sie erzählte uns schreckliche Dinge ... Eine gewöhnliche Deutschlehrerin an der Mittelschule von Puschkin übernahm eine «Führungsrolle», indem sie sich freiwillig als Dolmetscherin meldete und verschiedene Kommunisten identifizierte, darunter die reizende Anetschka Krassikowa von der Palastverwaltung. Anetschka – hübsch, jung, immer fröhlich – kam häufig bei uns vorbei. Ihr Gesichtchen wurde nicht einmal durch den Kneifer verdorben, obwohl er überhaupt nicht zu ihr passte. Ihr Mann und ihr fünfjähriger Junge konnten rechtzeitig abreisen, aber sie war für die Luftschutzbunker des Palastes zuständig, in denen sich ein grosser Teil der Ortsbevölkerung versteckte. Dadurch schaffte sie es nicht, sich mit einem Lastwagen oder zu Fuss zu entfernen. Die Faschisten erschossen sie und verschiedene andere auf dem Rasen gegenüber dem Exerzierplatz, neben dem Monogramm-Tor, nachdem sie zuerst ihre eigenen Gräber hatten graben müssen. Ein altes jüdisches Paar – die Litschers vom rechten Flügel – wurde auf gehängt (die alte Dame war so stolz auf ihren Jungen, den Panzerfahrer!). Das Gleiche geschah mit drei Juden vom linken Flügel, zwei von ihnen grossohrige Jungen von vielleicht sieben oder acht Jahren, die früher immer an unseren Fenstern vorbeirannten.¹⁰

Der ersten Jagd der Deutschen auf die Juden und Kommunisten von Puschkin folgte bald ein Befehl, dass alle Juden am 4. Oktober zur «Registrierung» im Büro der Kommandantur – gegenüber dem Kino «Avantgarde» an der Ecke der Ersten-Mai-Strasse – erscheinen sollten. Mehrere hundert Menschen, hauptsächlich Frauen, Kinder und alte Leute, folgten dem Befehl. Von der Kommandantur liess man sie zum Katharinenpalast marschieren und sperrte sie mehrere Tage lang ohne Lebensmittel und Wasser im Keller ein, bevor sie in Gruppen herausgeholt und auf dem Flugplatz oder in einem der Schlossparks erschossen wurden. Ihre Kleidung warf man aus einem Fenster in der zweiten Etage des Lyzeums – berühmt für seinen früheren Schüler Puschkin – zu der wartenden Menge hinunter.

Die Massenverhaftungen setzten sich mehrere Wochen lang fort. Am 20. Oktober wurden weitere fünfzehn Erwachsene und

dreiundzwanzig Kinder vor dem Katharinenpalast erschossen. Nachdem die Leichen zwölf Tage lang im Freien gelegen hatten, warf man einige in einen Bombenkrater im Schlosshof und beerdigte die übrigen in den Gärten. Es gab Fälle, in denen Juden von ihren nichtjüdischen Nachbarn versteckt wurden, aber es kam auch zu Anzeigen, die, wie zur Zeit des Terrors, durch die Gier nach dem Wohnraum der Opfer motiviert waren. So geschah es der Buchhalterin des Katharinenpalasts und ihrem Mann. Sie wurden von einem der Tischler verraten, der in ihre Wohnung im rechten Palastflügel einziehen wollte, – später arbeitete dieser Mann als Spitzel für die SS. Obwohl die jüdische Bevölkerung im Leningrader Gebiet relativ klein war (es lag ausserhalb des zaristischen Ansiedlungsrayons), liessen die deutschen Behörden dort rund 3600 jüdische Zivilisten – fast alle in den ersten Besatzungswochen – ermorden.

Zur selben Zeit, als die Rote Armee Puschkin und Pawlowsk verlor, wurde sie auch aus Alexandrowsk, einer kleinen Vorstadt am Ende der südwestlichen Eisenbahnlinie Leningrads, und aus Pulkowo vertrieben. Die 5. Gardedivision der *opoltschenije* kämpfte bis zum Letzten, und ihre Knochen liegen noch heute zwischen wuchernden Rosenstöcken und Philadelphus in einem vernachlässigten Massengrab neben dem wiederaufgebauten Observatorium. Am Meerbusen nahmen Reinhardts motorisierte Divisionen Strelna und Peterhof ein, was die Isolation der sowjetischen 8. Armee im Kessel von Oranienbaum unterstrich. Nachdem Schukows Versuch einer Gegenoffensive gescheitert war, ordnete er die Einrichtung einer neuen Verteidigungslinie an: von den äusseren südwestlichen Vororten Leningrads durch Pulkowo und dann zur Newa an der Stelle, wo der Fluss auf halber Strecke zwischen dem Ladogasee und dem Meerbusen nach Norden schwenkt. Diesmal würde es, wie er am 17. September in einem typisch brutalen Kampfbefehl erklärte, keinen Rückzug geben:

1. Angesichts der ausserordentlichen Bedeutung [der Pulkowo-Kolpino-Linie] gibt der Militärrat der Leningrader Front allen Kommandeuren, politischen Kadern und Linienkadern, die den markierten Bereich verteidigen, bekannt, dass jeder Kommandeur, Politruk oder Soldat, der den angezeigten Bereich ohne schriftlichen Befehl der Armeegruppe oder des Armeemilitärrats verlässt, auf der Stelle erschossen wird.

2. Der Befehl an führende und politische Kader ist bei Empfang zu proklamieren und weithin unter den Mannschaftsdienstgraden zu verbreiten.

Drei Tage später fügte Stalin hinzu, dass die Soldaten um Leningrad unter Androhung der Todesstrafe nicht zögern dürften, auf russische Zivilisten, die sich ihnen von den deutschen Linien her näherten, zu feuern:

An Schukow, Schdanow, Kusnezow und Merkulow.

Es wird gemunkelt, dass die deutschen Schurken, die auf Leningrad vorrücken, Individuen – alte Männer und Frauen, Mütter und Kinder – aus den besetzten Regionen voranschicken, damit sie unsere bolschewistischen Streitkräfte auffordern, Leningrad zu übergeben und den Frieden wiederherzustellen.

Ausserdem heisst es, dass unter den Bolschewiki von Leningrad Personen zu finden seien, die es nicht für möglich halten, Gewalt gegen solche Individuen anzuwenden ...

Meine Antwort lautet: Keine Sentimentalität. Vielmehr müssen dem Feind und seinen Komplizen, krank oder gesund, die Zähne zerschmettert werden. Krieg ist unerbittlich, und wer Schwäche zeigt oder Zaudern zulässt, wird als Erster eine Niederlage erleiden. Wer immer in unseren Reihen Zaudern erlaubt, wird für den Fall Leningrads verantwortlich sein.

Schlagt die Deutschen und ihre Geschöpfe, wer immer sie sind ... Es spielt keine Rolle, ob wir es mit willigen oder unwilligen Feinden zu tun haben. Keine Gnade für die deutschen Schurken und ihre Komplizen ...

Bitte, Befehlshaber sowie Divisions- und Regimentskommissare zu in-

formieren, ebenso den Militärrat der Baltikflotte und die Befehlshaber und Kommissare von Schiffen.

[gezeichnet] J. Stalin»

Endlich hielt die Linie stand. Am 24. September – als seine vorderen Einheiten nur fünfzehn Kilometer von der Eremitage entfernt waren – gab Leeb schliesslich zu, dass seine erschöpften und überstrapazierten Heere nicht weitermarschieren konnten, und bat um Genehmigung, in die Defensive zu gehen. Die Kämpfe verebbten, als sich beide Seiten zurückzogen und ihre erschütternden Verluste zählten. Innerhalb der deutschen Heeresgruppe Nord waren seit dem Beginn der Invasion 190'000 Mann getötet oder verwundet worden sowie 500 Geschütze und 700 Panzer verloren gegangen.» Die sowjetischen Einbussen fielen noch gravierender aus. Im selben Zeitraum waren bei der Baltikflotte und an der Nordwestfront insgesamt 214'078 Mann getötet worden, in Gefangenschaft geraten oder verschollen (Kriegsgefangene machten wahrscheinlich 70-80 Prozent der Gesamtzahl aus); hinzu kamen 130'848 Verwundete. Damit waren zwei Drittel der ursprünglichen Streitkräfte ausser Gefecht gesetzt. Zudem hatten sie 4'000 Panzer, ungefähr 5'200 Geschütze und 2'700 Flugzeuge verloren.¹³

In traditionellen Belagerungsgeschichten werden diese Tage von Mitte bis Ende September mit ihren erschöpfenden Schlachten und unbarmherzigen Demonstrationen militärischen Willens als Wendepunkt dargestellt. In neueren Interpretationen legt man den Nachdruck jedoch weniger auf Schukows (weiterhin unbezweifelte) taktische Brillanz, als auf einen früheren Strategiewandel der deutschen Seite. Nach dieser Version war weniger die Gegenwehr der Roten Armee ausschlaggebend, sondern eher die Entscheidung der Deutschen, ihren Konzentrationspunkt zu verlagern.

Seit der Einleitung von Barbarossa schwelte zwischen Hitler und

seinen Generalen Unstimmigkeit darüber, ob Moskau oder Leningrad das wichtigere strategische Ziel sei. Hitlers ursprüngliche Weisung vom Dezember 1940, in der Barbarossa grob umrissen wurde, war eindeutig: Erst wenn die baltischen Länder, Leningrad und Kronstadt eingenommen, die Baltische Rotbannerflotte ausgeschaltet und die Leningrader Rüstungsbetriebe in deutschen Besitz gebracht worden waren, sollte der Vormarsch auf Moskau beginnen. Die Befehlshaber der Wehrmacht, angeführt von Generalstabschef Franz Halder, waren dagegen anderer Meinung: Die Hauptstadt und grösste Metropole Russlands müsse an erster und Leningrad an zweiter Stelle stehen.

Diese Unstimmigkeit, die durch den Beginn von Barbarossa zunächst verdrängt worden war, kam Mitte Juli wieder zum Vorschein, als Leeb mehr Soldaten und Gerät für seine Heeresgruppe Nord anforderte. Eine parallel verlaufende Auseinandersetzung darüber, ob man eingekreiste russische Orte während des Vormarschs zunächst umgehen oder gleich besetzen sollte, wurde zugunsten der Generale entschieden, doch in puncto Leningrad blieb Hitler fest. Seine Mahnungen hinsichtlich der Bedeutung von Moskau, murrte Halder am 26. Juli in seinem Tagebuch, sei ohne gültige Gegenargumente missachtet worden. Zehn Tage später, als sich die Wehrmacht Nowgorod näherte, machte Halder über General Paulus einen weiteren Versuch, die strategische Wichtigkeit Moskaus hervorzuheben, doch der Führer sei «bei seiner Melodie» geblieben: «1. Leningrad, wozu Hoth [Kommandeur der Panzergruppe 3 der Heeresgruppe Mitte] eingesetzt werden soll. 2. Ostukraine ... 3. Erst in letzter Linie Moskau.» Am folgenden Tag versuchte Halder, General Alfred Jodl für sich zu gewinnen: «Bezüglich der einzelnen Ziele führe ich aus, dass das Ziel Leningrad mit den dafür angesetzten Kräften erreichbar ist. Wir brauchen und dürfen für dieses Ziel nichts ausgeben, was wir für Moskau brauchen. Für die Flanke Leeb besteht keine Gefahr ... [Fedor 160 von] alle Kräfte für Mos-

kau (Frage an den Führer, ob er darauf verzichten kann, vor Herbst Moskau zu liquidieren).»¹⁴

Zunehmend verärgert über Leeb's Bitten um mehr Ressourcen und über Hitlers versuchtes Mikromanagement von Militäroperationen, wurde Halder durch eine Führerweisung vom 21. August, die mit den Plänen des Oberkommandos des Heeres nicht in Einklang zu bringen war, zu Rücktrittsgedanken getrieben. «Der Vorschlag des Heeres für die Fortführung der Operationen im Osten stimmt mit meinen Absichten nicht überein», erklärte Hitler. «Das wichtigste, noch vor Einbruch des Winters zu erreichende Ziel ist nicht die Einnahme von Moskau, sondern die Wegnahme der Krim, des Industrie- und Kohlengebietes am Donez und ... im Norden die Abschliessung Leningrads und die Vereinigung mit den Finnen.» Erst wenn diese Ziele realisiert seien, fuhr Hitler fort, würden Streitkräfte für den Vormarsch auf die Hauptstadt zur Verfügung stehen.

Halder war ausser sich. Hitlers Einmischung sei unerträglich, und der Führer trage die alleinige Verantwortung für «den Zickzack in seinen Einzelanordnungen». Das Oberkommando des Heeres (OKH), das nun seinen vierten siegreichen Feldzug bestreite, solle «seinen guten Namen» nicht durch Hitlers neueste Anordnungen «beflecken» lassen, und die Behandlung von Brauchitschs, des Oberbefehlshabers des Heeres, sei «unerhört». Halder schlug Brauchitsch vor, mit ihm zusammen seinen Rücktritt einzureichen, doch dieser lehnte ab, «weil es praktisch doch nicht zur Niederlegung des Amtes käme, also nicht geändert würde».¹⁵ Der Streit wurde abgeschwächt, da Hitler erklärte, «es nicht so gemeint zu haben». («Jedenfalls ist das Ergebnis eitel Liebe und Freude», notierte Halder am 30. August sarkastisch. «Alles ist wieder gut.») Erst am 5. September waren die Differenzen überwunden, als Hitler endlich damit einverstanden war, dass Hoepners Panzergruppe 4, wenn Leeb Leningrad nicht innerhalb von zehn Tagen eingenommen habe, nach Süden zu versetzen sei und sich von Bock's Sturm auf Moskau

anschiessen solle.¹⁶ Nach Lage der Dinge hatten Leeb's Proteste und seine Versprechen des bevorstehenden Sieges zur Folge, dass die Verlegung sich um drei Tage verzögerte, doch Halder hatte mit seiner Argumentation recht behalten. «Der Ring um Leningrad ist noch nicht so eng geschlossen, wie es wünschenswert wäre», schrieb er, als die Panzer nach Süden schwenkten. «Ob man nach Herausnehmen der Pz.Div. 1 und der 36. mot. Div. noch weitere Fortschritte wird erwarten dürfen, ist fraglich. In Anbetracht des Kräfteverbrauchs von Leningrad ... wird die Lage bis auf Weiteres gespannt bleiben, bis der Hunger als Bundesgenosse wirksam wird.»¹⁷

Diese Umgruppierung schien damals keine überwältigende Rolle zu spielen. Auf deutscher Seite wurde sie als zeitweiliger Kompromiss betrachtet, auf russischer verstärkte sich das Gefühl einer sich abzeichnenden Katastrophe. Doch im Rückblick war es der Moment, in dem Deutschland seine beste Chance zur Eroberung Leningrads verpasste. Nie wieder, trotz über zweijähriger, fast unablässiger Kämpfe, sollte die Heeresgruppe Nord die Mobilität und Feuerkraft für einen umfassenden Frontalangriff auf die Stadt besitzen. Stattdessen wurde die Heeresgruppe Nord zum permanenten Stiefkind der Ostfront, das keine Verstärkungen mehr erhielt und sich nicht in der Lage sah, Soldaten in die Reserve zu verlegen, weil man befürchten musste, dass diese sofort anderswohin geschickt werden würden. Während Heere im Süden und in der Mitte Russlands hin und her marschierten, erstarrte die Front um Leningrad – ganz im Gegensatz zu Hitlers Planung für Barbarossa – im Schlamm und Blut eines Stellungen- und Grabenkrieges, in dem keine Seite trotz wiederholter Offensiven je die Kraft aufbrachte, die andere entscheidend zu schwächen.

Die Strategie der Wehrmacht – von Bodenangriffen über Auslieferung bis hin zu Luftangriffen – wurde offiziell in einer Kommandosache bestätigt, die am 28. September in Halder's Namen in der Heeresgruppe Nord zirkulierte:

Auf Grund dieser Weisung der Obersten Führung wird befohlen:

1. Die Stadt Leningrad ist durch einen möglichst nahe an die Stadt heranzuschiebenden und dadurch Kräfte sparenden Ring einzuschliessen. Eine Kapitulation ist nicht zu fordern.
2. Um zu erreichen, dass die Stadt als Zentrum des letzten roten Widerstandes an der Ostsee möglichst bald ausgeschaltet wird, ohne dass grössere eigene Blutopfer gebracht werden, ist die Stadt infanteristisch nicht anzugreifen. Sie ist vielmehr nach Niederkämpfen der Luftabwehr und der feindlichen Jäger durch Zerstörung der Wasserwerke, Lagerhäuser, Licht- und Kraftquellen ihrer Lebens- und Verteidigungsfähigkeit zu berauben. Die militärischen Anlagen und Verteidigungskräfte des Gegners sind durch Feuer und Beschuss niederzukämpfen. Jedes Ausweichen der Zivilbevölkerung gegen die Einschliessungstruppen ist – wenn notwendig unter Waffeneinsatz – zu verhindern.»¹⁸

Die Sorge, die deutsche Infanterie schonen zu müssen, erschien real. Strassenkämpfe in Smolensk waren die Heeresgruppe Mitte teuer zu stehen gekommen, und das gerade besetzte Kiew war im Chaos versunken, als das NKWD Dutzende von Bomben durch Fernbedienung detonieren liess (in Hotels und wichtigen Gebäuden versteckt, töteten sie mehrere hohe deutsche Offiziere). Auch in Hitlers Tischgespräche schlich sich allmählich Frustration ein. Seine üblichen Fantastereien, seine Mann-von-Welt-Reiseberichte und seine durcheinandergewürfelten Ansichten waren nun mit Klagen über die Hartnäckigkeit der sowjetischen Verteidigung durchsetzt. Zum Beispiel grollte er am 25. September beim Mittagessen, dass jeder sowjetische Kommandeur, der die Befehle nicht erfülle, das Risiko auf sich nehme, seinen Kopf abhacken zu lassen. Deshalb zögen sie es vor, von den Deutschen ausgelöscht zu werden. Diese hätten die erbitterte Zähigkeit vergessen, mit der die Russen im Ersten Weltkrieg gekämpft hätten.¹⁹

In der Entscheidung, Leningrad nicht zu stürmen, spiegelte sich auch die grössere Unschlüssigkeit der nationalsozialistischen Führung darüber wider, was mit den beiden russischen Hauptstädten zu tun sei, wenn sie in deutsche Hände fielen – eine Unschlüssigkeit, die vielleicht unterbewusst durch die Erinnerung an Napoleons Debakel vor Moskau gespeist wurde.*

Der ursprüngliche Plan hatte darin bestanden, einfach beide Städte – im Einklang mit Hitlers Jahrtausendvision von einem glänzenden, neu erbauten Ostreich – einzunehmen. «Feststehender Beschluss des Führers ist es, Moskau und Leningrad dem Erdboden gleich zu machen», hatte Halder nach einem Treffen Anfang Juli notiert, «um zu verhindern, dass Menschen darin bleiben, die wir dann im Winter ernähren müssten.» Dies werde den Russen zudem einen vernichtenden psychologischen Schlag versetzen und «nicht nur den Bolschewismus, sondern auch das Moskowitertum der Zentren berauben».²⁰ Nun, während die Heeresgruppe Nord den Ring um Leningrad schloss, begannen Stabsoffiziere im Oberkommando – mit ausserordentlicher Oberflächlichkeit und Unmenschlichkeit – zu erwägen, was in der Praxis mit der Zivilbevölkerung geschehen solle. In einer Planungssitzung vom 21. September wurden die Möglichkeiten erörtert:

1. Stadt besetzen, also so verfahren, wie wir es mit anderen russischen Grossstädten gemacht haben:
Abzulehnen, weil uns dann die Verantwortung für die Ernährung zufiele.

* In einem Interview mit Basil Liddell Hart erinnerte sich General Blumentritt daran, dass viele seiner Kameraden damals General Armand de Caulaincourts Darstellung von 1812 erneut lasen. «Ich sehe von Kluge immer noch von seinem Schlafquartier durch den Schlamm zu seinem Büro stapfen und mit Caulaincourts Buch in der Hand vor der Karte stehen.»

2. Stadt eng abschliessen, möglichst mit einem elektrisch geladenen Zaun umgeben, der mit M. G.s bewacht wird:

Nachteile: Von etwa 2 Millionen Menschen werden die Schwachen in absehbarer Zeit verhungern, die Starken sich dagegen alle Lebensmittel sichern und leben bleiben. Gefahr von Epidemien, die auf unsere Front übergreifen. Ausserdem fraglich, ob man unseren Soldaten zumuten kann, auf ausbrechende Frauen und Kinder zu schiessen.

3. Frauen und Kinder, alte Leute durch Pforten des Einschliessungsringes abziehen, Rest verhungern lassen:

a) Abschieben über den Wolchow hinter die feindliche Front theoretisch gute Lösung, praktisch aber kaum durchführbar. Wer soll Hunderttausende zusammenhalten und vorwärtstreiben? Wo ist dann die russische Front?

b) Verzichtet man auf den Abmarsch hinter die russische Front, verteilen sich die Herausgelassenen über das Land [d.h. über das von deutschen Soldaten besetzte Territorium].

Auf alle Fälle bleibt Nachteil bestehen, dass die verhungerende Hauptbevölkerung Leningrads einen Herd für Epidemien bildet und dass die Stärksten noch lange in der Stadt weiterleben.

4. Nach Vorrücken der Finnen und vollzogener Abschliessung der Stadt wieder hinter die Newa zurückgehen und das Gebiet nördlich dieses Abschnitts den Finnen überlassen.

Finnen haben inoffiziell erklärt, sie würden Newa gern als Landesgrenze haben, Leningrad müsse aber weg. Als politische Lösung gut. Frage der Bevölkerung Leningrads aber nicht durch Finnen zu lösen. Das müssen wir tun.

Zum Abschluss wurde eine wenig plausible, dreistufige Lösung vorgeschlagen. Erstens würde die deutsche Regierung «vor der Welt feststellen», dass Stalin Leningrad als militärisches Objekt behandle und Deutschland deshalb gezwungen sei, das Gleiche zu tun. Ausserdem werde man erklären: «Wir gestatten dem Menschenfreund Roosevelt, nach einer Kapitulation Leningrads die nicht in Kriegsgefangenschaft gehenden Bewohner unter Aufsicht

des Roten Kreuzes auf neutralen Schiffen mit Lebensmitteln zu versorgen oder in seinen Erdteil abzubefördern, und sagen für diese Schiffsbewegung freies Geleit zu (Angebot kann selbstverständlich nicht angenommen werden, nur propagandistisch zu werten).» Zunächst werde man die Stadt durch Bombardements schwächen und dann einzelne Pforten öffnen, um Wehrlose hinauszulassen: Der «Rest der «Festungsbesatzung wird den Winter über sich selbst überlassen. Im Frühjahr dringen wir dann in die Stadt ein (wenn die Finnen es vorher tun, ist nichts einzuwenden), führen das, was noch lebt, nach Innerrussland bzw. in die Gefangenschaft, machen Leningrad durch Sprengungen dem Erdboden gleich und übergeben den Raum nördlich von Newa den Finnen.» Die Planer räumten ein, dass diese Vorschläge nicht sehr befriedigend seien, und die Heeresgruppe Nord müsse, wenn es so weit sei, «einen Befehl bekommen, der wirklich durchführbar ist»?¹

Die deutschen Marinechefs hatten ähnliche Vorbehalte – wiederum aus praktischen und propagandistischen, nicht aus humanitären Beweggründen. Ein der Heeresgruppe Nord zugeordneter Verbindungsoffizier schrieb am 22. September, dem Tag nach der holzschnittartigen Planungssitzung des Oberkommandos, an seinen Admiral und gab seinem persönlichen Zweifel Ausdruck, dass Leningrad vernichtet werden könne, «ohne dass ein deutscher Soldat seinen Boden betritt»:

M.E. lassen sich nicht 4-5 Millionen Menschen [sic!] so einfach umbringen. Ich habe das aus eigener Anschauung in Kowno gesehen, wo die Letten 6'000 Juden erschossen haben, darunter Frauen und Kinder. Selbst ein so rohes Volk wie die Letten konnte dieses Morden schliesslich nicht mehr ansehen. Die ganze Aktion verlief dann im Sande. Wieviel schwieriger wird das mit einer Millionenstadt sein.

Zudem würde das m.E. einen Entrüstungssturm in der ganzen Welt auslösen, den wir uns politisch nicht leisten können.

Die Zerstörung Leningrads bedeute auch, dass die Kriegsmarine die städtischen Werften nicht nutzen könne, die bei dem noch bevorstehenden Endkampf gegen Grossbritannien und Amerika vielleicht hilfreich sein würden. «Schliesslich kann Leningrad auch später verschwinden, wenn wir den Seekrieg gewonnen haben.» Wie die Armeepaner kam er auf den surrealen Einfall, man solle den Alliierten vorschlagen, Zivilisten – mit Ausnahme von wehr- und arbeitsfähigen Männern – mit Schiffen abzuholen. «Lehnt England/-U.S.A. das Angebot ab, so tragen sie vor der Weltöffentlichkeit die Schuld am Untergang dieser Menschen. Nehmen sie es an, so sind wir die Sorge los und ihnen kostet es erheblichen Frachtraum.»²²

Hitler, der «härteste Mann Europas», wie er sich gern nannte, war verärgert über diese «Gefühlsduselei». Am 25. September sagte er beim Abendessen, manch einer frage sich, wie der Führer eine Stadt wie St. Petersburg zerstören könne, doch offensichtlich gehöre er einer ganz anderen Art an.²³ Vier Tage später bekräftigte er seine Entschlossenheit in einer Weisung an die Heeresgruppe Nord: Nach der Niederlage der Sowjetunion könne kein Interesse an der weiteren Existenz dieser Grossstadt bestehen. Etwaige Übergabeangebote nach der Einkreisung der Stadt seien abzulehnen, da Deutschland nicht die Verantwortung für die Ernährung und das Überleben auch nur eines Teils der Bevölkerung übernehmen könne.²⁴

Die formellen Befehle – Abweisung jeglicher Kapitulation, Zermürbung der Stadt durch Bombardements und Artilleriefeuer, Beschiessung von Zivilisten, wenn sie sich den deutschen Linien näherten – wurden am 7. Oktober von Jodl erteilt. Damit endete die Diskussion allerdings noch nicht ganz. Generalfeldmarschall von Leeb, Befehlshaber der Heeresgruppe Nord, vertraute seinem Tagebuch an: «Es ist heute die Entscheidung des OKW [Oberkommando der Wehrmacht] bezüglich der Stadt Leningrad gekommen; danach darf eine Kapitulation nicht angenommen werden. In einem Schrei-

ben der H. Gr. an das OKH wurde daraufhin angefragt, ob nicht in diesem Falle die russischen Truppen in die Kriegsgefangenschaft abgeführt werden können. Soll das nicht geschehen, so führt der Russe einen Verzweiflungskampf weiter, der unsererseits Opfer und wahrscheinlich schwere fordern wird.»²⁵

Manche Offiziere sorgten sich auch weiterhin, ob es praktikabel sei, ihre Männer auf fliehende Zivilisten feuern zu lassen. Lees Generalstabschef, der am 24. Oktober von einer Frontreise zurückkehrte, gab die Meinung eines Divisionskommandeurs weiter, dass seine Truppe einen solchen Befehl einmal ausführen werde, «ob sie aber die Nerven behält, bei wiederholten Ausbrüchen immer wieder auf Frauen und Kinder und wehrlose alte Männer zu schießen, bezweifelte er». Zwar «bestehe volles Verständnis dafür, dass die Millionen Menschen, die in Leningrad eingeschlossen seien, von uns nicht ernährt werden können, ohne dass sich dies auf die Ernährung im eigenen Land nachteilig auswirkt», doch die Befehle könnten «dazu führen, dass der deutsche Soldat dadurch seine innere Haltung verliert, d.h. dass er nach dem Kriege vor derartigen Gewalttätigkeiten nicht mehr zurückschrecke». Der Anblick Tausender von Flüchtlingen, die durch Gattschina und Pleskau nach Süden strömten, habe bereits deutsche Soldaten demoralisiert, die in der Gegend Strassen repariert hätten, denn «wo diese hinziehen, wie sie sich ernähren, ist nicht festzustellen. Es besteht der Eindruck, dass diese Menschen über kurz oder lang dem Hungertode verfallen müssen.» Oberbefehlshaber von Brauchitsch schlug daraufhin vor, vor den eigenen Linien Minenfelder auszulegen, um der Truppe den unmittelbaren Kampf gegen die Zivilbevölkerung zu ersparen. Sobald die Einheiten der Roten Armee um Leningrad kapituliert hätten, könnten die deutschen Soldaten sogar zeitweilig in die Unterkunftsräume verlegt werden. «Auch dann wird ein grosser Teil der Bevölkerung zu Grunde gehen, aber doch wenigstens nicht unmittelbar vor unseren Augen.»²⁶

Letztlich blieb das Problem hypothetisch. Die Leningrader Führung versuchte nie, über eine Kapitulation zu verhandeln, und die gewöhnliche Leningrader Bevölkerung riskierte keinen Massenausbruch. Auch Deutschland hielt sich nicht an seine eigene verworrene Planung. Man liess nie Lücken in den eigenen Linien, damit krankheitsverseuchte Überlebende der Hungersnot ins unbesetzte Russland fliehen konnten, im Gegenteil, Kähne und Lastwagen, die Flüchtlinge über den Ladogasee brachten, wurden wiederholt angegriffen. In den folgenden drei Wintern verfolgte die Wehrmacht eine klassische Belagerungsstrategie, indem sie Bewegungen von Menschen und Gütern in die Stadt und aus ihr heraus so gut wie möglich verhinderte und Luft- und Bodenbombardements einsetzte, um Lebensmittelvorräte, Versorgungsunternehmen, Fabriken, Krankenhäuser, Schulen und Wohnhäuser zu demolieren. («Besonders kommt es darauf an», hiess es in einer Führerweisung kurz vor den ersten Luftangriffen, «die Wasserwerke zu zerstören.»²⁷) Die Hungersnot war keinesfalls ein unerwartetes und bedauerliches, wenngleich notwendiges Nebenprodukt dieser Strategie, sondern ihr Hauptbestandteil, der in Planungsdokumenten immer wieder gebilligt und von der Militäraufklärung mit grossem Interesse verfolgt wurde.

Dies war ein Verbrechen nicht der Nationalsozialisten, sondern der Wehrmacht, wie die Deutschen erst in jüngerer Vergangenheit widerwillig einräumen. Goebbels und Himmler befürworteten die Ausrottung der Slawen enthusiastisch, hatten jedoch keinen wesentlichen Einfluss auf die Entscheidungen in Bezug auf Leningrad, die von Hitler, Halder, Brauchitsch, Jodl und Leeb gefällt wurden. Obwohl Angehörige des OKH in den Wochen nach dem Einmarsch in die Sowjetunion heftige Meinungsverschiedenheiten mit Hitler hatten, stützten sie sich dabei allein auf die militärische Zweckmässigkeit. Ethische Überlegungen scheinen keinen einzigen hohen Offizier veranlasst zu haben, seine Haltung in Frage zu stellen, die vor-

hersehbar und vorsätzlich zum langsamen und qualvollen Hungertod von ungefähr einer Dreiviertelmillion nicht am Kampf Beteiligter, unter ihnen ein hoher Prozentsatz von Frauen und Kindern, führte.

Auch brauchte die Wehrmacht nach dem Krieg nicht vollauf Busse zu leisten. Jodl, Unterzeichner des amtlichen Befehls zur Belagerung von Leningrad, wurde vom Internationalen Gerichtshof in Nürnberg wegen Kriegsverbrechen verurteilt und gehängt. Leeb dagegen kam äusserst glimpflich davon. Er war im Dezember 1941 aus Krankheitsgründen in den Ruhestand getreten und wurde in Nürnberg zu lediglich drei Jahren Haft verurteilt. Sein Nachfolger als Chef der Heeresgruppe Nord, Georg von Kuchler, obwohl zu zwanzig Jahren verurteilt, wurde bereits acht Jahre nach dem Krieg aus persönlichen Gründen entlassen. Von schmerzlicher Ironie war das Schicksal Franz Halders und Erich Hoepners, der die Panzergruppe 4 der Heeresgruppe Nord befehligte. Hoepner, obwohl ein fanatischer Rassist – die SS lobte ihn wegen seiner «besonders engen und herzlichen» Kooperation bei der Ermordung Zehntausender baltischer Juden²⁸ –, schloss sich angesichts der drohenden Niederlage der Verschwörung vom 20. Juli 1944 gegen Hitler an. Nach dem Scheitern des Attentats wurde er verhaftet und neben den mutigen und ehrenhaften von Stauffenberg und von Trott hingerichtet. Halder, obwohl nicht an der Verschwörung beteiligt, wurde danach von Hitler inhaftiert, von den Amerikanern befreit und in Nürnberg als Zeuge der Anklage von der Strafverfolgung ausgenommen. Danach verbrachte er vierzehn bequeme Jahre als angesehener Leiter der deutschen Abteilung der kriegsgeschichtlichen Forschungsgruppe der U. S. Army. In dieser Rolle trug er dazu bei, den Kalten-Kriegs-Mythos von der «sauberen Wehrmacht» zu begründen, die nichts vom Holocaust gewusst habe und von einem wahnsinnigen Diktator in den Krieg getrieben worden sei. 1961, als die Abteilung aufgelöst wurde, verlieh ihm Präsident Kennedy die «Meritorious

Civilian Service Medal», die höchste Ehre, die ein Nichtamerikaner im dortigen Regierungsdienst erringen kann. Das Vorwort des Herausgebers zur amerikanischen Standardübersetzung von Halders Tagebuch, das in den späten achtziger Jahren veröffentlicht wurde, endet mit den Worten: «Er war ein hervorragender Soldat.»²⁹

«Bis zu unserem letzten Herzschlag»

Um 18.55 Uhr am Abend des 8. September ging der Optiktechniker Dmitri Lasarew die Sadowaja entlang, als in der üblichen Kakophonie aus Schiffsnebelhörnern sowie Polizei- und Fabriksirenen ein Luftschutzalarm ertönte. Er stand mit anderen Passanten unter einem Torbogen und hörte das Brummen von Motoren über sich. Zwar hatte er sich bereits an die silbernen Pünktchen von deutschen Aufklärungsflugzeugen hoch am Himmel gewöhnt, doch diesmal waren es stumpfnasige graue Bomber, zwanzig oder mehr, die in strikter, zielstrebigter Formation niedrig über die Dächer hinwegschwebten. Irgendwo in der Nähe begann ein Flakgeschütz zu bel-len. Plötzlich war der Himmelstreifen zwischen den Dächern voll von funkelnden Leuchtspurgeschossen und weissen Rauchwölkchen, die sich rasch auflösten. Nach dem Alarm setzte Lasarew seinen Weg zur Wohnung eines Cousins an der Fontanka fort. Dort hatten sich seine Verwandten auf dem Balkon versammelt und schauten nach Süden. Jenseits der Biegung des Kanals stieg eine mächtige, kugelförmige Rauchwolke – hier und da schwarz und an anderen Stellen blendend weiss – empor. Allmählich breitete sie sich über den Himmel aus und nahm in der untergehenden Sonne einen Bronzeton an. «Sie hatte so wenig mit Rauch gemeinsam, und ich konnte lange nicht begreifen, dass es Feuer war. Ein ungeheures Schauspiel von betäubender Schönheit.»¹

Vera Inber und ihr Mann hatten, trotz der endlosen Alarme des

Tages, das Theater für Musikalische Komödien (Muskomedija) am Platz der Künste aufgesucht, um sich Strauss' *Die Fledermaus* anzusehen. Dazu hatten sie den Stellvertreter ihres Mannes im Erisman-Krankenhaus eingeladen: einen scharfsinnigen, klugen Mann mit einem amüsanten ländlichen Akzent. In der Pause wurde ein weiterer Alarm ausgelöst. «Ins Foyer kam der Geschäftsführer des Theaters und klar vernehmbar, in dem gleichen Ton, in dem er wohl anzukündigen pflegte, dass wegen Erkrankung eines Künstlers ein anderer einspringen müsse, teilte er mit: «Das Publikum wird gebeten, sich an die Wände zu halten, denn wir haben hier (er wies mit den Händen auf den riesigen Plafond) keine Balkenlage.» Nach vierzig Minuten erklang die Entwarnung, und die Operette wurde fortgesetzt, wenn auch mit einem höheren Tempo und ohne einige der weniger wichtigen Nummern. Beim Verlassen des Theaters wussten Inber und ihr Mann immer noch nicht, dass es sich um mehr als den üblichen falschen Alarm gehandelt hatte. Zu ihrer Überraschung wartete ihr Chauffeur Kowrow auf sie, obwohl sie ihn nicht darum gebeten hatten. «Als der Wagen um den Platz bog, taten sich unserem Blick plötzlich wallende schwarze, von innen durchlohte Rauchmassen auf. Sie türmten sich zum Himmel auf, schwellen an, kräuselten sich und verästelten sich zu unheimlichen Gebilden. Kowrow wandte sich um und sagte tonlos: «Die Deutschen haben Bomben abgeworfen und die Proviantlager in Brand gesetzt.» Lebensmittelspeicher, Heizölbehälter, eine Molkerei und achtunddreissig hölzerne Lagerhäuser – nach einem vorrevolutionären Besitzer «Badejew-Lager» genannt –, in denen ein erheblicher Teil der Nahrungsmittel der Stadt verwahrt wurden, standen neben dem Warschauer Bahnhof in Flammen.²

Beim ersten grossen Angriff waren Brandbomben abgeworfen worden: schmale, mit einem Spurkranz versehene Zylinder, die beim Aufprall zu schwelen begannen, wenn die Zivilschutzmannschaften, die auf den Stadtdächern Wache hielten, sie nicht mit Sand

überschütteten.³ Einen zweiten Angriff, am selben Abend um 22.34 Uhr, konnte niemand mehr für eine Übung halten. Die Flugzeuge warfen achtundvierzig hochexplosive Bomben mit einem Gewicht von 250 bis 500 Kilogramm ab, die vierundzwanzig Menschen, hauptsächlich in der Gegend des Smolny und des Finnischen Bahnhofs, töteten. Auch der Stadtzoo neben der Peter-und-Paul-Festung wurde getroffen. Ein Angestellter, ein Kind und sieben Tiere kamen um, darunter die berühmte Elefantenkuh Betty, die sechs Jahre vor der Revolution aus Hamburg nach Petersburg gekommen war. Die Affen waren, wie ein Zoologe anmerkte, so traumatisiert, dass «sie ein paar Tage lang stumm, wie erstarrt, dasassen und nicht einmal auf die überall einschlagenden Geschosse reagierten».⁴

Olga Berggolz wartete im Korridor ihrer Wohnung auf das Ende des Angriffs. «Zwei Stunden lang bebten meine Beine und mein Herz pochte, obwohl ich äusserlich ruhig blieb. Ich war nicht bewusst verängstigt, aber wie meine Beine zitterten – pfui!» Danach rannte sie sofort hinüber zum Rundfunkhaus, um sich mit ihrem Kollegen und Liebhaber Juri Makogonenko zu treffen. Sie liebte ihren behinderten Ehemann, wie sie ihrem Tagebuch anvertraute, und wusste, dass ihre Affäre mit Juri «eine Laune» war, doch sie wünschte sich «noch einen weiteren Triumph ... Lasst mich ihn durstig, wahnsinnig, glücklich sehen ... vor dem pfeifenden Tod.» Ausserdem wollte sie ihre Arbeit trotz der unaufhörlichen Spannung zwischen der Liebe zu ihrem Land und dem Hass auf die Regierung fortsetzen: «Morgen muss ich einen guten Leitartikel schreiben. Aus tiefster Seele, mit dem, was noch von meinem Glauben übrig ist... Heutzutage fällt es mir schwer, zum Stift zu greifen, doch er bewegt sich, obwohl die Gedanken in meinem Kopf herum-schwirren.»⁵

Die Luftangriffe auf Leningrad wiederholten sich in unterschiedlicher Intensität während der gesamten Belagerung. Am hef-

tigsten waren sie in den ersten Wochen, nahmen mit der Verlegung des 8. Luftwaffenkorps nach Moskau ab, ebenso mit dem Beginn der heftigen, Flugzeuge ausser Gefecht setzenden Winterkälte, bevor sie im Frühjahr 1942 erneut einsetzten. Laut sowjetischen Quellen fielen während des Krieges 69'000 Brand- und 4'250 Sprengbomben auf die Stadt. Zwar war die Bombentonnage nicht annähernd so hoch wie in London, doch Leningrad war eine, geografisch gesehen, viel kleinere Stadt, die nicht nur aus der Luft, sondern auch zunehmend vom Land aus bombardiert wurde. Luftangriffe bei Nacht und Kanonenfeuer am Tag forderten einen unerbittlichen Tribut an Nerven, Schlaf und Menschenleben. Insgesamt wurden 16'747 Zivilisten in Leningrad durch feindliches Feuer getötet und über 33'000 verwundet.⁶

Für die Jugend waren die Bombenangriffe zunächst recht aufregend. Igor Krugljakow, der Achtjährige, der am ersten Kriegstag zusammen mit seinem Vater und seinen Onkeln fotografiert worden war, machte es Spass, zu sehen, wie Brandbomben am Mansardendach des Suworow-Museums herunterrutschten. Nach den Entwarnungen schlich er sich mit der Menge ohne Karte ins Kino und wetteiferte mit seinen Freunden beim Sammeln von Geschossfragmenten. Es galt die Regel: «Wer's findet, darf's behalten!» (selbst wenn das Fragment zu heiss zum Aufheben war), und er freute sich, als seine Familie in eine sicherere Parterrewohnung in einem anderen Gebäude zog, weil er nun die Schweine und Kälber streicheln konnte, die Bauernflüchtlinge im Hof eingepfercht hatten. Teenager, die in den schönen, erschreckenden Nächten Brandwache hielten, erlebten pubertäre Liebesgeschichten. «Einmal, bei einem Flirtspiel», schrieb Klara Rachman nach einer Wachtschicht in ihrer Schule, «schickte Wowa mir einen Zettel mit der Frage: «Was würde geschehen, wenn ich dir sagte, dass ich dich liebe?» Ich dachte, es sei bedeutungslos, aber er schrieb mir weitere Dinge dieser Art. Mir ist klar, dass es in unseren beängstigenden Zeiten albern

ist, so etwas anzufangen, aber er machte den ersten Schritt... Am Ende des Abends begleitete er mich nach Hause. Ich fragte ihn, ob das, was er mir geschrieben hatte, wahr sei. Er bestätigte es.»⁷

Professor Wladimir Garschin, Chefpathologe an Inbers Erisman-Krankenhaus (und Anna Achmatowas Liebhaber), hatte keinen derartigen Trost. Für ihn brachten die Angriffe einen neuen Leichentyp mit sich:

Formlose Brocken Menschenfleisch, gemischt mit Kleidungsfetzen und Ziegelstaub, alle beschmiert mit dem Inhalt von Eingeweiden. Verwandte strömten herbei, manche mit Gesichtern, die starr wie Masken waren, andere heulend und schreiend. Es war schwer, sie zu beruhigen und Fragen beantworten zu lassen, aber wir hatten keine andere Wahl, denn wir mussten Sterbeurkunden ausfüllen und Weisungen für die Beerdigung der Toten einholen. Diese Stunden und Tage im Leichenschauhaus nach Luftangriffen kann ich nie vergessen. Nicht die Leichen – in meiner jahrzehntelangen Arbeit habe ich viele gesehen –, sondern die Verwandten ... In gewissem Grade war ich daran gewöhnt, einen Teil der Last an Kummer und Entsetzen zu übernehmen, doch damals ging es über meine Grenzen. Am Abend war die Seele gelähmt. Ich erappte mich dabei, wie ich immer den gleichen mitfühlenden Gesichtsausdruck zur Schau trug und die gleichen Formeln benutzte. Solche Tage lassen dich mit dem Gefühl völliger Leere zurück.⁸

Leningrad besass kein U-Bahn-System, und die Regierung stellte nichts Vergleichbares wie die serienmässig hergestellten Morrison- und Anderson-Unterstände bereit, mit denen sich Londoner während der Luftangriffe schützten. Stattdessen flüchteten sich Leningrader in die Kesselräume und Treppenhäuser ihrer Wohngebäude oder in Gräben, die in öffentlichen Parks und auf Plätzen ausgehoben worden waren. Sie gewöhnten sich an immer wieder unterbrochene Nächte und Tage, daran, Tassen Tee halb ausgetrunken zurückzulassen, sich rasch Mäntel und Überschuhe anzuziehen, im

Dunkeln auf Bänken, Matratzen und in überfüllten Kellern («Ratten liefen wie Seiltänzer an den Rohren entlang») zu dösen und dann zu einem kalten Ofen zurückzukehren. In den tieferen Kellergeschossen waren die Flugzeuge und Flakgeschütze kaum zu hören (etwa in der Eremitage, wo man allerdings daran zweifelte, dass Rastrellis Bögen den Bombardements standhalten würden), aber in den meisten Fällen machten Leningrader sich auf das lauter werdende Pfeifen jeder herabfallenden Bombe gefasst («Man wollte sich in den Boden drücken»), auf das Dröhnen und den Donner Schlag von Aufprall und Explosion, gefolgt von dem lang gezogenen Getöse einstürzender Gebäude, dem Klirren von Glas und unablässigen Schreien. «Jeder denkt: «Diese ist für mich bestimmt», schrieb Berggolz, «man stirbt im Voraus. Du stirbst, und sie geht vorbei, aber eine Minute später kommt sie zurück, pfeift erneut, und du stirbst, wirst zum Leben erweckt, seufzt vor Erleichterung, nur um wieder und wieder zu sterben. Wie lange wird es dauern? ... Töte mich mit einem Mal, nicht Stück um Stück, mehrere Male am Tag!»⁹

Die morgendliche Fahrt zur Arbeit – für diejenigen, die ihr Lager nicht permanent in ihren Fabriken oder Büros aufgeschlagen hatten – diente zum Abhaken vertrauter Wahrzeichen, die beschädigt oder zerstört worden waren. Von Bomben aufgeschlitzte Wohngebäude ähnelten Bühnenkulissen oder Puppenhäusern mit brutal entblößten Innereien: Sofas, Tapeten mit Kornblumenmuster, an Kleiderhaken hängende Mäntel. «Diese aufgerissenen Häuser», bemerkte die stets analytische Lidia Ginsburg,

legen das System ihrer Stockwerke, die dünnen Trennschichten der Fussböden und Zimmerdecken frei. Verwundert beginnt der Mensch zu begreifen, dass er in der Luft schwebt, wenn er zu Hause in seinem Zimmer sitzt; dass andere Menschen ebenso unter seinem Kopf und unter seinen Füßen schweben. Eigentlich weiss er das ja, er kann

schliesslich hören, wie über ihm Möbel hin- und hergerückt werden, sogar, wie man Brennholz hackt. Aber das alles ist abstrakt... Nun aber trat die Wahrheit mit schwindelerregender Anschaulichkeit zutage. Es finden sich auch durchsichtige Häuser, von denen nur noch die Fassade steht... Durch die leeren Fensterhöhlen der oberen Stockwerke kann man den Himmel sehen. Da finden sich Häuser, es sind vor allem die kleineren, deren Dachstuhl eingestürzt ist; darunter liegen nun Balken und Bretter begraben. Sie hängen windschief herunter, und es sieht aus, als wollten sie immer nur weiter einstürzen, endlos in die Tiefe stürzend wie ein Wasserfall.¹⁰

Vera Inber und ihr Mann zogen ins Erisman-Krankenhaus, wo sie sich ein kleines Zimmer mit zwei eisernen Bettgestellen, einem Kannonenofen, einem Schreibtisch, einem Bücherschrank und einem Kupferstich von Jenner bei seiner ersten Pockenimpfung zuteilten. Sie versuchten sich einzureden, dass die alten Pappeln vor den Fenstern sie vor Explosionen schützen würden. Inber, die vorher von den Ereignissen in Leningrad recht isoliert gewesen war – ihre Gedanken hatten eher ihren in Moskau zurückgelassenen Freunden und Verwandten gegolten –, befand sich von nun an im Mittelpunkt des Krankenhauslebens, das sie während der Belagerung gewissenhaft beschreiben sollte. Am 19. September, dem Datum eines der schlimmsten Angriffe bei Tageslicht (280 Flugzeuge warfen 528 Spreng- und ungefähr 2'000 Brandbomben ab), besuchte sie eine alte Freundin aus Odessa, die heruntergefallenen Mörtel auffegte, während Tote und Verwundete aus dem Gebäude nebenan herausgetragen wurden. Es war ein grosser Unterschied zu ihrer gemeinsamen vorrevolutionären Kindheit. «Ich erinnere mich an sie vom Herbst 1913 in Paris», schrieb Inber am folgenden Tag. «Sie war so jung, so fröhlich, so attraktiv. Eine ganze Schar von uns ging auf irgendeinen Jahrmarkt. Wir assen Kastanien, fuhren auf den Karussells und schauten uns Paris durch fallende Blätter an.» An jenem

Tag schlugen Bomben im Gostiny Dwor ein (einem Kaufhaus am Newski-Prospekt) und töteten achtundneunzig Menschen; ausserdem wurden vier Krankenhäuser und ein Markt in Nowaja Derewnja («Neues Dorf») getroffen, einem altmodischen Arbeiterviertel mit Holzlagern und Baumschulen am Nordufer der Newamündung. Inber beobachtete, wie fünfzig Verwundete eingeliefert wurden: «Ein etwa siebzehnjähriges verwundetes Mädchen klagte immerzu, dass die Gummischnur, mit der man ihr das Bein umschnürt hatte, ihr wehtue. Man tröstete sie und sagte ihr, dass es bald leichter werden würde, dann betäubte man sie und amputierte das Bein. Als sie zu sich gekommen war, sagte sie: Jetzt ist es schön, jetzt schmerzt es nicht mehr.» Sie wusste nicht, dass sie das Bein nicht mehr hatte.»¹¹

Vier Tage später, um halb elf an einem goldenen Herbstmorgen, landete eine riesige Bombe auf dem Gelände des Erisman, explodierte jedoch zum Glück nicht, sondern bohrte sich neben dem Brunnen in den Mittelhof des Krankenhauses. «Das Seltsame ist, dass ich den Aufprall kaum spürte», schrieb Inber. «Meine erste Reaktion war, dass jemand eine schwere Tür zugeschlagen hatte.» Die angespannten zehn Tage, in denen Pioniere die Bombe entschärften, verbrachte sie damit, verwundeten Soldaten vorzulesen:

Ich sass auf einem Hocker mitten in der Station und las laut eine Geschichte von Gorki vor. Plötzlich heulten die Sirenen, das Geräusch von Flakfeuer schien den ganzen Himmel zu erfüllen, eine Bombe krachte, die Fenster ratterten.

Ich sass auf meinem Hocker und konnte mich nicht zurücklehnen, da ich keine Lehne hatte ... umgeben von Fenstern und umringt von den Verwundeten – von hilflosen Menschen, die mich, die ich als Einzige gesund und mobil war, anschauten. Ich brachte all meine Willenskraft auf, liess das Brummen des Flugzeugs vorbeiziehen und las weiter, wobei ich mich sorgte, dass meine Stimme vor Angst zittern könne. Als ich nach Hause kam, fühlte ich mich so geschwächt, dass ich mich hinlegen musste.¹²

Artilleriebeschuss, dachten viele, sei noch schlimmer als Bombenabwürfe, da ihm kein Alarm vorausging. Vom 4. September bis zum Jahresende beschoss die schwere Artillerie der Wehrmacht Leningrad 272 Mal, bis zu achtzehn Stunden hintereinander, mit insgesamt über 13'000 Granaten. Besonders stark heimgesucht wurden die Fabriken im Süden der Stadt, darunter die mächtigen Kirow-Werke und das Kraftwerk Elektrossila, die beide knapp hinter der Front am Ende der Strassenbahnlinie 9 lagen. Die Anlagen von Elektrossila waren bis Ende November 73 Angriffen ausgesetzt. 54'000 Bewohner, dazu 28 Fabriken ganz oder teilweise, wurden aus unmittelbarer Schussweite nach Norden in Gebäude verlegt, die durch Evakuierung leer standen. Das Gerücht, dass manche Granaten nur mit Kristallzucker oder mit ermutigenden Schreiben mitleidiger deutscher Arbeiter gefüllt seien, war leider nur eine Erfindung.

Die Gefahr vom Himmel blieb natürlich nicht die einzige Sorge der Leningrader, denn Mitte September schien der Fall der Stadt besonders nahe zu sein. Obwohl die Bürger nun das Donnern des Artilleriefeuers hören konnten, wussten die meisten immer noch nicht genau, wo sich die Kämpfe abspielten. Die Berichte von Sowinform waren so vage wie immer, weshalb gewitzelt wurde, die Nachrichtenagenturen OBS – *Odna baba skasala* («Eine Frau sagte») – und OMS – *Odin major skasal* («Ein Major sagte») – seien zuverlässiger. Dass die Front sehr nahe gerückt war, liess sich sowohl an den Granaten, die auf den Strassen landeten, als auch an den Hunderten von Bauernfamilien ablesen, die mit ihrem Vieh an den Bahnhöfen lagerten. Noch mehr hätten das Stadtzentrum erreicht, wäre der Eisenbahnverwaltung nicht befohlen worden, die Flüchtenden am Besteigen von Vorortzügen zu hindern.

Eine Nachrichtenquelle bildeten Tausende von Zivilisten, die sich freiwillig zum Bau von Verteidigungsanlagen in den Randge-

bieten der Stadt gemeldet hatten, darunter die siebzehnjährige Olga Gretschina. Nach einer unglücklichen Zeit als Buchhalterin in einer Munitionsfabrik, wo sie wegen ihrer Sanftheit und Unschuld drangsaliiert worden war («Du bist wie jemand aus einem Museum», rügte ihr Chef sie), kehrte sie zum Ausheben von Gräben zurück: im Nordosten der Stadt, unweit des heutigen Piskarjowskoje-Gedenkfriedhofs. Die Bedingungen waren viel schwieriger als im Juli und die Stimmung finsterer:

Es wurde rasch kalt, und obwohl der September gerade erst begonnen hatte, wachten wir bei Frosttemperaturen auf. Das Essen war schlecht: ein Eimer voll Suppe, hauptsächlich Linsen, um alle zu ernähren ... Unsere Frauen erhielten weder Briefe von ihren Kindern in der Evakuierung noch von ihren Ehemännern an der Front. Eines Abends sassen wir im Zimmer unserer Hauswirtin und lauschten ihrer einzigen Aufnahme, Der kleine blaue Schal. Alle weinten untröstlich. Dieses banale Lied, das vor dem Krieg populär gewesen war, weckte so viele Erinnerungen. Für jede Frau war das Thema – die Trennung von geliebten Menschen – plötzlich sehr real geworden.

Zweimal durften wir heimfahren, um uns zu waschen, denn viele von uns waren durch den Schmutz und die Kälte von Läusen befallen. Dies passierte mir zum ersten Mal, und ich war beunruhigt und angeekelt. Also borgte ich mir einen halben Liter Petroleum von einer Nachbarin (es war in den Läden bereits nicht mehr erhältlich) und rieb es mir ins Haar. Danach versuchte ich bis fast zwei Uhr morgens, es mit kaum noch warmem Wasser wieder auszuwaschen ...

Nach Heimatbesuchen kehrten die meisten in mürrischer Stimmung zu den Gräben zurück. Es wurde noch kälter, und wir buddelten in schrecklich schwerem blauem Lehm. Nur eine Schaufelvoll hochzuwuchten war anstrengend. Und als die dumme Tanka anfang, Penisse aus dem Lehm zu formen, war es nicht mehr witzig, und die anderen ärgerten sich über sie.

Doch die vulgäre Tanka gab der behüteten, etwas snobistischen Gretschina die erste von vielen Lektionen über die Tugenden der Arbeiterklasse in der sozialistischen Republik. Tanka überredete sie, den Wächtern auszuweichen und zwei Säcke Kartoffeln von einem verlassenen Feld zu stehlen. Auf der Strassenbahnfahrt in die Stadt mit ihrer Beute fand Gretschina heraus, dass Tanka eine verwitwete Mutter und eine Schwerbehinderte Schwester versorgte. Durch eine brennende Fabrik wurde die Strassenbahn zum Halten gezwungen, und die beiden mussten zu Fuss weitergehen. «Ich war erschöpft», erinnerte sich Gretschina, «und wollte meinen Sack fallen lassen, aber Tanka sagte: «Bist du verrückt geworden?», und wuchtete ihn sich auf den Rücken. Nun begriff ich, wie unreif mein Urteil über andere gewesen war.»

Am 14. September erhielt die Brigade den Befehl, nach Leningrad zurückzukehren. Gretschina suchte die Philologische Fakultät der Leningrader Universität auf, wo sie ein Studium hatte beginnen wollen. Aber das akademische Leben kam ihr mittlerweile schwelgerisch und naiv vor. «Wie kann man denn bloss über abstrakte Begriffe diskutieren, wenn alles in der Umgebung von Feuern und Bomben bedroht ist? Ich fühlte mich wie eine arbeitende Person, die sich plötzlich in der Gesellschaft von Müssiggängern wiederfindet.» Sie verliess die Vorlesung vor dem Ende, ging in die Mensa und löste Lebensmittelkarten gegen Pferdefleisch und Kascha ein.¹³

Sogar von öffentlichen Stellen wurde nun eingeräumt, dass sich die Stadt in unmittelbarer Gefahr befand. Am 16. September, einem Tag horizontalen Regens, an dem Puschkin aufgegeben wurde, brachte die *Leningradskaja prawda* einen geradezu hysterischen Leitartikel, den Schdanow selbst geschrieben hatte: «Der Feind steht vor den Toren! Wir werden bis zu unserem letzten Herzschlag für Leningrad kämpfen. Jeder muss der Gefahr fest ins Auge sehen und sich klarmachen: Wenn er heute nicht selbstlos und tapfer für

die Verteidigung der Stadt kämpft, werden morgen seine Ehre, seine Freiheit und seine Heimstatt verloren und er selbst zum Sklaven der Deutschen geworden sein.» Am folgenden Tag brachte die Zeitung die schwerfällige Schlagzeile: «Leningrad – Sein oder Nichtsein?»¹⁴ Fabrikmilizen wurden für selbstmörderische Strassenkämpfe ausgebildet. «Die Zerstörung eines Panzers», hiess es in einer Anleitung,

wird in erster Linie durch Geistesgegenwart, Mut und Entschlossenheit herbeigeführt. Man darf nicht zaudern, sondern muss Schnelligkeit und Kühnheit an den Tag legen ... Der Kämpfer sollte, nachdem er eine geeignete Deckung gesucht hat [Laternenpfähle, Poller und Werbeplakate wurden vorgeschlagen], den Panzer bis auf 10-15 Meter herankommen lassen (in dieser Entfernung befindet sich der Kämpfer in einem toten Winkel, so dass der Feind nicht auf ihn feuern kann), dann schnell aus der Deckung hervorspringen, das Bündel Granaten unter die Raupenketten werfen und genauso schnell wieder in Deckung gehen. Genau die gleiche Technik ist mit brennbaren Flaschen anzuwenden – mit dem einzigen Unterschied, dass die Flasche auf den hinteren Teil des Panzers geworfen wird.

Wenn es an Granaten oder Molotowcocktails fehle, fuhr man in der Broschüre munter fort, seien Panzer «durch den entschlossenen und geschickten Gebrauch von Bajonett, Gewehrkolben, Messer, Brecheisen oder Axt» ausser Gefecht zu setzen.¹⁵ Überzeugender waren die Barrikaden, die mit Hilfe von «Stahligeln» und «Drachenzähnen» aus Beton sowie von Eisenträgern, Pflastersteinen und mit Sand gefüllten Strassenbahnwagen über die Hauptstrassen hinweg gebaut wurden, ebenso die teils zugemauerten Fenster, die als Schiessscharten dienten. Georgi Knjasews Gebäude für Akademiemitglieder wurde von Matrosen besetzt, die eilig Sandsäcke trugen. Seine Frau und er zogen in sein Büro in der Akademie der Wissenschaften, wo sie unter einer Lenin-Büste auf Feldbetten schliefen.

Ausserdem beobachtete Knjasew, dass die Matrosen, was er in seinem Tagebuch kaum zu erwähnen wagte, Treibsätze neben der Leutnant-Schmidt-Brücke (früher Nikolaus-Brücke) ablegten, dem westlichsten der beiden Übergänge, welche die Wassiljewski-Insel mit dem Festland verbinden: «An der Akademie der Künste erschütterte mich, dass die Matrosen in geringem Abstand voneinander kleine Gräben aushoben, etwas hineinpackten. Ziegel darüber schichteten und Sand darauf schütteten. Genau über den Sphinxen. Sollte wirklich ... ? Mir gab es einen Stich ins Herz.»¹⁶ Wenn die Deutschen Leningrad besetzten, würde die Zerstörung der Infrastruktur und der Produktionsfähigkeit total sein. Der sogenannte Plan D, in dem alles aufgeführt war, was zerstört werden sollte, gelangte erst 2005 an die Öffentlichkeit. Inzwischen wissen wir, dass er sämtliche wichtige Fabriken der Stadt sowie alle Kraftwerke, Wasserwerke, Telefon- und Telegrafenzentralen, Bäckereien, Brücken, Eisenbahnnetze, Werften und Hafenanlagen umfasste, insgesamt rund 380 Objekte. (Alexej Kusnezow, Schdanows Stellvertreter, soll die Verminung des Schlosses Peterhof sowie die Entfernung von Maschinengewehren vom Dach der Eremitage angeordnet haben, die man für den Fall, dass Fallschirmjäger auf dem Palastplatz landeten, dort aufgestellt hatte.) In allen verzeichneten Institutionen musste eine «Troika» aus Direktor, Parteisekretär und NKWD-Vertreter Pläne für die Reihenfolge aufsetzen, in der Maschinen und Gebäude zerstört werden sollten, ebenso für die benötigte Sprengstoffmenge (oder, im Fall weniger wichtiger Objekte, für die Zahl der erforderlichen Äxte und Vorschlagshämmer). Der Befehl zur Einleitung dieser «Spezialmassnahmen» sollte von Kusnezow erteilt werden, und für die Ausführung hatten die Bezirksstellen des NKWD zu sorgen.¹⁷ Obwohl die Pläne unter höchster Geheimhaltung gefasst wurden, sickerten Gerüchte durch, welche die Arbeiter entsetzten. «Und was sollen wir tun, wenn die Fabriken gesprengt sind?», fragte ein Mann seinen Freund.

«Wir können ohne Fabriken nicht auskommen. Selbst wenn die Deutschen einmarschieren, müssen wir arbeiten, um zu essen. Wir werden sie nicht sprengen.»¹⁸

Nicht wenige Fabrikchefs verliessen ihren Posten, wie sich aus einer Flut von Verweisen und Entlassungen wegen «Feigheit», «Panikanfällen», Unterschlagung und unerlaubten Urlaubs ablesen lässt. In einer Mitteilung an führende Mitarbeiter von Industriebetrieben vom 5. September klagte Schdanow über einen Anstieg von Diebstählen und Veruntreuungen sowie von Forderungen mancher Paragrafenreiter nach Überstundenlohn. Der prominenteste Schuldige war der Direktor der grossen Fabrik «Roter Chemiker», der seinem Buchhalter befahl, 50'000 Rubel abzuheben, der ein Auto beschlagnahmte und wohl entkommen wäre, wenn der Buchhalter nicht die Behörden alarmiert hätte.¹⁹ Andere, wie der Erste Parteisekretär Nikonorow in Lodeinoje Pole, einem Städtchen östlich von Ladoga, ertränkten ihre Furcht im Alkohol. Statt den Zivilwiderstand gegen die heranrückende Wehrmacht zu organisieren, vermerkte ein entrüsteter Ermittler, «beschäftigte er sich damit, Massenauforgien unter Beteiligung führender Arbeiter zu veranstalten ... Bei der Bezirkspolizei waren Trunksucht und Kartenspiele verbreitet; an beidem nahm Polizeichef Martynow persönlich teil.»²⁰ Bis Jahresende wurden 1540 städtischen Funktionären, die «des hohen Titels eines Mitglieds der Bolschewistischen Partei unwürdig waren», die Parteiausweise entzogen.²¹

Gleichzeitig straffte man zusätzlich die allgemeinen Sicherheitsmassnahmen. Am stärksten waren die gewöhnlichen Leningrader von der Abschaltung ihrer Haustelevone betroffen. «Es war ein seltsames Gefühl», schrieb Vera Inber, wenn das

Telefon klingelte und eine frische junge Stimme sagte: «Dieses Telefon ist bis Kriegsende nicht in Betrieb.» Ich versuchte, einen Protest zu organisieren, wusste jedoch im tiefsten Innern, dass die Sache sinnlos

war. Innerhalb von Minuten klickte das Telefon und erstarb ... bis zum Ende des Krieges. Und sofort schien die Wohnung tot, eingefroren und angespannt zu sein. Wir sind von allem und jedem in der Stadt abgeschnitten ... Eine Ausnahme bilden nur ganz besondere Büros, Kliniken und Krankenhäuser.²²

Die Kontrollpunkte vervielfachten sich, und Strassen, auf die nationalsozialistische Flugblätter flatterten, wurden rasch abgesperrt. «Wir kommen nicht als eure Feinde, sondern als Feinde des Bolschewismus!», hiess es auf einem. «Wenn eure Fabriken und Lagerhäuser verbrennen, werdet ihr verhungern! Wenn eure Häuser verbrennen, werdet ihr erfrieren!» Auch kam es zu neuen Razzien (3566 Festnahmen zwischen dem 13. und dem 17. September) gegen Deserteure der Roten Armee und der Volksmiliz, die, wie Tagebuchautoren vermerkten, die Stadt «überfluteten».²³ In der ukrainischen Stadt Lwiw (Lemberg) hatte das NKWD alle Häftlinge erschossen, als sich die Wehrmacht näherte. In Leningrad evakuierte es sie lediglich in Arbeitslager innerhalb des Belagerungsringes, doch das Endergebnis war ähnlich. Die Überlebende eines Geleitzugs vom 9. Oktober erinnert sich an seine Reise:

Zwei Reihen von Bewachern des Konvois standen an Deck und trieben einen Strom von Häftlingen die Stufen hinunter in den Laderaum. In der dunklen Leere flackerte eine kleine Flamme. Dort stand ein Leutnant, stiess nach rechts und links Flüche aus und schlug mit einem Krockethammer zu, um alle so eng wie möglich unterzubringen. Die Menschen standen zusammengedrückt da und umklammerten ihre Sachen. Eine lange Reihe von Häftlingen folgte mir.

Am Abend war der Laderaum gefüllt. Er bestand aus drei Abteilungen: einer für Männer mit ungefähr 3'000 Menschen; einer für Frauen, von denen es etwa 800 gab; und einer kleinen Ecke, in die 200 deutsche Kriegsgefangene gequetscht waren. Hin und wieder versuchte ein keuchender Gefangener, ein wenig hinaufzuklettern, um etwas frische Luft

zu schnappen. Sofort ertönten Schüsse, und der Unglückliche, der nicht nur Luft, sondern auch Blei geschluckt hatte, stürzte wieder die Stufen herunter ...

Ein metallenes Hundert-Liter-Fass wurde an einem Seil durch die Luke herabgelassen. Eine Schar Häftlinge stürzte darauf zu. Die meisten hatten nichts, mit dem sie Wasser schöpfen konnten, deshalb benutzten sie ihre Hände.

[Im Lauf der Nacht] wurden die Verhältnisse noch schlimmer. Anfangs waren wir eng zusammengedrückt, doch wenigstens hatten wir auf dem Fussboden stehen können. Nun gab es mehr Platz, doch der Boden war unter Leichen verschwunden, und es war schwierig, nicht auf ihnen zu stehen oder zu sitzen. Ausserdem begann es zu stinken ... Als ich den Laderaum verliess, blickte ich mich um: Der Boden war komplett von einer dichten Schicht aus verwesenden Toten bedeckt.²⁴

Die Sicherheitsmassnahmen brachten nicht alle Gegenstimmen zum Schweigen. Hakenkreuze tauchten über Nacht an Hofmauern auf; Flugblätter, die Stalin verurteilten und forderten, Leningrad zu einer *ville ouverte* nach Pariser Vorbild zu erklären – ein Euphemismus für Kapitulation –, wurden in Briefkästen gestopft und anonym an Parteiführer geschickt. Die verbreitete Erwartung der Niederlage kam in einem drastischen Rückgang der Anträge auf Parteimitgliedschaft zum Ausdruck – die Zahl war im September 1941 niedriger als im folgenden Februar, obwohl zu diesem Zeitpunkt mittlerweile täglich Tausende von Leningradern verhungerten. Durch die Abreise von Parteimitgliedern an die Front schrumpfte die Leningrader Parteiorganisation um die Hälfte: von 122'849 Vollmitgliedern zur Zeit der Kriegserklärung auf 61'842 bis Jahresende. Auch die Zahl der als «verloren» gemeldeten Parteiausweise nahm stark zu, obwohl wenige so naiv vorgingen wie ein Arbeiter in der Ochtenski-Chemiefabrik, der den örtlichen Parteisekretär aufforderte, seinen Namen aus der Mitgliedsliste zu streichen, «weil es dann nicht leicht herauszufinden sein wird, dass ich Kommunist bin».²⁵

Die Unentschlossenen hatten gute Gründe für ihre Haltung. Aus den Archiven wird deutlich, dass Stalin nicht nur während der Krise Mitte September, sondern auch im Spätherbst und Frühwinter ernsthaft daran dachte, Leningrad aufzugeben. Für ihn stand die Verteidigung Moskaus im Vordergrund.

Hitlers Plan für Moskau, mit dem Codenamen «Operation Taimfun», war in einer Führerweisung vom 6. September umrissen worden. 800'000 Soldaten und drei Panzerarmeen mit über tausend Fahrzeugen sollten zwei grosse Zangenbewegungen im Westen und Süden der Stadt ausführen und die dortigen Sowjetarmeen einkreisen. Die Operation, die am 30. September begann, erreichte ihre ersten Ziele erstaunlich rasch. Die kleine Stadt Orjol, die ungefähr nach zwei Dritteln des Weges entlang der Hauptstrasse von Kiew erreicht war, soll so hastig verlassen worden sein, dass deutsche Panzerbesatzungen die Fahrbahn mit friedlich dahinrollenden Strassenbahnen teilten. («Warum haben Sie nichts über die heroische Verteidigung von Orjol geschrieben?», fragte Wassili Grossmans Chefredakteur ihn wütend, nachdem der Korrespondent von einem Kurzbesuch an der Front zurückgekehrt war. «Weil es keine Verteidigung gab», erwiderte Grossman.) Fünf Tage nach dem Beginn der Offensive entdeckte ein sowjetisches Aufklärungsflugzeug eine zwanzig Kilometer lange Panzerkolonne, die sich der Stadt Juchnow, zweihundert Kilometer nördlich von Orjol und nur noch hundertdreissig Kilometer von der Hauptstadt entfernt, näherte. Die Nachricht war so unerwartet, dass der Pilot, der sie überbrachte, mit Verhaftung wegen «Provokation» bedroht wurde. Man schenkte ihm erst Glauben, als zwei weitere Maschinen die Meldung bestätigten.

Am 6. Oktober wurde Schukow von Stalin aus Leningrad zurückberufen und mit der Verteidigung Moskaus betraut. Wieder fand Schukow eine Armee vor, die dem Kollaps nahe war. Verbindungslinien waren zusammengebrochen, und improvisierte Einheiten wurden aus Nachzögler gebildet, die kleineren deutschen Um-

zingelungsaktionen entkommen waren. Von den 800'000 Soldaten, welche die Zentralfront sechs Wochen vorher gehalten hatten, standen nur noch 90'000 zwischen der Wehrmacht und der Hauptstadt. Tage später, während sich einberufene Zivilisten abmühten, einen neuen Schützengrabenring um die Moskauer Vororte anzulegen, lud Hitlers Pressesprecher das Berliner Pressekorps ins Propagandaministerium, wo eine Erklärung des Führers verlesen wurde: Die Reste der Roten Armee sässen nun in der Falle, der Sieg im Osten sei gesichert. Am folgenden Morgen brachten die Zeitungen Schlagzeilen wie: «Die grosse Stunde hat geschlagen!» und: «Feldzug im Osten entschieden!»

In Moskau, wo das Donnern der Artillerie nun sogar auf dem Roten Platz zu hören war, beschloss man, die Regierung zu evakuieren. Das Präsidium des Obersten Sowjets, das Verteidigungskommissariat und die alliierten Botschaften wurden am 15. September mit Sonderzügen nach Kuibyschew an der Wolga (heute Samara) gebracht. Am folgenden Tag wirbelte die Asche einer Million hastig verbrannter Akten über die Bürgersteige, und Moskau verfiel in Anarchie. Die Polizei verschwand, Chefs und Vorgesetzte flüchteten in beschlagnahmten Lastwagen, die sie mit Gummibäumen und Grammofonen beladen hatten. Arbeiter, denen man die Fabrikttore vor der Nase zugeschlagen hatte, plünderten und lynchten. Der Direktor einer Molkerei, der gerade abfahren wollte, wurde aus seinem Wagen gezerrt und kopfüber in einen Sahnebottich geworfen. Erst fünf Tage später war die Ordnung wiederhergestellt. Die gesamte unrühmliche Episode wurde als «grosser *drap*» bekannt – ein spöttisches Wortspiel mit der Doppelbedeutung von *drap* («Ordensband» und «abhauen»).²⁶

Da Moskau am Abgrund stand, war die Preisgabe Leningrads wahrscheinlicher denn je. Der Widerwille hoher Generale, den Befehl über die Verteidigung der Stadt zu übernehmen, liess erkennen, wie schlecht sie die Überlebenschancen einschätzten. Nach Schu-

kows Abfahrt ging das Kommando zunächst an seinen Stellvertreter Iwan Fedjuninski über, doch dieser setzte sich sofort dafür ein, dass Michail Chosin, der dienstälter sei und unter dem er früher gedient habe, den Posten erhielt.²⁷ Chosin erhob Einspruch, er könne die 54. Armee, die er gerade von dem verhassten und inkompetenten Kulik übernommen hatte, nicht im Stich lassen. Daraufhin versuchte Schdanow, Marschall Nikolai Woronow für die Aufgabe zu gewinnen, einen geachteten Artilleristen und gebürtigen Leningrader, doch auch er lehnte ab, da er als stellvertretender Verteidigungskommissar bereits alle Hände voll zu tun habe.

Nach zweiwöchigem Hin und Her schaltete Moskau sich ein, und am 26. Oktober wurde Chosin das Kommando schliesslich aufgezwungen. Fedjuninski übernahm die Führung der 54. Armee.

Für den Rest des Jahres erhielt Leningrad den Auftrag, so viele Waffen wie möglich zu liefern, obwohl die Rüstungsanlagen weiterhin über den Ladogasee evakuiert wurden. (Die Verlegung der sechstausend Mitarbeiter der Ischorsker Panzerwerkstatt und ihrer Angehörigen erfolgte am 2. Oktober und die der Kirow-Werke mit 11614 Arbeitern zwei Wochen später.²⁸) Die allgegenwärtige Parole jener Zeit – «Alles für die Front!» – hätte korrekterweise lauten müssen: «Alles für Moskau!», denn die Mehrheit der Produkte aus Leningrad kam nicht der Verteidigung der eigenen Stadt zugute, sondern der Zentralfront ausserhalb des Belagerungsringes. Kohle- und Torfvorräte, die Wohnungen später vor Kälte hätten schützen können, wurden zur Herstellung von Granaten und Minen benutzt; die Transportkapazität, die der Lebensmitteleinfuhr hätte dienen können, wurde für die Herstellung von Munition verwendet, die man unverzüglich in die Hauptstadt exportierte.

Zur selben Zeit befahl Stalin Schdanow, die Belagerung aufzuheben. «Sie müssen sich beeilen, um über Mga nach Osten durchzubrechen», telegrafierte er dem Smolny am 13. Oktober.

«Sie wissen selber, dass es keine andere Route gibt. Bald werden Ihre Lebensmittelvorräte und anderen Quellen zur Neige gehen. Beileben Sie sich, oder es könnte zu spät sein.»²⁹ Zwei Tage später flog Woronow nach Leningrad, um die Offensive zu beaufsichtigen und neue, unmöglich hohe Produktionsziele zu setzen. Bei ihrem ersten Treffen bat Schdanow um mehr Munition, woraufhin Woronow verlangte, dass Leningrad seine eigene Granatenproduktion auf eine fantastische Zahl von einer Million monatlich erhöhte. «Eine Million im Monat – das ist Wahnsinn!», explodierte Schdanow. «Das ist ein Bluff! Es ist ignorant! Sie begreifen einfach nicht, wie die Munitionsherstellung funktioniert!»³⁰ Drei Tage später erkundigte Stalin sich, ob seine neue Offensive bereits begonnen habe:

Wir haben Ihnen eine Weisung mit dem Befehl zu einem sofortigen Vormarsch geschickt, um die Lenfront und die 54. Armee zu vereinigen. Wir haben keine Antwort erhalten. Was geht vor, warum antworten Sie nicht? Ist die Weisung verarbeitet worden, und wann meinen Sie, dass der Vormarsch beginnt? Wir fordern eine rasche Antwort mit einem von zwei Worten. «Ja» bedeutet eine Bestätigung und die schnelle Erfüllung des Befehls, – «Nein» ist die Ablehnung.³¹

Nachdem die geplante Offensive durch die deutsche Bedrohung Tichwins, eines wichtigen Endbahnhofs für Evakuierungen über den Ladogasee, durchkreuzt worden war, fiel Stalin am 23. Oktober erneut über die Leningrader her. Seine Botschaft wurde am Telefon von Marschall Wassiljewski, dem stellvertretenden Generalstabschef, verlesen. Diesmal erklärte Stalin ausdrücklich, dass Leningrad möglicherweise aufgegeben werden müsse; er betonte, wie wichtig es sei, die umzingelten Armeen zu befreien, obwohl Moskau keine Möglichkeit habe, Leningrad zu helfen:

Ihre Untätigkeit lässt nur den Schluss zu, dass Sie die kritische Situation, in der sich die Soldaten der Lenfront befinden, immer noch nicht durchschauen. Wenn Sie die [deutsche] Front in den nächsten Tagen nicht durchbrechen und erneut eine solide Verbindung zur 54. Armee herstellen, durch die Sie Kontakt zur Etappe haben, werden all Ihre Männer in Gefangenschaft geraten. Die Wiederherstellung der Kommunikation ist nicht nur notwendig, um die Soldaten der Lenfront zu versorgen, sondern vornehmlich auch, um eine Rückzugsmöglichkeit für die Kämpfer der Lenfront nach Osten zu schaffen, falls die Übergabe von Leningrad durch unvermeidliche Umstände erzwungen wird. Bedenken Sie, dass Moskau sich ebenfalls in einer kritischen Situation befindet und nicht in der Lage ist, Ihnen mit neuen Streitkräften zu helfen ... Wir fordern eine rasche, entschiedene Aktion Ihrerseits. Ziehen Sie acht oder zehn Divisionen zusammen und brechen Sie nach Osten durch. Das ist in beiden Fällen notwendig, ob Leningrad durchhält oder übergeben wird. Für uns ist die Armee wichtiger.³²

Wassiljewski unterstrich die Botschaft am selben Tag in einem persönlichen Anruf bei Fedjuninskis 54. Armee. Unbewaffnete Verstärkungen würden aus Wologda entsandt, doch darüber hinaus sei die Armee auf sich selbst gestellt. «Bitte berücksichtigen Sie, dass es in der gegenwärtigen Situation weniger darum geht, Leningrad zu retten, als darum, die Armee der *Lenfront* in Sicherheit zu bringen.»³³

Moskau wurde auch noch im November Vorrang gewährt, als die Leningrader Zivilbevölkerung auf den Strassen zu sterben begann. Typisch ist ein Brief von Schukow an Schdanow vom 2. November. Die ersten Worte klingen vertraulich – «Meine Gedanken kehren häufig zu den schwierigen und interessanten Tagen und Nächten zurück, in denen wir gemeinsam arbeiteten und kämpften. Ich bedaure es sehr, die Angelegenheit nicht abgeschlossen zu haben, denn ich war überzeugt, es schaffen zu können» –, doch dann folgte der Pferdefuss: Die Generale der Zentralfront hätten «all ihre

Soldaten vergeudet; von ihnen ist nichts als die Erinnerung übrig. Von Budjonny habe ich nur ein Hauptquartier und neunzig Mann erhalten; von Konew ein Hauptquartier und zwei Regimenter.» Könne Schdanow mit dem nächsten Luftkonvoi vierzig 82-mm- und sechzig 50-mm-Geschütze schicken, denn «Sie haben solche Waffen im Überschuss, während wir überhaupt keine besitzen?»³⁴ Dagegen wurden Schdanows Bitten um mehr Transportflugzeuge und um Lieferung von Lebensmittelkonzentraten spät oder gar nicht erfüllt.³⁵ «Sie haben uns vierundzwanzig Douglas-Maschinen zugewiesen», erwiderte er auf eine weitere Forderung Stalins nach einem sofortigen, von Malenkov übermittelten Durchbruch. «Wo sind sie? Schicken Sie sie uns so schnell wie möglich.»³⁶

Insgesamt lieferten die Leningrader Fabriken der Zentralfront zwischen dem 1. Oktober und ihrer weitgehenden Schliessung im Dezember 452 76-mm-Feldgeschütze mit über 29'000 Panzergranaten und 1854 Mörser von unterschiedlichem Kaliber. Im Rückblick hätten sie vielleicht effektiver ausserhalb Leningrads eingesetzt werden können. Bei Moskau vermochten sie nicht den Ausschlag zu geben, dagegen hätten sie südlich von Ladoga, wo die Deutschen am Seeufer nur ein fünfzehn Kilometer breites Gelände besetzt hielten, mehr bewirken können. Hätte die Rote Armee zu diesem Zeitpunkt einen sicheren Landweg aus der Stadt hinaus eingerichtet – ein Jahr bevor sie dies tatsächlich schaffte –, wären nicht nur Hunderttausende von Zivilisten vor dem Hungertod gerettet worden, sondern die Rüstungsfabriken der Stadt hätten auch, zum Nutzen sämtlicher sowjetischer Kriegsanstrengungen, ihre normale Produktion wieder aufnehmen können. Aber nach Lage der Dinge wurde Leningrad durch die massive Produktion in jenem Herbst lahmgelegt und der Mittel beraubt, entweder die Belagerung zu durchbrechen oder sie – ausser um den Preis gewaltiger Verluste an Zivilisten – zu überleben.

Marina Jeruchmanowa, die neunzehnjährige Nachfahrin von Alexander Menschikow, einem Günstling Peters des Grossen, war ebenso wie Olga Gretschina ein lerneifriges, behütetes Mädchen. In emotionaler wie sozialer Hinsicht bedeutete der Krieg für sie eine harte Ausbildung. Ihre erste Kriegsarbeit vollführte sie in einer «Konzertbrigade», die Soldaten vor der Reise an die Front verabschiedete. «Die Bahndämme waren mit sitzenden oder liegenden Soldaten, teils in Gesellschaft schluchzender Verwandter, bedeckt. Und dann erschienen wir – vier kleine Mädchen mit Notenständern und Notenblättern – und spielten Quartette.» Sie hatte die Möglichkeit gehabt, sich mit dem Konservatorium nach Taschkent evakuieren zu lassen, war jedoch lieber bei ihrer Familie geblieben. Nach dem Beginn der Luftangriffe zogen alle in die sicherere Erdgeschosswohnung einer Tante: Vier Erwachsene, vier Kinder, vier Dackel und ein Baby drängten sich in einem Einzelzimmer. Der erste Todesfall des Haushalts ereignete sich Anfang Oktober, als Marinas Stiefvater, ein während der Säuberungen von 1937 unehrenhaft entlassener Marineoffizier, zwei Tage vor seiner Wiedereinsetzung einen Herzinfarkt erlitt. Die Familie konnte ein religiöses Begräbnis in der Verklärungskathedrale für ihn ausrichten und sein Grab mit einem grossen Holzkreuz (das später als Feuerholz gestohlen wurde) markieren.

Marina und ihre jüngere Schwester Warwara verpflichteten sich als *diuschinnizy* – freiwillige Helferinnen, überwiegend halbwüch-

sige Mädchen, die unter Leitung der Polizei häufig gefährliche Aufgaben übernahmen – am Arbeitsplatz ihrer Mutter, dem Hotel Europa, das nun als Lazarett diente. Das Hotel, ungefähr in der Mitte des Newski-Prospekts und als «Jewropa» bekannt – war das älteste und prächtigste in Leningrad. In den dreissiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gegründet, war es rund vierzig Jahre später, mit Aufzügen, Luftglocken und Zentralheizung, neu gebaut worden. Den beiden Mädchen erschien es als ««Elysium ... Alles war teuer und von hoher Qualität – Möbel, Teppiche, Vorhänge, Geschirr ... Die Duschen hatten auch heisses Wasser, und die Wäscherei, in der eine gleichgültige Dame uns unsere Kittel aushändigte, funktionierte weiterhin. Überall herrschten Ordnung und Sauberkeit.» Zuerst arbeiteten sie im unteren Stockwerk in den Küchen für einen riesigen, rothaarigen «Zaren» von einem Chefkoch, der jeden Morgen in zeremonielles Weiss gekleidet war und dessen Bauch beim Gehen hin und her schwankte. Im «Grossen Restaurant» im Erdgeschoss bedienten schlanke tatarische Kellner mit pomadisierem Haar und «theatralischen» Manieren die Leichtverwundeten. «Sie lehrten uns, die Tische zu decken und unsere «Gäste» zu begrüssen. Gott bewahre uns, wenn wir Speisen auf kalten Tellern servierten.» Der Oberkellner bedachte die Mädchen mit Strafpredigten, die er nur zu gern mit den schockierendsten Schimpfwörtern würzte. «Bei den ersten Malen wussten wir nicht, wo wir hinschauen sollten. Mama sagte energisch: «Kinder, tut so, als hättest ihr nichts gehört.» Obwohl man ihnen offiziell verboten hatte, im Gebäude zu übernachten, zogen sie in aller Stille ein und liessen sich auf einem Balkon über dem «östlichen» Speisesaal nieder. Er hatte eine gewölbte Decke, einen vage an Ägypten erinnernden Verputz und mächtige Buntglasfenster, geschmückt mit Wikinger-Langbooten, die unter den Mauern einer alten Rus-Festung einen Fluss entlangsegelten. Obwohl Marina täglich fünfzehn Stunden ohne Bezahlung arbeitete, erinnerte sie sich dankbar an das Hotel.

«Unser Jewropa verbarg und beschützte uns und gab uns Zeit, Atem zu schöpfen.»¹

Sobald Marinas Mutter Molotows Kriegsankündigung gehört hatte, befahl sie ihren Töchtern als Erstes, Seife zu kaufen und den Herd in Gang zu setzen, damit sie *suchari* herstellen konnte, jene Zwiebäcke, die auf langen Reisen und in Zeiten der Lebensmittelknappheit als traditionelle russische Reserve dienen. Andere taten das Gleiche, und als sich der Belagerungsring schloss, gab es, wie Marina berichtete, auf dem Markt nur noch Dörrobst und blanchierte Mandeln, in den Läden unerschwinglich teuren Kaviar und im Kaufhaus «Passage» nutzlose Spielsachen und Sportgeräte zu kaufen.

1941 hatte ein fünfzigjähriger Russe bereits drei grosse Hungersnöte erlebt: die erste von 1891/92, als Dürre die Wolgasteppe heimsuchte, die zweite von 1921/22, verursacht durch Getreiderequirierung und den nachrevolutionären Bürgerkrieg, die dritte von 1932/33, als die Bolschewiki Bauernhöfe gewaltsam kollektivierten und dadurch ungefähr sieben Millionen Menschen zum Tode verurteilten. Leningrad, obwohl privilegiert in normalen Zeiten, war nun besonders verletzlich, da es stets Lebensmittelimporte aus dem fruchtbareren Süden benötigt hatte. Das von Sümpfen umgebene Dorf Mjasnoi Bor («Fleischwald», knapp nördlich von Nowgorod und Stätte einer katastrophalen Umzingelung im Frühjahr 1942) war nach den Rinderherden benannt, die dort auf dem Treck nach Norden zum Markt der Hauptstadt strauchelten. Obwohl die Kollektivierungshungersnot die Stadt weitgehend verschont hatte, waren zahlreiche Leningrader während des Bürgerkriegs in die Dörfer geflohen, um dort Nahrung zu suchen.

Gleichwohl hatten sich die Leningrader Behörden kläglich schlecht auf die Belagerung vorbereitet. Als die letzte Strasse aus der Stadt hinaus am 8. September gesperrt wurde, blieben geschätzte 2,8 Millionen Zivilisten im Belagerungsring gefangen – davon

2,46 Millionen in der Stadt und weitere 343'000 in den umliegenden Orten? Hinzu kamen weitere 500'000 Soldaten und Matrosen, womit insgesamt rund 3,3 Millionen Menschen versorgt werden mussten. (Die Deutschen hatten die Leningrader Bevölkerung mit mehr als vier Millionen stark überschätzt, wahrscheinlich weil sie die aus den gefährdeten südlichen Vororten kommenden Familien für zusätzliche Flüchtlinge hielten. Folglich schätzten sie auch den Zeitpunkt, an dem in der Stadt der Hunger beginnen würde, falsch ein?) Am Tag der Isolierung Leningrads flog der stellvertretende Handelskommissar Dmitri Pawlow aus Moskau ein und machte eine Bestandsaufnahme der Lebensmittelvorräte in Lagerhäusern, Fabriken, Armeedepots und anderen öffentlichen Einrichtungen. Zu seinem Entsetzen stellte er fest, dass die Bevölkerung beim damaligen Konsumniveau kaum länger als einen Monat überleben würde. Man besass Getreide und Mehl für fünfunddreissig Tage, Buchweizen, Reis, Griess und Makkaroni für dreissig Tage, Fleisch und Vieh für dreiunddreissig, Speiseöl und Fette für fünfundvierzig sowie Zucker und Süssigkeiten für sechzig Tage.⁴ Flugzeuge für eine gross angelegte Luftbrücke standen nicht zur Verfügung (eine derartige Massnahme wurde anscheinend nie in Erwägung gezogen), und obwohl die Leningrader Partei dreizehn Zugladungen Lebensmittel angefordert hatte, die vom Ladogasee mit Kähnen in die Stadt transportiert werden sollten, gab es an dem seichten und von Sandbänken durchsetzten westlichen Ufer des Sees keine Hafenanlagen, um sie entgegenzunehmen. (Erst am 9. September traf man die Entscheidung, Docks und Speicher in dem Datschendorf Ossinowez zu bauen?) Wenn die Blockade nicht rasch gebrochen wurde, musste Leningrad mit den existierenden Vorräten überleben.

Das Versäumnis, genug Nahrungsmittel und Treibstoff anzusammeln, bevor sich der Belagerungsring schloss, war auf die gleiche tödliche Mischung aus Leugnung, Desorganisation und Miss-

achtung von Menschenleben zurückzuführen wie das Versäumnis, die überzählige Zivilbevölkerung zu evakuieren. Auch die effektivste und fürsorglichste Verwaltung hätte ernste Mängel nicht verhindern können – Notvorräte existierten nicht, die Züge waren überladen, die fruchtbarsten Regionen des Landes wurden überrollt –, doch Irrtümer, Durcheinander und vor allem die Realitätsverweigerung der Führer verschlimmerten die Situation unnötig. Aufschlussreich ist eine Geschichte, die Anastas Mikojan, Mitglied des Staatlichen Verteidigungskomitees und zuständig für Handel und Nachschub, in seinen Memoiren erzählt. In den frühen Kriegstagen war ein Konvoi aus Zügen mit Militärbedarf, der laut überholten Mobilisierungsplänen westwärts fuhr, nicht in der Lage, seine Ziele zu erreichen. Da Mikojan wusste, dass Leningrad auf Getreide aus dem Süden angewiesen war, befahl er, die Züge in die Stadt umzuleiten:

Fest überzeugt, die Leningrader würden froh sein über diese Entscheidung, hatte ich die ganze Geschichte vorher nicht mit ihnen abgestimmt. Auch I.W. Stalin wusste nichts davon bis zu dem Zeitpunkt, da A.A. Shdanow ihn aus Leningrad anrief und erklärte, alle Leningrader Lager seien vollgestopft, und man möchte ihnen doch ausserplanmässig keine Lebensmittel mehr liefern ...

Damals hielt niemand von uns eine Blockade Leningrads für möglich. Deshalb gab Stalin mir Anweisung, den Leningrader über die mit ihnen vereinbarte Menge hinaus keine Lebensmittel mehr zu schicken.⁶

Schdanow hatte Punkte für seinen Eifer gesammelt und sich gegenüber einem Rivalen behauptet: Die Züge fuhrten anderswohin.

Auch als die Belagerung begonnen hatte, herrschten weiterhin Verwirrung und Selbstgefälligkeit. «Die Zuständigkeit für Lebensmittellieferungen», erinnerte sich Pawlow, lag bei zehn verschiede-

nen Wirtschaftsorganen. Da Anweisungen von ihren Hauptbüros in Moskau fehlten, verteilte jedes seine Produkte nach dem üblichen Verfahren ... Mitte September telegrafierte die Zentralverwaltung der Zuckerindustrie in Moskau ihrer Leningrader Niederlassung, eine Reihe mit Zucker beladene Güterwagen aus Leningrad nach Wologda zu schicken, obwohl Leningrad seit dem 8. September blockiert war. Es gab viele ähnliche Fälle.

Obgleich vor Pawlows Ankunft in Leningrad die teuren «Kommerzläden» – im Juli eröffnet, um den beruhigenden Anblick gefüllter Regale zu bieten – bereits wieder geschlossen waren, verkaufte man in Kantinen und Restaurants weiterhin nicht der Rationierung unterliegende Produkte, die beträchtliche acht bis zwölf Prozent der gesamten Ausgaben an Öl, Butter, Fleisch und Zucker ausmachten. Auch die Herstellung von Bier und Eiscreme setzte sich fort, ebenso der Verkauf von Luxusartikeln wie Kaviar, Champagner und Kaffee.⁷

Am offenkundigsten war das Versäumnis der Behörden, die Lebensmittellager über die Stadt zu verteilen und dadurch das Risiko durch Luftangriffe zu verringern. Das Ergebnis war das erschreckende Feuer vom 8. September in den Badejew-Lagern, von dem die Leningrader damals glaubten, es habe fast sämtliche Vorräte vernichtet – die Luft soll vom Geruch brennenden Schinkens und Zuckers durchsetzt gewesen sein –, und der Brand gilt immer noch als Auslöser des schnellen Abgleitens in die Hungersnot. («Es war der Zeitpunkt, als das Leben endete», wie Marina Jeruchmanowa es ausdrückte, «und als das reine Existieren begann.»)

Pawlow bestreitet in seiner sonst recht unpersönlichen Darstellung die Bedeutung des Feuers heftig. Die Lagerhäuser seien voll von Kisten mit alten Unterlagen und Ersatzteilen gewesen, und der Brand habe nur 3'000 Tonnen Mehl und 2'500 Tonnen Würfelzucker erfasst, von denen ein Grossteil zu Süßigkeiten verarbeitet worden sei. Doch was die öffentliche Moral betraf, so war das Ba-

dejew-Feuer unzweifelhaft eine Katastrophe. «Kurz danach», erinnerte sich Jeruchmanowa,

wurden uns acht Kilogramm Linsen, etwas Krabbenfleisch in Dosen und ein paar andere Dinge ausgehändigt. Alle waren unzufrieden damit, dass man diese Zuteilungen nicht vor, sondern erst nach dem Feuer angeordnet hatte. Wahrscheinlich hätte es viel Mut gekostet, in jenen Tagen derartige Anweisungen zu geben. Aber warum hatten sie nicht genug Voraussicht?⁸

Zu den erfolgreicheren Initiativen der Leningrader Führung im Herbst 1941 gehörten ihre Bemühungen, Lebensmittel innerhalb des Belagerungsringes ausfindig zu machen und Speiseersatzstoffe zu ersinnen. Als Erstes versuchte man (was allerdings durch den Mangel an Transportmitteln behindert wurde), die Ernte aus der nicht besetzten Gegend im Osten und Norden der Stadt einzubringen. Für Landarbeiter (die keine Rationen erhielten) bedeutete dies einen fast so schweren Druck wie während der Kollektivierungshungersnot ein Jahrzehnt zuvor. Im November fiel zum Beispiel die Norm an Kartoffeln, die Landarbeiter behalten durften, auf 15 Kilo pro Person und Monat; der Löwenanteil musste den Requirierungsteams überlassen werden, die von den örtlichen Sowjet-Exekutivkomitees zusammengestellt wurden. Bauern, die ihre Kartoffeln versteckten, wurden «nach Kriegsgesetzen belangt» – mit anderen Worten, nicht spezifizierten strafrechtlichen Massnahmen unterworfen.⁹ Man kommandierte zusätzliche Erntehelfer aus der Stadt ab, die allerdings so viel wie möglich von der Ernte nach Hause schleppten. «Auf den Hauptstrassen und in den Vorortstrassenbahnen», wurde in einer offiziellen Mitteilung vom 16. September geklagt, «sind Hunderte von Menschen mit Säcken und Körben zu beobachten ... Die Unterlassung dringender Aktionen zur Beendigung dieser Anarchie wird dazu führen, dass die ganze Ernte Privatleuten in die Hände fällt.»¹⁰

Durch eine Mischung aus Zwangskäufen, Beschlagnahme und «Spenden» blieb der Druck auf die Kolchosen während des ersten Belagerungswinters bestehen und brachte insgesamt 4208 Tonnen Kartoffeln und sonstiges Gemüse, Vieh, das 4653 Tonnen Fleisch lieferte, über 2'000 Tonnen Heu, 547 Tonnen Mehl und Getreide sowie 179'000 Eier ein. Drei Fünftel des Mehls und Getreides stammte aus den Privatbeständen der Bauern, ebenso mehr als ein Viertel des Viehs und über die Hälfte der Kartoffelmenge.¹¹

In der Stadt mussten Einrichtungen, die Lebensmittel verarbeiteten und verteilten, ihre Gebäude nach vergessenen oder mangelhaften Vorräten absuchen lassen, um diese möglicherweise als Mehlersatz für die Brotherstellung abzugeben. In den Mühlen wurde Mehlstaub von Wänden und unter Dielen abgekratzt, Brauereien konnten mit 8'000 Tonnen Malz aufwarten, und die Armee stellte den für die Pferde gedachten Hafer zur Verfügung. (Die Tiere erhielten stattdessen in heissem Wasser aufgeweichte und mit Salz besprenkelte Birkenzweige. Einen anderen Futterersatz aus gepressten Torfstücken und Knochenmehl rührten sie allerdings nicht an.) Getreidekähne, die nach Bombardements vor Ossinowez gesunken waren, wurden durch Marinetaucher geborgen, wonach man das Korn, das bereits zu keimen begann, trocknete und mahlte. (Das so entstandene Brot stank, wie Pawlow einräumte, nach Schimmel.) An den Docks entdeckte man grosse Mengen Leinsamenkuchen, die gewöhnlich in Schiffskesseln verbrannt wurden. Obwohl sie im Rohzustand giftig waren, liessen sich die Toxine bei hohen Temperaturen unschädlich machen, und auch die Leinsamen wurden für die Brotproduktion verwendet. Durch all diese Ersetzungen sowie durch Rationskürzungen sank der Leningrader Mehlverbrauch von täglich über 2'000 Tonnen Anfang September bis zum 1. November auf 880 Tonnen.

Als der Herbst in den Winter übergang, wurden die Ersetzungen

immer exotischer und die mit ihnen hergestellten Lebensmittel, die man anstelle der auf den Karten versprochenen Produkte wie Brot, Fleisch, Fett und Zucker ausgab, immer weniger nahrhaft. In Güterbahnhöfen aufgefundener Leinsamenkuchen, der normalerweise als Viehfutter diente, wurde zur Fertigung grauer «Makkaroni» verwendet. Man verarbeitete 2'000 Tonnen Schafdärme aus den Hafenanlagen zusammen mit Kalbsleder aus einer Gerberei zu «Fleischgelee», dessen Gestank durch Gewürznelkenöl nicht überdeckt werden konnte. Seit Ende November enthielt Brot neben zehn Prozent Leinsamen weitere zehn Prozent hydrolysierte Zellulose, die man durch einen Prozess, den Chemiker an der Forstakademie entwickelt hatten, aus Fichtenspänen gewann. Da sie keine Kalorien enthielt, hatte sie allein den Zweck, Gewicht und Masse zu erhöhen, damit die nominelle Brotration mit einer geringeren Mehlmenge geliefert werden konnte. Die Laibe, die in Blechformen gebacken werden mussten, damit sie nicht auseinanderfielen, waren schwer und feucht, besaßen eine lehmartige Konsistenz und einen bitteren, grasähnlichen Geschmack. Um einen Teil der zwei Tonnen Pflanzenöl zu sparen, mit denen die Backformen jeden Tag eingefettet wurden, ersann man eine Emulsion aus Wasser, Sonnenblumenöl und «Seifenstock», einem Nebenprodukt bei der Verarbeitung von Speiseöl zu Treibstoff. Dadurch erhielten die Laibe, wie Pawlow zugab, eine seltsame Orangefarbe, «aber die Qualitätsmängel waren recht erträglich, und das gesparte Öl ging an die Kantinen».¹²

Eine andere Erfindung der Forstakademie war ein «Hefeextrakt» aus fermentiertem Birken sägemehl, der in Scheiben an Betriebsküchen verteilt und, aufgelöst in heissem Wasser, als «Hefesuppe» serviert wurde.

Jedes persönliche Schicksal während der Belagerung entschied sich am Rationierungssystem. Alle Krieg führenden Länder verfügten

über ein solches System, und überall wurde es durch Korruption, Schiebereien und Betrug verfälscht. Doch im belagerten Leningrad verstärkten sich diese Mängel nicht allein durch die extremen Kriegsbedingungen, sondern auch durch die Brutalität und Unfähigkeit des Sowjetregimes. Auch die Konsequenzen vergrösserten sich. Anderswo führten schlechte Planung und kümmerliches Management zu bohrendem Hunger, langweiligen und kleinen Mahlzeiten, in Leningrad verursachten sie unzählbare zusätzliche Todesopfer.

Speisen waren in der Sowjetunion stets ein Mittel zur Nötigung und zur Belohnung der Bevölkerung gewesen, und in Extremfällen dienten sie dazu, die Nutzlosen zu beseitigen und die Nützlichen am Leben zu erhalten. Wie Lenin 1921, mitten in der Hungersnot des Bürgerkriegs, vor einer Allrussischen Lebensmittelkonferenz erklärte:

Es geht nicht nur darum, [Lebensmittel] gerecht zu verteilen, sondern die Verteilung muss auch als Methode, als Instrument, als Mittel zur Erhöhung der Produktion verstanden werden. Staatliche Unterstützung in Form von Nahrung darf nur jenen Arbeitern gewährt werden, die wirklich notwendig für die höchste Arbeitsproduktivität sind. Und wenn Lebensmittelverteilung als politisches Instrument benutzt werden soll, dann setzt es ein, um die Zahl derjenigen zu verringern, die nicht ganz und gar notwendig sind, und um diejenigen, die es sind, zu ermutigen.¹³

Diese Philosophie, charakterisiert durch die Parole «Du isst, wie du arbeitest», wurde in den ersten sowjetischen Arbeitslagern, auf den Solowki-Inseln im Weissen Meer, erprobt. Man teilte die Häftlinge in drei Gruppen: jene, die für Schwerarbeit geeignet waren, solche, die nur leichte Arbeit verrichten konnten, und Invaliden. Die erste Gruppe erhielt 800 Gramm Brot pro Tag, die zweite 500 und die dritte 400 Gramm. Wie erwartet, blieben die stärksten und relativ gut ernährten Gefangenen gesund, während die schwächsten, die

sich mit der halben Ration begnügen mussten, noch mehr verfielen und starben. Das System, das (erfolglos) darauf abzielte, die Lager autark zu machen, wurde später im gesamten Gulag übernommen.¹⁴

Am anderen Ende der Skala diente die Ernährung dazu, die Hierarchie innerhalb des Establishments und des Parteiapparats zu kennzeichnen. «Geschlossene» Läden und Restaurants standen nur Parteimitgliedern oder Angestellten bestimmter Institutionen zur Verfügung, die Speiseangebote waren präzise abgestuft. In seinem epischen autobiografischen Roman *Leben und Schicksal* beschreibt der Kriegskorrespondent Wassili Grossman die sechs Menüs im Speisesaal des Physikinstituts der Moskauer Akademie der Wissenschaften:

Es gab sechs verschiedene Essenskategorien – für Doktoren der Wissenschaft, leitende wissenschaftliche Mitarbeiter, wissenschaftliche Mitarbeiter, leitende Laboranten, technisches Personal und Hilfspersonal.

Die grösste Aufregung gab es um das Essen der ersten beiden Kategorien, die sich voneinander durch den dritten Gang unterschieden, Kompott aus Trockenobst oder Pudding.¹⁵

Ein anderer Journalist, ein britischer Kommunist namens John Gibbons, arbeitete während des Krieges für den Moskauer Rundfunk. Im Winter 1941/42, als die Nahrungsmittelknappheit überall in der Sowjetunion akut war, verärgerte ihn die Tatsache, dass sein Mittagessen am Arbeitsplatz aus trockenem Brot und aus Tee ohne Zucker bestand, während sein Chef, der im selben Büro sass, Schinken und Eier verspeiste. Obwohl er dies als Teil des Systems und als «zweifelloso berechtigt» akzeptierte, war es gleichwohl «verdammend unangenehm, den Schinken und die Eier zu *riechen*. Umso mehr als der Chef dies für ganz normal hielt und mir nie auch nur ein Stück Schinken anbot.»¹⁶

Das Leningrader Rationierungssystem war dem des Gulag ähnlich. Obwohl offiziell «jeder nach seinen Bedürfnissen» versorgt werden sollte, reichte es in der Praxis (gerade) dazu aus, das Leben der für die Verteidigung der Stadt unerlässlichen Personen – Soldaten und Industriearbeiter – zu erhalten, während Büroangestellte, alte Menschen, Arbeitslose und Kinder zum Tode verurteilt wurden. Als man die Rationierung Mitte Juli einführte, wurden den Leningratern die gleichen Mengen zugeteilt wie den Moskauern: grosszügige 800 Gramm Brot täglich für Handarbeiter, 600 Gramm für Büropersonal und 400 Gramm für Kinder und Arbeitslose, dazu ausreichend Fleisch, Fett, Getreide oder Makkaroni und Zucker. Erstaunlicherweise verringerte der Stadtsowjet die Rationen erst am 2. September, fast zwei Wochen nachdem die direkte Eisenbahnverbindung nach Moskau abgeschnitten worden war. Durch Pawlows Drängen folgte der ersten Reduzierung zehn Tage später eine zweite: auf 500 Gramm Brot für Handarbeiter, 300 für Büropersonal, 250 für Familienangehörige und 300 für Kinder. Zum Ausgleich wurden die Fett- und Zuckerrationen erhöht – im Rückblick ein schrecklicher Fehler. «Im Nachhinein», gab Pawlow später zu, «könnte man sagen, dass in erster Linie die Fettration und auch die Zuckerration im September nicht hätten gesteigert werden sollen. Die rund 2'500 Tonnen Zucker und 600 Tonnen Fett, die im September und Oktober verbraucht wurden ..., wären im Dezember äusserst wertvoll gewesen.» Doch damals habe niemand geahnt, dass die Stadt so lange isoliert bleiben würde.¹⁷

Auf dem niedrigsten Stand, nach einer letzten Verringerung am 12. November, fielen die Rationen auf täglich 250 Gramm Brot für die 34 Prozent der Zivilbevölkerung, die als Handarbeiter eingestuft waren, und auf 125 Gramm (drei dünne Scheiben Brot) für alle anderen, ausserdem auf lächerliche Mengen Fleisch und Fett. Für die Besitzer von Karten der unteren Kategorie waren dies offiziell 460 Kalorien pro Tag – weniger als ein Viertel der 2'000 bis 2'500 Ka-

lorien, die ein Erwachsener durchschnittlich zur Beibehaltung seines Gewichts benötigt. Und sogar diese 460 Kalorien beruhten nur auf den offiziellen Angaben, denn in Wirklichkeit war Brot, wie wir erfahren haben, stark durch «Füllmasse» verfälscht, Fleisch gab es nicht, und an manchen Tagen wurden überhaupt keine Rationen ausgehändigt. Ernährungswissenschaftler, die später mit Hilfe von Überlebenden der Belagerung die langfristigen Konsequenzen von fötaler und kleinkindlicher Unterernährung erforschten, bezifferten die tatsächliche Menge, wenn man «Füllstoffe» berücksichtigt, eher auf täglich 300 Kalorien.¹⁸ Hätte man die erste Kürzung vom 11. September nur sechs Tage vorher durchgeführt, wären, wie Pawlow einräumte, fast 4'000 Tonnen Mehl gerettet worden, und die letzte Kürzung hätte vermieden werden können.¹⁹

Zudem waren die Zuteilungen tödlich durch ihre Undifferenziertheit, was ältere Kinder und Heranwachsende anging. Kinder unter zwölf Jahren gehörten sämtlich derselben Kategorie an, was bedeutete, dass ein Elfjähriger nicht mehr als ein Kleinkind erhielt. Zwischen zwölf und vierzehn Jahren wurden sie als «Angehörige» eingestuft, selbst wenn sie arbeiteten und obwohl sie wegen ihrer raschen Entwicklung mehr Kalorien als Erwachsene benötigten. Ein Kind, das zwischen den beiden Rationskürzungen vom 12. September und 1. Oktober zwölf Jahre alt wurde, erlebte sogar, dass seine Brotration von täglich 300 auf 250 Gramm sank. Die Klassifizierungen waren, wie Pawlow einräumte, «ungerechtfertigt», doch «die Situation machte es unmöglich, sie besser zu ernähren».²⁰ Ebenso unfair als «Angehörige» wurden nicht erwerbstätige Mütter behandelt, welche die Last auf sich nahmen, vor Brotläden Schlange zu stehen, um Waren zu feilschen und Brennstoff und Wasser nach Hause zu schleppen. Bezeichnenderweise erhielten «Angehörige» auch weniger Bedarfsartikel, etwa nur eine Schachtel Streichhölzer,

nicht zwei wie die Arbeiter. Der Spitzname für die Angehörigenkarte lautete *smeitnik* («jemand, der dem Tod geweiht ist»)?¹

Die Übergabe der Rationen von Produktiven an Unproduktive wurde dadurch verhindert, dass Arbeiter keine Lebensmittel mit nach Hause zu ihren Familien nehmen durften. Eine Militärärztin hatte in das Lazarett, in dem sie arbeitete, ziehen müssen. Sie hatte ihre alte Mutter allein zurückgelassen und bat um Erlaubnis, einen Teil ihrer eigenen, relativ grosszügigen Ration zu Hause zu verwenden. Der Antrag wurde abgelehnt, doch es gelang ihr, der Mutter durch einen Pfleger ein paar Nahrungsmittel zukommen zu lassen. «Ich musste dem Kommissar Bericht erstatten», schrieb sie später, «und er versuchte, mir einzureden, ich hätte kein Recht, auf Nahrung zu verzichten und meine Gesundheit zu untergraben. Ich widersprach ihm nicht, erklärte jedoch, dass ich keine andere Wahl hatte, denn es sei meine heilige Pflicht, meine Mutter zu retten.»²² Hier wurden die Vorschriften, wie an vielen Arbeitsplätzen, nicht strikt durchgesetzt, doch anderswo durchsuchte man die Taschen der Beschäftigten, wenn sie das Gebäude verliessen.

Immerhin duldeten die Behörden ein paar Ausnahmen von ihrem brutalen Utilitarismus. Als Schdanow hörte, dass viele bejahrte Wissenschaftler dem Tod nahe seien, soll er persönlich angeordnet haben, dass die städtischen Handelsorganisationen eine Liste der prominentesten Gelehrten anfertigten und zusätzliche Lebensmittelpakete schickten?³ Eine Nutzniesserin war die Künstlerin Anna Ostroumowa-Lebedewa, die am 20. Januar 1942 ihre Tür öffnete und zu ihrem Erstaunen eine Frau in weissem Kittel vor sich sah. Die Besucherin hatte eine mit Butter, Fleisch, Hefe, Zucker und getrockneten Erbsen gefüllte Kiste bei sich. «Das ist Genosse Schdanow zu verdanken», schrieb Ostroumowa-Lebedewa in ihrem Tagebuch, «denn er hat mein Alter bemerkt und es übernommen, mir Lebensmittel zu schicken. Ich schätze, dass die Menge ungefähr

dem entspricht, was man in einem Monat mit einer Arbeiterkarte erhalten würde.»²⁴ Sie und ihr Dienstmädchen Njuscha konnten zehn Tage von der Sendung leben, aber dies milderte ihre kritische Einstellung gegenüber dem System nicht. Die Angehörigenkarte war ihrer Meinung nach ein Todesurteil und eine «Schande», die den Zweck hatte, Leningrad von alten Menschen und Hausfrauen – «überflüssigen Mäulern» – zu befreien.²⁵

Die unvermeidlich grösste Schwäche des Rationierungssystems war seine Anfälligkeit für Korruption. In den am stärksten romanisierten sowjetischen Darstellungen ist davon keine Rede; vielmehr wird die gesamte Bevölkerung, abgesehen von ein paar schwachen Menschen und Saboteuren, so dargestellt, als habe sie dem Feind treu und selbstlos Widerstand geleistet. Auch in den realistischeren Berichten, etwa dem Pawlows (in der Zeit von Chruschtschows kurzlebigen «Tauwetter» veröffentlicht), wird das Ausmass erheblich untertrieben. Während die Autoren detailliert auf die Massnahmen eingehen, mit denen Gaunereien und Fälschungen von Lebensmittelkarten durch die allgemeine Bevölkerung verhindert wurden, beschönigen sie Diebstähle und Bestechlichkeit innerhalb des Verteilungsnetzes. Obwohl «Egoisten» und «Heuschrecken» versucht hätten, das System zu schwächen, gelangte Pawlow zu dem Schluss:

... die von der städtischen Parteiorganisation ergriffenen Schritte ermöglichten es, die Bevölkerung vor Spekulanten, Schwindlern und «Schmarotzern» zu schützen. Das Vertrauen der Bewohner in das etablierte System der Lebensmittelverteilung wurde aufrechterhalten. Es gab wenig Nahrung, doch jeder Einzelne wusste, dass seine Ration an keinen anderen weitergeleitet werden würde. Er würde erhalten, was er erhalten sollte.²⁶

Dieses Bild ist, wie aus privaten und amtlichen Unterlagen hervorgeht, viel zu rosig. Die Leningrader erhielten nicht das, was sie erhalten sollten – im Gegenteil, sie standen stundenlang in Dunkelheit und Kälte Schlange, nur um häufig viel weniger als die ihnen gebührende Ration – oder sogar überhaupt nichts – zu bekommen. Auch empfanden sie das System keineswegs als fair: Jeder Tagebuchautor klagt über korrupte Vorgesetzte und wohlgenährte Kantinenarbeiter und Ladenmädchen; jeder schildert, wie er möglichst Zusatzrationen ergaunerte und mit ihnen auf dem Schwarzmarkt handelte.

Auch die Parteiakten sind voll von Korruptionsfällen. Der Vorsitzende und der stellvertretende Vorsitzende des Petrograder Bezirkssowjets, heisst es abschätzig in einem Dokument, hätten, statt «eiserne Ordnung aufrechtzuerhalten», regelmässig unerlaubte Lebensmittellieferungen für den eigenen Bedarf und für Kollegen organisiert. «Genosse Iwanow verwandelte sein Büro ausserdem in ein Schlafzimmer für sich selbst und seine Kollegin, Genossin Wolkowa, womit er sich der Anklage aussetzt, sexuelle Beziehungen mit einer Untergebenen gehabt zu haben.»²⁷ Ähnliches spielte sich im Parteikomitee des Primorski-Bezirks ab, wo zwölf seiner Mitglieder, angeführt vom Ersten Sekretär und dem Vorsitzenden des Bezirkssowjets, Sonderzustellungen direkt von der örtlichen Kantinenverwaltung empfangen. «Vor den Festlichkeiten am 7. November [Tag der Revolution]», berichtete ein NKWD-Ermittler,

belieferte die Kantinenverwaltung das Bezirkskomitee mit zehn Kilo Schokolade, acht Kilo Kaviar und verschiedenen Konserven. Am 6. rief das Komitee bei der Verwaltung an und forderte mehr Schokolade ... Insgesamt wurden im November Lebensmittel im Wert von 4'000 Rubeln unterschlagen ... Kantine Nr. 13 hielt Zigaretten für sämtliche Komiteemitglieder – 1'000 Päckchen – bereit, doch Sekretär Charytonow befahl der Kantine, sie nicht auszuhändigen, wobei er sagte: «Ich werde sie alle selbst rauchen.»

Nikita Lomagin, der Historiker, der sich am gründlichsten mit dem Petersburger Sicherheitsdienstarchiv befasst hat, merkt an, dass der Bericht erst Ende Dezember vorgelegt wurde, woraus zu schliessen ist, dass die Polizei sich vorher ebenfalls bereichert hatte. Zudem habe keiner der beteiligten Parteifunktionäre sein Amt verloren.²⁸

Statt unehrliche Funktionäre zu bestrafen, versuchte die Parteiführung in erster Linie, die Öffentlichkeit an Mogeleyen zu hindern. Eine von Pawlows ersten Aktionen bestand darin, gegen die Verwendung nichtautorisierter oder vervielfältigter Lebensmittelkarten einzuschreiten. Das Meldesystem war, wie er bei seiner Ankunft in der Stadt im September bemerkte, der enormen Bevölkerungsbewegungen der vergangenen zwei Monate nicht Herr geworden, so dass manche Leningrader Karten im Namen von Freunden und Verwandten beantragen konnten, die in die Evakuierung oder an die Front gezogen waren. Durch strengere Kontrollen und Geldstrafen sank die Zahl der im Oktober ausgestellten Karten auf 2,42 Millionen – ein Rückgang von 97'000 gegenüber dem Vormonat. Dies reichte nicht aus, weshalb der Stadtsowjet am 10. Oktober einen von Schdanow vorgeschlagenen Erlass verabschiedete, der die nochmalige Beantragung sämtlicher Karten vorsah. Zwischen dem 12. und 18. Oktober mussten die Leningrader ihre Identität in Hausverwalterbüros oder am Arbeitsplatz nachweisen, wofür sie einen «Neuzulassung»-Stempel auf ihrer Karte erhielten. Ungestempelte Karten wurden danach bei der Vorlage konfisziert. So beschnitt man die Zahl der in Umlauf befindlichen Brotkarten um weitere 88'000, der Fleischkarten um 97'000 sowie der Öl- und Butterkarten um 92'000.

Sofort erhöhte sich die Zahl der Anträge auf Ersatzkarten. Sämtliche Bewerber erzählten laut Pawlow «mehr oder minder die gleiche Geschichte: «Ich habe meine Karten verloren, während ich Schutz vor Bombenabwürfen oder Artilleriebeschuss suchte» ... Oder, wenn ihr Gebäude zerstört worden war: «Die Karte war in

meiner Wohnung, als das Haus getroffen wurde.»²⁹ Im Gegenzug befahl man, Ersatzkarten nur durch das zentrale Lebensmittelkartenbüro ausstellen zu lassen, und dann auch nur in den am besten belegten Fällen. So entwickelte sich das Antragsverfahren für die Bewerber von dem vertrauten, öden Gerangel mit kleinlicher Bürokratie buchstäblich zu einem Kampf ums Überleben – zu einer «unheimlichen Verbindung», wie Lidia Ginsburg es ausdrückte, «der alten (amtsüblichen) Formen mit einem neuen Inhalt (dem Hungertod eines Menschen)»:

Aber es gab noch immer die gleichen, traditionellen Typen von Sekretärinnen.

Zum Beispiel den unter Verwaltungsangestellten ziemlich verbreiteten sadistischen Typ. Das ist die boshafte Sekretärin ... Setzt man sie ... auf eine Stelle, wohin die Menschen kommen, wenn sie ihre Karte verloren haben, so spricht sie laut und in einem ausgemacht abweisenden Tonfall mit ihnen, wobei sie den Triumph der Verwaltung kaum unterdrückt.

Daneben gibt es auch die verträumte Sekretärin – man sieht ihrer Kleidung die Blockade noch nicht an – mit ihren schönen, noch immer mit Lidschatten geschminkten Augen. Sie hängt ihren eigenen Gedanken nach. Sie schaut den Menschen gutmütig an, dabei ist es ihr einziger Wunsch, sich den Störenfried schleunigst vom Hals zu schaffen, und ihre Ablehnung kommt träge und sogar ein wenig klagend (sie beklagt sich über die Störung). Schliesslich gibt es noch den Typ der sachlich-nüchternen Frau ... Ihre Ablehnung ist majestätisch, aber ausführlich, gespickt mit Belehrungen und Begründungen. Und obwohl ihr einziges Interesse dem gilt, was sie selbst sagt, wird es dem Menschen, der ohne seine Lebensmittelkarten höchstwahrscheinlich nur noch ein paar Tage zu leben hat, einen Augenblick lang leichter ums Herz.³⁰

Ebenfalls im Dezember verfügte man, dass Karten nur in vorher festgelegten Geschäften eingelöst werden konnten. Da manche Läden deutlich besser waren als andere, mussten die Leningrader ei-

nen weiteren Kampf auf Leben und Tod mit der Bürokratie ausfechten, um sich in dem Geschäft der eigenen Wahl registrieren zu lassen. (Dem Tagebuchschaiber Iwan Schilinski, der an seiner lokalen Verkaufsstätte Nr. 44 verzweifelte – unehrlich geführt und überlaufen von «randalierenden Grossmüttern» –, gelang es, zu einem besser organisierten «Gastronom» überzuwechseln, indem er den Geschäftsführer mit seiner Pelzmütze bestach.³¹)

Trotz allem: Kein Rationierungssystem hätte die gesamte Bevölkerung von Leningrad tatsächlich retten können. Zu viele Mänder mussten gefüttert werden, und der Lebensmittelvorrat war zu klein. Auch war das System kein komplettes Debakel, denn immerhin gelang es, Nahrungsmittel unter Bedingungen zu sammeln und zu verteilen, die auch einen vollständigen sozialen Zusammenbruch hätten nach sich ziehen können. Andererseits gab es unzweifelhaft schwere und vermeidbare Mängel, die unzählige Opfer kosteten. Im Lauf der Belagerung wurde es zu einer der häufigsten Betrügereien, den Tod von Verwandten zu verbergen, um ihre Lebensmittelkarte bis zu deren Erlöschen am Monatsende benutzen zu können. Auf diese Weise konnten Ehemänner, wie Schilinski über seine Nachbarn in einem aufgeteilten Holzhaus im nördlichen Vorort Nowaja Derewnja verzeichnete, ihren Witwen und Kindern posthum «Leben spenden». «Sie werden bis Monatsende in der Kälte aufbewahrt», schrieb er Ende Januar 1942, «und liefern Brot mit Hilfe ihrer Karten. Das geschah mit Serebrjannikow und Ussatschow, die beide im Schuppen verwahrt werden – genauso Syropatow und Fjodorow. Es spielt sich überall in der Stadt ab – so viele mehr sind tot, doch verborgen.»³²

Sturz in den Trichter

Im September hatten sich ruhige, goldene Tage mit Herbststürmen abgewechselt, und im Oktober ging der Altweibersommer zu Ende. Der erste Schnee fiel ungewöhnlich früh, am 15. Oktober, eine Eisschicht überzog die Kanäle.¹ Georgi Knjasew, der jeden Morgen in seinem Rollstuhl an der Uferstrasse der Wassiljewski-Insel entlangfuhr, erlebte, wie sich die militärische Geschäftigkeit, die in seinen «kleinen Radius» vorgedrungen war, wieder verflüchtigte. Die Reihen marschierender Matrosen, Helme an Rucksäcke geschnallt, verschwanden ebenso wie die dahinrasenden, mit Schlamm bespritzten Armeelastwagen und die Soldaten, die mit ihren Pferden auf dem Gras des Rumjanzew-Platzes gelagert hatten. Artilleriebeschuss hatte die Strassenbahn-Oberleitungen an der Nikolaus-Brücke beschädigt, und ein Kriegsschiff, dessen drei Schornsteine mit weisser Wintertarnfarbe bemalt waren, versperrte die Sicht auf das Senatshaus. Ein Laster, dem zwei Räder fehlten, ruhte auf Bremsklötzen neben den immer noch nicht mit Sandsäcken bedeckten Luxor-Sphinxen. Die Sphinxen kamen Knjasew wie «arme, kleine Hündchen vor, die nackt und bloss der grausamen Kälte ausgesetzt sind» ?

Von September bis Ende Dezember 1941 stürzten die Leningrader, wie es der Historiker Sergej Jarow ausdrückte, «in den Trichter». Im Lauf von drei Monaten wurde aus der vertrauten Erscheinung der Stadt – äusserlich hatte sie vieles mit London während der Bombenangriffe gemeinsam – ein an Goya gemahnendes Schlacht-

feld. Gebäude brannten tagelang, ohne dass sich jemand um sie kümmerte, ausgezehnte Leichen lagen verstreut auf den Strassen. Für die Bürger führte die sich beschleunigende Abwärtsspirale von einem relativ «normalen» Kriegsleben – Störungen, Mängel, Luftangriffe – zur hilflosen Auseinandersetzung mit dem drohenden Tod von Ehemännern, Ehefrauen, Vätern, Müttern und Kindern und natürlich auch mit dem eigenen.

So rasch vollzog sich der Übergang, so unwirklich war die Kulisse, dass unbestätigte Nachrichten von Hungertoden zunächst ungläubig aufgenommen wurden. Lidia Ginsburg schrieb ihre forensischen Erinnerungen an die Belagerung aus der Sicht eines anonymen, etliche Personen vertretenden «Blockademenschen». Für diesen Menschen gehörte Hunger «wie Kamele und Fata Morgana» in die Wüste, und es erschien ihm undenkbar, «dass die Bewohner einer Grossstadt vor Hunger sterben könnten». Aber «schliesslich war eine Zeit gekommen, in der es schlechterdings unmöglich war, nicht zu verstehen ... Über die ersten Todesfälle im Bekanntenkreis dachten die Menschen noch nach (und ich kannte ihn doch? am helllichten Tag? in Leningrad? ein Kandidat der Wissenschaften? verhungert?)»³

Jelena Skrjabina, deren erste Reaktion auf die Kriegsnachricht darin bestanden hatte, sich zu einem Spottpreis ein Ferienhäuschen zu mieten, fand den Gedanken an einen möglichen Hungertod ebenfalls «entwürdigend und absurd». Obwohl sie für vier Personen verantwortlich war – ihre Mutter, zwei Söhne und ein altes ehemaliges Kindermädchen –, kehrte sie erst Mitte August in die Stadt zurück und begann deshalb sehr spät, Lebensmittelvorräte anzulegen. Am 5. September unternahm sie einen Ausflug an den Stadtrand, um mit Dorfbewohnern Tauschhandel zu treiben. «Ich hatte Papirosen [Zigaretten], ein Paar Stiefel von Sergej und Damenstrümpfe mit: Überall muss man auf die Leute einreden, buchstäblich betteln. Die

Bauern werden überhäuft mit den herrlichsten Sachen. Sie wollen nicht einmal mehr mit einem sprechen.» Ein paar Tage später gelang es ihr, nachdem sie in einer endlosen Schlange gestanden hatte, Wodka zu kaufen: «In einem Dorf traf ich auf eine alte Trinkerin, die bereit ist, für dieses Gesöff eine beträchtliche Menge Kartoffeln zu geben. Ein Glück, dass es solche alte Weiber überhaupt noch gibt.»⁴ Eine andere glückliche Begegnung war die mit einem tatarischen Hausierer, der ihr Schokolade und Pferdefleisch gegen Bargeld («ein vollkommen unwahrscheinliches Ereignis in unseren Tagen, weil das Geld jetzt schon fast wertlos ist») und eine Flasche Rotwein verkaufte. Nicht all ihre Nachbarn, notierte sie Anfang Oktober, waren so erfolgreich:

Die Menschen verrohen buchstäblich vor unseren Augen. Wer hätte gedacht, dass Irina, bis vor kurzem noch eine so ruhige, schöne Frau, fähig wäre, ihren Mann zu schlagen, den sie stets vergöttert hat? Weshalb? Weil er unentwegt nur essen will und überhaupt nicht sattwerden kann. Er liegt bloss auf der Lauer, bis es ihr gelingt, etwas zu essen aufzutreiben. Kaum betritt sie die Wohnung, fällt er schon über das Essen her ...

Den deprimierendsten Eindruck in unserm Haus macht die Familie Kurakin. Seitdem er aus der Verbannung zurück ist, ausgemergelt durch die Jahre im Kerker, beginnt er jetzt krankhaft anzuschwellen. Es ist ganz entsetzlich. Von der früheren Liebe seiner Frau ist kaum noch ein Fünkeln übriggeblieben. Sie ist ständig gereizt und streitsüchtig. Die Kinder weinen, sie wollen etwas zu essen und kriegen stattdessen eine auf den Hintern.

Die Kurakins bilden jedoch keine Ausnahme. Fast alle Leute haben sich durch den Hunger, die Blockade und die ausweglose Lage bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Zwei Rettungsanker bewahrten Skrjabinas Familie davor, den gleichen Weg gehen zu müssen. Der erste war ein Passierschein für die Ingenieurskantine ihres Mannes, von wo sie alle zehn Tage acht Portionen Suppe und vier Portionen Haferbrei in Blechkannen nach

Hause bringen konnte; der zweite war ein fiktiver Arbeitsplatz, arrangiert von einem Freund, für ihren fünfzehnjährigen Sohn Dima, durch den der Junge die Ration eines erwachsenen Arbeiters erhielt. Doch während ihr jüngerer Sohn, der fünfjährige Jura, fröhlich und lebhaft blieb und dem Hofmeister «half», Feuerholz zu hacken und Schnee zu schaufeln, reichte nicht einmal die Arbeiterration für den heranwachsenden Dima aus:

Er hat es aufgegeben, sich für irgendetwas zu interessieren, zu lesen oder gar zu sprechen. Es ist fast nicht zu glauben, aber selbst die Bombardierungen lassen ihn kalt. Das Einzige, das ihn aus dieser Teilnahmslosigkeit herausbringt, ist das Essen. Er ist den ganzen Tag hungrig, kramt in den Schränken und sucht etwas zu essen. Findet er nichts, fängt er an, Kaffeesatz oder den entsetzlichen Ölkuchen zu kauen, den früher nur Kühe frassen ...

Noch Ende August und im September ging er in der ganzen Stadt umher, spürte Lebensmittel auf, interessierte sich für die Kriegsberichte, traf sich mit seinen Freunden. Jetzt ist er ein richtiger Sonderling, der ewig friert. Ganze Tage lang steht er in einer wattierten Jacke am Ofen, blass, mit tiefen blauen Schatten unter den Augen. Wenn das so weiter geht, wird er sterben.⁵

Auch eine weitere Beschäftigung, die Skrjabinas Mann organisierte, konnte keine Abhilfe schaffen. Als Bote für ein Krankenhaus wurde Dima kreuz und quer in der stechenden Kälte durch die Stadt geschickt und dann um die ihm versprochene Abendmahlzeit betrogen. Die Büfettchefin des Krankenhauses, tobte Skrjabina, sei eine Betrügerin: «Nur wenn er zusammen mit dem Sohn des Hospitalleiters kommt, kriegt er alles – sogar ein Kotelett. Nicht ohne Grund ist dieser Junge so rotwangig und wohlgenährt.» Am 15. Dezember, nachdem Dima auf der Strasse zusammengebrochen war, übermannte ihn die Erschöpfung: «Dima hat sich endgültig ins Bett gelegt. Er liegt da und schweigt, den Kopf im Kissen vergraben.

Jetzt steht er auch nicht mehr auf, um in den Schränken oder im Büffet Essbares zu suchen. Vielleicht ist er überzeugt, dass nichts mehr da ist, vielleicht hat er aber auch keine Kraft mehr dazu. Ich habe Angst, dass er sterben wird. Wie soll er den Hunger aushalten, wo er doch so gross, so mager, so unglaublich hilflos ist ...»⁶ Kaum mehr als vier Monate vorher hatte Skrjabina noch mit ihren Jungen im Park des Katharinenpalasts gespielt, nun musste sie mitansehen, wie der ältere schlicht aus Unterernährung dahinsiechte.

Olga Gretschina wohnte mit ihrer Mutter und ihrem jüngeren Bruder Wolodja (kurz: Wowa) in einem grau gestrichenen, übertrieben schmuckvollen Villenblock in der Mitte der Majakowski-Strasse, eines der schäbig-imposanten Boulevards, die vom Newski abgingen. Ihr Vater, ein Arzt, war ein paar Jahre vorher gestorben, und ihr älterer Bruder Leonid hatte zur Armee einrücken müssen. Im Oktober konnte sie, nachdem sie vom Grabenausschachten freigestellt worden war, Leonid in einem Dorf bei Schlüsselburg besuchen, wo man ihn mit seiner Mörserbatterie einquartiert hatte. Dort machte er sie mit seiner neuen Verlobten bekannt, einer Sanitäterin, die Olga für ungeeignet hielt. Denn die Verlobte bestand darauf, dass alle drei «mit den Köpfen dicht nebeneinander und in der besten Dorftradition lächelnd» fotografiert wurden, und schien von nichts anderem als Vorhängen sprechen zu können. Leonid und seine Kameraden waren guten Mutes, da sie es geschafft hatten, der Kingissepp-Umzingelung zu entkommen. Aber sie hatten weder Brot noch Zucker, und ihre abgemagerten Pferde kauten mit riesigen gelben Zähnen an der Holzveranda, an der man sie angebunden hatte. Auch fehlte der Einheit Munition. «Jede Batterie erhält fünf Granaten. Wenn sie abgeschossen werden, erwidern die Deutschen das Feuer und setzen es vierundzwanzig Stunden lang fort, doch wir können nicht zurückschiessen.»

Kurz nach Olgas Rückkehr wurde ihre Mutter in Leningrad während der Verdunklung von einem Auto angefahren. Zwar war sie nur leicht verletzt, doch sie verfiel rasch und musste bei Luftangriffen auf dem Weg ins Untergeschoss gestützt werden. Auch liess sie sich nicht davon abbringen, ihre Ration mit dem Hund der Familie, einem von allen geliebten «Wollknäuel» namens Kaschtanka, zu teilen. Deshalb war Olga fast erleichtert, als das Tier gestohlen wurde – zum Verzehr, wenn die Gerüchte stimmten. Das informelle System der gegenseitigen Begünstigung – *blat* im Sowjetslang –, durch das Russen mit der Mangelversorgung und der Bürokratie fertig wurden, brach nun, wie Olga entdeckte, allmählich zusammen. Um Medikamente für ihre Mutter zu besorgen, wandte sie sich an einen früheren Kollegen ihres Vaters, Dr. Michailow. Der Gefallen, den er der Familie Gretschin schuldete, ging zurück bis ins Jahr 1916, als man ihn dabei erwischte, wie er «Selbstverstümmler» – Soldaten, die sich in die linke Hand geschossen hatten, um als Invaliden aus der Armee auszuschneiden – in die Etappe schickte und dadurch vor der Hinrichtung rettete. Statt ihn anzuzeigen, hatte Olgas Vater die Hände der Soldaten neu vernäht, um die Wunden zu verbergen, und ihn in ein anderes Krankenhaus versetzt. Mittlerweile arbeitete Michailow in der Nähe der Gretschins in einer Kellerklinik an der Pestelja, einer anmutigen, italienisierten Strasse mit zwei perfekt proportionierten neoklassischen Kirchen an den Enden. Olga fand ihn

umringt von alten Frauen vor – jedenfalls sahen sie damals so aus. Auch er selbst schien plötzlich ein hohes Alter zu haben. Ich bat ihn, mitzukommen und Mama zu untersuchen, doch er weigerte sich mit den Worten: «Sie wissen, dass wir Hausbesuche nur unter ungewöhnlichen Umständen machen können, und sie ist bereits diagnostiziert und behandelt worden.» Ich war empört und wies ihn zurecht: Er sei in der humanitären Tradition ausgebildet worden und habe den hippokratischen Eid abgelegt – wie also könne er es ablehnen, eine kranke Person zu besuchen? Traurig liess er mich aussprechen, bevor er ant-

wortete: «Wenn ich zu Ihnen komme, werde ich nicht in der Lage sein heimzukehren. Für mich ist alles abgemessen: Einmal am Tag kann ich die Pestelja von der Tschaikowski-Strasse aus erreichen. Ich habe nicht die Kraft, mehr zu tun. Und wenn ich nicht zur Arbeit erscheine, was soll dann aus all diesen Menschen werden?» Und er zeigte auf die Tür, hinter der seine Patienten warteten.

Ein anderer Arzt, den Olga im Voraus für einen Hausbesuch bezahlt hatte, riet ihr zuerst herzlos, ihre Mutter mit Hühnersuppe und Milch zu füttern, bevor er schliesslich doch das Schlafzimmer verliess, um ein Rezept für Beruhigungsmittel auszuschreiben. Nachdem er sich verabschiedet hatte, bemerkte Olga, dass ein paar Bonbons aus einer Dose auf dem Küchentisch verschwunden waren.

Im November fanden Olga und Wowa Arbeit: Wowa als Heizer, was bedeutete, dass er Holz hacken und verladen musste, und Olga in einer Fabrik, die früher Vervielfältigungsgeräte hergestellt hatte und nun Munition lieferte. Dort überprüfte sie halb fertige Geschosshülsen und trug sie von einer Werkbank zur anderen. Die Hülsen waren schwer, ölig und mit Stahlspänen bedeckt, die ihr in die Hände schnitten, aber sie verdiente 230 Rubel pro Woche, durfte so viel Suppe («eigentlich nur heisses Wasser») trinken, wie sie wollte, und sogar einen Teil davon für ihre Mutter mit nach Hause nehmen. Ende des Monats erhielt die Familie ihre erste Todesnachricht: Leonid war in der Nähe des Dorfes gefallen, in dem Olga ihn ein paar Wochen vorher besucht hatte.

Anfang Dezember musste Olga wegen geschwollener Beine und infizierter Wunden an den Händen zu Hause bleiben, und sie hörte von Todesfällen bei Nachbarn in ihrem Wohnblock. Als Erste starben (wie überall in der Stadt) die Hilfskräfte von niedrigem Status: der Pförtner des Gebäudes – «ein sehr ordentlicher, ehrbarer Mann» – und seine Frau, dann der Hofarbeiter, danach ein «kleiner

schnurrbärtiger und düsterer Rentner, der in der ersten Etage wohnte und sein Leben damit verbrachte, Jungen wegen Rowdytums nachzusetzen». Als Nächstes waren die gewöhnlichen Mieter an der Reihe, zum Beispiel der Ehemann einer Sängerin, die mit ihrem geistig behinderten Sohn eine Etage über Olga wohnte:

An einem Dezemberabend, gegen 23 Uhr, klopfte jemand an die Tür. Ich öffnete, und vor mir stand unsere Nachbarin N mit einem kleinen Glas in der Hand. Sie sagte: «Mein Sohn liegt im Sterben – ich flehe Sie an, geben Sie mir einen Löffelvoll Sonnenblumenöl. Wenn ich es ihm in den Mund giesse, kann ich ihn vielleicht retten.»

«Aber ich habe kein Öl!»

«Doch, Sie haben es! Sie müssen meinen Sohn retten!»

Nein, beteuerte ich, aber in Wirklichkeit hatte ich 100 Gramm Öl, die ich mir zufällig irgendwo mit meiner Karte verschafft hatte. Doch ich konnte nichts davon für N entbehren, weil ich Mama damit fütterte. Wenn ich es N's Sohn überliess (der mir immer zutiefst unsympathisch gewesen war), was sollte ich ihr dann geben? Ich wurde wütend über N, denn es war entsetzlich beschämend, ihre Bitte auszuschlagen, und sie ging davon. Am Morgen starb ihr Junge. Ich kam mir vor wie eine Mörderin.⁷

Nicht nur die Körper der Leningrader waren geschwächt, sondern auch die Lebensadern der Stadt selbst. Im Oktober wurde in den Kraftwerken der Brennstoff knapp, und die Stromversorgung brach ein. Die Oberleitungsbusse waren längst für den Krankentransport requiriert worden, und nun blieben auch die Strassenbahnen irgendwo auf der Strecke stehen und wurden von Frost und Eiszapfen überzogen. Ihr Ausfall «stellte die Realität der Stadtentfernungen wieder her», wie Ginsburg schrieb, denn die Strassen und besonders die dem Wind ausgesetzten, ungeschützten Newa-Brückenschienen länger zu werden. Der Schnee wurde nicht mehr geräumt,

und nur noch die Hauptstrassen waren passierbar. Überall sonst musste man sich mit schmalen Trampelpfaden zufriedengeben, die auf neuen Abkürzungen durch Trümmergrundstücke und die Überreste von Zäunen führten, deren Latten als Brennholz gestohlen worden waren. Das Flickwerk aus Zeitungs- und Einwickelpapier, Brettern und Sperrholz, das die Fenster von Wohnhäusern bedeckte, verlor den seltsamen Frohsinn, den es zu Kriegsbeginn gehabt hatte, nun wurden die vernagelten Fenster «zum Zeichen der lebendig Begrabenen und der in der Enge Sterbenden».⁸

Seit dem 27. November war es in Wohnhäusern verboten, zwischen 10 und 17 Uhr Strom zu benutzen, der ohnehin nur noch unregelmässig oder überhaupt nicht mehr geliefert wurde. Um Licht und Wärme zu erhalten, wandten sich die Leningrader stattdessen Technologien zu, die eher auf dem Land gebräuchlich waren. Verschiedene hausgemachte Lampen wurden ersonnen: etwa eine improvisierte Sturmlaterne namens «Fledermaus» und die *koptilka* («Räucherlampe», bestehend aus einem Docht in einem Fläschchen, in einer Blechtasse oder in dem umgedrehten Deckel eines Wasserkessels). Sie brannten so unsauber, dass Gesichter, Hände und Wände von einem klebrigen schwarzen Russ überzogen wurden. Als das Petroleum ausging – die letzten zweieinhalb Liter pro Person wurden im September verteilt –, verbrannte man Kampfer, Fleckenentferner, Maschinenöl, Kölnischwasser und Insektizid. Rasch verschwanden diese Brennstoffe aus den Läden und wurden zu immer astronomischeren Preisen auf den Strassenmärkten verkauft. Der zweite lebenswichtige Bestandteil der Blockadeausstattung war der Kanonenofen, der als *burschuika* bezeichnet wurde und dessen Rohr durch ein mit Brettern oder einem Kissen abgedichtetes Oberlicht nach draussen führte. Der Ofen wurde mit Holz von Trümmergrundstücken, mit Möbeln (auf den Strassenmärkten waren in Stücke gehackte Kleiderschränke teurer als intakte), Grab-

kreuzen, Büchern und ehemaligen Parkettböden betrieben. Die tatarische Frau des Akademie-Heizers riet Georgi Knjasew, getrockneten Kot zu verwenden, wie es in der Steppe Brauch sei. Der Spitzname *bwschuika* – nach dem russischen Wort für «bourgeois» – leitete sich entweder von der rundlichen Form der Öfen oder ihrer Habgier nach Brennholz oder von der Tatsache her, dass sie während des Bürgerkriegs von der alten Mittelschicht benutzt worden waren. (Die Metallverarbeitungsgeräte zur Herstellung von *bur-schuiki* wurde laut einer Verbrechensstatistik vom Januar 1942 aus Fabriken gestohlen und auf dem Schwarzmarkt weit er verkauft.) Das dritte – vom heutigen Standpunkt aus für die Blockade besonders symbolische – Hilfsmittel war der Kinderschlitten (*sankt*), mit dem man Feuerholz, Wasser und schliesslich Leichen transportierte.

Zudem mussten die Leningrader Fertigkeiten des Landlebens erlernen. Sie erfuhren, dass Birkenholz gut und Espenholz schlecht brannte, dass getrocknete Ahornblätter als Tabakersatz dienen konnten und dass es möglich war, daraus und aus Zeitungspapier gerollte Zigaretten anzuzünden, indem man eine Linse in die Sonne hielt oder mit Metall auf Stein schlug. Seltsamerweise versuchte kaum jemand eiszufischen, wahrscheinlich weil die erforderlichen Schnüre und Bohrgeräte fehlten. Der Theaterproduzent Alexander Dymow hatte das Gefühl, in einer Zeitmaschine zu sitzen. Die Blockade hatte Leningrad ins achtzehnte Jahrhundert zurückgeworfen, doch es war noch schlimmer: Die Menschen besaßen keine Pelzmäntel mehr, die Brunnen an jeder Strassenecke waren verschwunden, und Wasser musste in Kesseln statt mit Eimern und mit Tragejochs geholt werden.⁹ In den meisten Wohnhäusern versagte die Wasserversorgung nach und nach, beginnend mit dem obersten Stockwerk. Wenn der letzte Hahn einfrohr, wandten sich die Bewohner zuerst Nachbargebäuden, dann gebrochenen Rohren und Eislöchern zu, welche die Feuerwehr in die vereisten Flüsse und Kanäle gehackt hatte. Mit der Zeit bildete das übergelaufene Wasser Eishü-

gel, über die man sich selbst und seine Behälter auf Händen und Knien hinwegschieben musste. Dmitri Lichatschow besorgte sich Wasser an einem Feuerhydranten und schleppte es in einer Babywanne aus Zink heim. Wie er entdeckte, schwappte weniger Flüssigkeit über, wenn er zuerst ein paar Stöcke hineinwarf. Sein alter Vater («der unlogischste und jähzornigste Mann, den ich je kannte») verstand sich unerwartet gut aufs Holzhacken, wahrscheinlich, weil er – wie die *burschuiki* – ein Veteran des Bürgerkriegs war. Zoologen überlebten die Belagerung, wie Lichatschow anmerkt, weil sie wussten, wie man Ratten und Tauben fängt. Unpraktische Mathematiker dagegen starben.

Während die offizielle Ration abnahm und die Privatvorräte zur Neige gingen, suchten die Leningrader immer verzweifelter nach Ersatzlebensmitteln. Am weitesten verbreitet waren *schmychi* und *duianda*, die Hülsen von Baumwoll-, Hanf-, Sonnenblumen- oder Leinsamen, die zu Blöcken zusammengepresst und normalerweise an Vieh verfüttert wurden. Gerieben und in Öl gebraten, konnten sie zu «Pfannkuchen» gemacht werden, deren sorgfältige Zubereitung den tröstlichen Eindruck erweckte, man habe eine wirkliche Mahlzeit vor sich. Fast alle Bürger assen auch Tischlerleim, gefertigt aus den Knochen und Hufen geschlachteter Tiere. Lichatschow fand acht Platten davon im Puschkinhaus, die seine Frau mehrmals in Wasser einweichte und dann mit Lorbeerblättern zu einem übelriechenden Gelee aufkochte, das sie mit Essig und Senf hinunterwürgten. Ausserdem kochten sie die Mixtur auf, mit der die weissen Schaffelljacks ihrer Töchter gereinigt wurden. «Sie war voll von Wollfasern und grau vor Schmutz, doch wir alle waren froh darüber.» Ein Maler durchsuchte die Wohnungen evakuierter Freunde. «Ich trat ein, durchwühlte alle Schränke und nahm alle möglichen trockenen Brotreste, teilweise schon angeschimmelt und grün, und noch dieses und jenes mit. Etwa einen so grossen Beutel voll. Ich

freute mich sehr, eine recht anständige Menge von Esswaren ergattert zu haben ... Dann brachte mir ein Student Leinkuchen. Das sind solche Blätter. Drei brachte er mir. Eine kolossale Sache – drei Blatt Leinkuchen!»¹⁰ Daneben ass er Leinöl und Fischleim, die zur Mischung von Farben und zur Grundierung von Leinwänden benutzt werden.

Ersatzstoffe erwiesen sich in vielen Fällen als gefährlich. Selbst wenn sie nicht giftig waren, konnten sie Durchfall und Erbrechen hervorrufen oder dünne Magenschleimhäute beschädigen. Doch alles war besser als nichts. Glycerin enthielt Kalorien, wie die Lenin-Grader entdeckten, ebenso Zahnpulver, Hustenmedikamente und Coldcream. Fabrikarbeiter assen Industrie-Kasein (ein Bestandteil von Farbe), Dextrin (das zur Bindung von Sand in Gussformen dient), Panzerfett und Maschinenöl. Im Physiologischen Institut wurden Pawlows geifernde Hunde verzehrt; in einem anderen Institut verteilten Wissenschaftler ihre Vorräte an «Liebig-Extrakt», einer Trockenbrühe aus Kalbsembryos zur Bakterienzucht. Ein Vater brachte das madige Knie eines Rentiers, Opfer eines Luftangriffs im Zoo, mit nach Hause.»

Auch die überwiegende Mehrheit der Haustiere wanderte in den Kochtopf. «Den ganzen Tag über», schrieb eine Frau ihrem Ehemann an der Front, «versuchen wir, etwas Essbares zu finden. Mit Papa haben wir zwei Katzen gegessen. Sie sind so schwer aufzutreiben und zu fangen, dass wir alle nach einem Hund Ausschau halten, doch keiner ist zu sehen.»¹² Eine Familie bezeichnete Katzenfleisch mit dem französischen Wort *chat*, um sich nicht vor den Nachbarn zu blamieren. Andere tauschten ihre Haustiere aus, um nicht ihr eigenes verspeisen zu müssen, oder verschacherten sie für sonstige Bedarfsartikel. Eine Lehrerin brachte eine handgeschriebene Anzeige, die auf der Strasse angeklebt gewesen war, mit ins Lehrerzimmer. Der Text lautete: «Ich tausche vier, fünf Meter Flanellstoff und einen Primuskocher für eine Katze», und löste eine

«lange Auseinandersetzung» aus: «Ist es moralisch oder nicht, Katzen zu essen?»¹³ Diese Zimperlichkeit schwand bald dahin. «Nicht alle Eltern», schrieb eine Überlebende der Belagerung über die Kollegen ihres Vaters, eines Astronomen am Observatorium Pulkowo,

lieben ihre Kinder so sehr, wie Messer und seine Frau ihren grossen Pointer Gralja liebten. Zärtliche Tränen stiegen in Jelisaweta Alexejewnas Augen auf, wenn sie die Hündin auf dem Gras herumtollen sah. In der Jagdsaison machte sich Messer jeden Sonntag mit seiner geliebten Preisträgerin auf den Weg – stolz und feierlich, mit ordentlicher deutscher Formalität.

Im Januar 1942 assen sie das Tier. Messer schnitt ihr die Kehle durch, und Jelisaweta Alexej ewna hielt sie fest. Die Hündin war kräftig, und sie schafften es nicht allein, weshalb sie Pimenowa um Hilfe baten. Dafür versprachen sie ihr ein Stück Fleisch, doch am Ende der ganzen Operation gaben sie ihr nur die Eingeweide.¹⁴

Dies war der Zeitraum, in dem die privaten Bestände an Lebensmitteln oder Tauschwaren den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuteten. Eine Familie entdeckte einen Koffer mit «fossilisierten» Zwiebäcken, die zwanzig Jahre zuvor, während des Bürgerkriegs, verstaubt worden waren. Eine andere, verzeichnete ein zehnjähriger Tagebuchschreiber, stiess auf eine Schachtel Kerzen, die für 625 Rubel verkauft werden konnten (sie hatten nur acht Kopeken pro Stück gekostet, als ihr Vater sie 1923 erwarb). Die Altphilologin Olga Freudenberg hielt ihre Mutter und sich mit einem Konservenpaket am Leben, das sie für ihren Bruder vor seiner Abreise in den Gulag vorbereitet hatten. Eine andere Frau tauschte die Kleidung ihres toten Mannes ein, die auf einem Vorkriegsbesuch in Amerika gekauft worden war. Die Reise hatte ihn das Leben gekostet – er war während des Terrors als kapitalistischer Sympathisant erschossen worden –, doch die hochwertigen Anzüge und Jacketts halfen, seine Familie zu retten.

Wenn es kein Essen gab, nahmen Fantasien den Platz ein. Igor Krugljakow, zur Zeit der Belagerung acht Jahre alt, erinnert sich, wie seine Schwester und er in der Familientruhe mit Weihnachtsschmuck nach Walnüssen suchten: «Das Innere war trocken und eingeschrumpelt, aber wir assen es, weil es sich wie Nahrung anfühlte. Wir pickten sämtliche Krümel aus den Rissen in unserem grossen, schmutzigen Küchentisch heraus – auch sie sahen aus wie Nahrung. Ich kann nicht behaupten, dass sie uns aufmunterten – es war nur ein Zeitvertreib.» Ende November starb sein Grossvater an «Hungerdiarrhöe» oder vielleicht, wie Krugljakows Mutter sich grämte, weil sie ihm in ihrer Verzweiflung verdünntes Kaliumpermanganat verabreicht hatte, das purpurne Allzweck-Desinfektionsmittel, das als *marganzowka* bekannt war. Die Kinder, die noch kurz vorher durch die Strassen gerannt waren, um Schrapnelle zu sammeln, blieben nun zusammengedrängt im Bett und blätterten in einem Vogelbuch des neunzehnten Jahrhunderts und in Madame Molochowez' *Geschenk für junge Hausfrauen* mit Rezepten für Aspik, Mousse, Sandkuchen und Spanferkel. «Zum ersten Mal in meinem Leben las ich die Worte ‚Rum Baba«. Es hatte auch Bilder, sehr schlichte, aber sie machten uns Freude.»¹⁵ Eines der erschütterndsten Dokumente, die im Petersburger Museum der Verteidigung Leningrads ausgestellt sind, ist eine imaginäre Speisekarte, die ein hungriger Sechzehnjähriger, Walja Tschepko, säuberlich niederschrieb: «Menü für die Zeit nach der Hungersnot, wenn ich dann noch lebe. Erster Gang: Suppe – Kartoffeln und Pilze oder Sauerkraut und Fleisch. Zweiter Gang: Kascha – Hafermehl und Butter, Hirse, Perlgrauen, Buchweizen, Reis oder Griess. Fleischgang: Hackklösschen mit Kartoffelbrei, Würste mit Kartoffelbrei oder Kascha. Aber es hat keinen Zweck, davon zu träumen, denn wir werden es nicht erleben!» Tatsächlich starb er im Februar.

Vielleicht noch trauriger als der körperliche Zusammenbruch war die Art, wie der Hunger Persönlichkeiten und Beziehungen zerstörte. Zunehmend von dem Gedanken an Lebensmittel beherrscht, verloren Individuen allmählich das Interesse an der Umwelt und, im Extremfall, an allem ausser dem Bemühen, etwas Essbares zu finden. «Vor dem Krieg», schrieb Jelena Kotschina bereits am 3. Oktober, «schmückten Menschen sich mit Mut, Prinzipientreue, Ehrlichkeit – mit allem, was ihnen gefiel. Der Orkan des Krieges hat diese Fetzen weggerissen; nun ist jeder geworden, was er in Wirklichkeit war, und nicht, als was er erscheinen wollte.»

Ihr Tagebuch – auf die Ränder alter Zeitungen, auf Tapetenreste und Rückseiten von Formularen geschrieben – schildert mit ätzender Ehrlichkeit die allmähliche Auflösung ihrer Ehe. Unmittelbar vor dem Krieg ist sie fröhlich und entzückt über ihr Baby und ihren liebevollen Ehemann. «Dima hat Urlaub», schreibt sie am 16. Juni, während sie zusieht, wie er eine Windel wechselt. «Den ganzen Tag kümmert er sich um unsere Tochter: badet sie, zieht sie an, füttert sie. Seine gepflegten, sensiblen Konstrukteurshände schaffen all das mit erstaunlichem Geschick. Sein Haar lodert in der Sonne und erhellt sein glückliches Gesicht.» Sechs Tage später wurde die junge Familie, wie Millionen andere, von der Invasionsnachricht überrascht. «Ich trug Lena mit ihren bunten Rasseln hinaus in den Garten. Die Sonne beherrschte bereits den Himmel. Ein Schrei. Das Geräusch von zerbrechendem Geschirr. Die Frau, der unsere Datscha gehört, lief am Haus vorbei. «Jelena Jossifowna! Krieg mit den Deutschen! Es ist gerade im Radio bekanntgegeben worden! –» Nach zwei Kriegswochen hatte das Paar seinen ersten schweren Streit. Es ging um die Frage, ob Jelena mit ihrem Institut nach Saratow umsiedeln sollte. Sie beschloss, sich nicht evakuieren zu lassen, und nach der Schliessung des Belagerungsringes war die ganze Familie in Leningrad gefangen. Im September kam Dima kaum zum

Schlafen, denn nachts hielt er mit dem Zivilschutzteam nach Feuern Ausschau, und im Anschluss an die Arbeit grub er in einem verlassenen Gemüsebeet nach Kartoffeln. Jeden Morgen ging Jelena am Newa-Ufer entlang zu dem Kinderkrankenhaus, wo die Säuglingsration Sojamilch ausgegeben wurde:

Die Ahorne brennen mit fieberhaftem Rot wie eine erlöschende Glut. Die Blätter fallen langsam, direkt in meine Hände. Ich nehme sie mit nach Hause und lege sie auf die Fensterbank. Jeden Morgen neue. Dies könnten die letzten Blätter meines Lebens sein.

Artilleriegeschosse peitschen über die Uferstrasse, landen auf der Akademie der Künste und der Universität. Manchmal schlagen Granaten ganz in der Nähe ein, und wir sehen Menschen stürzen. Im Krankenhaus trinkt Lena ihre Milch sogleich aus. Dann weint sie bitterlich und reckt die Händchen nach den weissen Babyflaschen ... Aber man gibt ihr nicht mehr – hundert Gramm sind die Ration.

Dima wurde in eine Waffenfabrik versetzt, in der er als Dreher arbeitete. Dadurch erwarb er den Anspruch auf eine Arbeiterkarte:

In der Mittagspause bringt er mir sein Essen: eine kleine Fleischpastete und zwei Löffel Kartoffelbrei. Trotz meiner Proteste zwingt er mich, alles zu verspeisen: «Iss bitte, du musst Lena füttern. Mach dir keine Sorgen um mich. Ich bin satt.» Aber ich weiss, dass es nicht stimmt, denn er isst nur Suppe. Das kann er nicht lange durchhalten. Und ausserdem habe ich täglich weniger Milch.

Anfang Oktober versiegte Jelenas Milch, obwohl das Paar bereits seinen Notvorrat an Kartoffeln und *suchari* angebrochen hatte. «Nachts trinke ich einen ganzen Kochtopf voll Wasser, aber es nützt nichts. Lena schreit und reisst an meinen Brüsten wie ein kleines wildes Tier (armes Ding!). Nun geben wir ihr all die Butter und all den Zucker, die wir mit unseren Lebensmittelkarten bekom-

men.» Am 10. Oktober verzeichnete Jelena zum ersten Mal ihren Verdacht, dass Dima heimlich *suchari* verzehrte, während sie nicht zu Hause war. Die Zwiebäcke waren vier Wochen später verbraucht, und sie hatten nur noch vierhundert Gramm Hirse, um das Baby zu füttern. («Nun verfluche ich mich, weil ich in dem Kommerzladen nur viereinhalb Pfund gekauft habe. Was für eine Närrin ich war!») Da Jelena ihrem Mann nicht mehr traute, versteckte sie die Hirse jedes Mal, wenn sie die Wohnung verliess – «im Schornstein, unter dem Bett, unter der Matratze. Aber er findet sie überall.» Am 26. November kehrte sie unerwartet heim und ertappte ihn auf frischer Tat:

«Wie kannst du es wagen!», brüllte ich und verlor die Beherrschung.
«Halt den Mund, ich kann nicht anders.»

Er schaute mich verzweifelt an und wich nicht einmal meinem Blick aus, wie er es in den letzten Tagen getan hat. Ich schwieg, und mein Zorn legte sich ... Schliesslich hatte sein Hunger dadurch, dass er mir all seine Mittagessen überlassen hat, früher eingesetzt als meiner.

Die Hirse reichte bis zum 2. Dezember. Zwei Tage später konnte Jelena infolge der Grosszügigkeit einer Fremden Wertmarken gegen Makkaroni eintauschen. Sie war auf der Suche nach einer Verkaufsstelle durch die Strassen gestreift und hatte einen Pferdewagen entdeckt, der mit Kisten beladen war:

Eine Menschenmenge zog hinter der Karre her, als folge sie einem Sarg. Ich schloss mich diesem merkwürdigen «Trauerzug» an. Wie sich herausstellte, waren Makkaroni in den Kästen, doch niemand wusste, wohin sie gebracht wurden. Der Kutscher schwieg hartnäckig. Als wir ein Geschäft vor uns erblickten, rannten wir um die Wette dorthin und bildeten, einander beschimpfend, eine Schlange. Es war, als wären wir abgerichtete Tiere. Aber das Pferd, das mit gütigen Augen

in unsere Richtung schielte, zog die Karre weiter. Wir gaben unsere Plätze auf und liefen hinter ihm her. Das geschah fünf Mal... Endlich hielt der Wagen an einem der Läden an. Draussen war eine lange Schlange, die sich um die Ecke wand ... Der Geschäftsführer, Torhüter des Paradieses, zählte die «treuen Seelen» und liess jeweils zehn ein. Ich stand da und starrte stumpf vor mich hin. Ich weiss nicht, was an meinem Gesicht abzulesen war, doch plötzlich fragte mich eine alte Frau in der Schlange leise: «Wann bist du an der Reihe?» Ich erwiderte, dass ich mich nicht angestellt hätte, und nun sei es ohnehin sinnlos, da nicht genug Makkaroni für alle vorhanden seien. Ich fügte hinzu, was für mich ungewöhnlich war, dass ich zu Hause ein kleines Kind hätte und nicht wisse, wie ich es ernähren solle.

Die Frau sagte nichts, doch als sich die Tür erneut öffnete, schob sie Jelena vor und blieb selbst draussen. «Ich war so verblüfft, dass ich, sogar als ich die Makkaroni in meinen vor Aufregung zitternden Händen hatte, immer noch nicht glauben konnte, dass dies wirklich geschehen war.»

Die Zeit, die durch diesen Akt der Nächstenliebe erkaufte wurde, war kurz. Obwohl es Dima unter enormen körperlichen Anstrengungen gelang, eine *burschuika* aus Wellblech von einer Trümmerstätte anzufertigen, versank er Mitte Dezember in Apathie und Paranoia. Er ging nicht mehr zur Arbeit, half nicht mehr bei der Versorgung des Babys und stand nur auf, um Brot zu holen und auf dem Rückweg das Zusatzstück, das begehrte *dowessok*, zu essen. Seine Bewegungen, schrieb Jelena, waren die eines «zerbrochenen Roboters», sein Gesichtsausdruck «versteinert» und «wild», seine Augen von Russ umrandet und seine Gesichtshaut durch ein Ödem gespannt und lackartig glänzend. Auch ihr eigenes Gesicht war geschwollen – sie sah aus «wie das Hinterteil eines Schweins». Keiner von beiden konnte an etwas anderes als Essen denken:

Ich schöpfe vier Kellen «Suppe» [aus Tischlerleim und zerbröckeltem Brot] für Dima und zwei für mich in den Teller. Dafür habe ich das Recht, den Topf auszulecken, obwohl die Suppe so dünn ist, dass es im Grunde nichts zu lecken gibt. Dima isst mit einem Teelöffel, damit es länger dauert. Aber heute war er schneller fertig als ich. Zufällig hatte ich ein besonders hartes Stück Kruste erwischt, das ich voller Genuss kaute. Ich merkte, wie er meine stetig malmenden Kiefer hasserfüllt betrachtete.

«Du isst absichtlich langsam!», rief er plötzlich böse.

«Du willst mich quälen!»

«Wie kommst du darauf?»

Warum würde ich das tun?», stiess ich erstaunt hervor.

«Bitte, versuch nicht, es abzustreiten. Ich sehe alles.»

Er funkelte mich an, und seine Augen waren bleich vor Wut.

Ich fürchtete mich. Hatte er den Verstand verloren?¹⁶

Vera Inber beobachtete am 1. Dezember zum ersten Mal, wie eine Leiche auf einem Schlitten transportiert wurde. «Heute sahen wir in der Wulfowstrasse eine Leiche ohne Sarg, in Tücher gewickelt, auf einem kleinen Handschlitten, die Knie zeichneten sich deutlich ab. Die Brust war mit breiten Stoffstreifen umwickelt. Ein bibliisches, ein ägyptisches Verfahren. Man sieht wohl die Umrisse des Menschen. Aber ob es Mann oder Frau ist, kann man schon nicht mehr unterscheiden ... « Am Monatsende war dies zu einem alltäglichen Anblick geworden. Im Oktober, so meldete das NKWD Schdanow gegen Ende Dezember, seien in Leningrad 6'199 Menschen «in Verbindung mit Lebensmittelproblemen» gestorben – ein fast achtzigprozentiger Anstieg gegenüber der Vorkriegssterblichkeitsziffer von etwa 3'500 pro Monat. Im November war die Zahl auf 9'183 und in den ersten fünfundzwanzig Dezembertagen auf 39'073 gestiegen. An jedem der vergangenen fünf Tage hatte man 113 bis 147 Leichen auf den Strassen eingesammelt. Die Sterblichkeitsziffer war besonders hoch bei Männern (71 Prozent der Gesamtzahl), über Sechzigjährigen (27 Prozent) und Babys (14 Pro-

zent). Trotz der Verhaftung von 1'524 «Spekulanten», hiess es in dem Bericht, seien die Nahrungsmittelpreise auf den offiziell illegalen, doch in der Praxis geduldeten Strassenmärkten in unglaubliche Höhen gegangen. Ein Kaninchenfellmantel war ein Pud (16 Kilogramm) Kartoffeln wert, eine Taschenuhr anderthalb Kilo Brot, ein Paar Filzstiefel mit Überschuhen vier Kilo *dur anda*. In den letzten sechs Dezembertagen starben weitere 13'808 Bürger, womit die Gesamtzahl in diesem Monat bei fast 53'000 lag.¹⁷

Die Entwicklung wurde auch in Berlin verfolgt. Der Nachrichtendienst der Wehrmacht und der Sicherheitsdienst des Reichsführers-SS (SD) lieferten regelmässig Berichte über die Bedingungen innerhalb der Stadt, die sich auf Informationen von Spitzeln, Deserturen und Kriegsgefangenen stützten. Am 24. November meldete der SD, die Ausbreitung von Krankheiten habe begonnen. Insbesondere Frauen seien wegen der Unzulänglichkeit oder des völligen Fehlens von Heizungen in Wohnungen und wegen beschädigter Fenster anfällig für schwere Rachenentzündungen. Die Sterblichkeitsziffer unter Kindern sei recht hoch, und es gebe Fälle von Abdominaltyphus und Fleckfieber, doch man könne noch nicht von einer Epidemie sprechen. Auch zahlreiche Fälle von Ruhr seien beobachtet worden.¹⁸

Vierzehn Tage später rühmte man sich in einem anderen Geheimdienstbericht, diesmal von Küchlers 18. Armee, erfolgreicher Artillerieangriffe auf ein Krankenhaus, ein Kulturhaus, das Mariinski-Theater, einen Lebensmittelspeicher, auf Strassenbahn-Rangiergleise und die Redaktion der *Leningradskaja prawda*. Gefangene und Verwundete würden nicht mehr von Bussen, sondern von Pferdewagen abgeholt, die freilich durch Mangel an Futter für die Tiere häufig nicht zur Verfügung stünden. Am gründlichsten widmete sich der deutsche Nachrichtendienst jedoch dem Beginn der Hungersnot. Die Zivilistenration sei, wie korrekt festgestellt wurde,

seit Anfang September fünfmal gekürzt worden, und «die schlechte Organisation der Lebensmittelverteilung» bedeute, dass Kartenbesitzer oft weniger als ihren Anteil oder sogar gar nichts erhielten. Es komme vor, dass geschwächte Arbeiter in ihren Betrieben in Ohnmacht fielen. Auch die ersten Hungertode seien zu verzeichnen. Man dürfe schliessen, dass in den kommenden Wochen eine weitere bedeutende Verschlechterung der Lebensmittelsituation für «die Petersburger Zivilbevölkerung» eintreten werde.¹⁹

Der Kunsthistoriker Nikolai Punin schrieb seinen letzten Tagebucheintrag des Belagerungswinters am 13. Dezember in den dunklen Zimmern des Scheremetjew-Palastes. Zuvor hatte er seine Sehnsucht zum Ausdruck gebracht, dass die Kirchen geöffnet und mit Gebeten, Tränen und Kerzen gefüllt würden, «um die kalte Eisensubstanz, in der wir leben, weniger fühlbar» zu machen. Nun verglich er Stalin mit dem eifersüchtigen Gott des Alten Testaments:

De profundis clamavi: Herr, rette uns ... Wir gehen zugrunde. Aber Seine Grösse ist so unversöhnlich, wie die Sowjetmacht unbeugsam ist. Da sie 150 Millionen [Menschen] besitzt, macht es ihr nichts aus, drei Millionen von ihnen zu verlieren. Seine Grösse, die im Himmel ruht, schätzt das irdische Leben nicht so hoch wie wir ... Wir, selber verlassen und hungernd, leben in der vereisten und darbenden Stadt. Ich kann mich nicht erinnern, dass der Schnee je so reichlich gefallen wäre. Die Stadt ist von Schneewehen wie von einem Leichentuch bedeckt. Sie ist sauber, da die Fabriken nicht arbeiten, und nur selten steigt Rauch aus den Schornsteinen der Wohnhäuser empor. Die Tage sind klar, und es könnte ein Leichtes sein, zu reisen, doch die Stadt ist begraben wie die Provinzen, weiss und knisternd ...

Und alles ist einfach; niemand sagt etwas Ungewöhnliches. Sie sprechen über nichts anderes als Lebensmittelkarten – und auch über Evakuierung. Sie leiden schlicht und denken wahrscheinlich, dass sie vielleicht noch nicht an der Reihe sind.

Am stärksten empfinde ich die Einsamkeit nachts, genau wie die Sinn-

losigkeit der Bitten und Gebete, und manchmal weine ich leise ... Und es gibt keine Erlösung. Und man kann sich überhaupt keine vorstellen, es sei denn, man gibt sich Tagträumen hin. «Wir haben Ihm den Rücken gekehrt», denke ich, «und Er hat ihn uns gekehrt.» Miserere, murmle ich und fahre fort: Das ist er, dies irae. Herr, rette uns.»²⁰

TEIL III

MASSENTOD: WINTER 1941-1942

«Ich glaube, das wirkliche Leben ist Hunger, und der Rest ist eine Fata Morgana. In der Zeit der Hungersnot offenbarten die Menschen sich, entblösten, befreiten sich von allem Ramsch. Manche erwiesen sich als wunderbare, unvergleichliche Helden, andere als Gauner, Mörder, Kannibalen. Es gab keine halben Massnahmen. Alles war real. Der Himmel öffnete sich, und in ihm sah man Gott.»

Dmitri Lichatschow¹

Die Eisstrasse

Der zweiunddreissigjährige Oberleutnant Fritz Hockenjos war Befehlshaber eines Radfahrzugs innerhalb der 215. Infanteriedivision von General Buschs 16. Armee? Im Zivilleben Förster, stammte er wie die meisten seiner Männer aus Lahr, einer malerischen mittelalterlichen Stadt, die mitten in den geschwungenen Weinbergen am Westrand des Schwarzwaldes liegt. Er hatte eine Frau namens Elsa und zwei kleine Söhne; seine Hobbys waren Jagd, Vogelbeobachtung, Fotografie und Gesang im örtlichen Kirchenchor.

Am 24. November fuhr er mit einem Militärzug in die Sowjetunion ein. Als Erstes sah er, vom Flachwagen mit den Flakgeschützen aus, die grosszügigen Ackerflächen Litauens. «Hier war ein Land nach meinem Herzen! Endlich einmal kein Stacheldraht und keine Leitungsmasten, aber Freiheit und Weite!» Als die Soldaten an einem ländlichen Bahnhof hielten, um ihre Pferde zu füttern, wurden sie rasch von einer freundlichen Schar unbeholfener Teenager und von Frauen in Filzstiefeln und mit bunten Kopftüchern umringt. «Sie sprachen fast alle ein wenig Deutsch, lachten gern mit uns ... Wieder setzte lebhafter Tauschhandel ein, und als die Kapelle einen Walzer spielte, fehlte nicht viel und die Landser hätten mit den strammen Litauerinnen getanzt, die auch gar nicht abgeneigt schienen.» Am folgenden Tag stoppten sie in Riga, wo sie ihre ersten Russen erblickten: Kriegsgefangene, die, bewacht von einem lettischen Heimwehrmann, zwischen den Gleisen arbeiteten:

... zerlumpte, ausgemergelte Gestalten mit stumpfen Gesichtern. Sie machten einen so ausgehungerten Eindruck, dass man jeden Augenblick ihr Umfallen befürchtete. Sie kamen zu unserm Zug und bettelten – ich erschrak vor dem Vergleich, aber es gab keinen andern: wie Tiere. Unsere gutmütigen Landser fütterten sie mit Brot, doch der Lette trieb die armen Teufel mit dem Gewehrkolben weiter. Im Davontrotten lasen sie zwischen den Gleisen Wursthäute, Brotkrumen, Zigarettensummel auf und stopften alles gierig in den Mund. Der Lette erzählte, dass von den Gefangenen seines Lagers täglich etwa fünfzig an Hunger oder Krankheit starben oder bei Fluchtversuchen erschossen wurden. Er erzählte aber auch, dass die Bolschewiken bei ihrem Rückzug 50% der Rigaer Kinder und 60 % der Einwohner von Dünaburg verschleppt hätten. Uns schauderte, – hier im Osten wehte eine verdammt harte Luft. Europa schien hier aufzuhören.

Am Abend des 26. November erreichten sie die Drahtverhau und hölzernen Wachtürme der bis 1939 geltenden Grenze mit Russland. «Ich hockte am Fenster und hauchte mir immer wieder ein Guckloch in die vereisten Scheiben. Im bleichen Mondlicht sah ich Heide, Moor, abgeholzten Wald, verwilderte Äcker, Gestrüpp.» Von nun an musste der Zug nachts verdunkelt und die Lokomotive nach jedem Halt mit Lötlampen aufgetaut werden. Sie rollten durch «die ewig gleiche, trostlose Landschaft»:

... dünnes Gestrüpp von Weiden und Birken bedeckte die weisse Einöde, eine Herde dunkler Blockhütten kauerte verloren darin, schwarze Wälder begrenzten den Horizont, es schneite ein wenig. Viele Stunden lang lagen wir auf offener Strecke fest. Zuweilen arbeiteten dick verummte Gestalten an den Gleisen, Weiber und alte Männer, – sie sahen uns Vorbeifahrende an, als sähen sie uns nicht. Nur die Kinder winkten uns nach oder bettelten um Brot. «Pan, gib Brot!» riefen sie, und das war das erste Wort, das wir von russischen Menschen hörten und immer wieder hörten.

Am 28. November stiegen Hockenjos und seine Männer aus dem Zug und setzten ihren Weg auf der Strasse fort, die von Soldaten, Pferden und langen Gefangenenspalisaden wimmelte. Ihre hoch gepackten Fahrräder im eiskalten Wind schiebend, überquerten sie den Fluss Wolchow auf einer Pionierbrücke, liessen den Schutthaufen der Stadt und des Schlosses Grusino hinter sich und suchten in einem Dorf nach dem anderen ihren Regimentsgefechtsstand. Sie fanden ihn schliesslich in dem Dorf Rachmyscha, «zusammengepfercht in einer kleinen, stinkenden Hütte – die Offiziere des Stabes, die Schreiber, Zeichner, Melder, Fernsprecher und Funker alle in einem Raum». Ihr eigenes Nachtquartier war eine Hütte in dem Dorf Ljuban, die einer Bäuerin und deren drei Kindern gehörte. Die Mutter beeilte sich, Hockenjos zu versichern, dass sie keine Russen, sondern Letten seien, Nachfahren von Baptisten, die der Zar «vom Kriegsdienst befreit und in der Wildnis am Wolchow angesiedelt» habe. «Die Sowjets aber hatten», wie Hockenjos erfuhr, «die Männer im Jahre 1938 geholt und in ein Zwangsarbeitslager bei Archangelsk verschickt. Wir versprachen, ihr den Mann, wenn wir erst nach Archangelsk kämen, heimzuschicken. Adolf Hitler – den sie auf einer Briefmarke sofort erkannte – würde auch das in Ordnung bringen!»

Nach dem Abendessen spielte die Gastgeberin Choräle auf einem Harmonium, woraufhin die jungen Deutschen ihre Familienfotos hervorholten und die Kinder unterhielten, indem sie ihnen ihre Füllfederhalter, Taschenwecker und Dynamolampen vorführten. «Ich fragte sie nach Kolchos, Komsomol und Kommissar; nein, im Dorf habe es weder Parteimitglieder noch einen Kommissar, wohl aber einen Kolchosbetrieb gegeben. ‚Oh, Kolchos kaputt! Gutt, gutt! – Bolschewik, oh, nix gutt!’»

Am folgenden Tag kehrte der Radfahrezug zu seinem Bestimmungsort Rachmyscha, acht Kilometer hinter der Front, zurück. Am Abend schrieb Hockenjos:

Ich komme mit meinem Zugtrupp in ein Haus zu liegen, dessen typisch russischer, säuerlicher Gestank uns beinahe rücklings wieder hinaus wirft. Die Wände sind mit alten Zeitungen beklebt, wegen der Wanzen, wie wir bald erfahren. Tisch, Bank, Bettschragen hinterm Ofen und zwei Heiligenbilder sind die ganze Einrichtung. Die einzigen Metallgegenstände scheinen das Ofenrohr und der Samowar zu sein ... Fjodr, der Hauswirt, ist das Urbild des russischen Muschik. Sein Weib, unsäglich schmutzig, scheint die Quelle aller üblen Gerüche dieses Hauses zu sein. Das Alter dieser Menschen ist schwer zu schätzen, und so vermag man auch nicht zu sagen, ob das strohblonde, rotbäckige Mädchen, das mich mit seinen wohlgerundeten Formen und dreckigen Füßen immer an ein junges Milchschwein erinnert, nun die Tochter oder die Enkelin ist. Ein kleiner Rotznasenjunge namens Kolja vervollständigt die Familie ...

Gesprochen wird da nicht viel bei uns, wir hocken um den Tisch oder liegen im Stroh, rauchend und teeschlürfend. Hin und wieder kommt Fjodr hinterm Ofen hervor und liest die Zigarrenstummel aus der Herringsbüchse. Enthält sie einmal nichts Brauchbares, so macht er sich ein Stückchen Zeitungspapier zurecht, kommt an den Tisch, schlägt die Hacken zusammen und hält uns grinsend das leere Papierchen hin. Dann muss ich wohl oder übel in den Tabaksbeutel greifen und ihm ein paar Krümel schenken, worauf er sich unter tiefen Bücklingen hinter den Ofen verzieht...

Die Armut dieses Volkes übersteigt alle Vorstellungen, die wir uns vom «Paradies der Arbeiter und Bauern» je machten. Zucker und Tee hat Fjodr seit Jahren nicht mehr gesehen, Tabak und Erdöl sind Kostbarkeiten. In der Ofenglut steht ein Topf mit Kartoffeln oder einer unbestimmbaren Brühe, davon lebt die Familie Tag für Tag. Dazu trinken sie heisses Wasser aus dem Samowar, schlürfen es aus alten Konservendosen. Als ich dem kleinen Kolja eine Rolle Drops schenkte, nahm die Alte sie sogleich an sich; nun bekommt jedes feierlich ein Gutsei in die Konservendose gelegt, ehe das heisse Wasser hineinsprudelt.

Das Leben war ab jetzt nicht nur unbequem, sondern auch beängstigend. Am Abend seiner Ankunft in Rachmyscha musste Hocken-

jos mit dem ersten einer langen Reihe von sowjetischen Partisanen-angriffen fertig werden:

Um vier Uhr wird es Nacht, und die Stunden unter der trübseligen Erd-ölfunzel sind lang. Deshalb geht um acht Uhr alles zu Bett; die Russen klettern auf den Ofen, und wir legen uns auf das Stroh ... Um zehn Uhr klopft es: «Alarm!» Auf der Strasse nach Gladj stehe ein Lkw in Flammen, Schüsse seien gefallen. Radfahrerzug, sofort nachsehen!

Am Überfallplatz muss sich die Einheit um die Verwundeten kümmern. «Sonst kann ich nichts tun. Spuren im Wald sind nicht festzustellen. Russischer Fernspähtrupp? Partisanen? Um zwei Uhr morgens liegen wir wieder auf unserm Stroh.» Am 4. Dezember – «dabei grimmiger Frost: -30°C» – waren drei weitere Lastwagen durch Minen gesprengt worden.

Wenn der Radfahrzug keine Verwundeten betreute, hatte er den Auftrag, Spähtruppunternehmen zwischen den von deutschen Soldaten besetzten Dörfern an der zerstreuten Front durchzuführen. Am Abend des 7. Dezember erhielten Hockenjos und seine Männer den Befehl, eine Nachbardivision aufzusuchen, um neue Anordnungen entgegenzunehmen und Waffen und Vorräte zurückzubringen. In der Stockfinsternis und bei 41 Grad Kälte entdeckten sie am folgenden Morgen um sechs Uhr, dass ihr Lastwagen, obwohl sie seinen Motor die ganze Nacht hatten durchlaufen lassen, eingefroren war. Also machten sie sich zu Fuss auf. «Der Frost beisst uns in die Gesichter. Die Augen schmerzen und füllen sich mit Wasser, das noch zwischen den Wimpern erstarrt. Die Sonne hebt sich, seltsam von rotem Rauch umwallt, aus den Wäldern, und es scheint selbst die klare Luft gefroren, so glitzert sie von feinsten Eiskristallen.» Um zehn Uhr erreichten sie den Bataillonsgefechtsstand, nachdem bereits zwei Mann durch Erfrierungen ausgefallen sind. «In fünf Stunden wird die Dämmerung hereinbrechen», schrieb Hockenjos.

Wir stehlen uns zwischen unsern letzten Posten hindurch und tauchen im Niemandsland unter, eine lange Reihe, eine beängstigend lange Reihe dunkler Gestalten im lichten Aspenwald, ein schwerfälliger Haufen im knietiefen Schnee und ein gutes Ziel in der weissen Fläche. Wir haben ja weder Schneehemden noch Schneeschuhe.

Eine gute Stunde birschen wir schon durch den stillen, tief verschneiten, dick bereiften Hochwald. Inseln von Fichten und Kiefern sind eingesprengt ... Eine grosse Lichtung öffnet sich, in der ein verfallenes Blockhaus steht. Wir meinen Bewegungen zu erkennen, ich bringe am Waldrand ein MG in Stellung und schicke eine Gruppe hinüber, – sie jagt zwei verwilderte Pferde in dickem Winterpelz auf, die sich am eingesunkenen Strohdach weideten. Mit wehenden Schweifen und Mähnen galoppieren sie durch den stäubenden Schnee davon.

Jenseits der Lichtung wird der Wald spärlicher, und der Schnee häuft sich hüfthoch. Die Männer überqueren die Spuren, wie ihnen scheint, eines Wolfs und eines Elchs. Von Süden ist der Lärm schwerer Gefechte zu hören, und sie pressen sich gegen die Bäume, als russische Kampfflugzeuge über sie hinwegrasen. Um 19 Uhr, vier Stunden nach Sonnenuntergang, gelangen sie auf eine Strasse, wo sie eine Hütte und «eine Reihe froststarrer Toter» vor sich sehen: das Dorf Gorneschno.

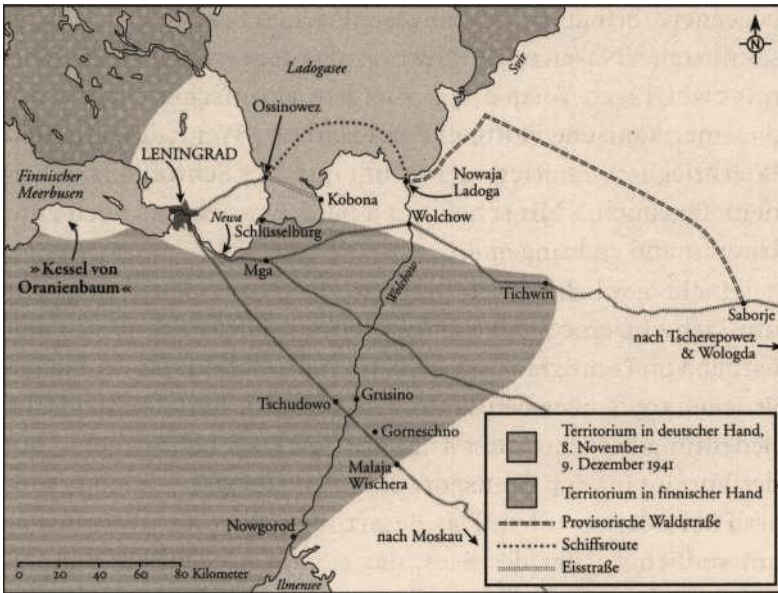
Es gibt heissen Tee und östliches Kommissbrot! ... Zwanzig von meinen Fünfzig haben Erfrierungen, meist schweren Grades. Einigen sind die Füsse schon schwarz geworden, sie kriechen auf den Knien in ihren Quartieren umher.

Am Morgen erfahren sie, dass in der Nacht eine Feldküche über eine Mine gefahren sei; es gebe nur einen einzigen Überlebenden. «Wir warten auf unsern Lkw, doch er kommt nicht. Es kommt aber eine Suchkolonne aus dem Wald zurück und bringt die sieben Leichen des Spähtrupps, der uns gestern Abend begegnete, bringt sie

mit eingeschlagenen Schädeln und abgeschnittenen Nasen und Ohren.» Ausserdem erfährt Hockenjos, mit zwei Tagen Verspätung, von dem japanischen Angriff auf die amerikanische Flotte in Pearl Harbor. «Wenn das nun kein Weltkrieg ist!», notiert er mit untypischer Schroffheit in seinem Tagebuch. «Mir scheint, ich habe Aussicht, es noch zum Hauptmann zu bringen.»

Hockenjos befand sich im Hinterland der zweiten Schlacht um Tichwin, eine Stadt hundertfünfundsiebzig Kilometer südöstlich von Leningrad und am östlichsten Punkt des deutschen Brückenkopfs über den Wolchow. Tichwin hatte strategische Bedeutung wegen seiner Lage an der Eisenbahnstrecke, auf der Vorräte für den Transport über den Ladogasee nach Leningrad befördert wurden. Das Besatzungsgebiet der Wehrmacht am südlichen Ufer des Sees, das sie am 8. September durch die Einnahme von Schlüsselburg gewonnen hatte, war zwar gefestigt, aber nur dreissig Kilometer breit. Züge, die durch Tichwin fuhren, konnten am Wolchow, zwanzig Kilometer südlich des Uferstädtchens Nowaja Ladoga, entladen werden. Trotz deutscher Luftangriffe gelangten Kähne über den See zu dem Datschendorf Ossinowez am westlichen, in sowjetischer Hand befindlichen Ufer. Eine kleine vorstädtische Eisenbahnlinie bewältigte dann die letzten fünfundvierzig Kilometer nach Leningrad. Auf diese Weise waren im Herbst Rationen für zwanzig Tage durch die Blockade gelangt.

Am 8. November, auf dem Höhepunkt der Schlacht um Moskau, fiel Tichwin mit 20'000 Soldaten, 96 Panzern, 179 Geschützen und einem Panzerzug an die Deutschen.³ Dadurch wurde die Leningrader Rettungslinie zerschnitten. Versorgungszüge konnten nun nicht mehr an Nowaja Ladoga herankommen, sondern mussten Saborje, hundertsiebzig Kilometer östlich, ansteuern. Daraufhin befahl der Leningrader Militärerrat den Bau einer neuen, zweihundert Kilometer langen Strasse, die durch eine urwaldähnliche Landschaft führte



Karte 4: Eisstrasse und Schiffsrouten über den Ladogasee

und innerhalb von zwei Wochen unter Einsatz zwangsverpflichteter Bauern fertiggestellt sein sollte. Daneben ordnete der Rat zum ersten Mal die Kürzung der Brotration für Frontsoldaten an: von 800 auf 600 Gramm pro Tag. Die Zuteilung für rückwärtige Einheiten fiel von 600 auf 400 Gramm. Drei weitere Kürzungen – eine für das Militär, zwei für Zivilisten – schlossen sich rasch an. Zugleich wurde die Schifffahrt über den Ladogasee durch Vereisung beendet: Der letzte Kahn erreichte Ossinowez am 15. November. Bis die neue Straße gebaut und das Eis auf dem See dick genug war, um Lastwagen zu tragen, konnten Vorräte nur noch auf dem Luftweg nach Leningrad gebracht werden. Obwohl auf Schdanows wütende Forderung hin schliesslich 64 Maschinen für die Route abgeordnet wurden, war nie mehr als ein Drittel von ihnen einsatzbereit, und sie lieferten täglich nur vierzig bis fünfzig Tonnen, hauptsächlich Blöcke aus Press- und Gefrierfleisch.⁴

Von verzweifelten Hydrologen beobachtet, verdickte sich das Eis qualvoll langsam. (Um die wahrscheinliche Verdickung zu berechnen, konsultierte ein Experte die mittelalterlichen Aufzeichnungen der Mönche der Insel Walaam, die jeden Winter das Datum verzeichneten, an dem Pilger das Kloster zu Fuss über den Ladogasee erreichen konnten.) Zehn Zentimeter Eis wurden, wie man schätzte, für ein Pferd mit Reiter benötigt, achtzehn Zentimeter für ein Pferd, das einen Schlitten zog, zwanzig Zentimeter für einen beladenen Zwei-Tonnen-Laster. Um den Bau einer Strasse von Ossinowez zu dem Dorf Kobona, am nächstgelegenen Teil des von den Sowjets besetzten östlichen Seeufers, zuzulassen, würde das Eis auf der gesamten dreissig Kilometer langen Strecke zwanzig Zentimeter dick sein müssen.

Am 17. November, als das Eis erst zehn Zentimeter dick war, wagten sich die ersten Kundschafter hinaus auf den See, vorsichtshalber hatten sie Rettungsringe und lange Stäbe bei sich. Am folgenden Tag blies der Wind von Norden her, die Temperatur fiel, und man begann, den Schnee zu räumen, die Route zu markieren und Brücken über Spalten im Eis zu bauen. Am 20. November war das Eis achtzehn Zentimeter dick, und die ersten Fahrzeuge – dreihundert Pferdeschlitten – brachen auf, zwei Tage später gefolgt von den ersten, in grossen Abständen startenden Lastwagen. Auf der Rückfahrt brachen mehrere im Eis ein, obwohl sie jeweils nur ein paar Säcke Getreide beförderten. Um das Gewicht zu verteilen, schleppte der nächste Konvoi Schlitten hinter sich her. Vergeblich: Bis zum 1. Dezember konnten nur rund 800 Tonnen Mehl – weniger als der Bedarf von zwei Tagen – geliefert werden, und vierzig Lkws waren steckengeblieben oder von Pannen gestoppt worden. Die holprige, schmale neue Strasse nach Saborje war noch schlechter: Der erste Konvoi, der sie am 6. Dezember benutzte, brauchte vierzehn Tage für die Hin- und Rückfahrt, und über 350 Laster mussten abgeschleppt oder aufgegeben werden.

Wassili Tschurkin, der Artillerist, der im August in die chaotische Flucht aus Wolossowo verwickelt worden war, erhielt am 7. Dezember den Befehl, in der windigen, pechschwarzen Nacht über das Eis zu marschieren. Gebremst durch Erfrierungen an den Füßen, blieb er hinter seiner Einheit zurück und hätte sich völlig verirrt, wäre nicht ein gelegentlicher roter Lichtschein von einem Leuchtturm am Ufer durchgedrungen. Er gelangte am folgenden Tag um 13 Uhr nach Kobona, nachdem er an zehn mit Mehl beladenen Lkws, deren Hinterachsen durchs Eis gesunken waren, und einem jungen, an Unterkühlung sterbenden Soldaten vorbeigekommen war.⁵

Weitere Konvois begaben sich nicht mehr auf diese Route. Am 9. Dezember, nach einer Reihe einzelner Angriffe auf die südliche Flanke des zu stark entblössten deutschen Brückenkopfs, eroberte die 4. Armee, deren Befehl General Merezkow einen Monat zuvor übernommen hatte, Tichwin schliesslich nach schweren Kämpfen zurück. Ihnen waren bis zu 9'000 Deutsche zum Opfer gefallen.⁶ Versorgungszüge konnten nun in Tichwin entladen werden, und man kürzte die Lastwagenstrecke auf hundertsechzig Kilometer – hundertdreissig Kilometer auf dem Landweg über Nowaja Ladoga und Kobona sowie dreissig Kilometer über den See hinweg. Die Befreiung von zwei weiteren Eisenbahnhorten, Woibokalo und Schicharjewo, brachte ebenfalls Fortschritte: Ab 1. Januar konnten Nachschubzüge nur dreizehn Kilometer vom Seeufer entfernt entladen werden, und die Länge der Lkw-Route verringerte sich auf weniger als fünfundvierzig Kilometer. Danach verbesserten sich die Lieferungen über die Eisstrasse – in Wirklichkeit waren es sechs parallele Routen – allmählich. Obwohl geplagt von Schneestürmen, schlechter Führung (der erste Chef der Eisstrasse, ein gewisser Oberst Schmakin, wurde wegen Inkompetenz entlassen), deutschen Bomben und Engpässen an der kurzen, unzulänglich ausgerüsteten Ossinowez-Leningrad-Eisenbahnstrecke, brachte man bis zum

Tauwetter Ende April insgesamt 270'900 Tonnen Nahrung und 90'000 Tonnen Brennstoff sowie andere Vorräte in die Stadt.⁷

Weniger erfolgreich verliefen im November und Dezember jegliche Versuche, die Belagerung selbst zu durchbrechen. Bei seiner Abreise nach Moskau hatte Schukow der Leningrader Front einen winzigen, unter hohen Blutverlusten errungenen Brückenkopf nach Süden über die Newa, westlich von Schlüsselburg, hinterlassen: den sogenannten *Newski pjatatschok* («Fünfkopekenstück an der Newa»), Nur zwei Kilometer lang und weniger als einen Kilometer breit, sah er auf Karten eindrucksvoll aus, war in Wirklichkeit jedoch viel zu klein und exponiert (die Deutschen hielten ein festungsähnliches Kraftwerk etwas weiter am Fluss entlang), um die Basis für einen erfolgreichen Durchbruch zu bilden. Ein Versuch nach dem anderen – am 2., 9., 11. und 13. November – scheiterte, alle unter enormen Verlusten.

Ein gleichzeitiger Durchbruchversuch über das Eis des Sees im Norden von Schlüsselburg war ein Fiasko. Am 13. November wurde die 80. Schützendivision aus dem Kessel von Oranienbaum nach Leningrad geflogen, im Gewaltmarsch nach Ladoga getrieben und angewiesen, gut verschanzte deutsche Positionen zu stürmen. Eine grosse Zahl der Männer fiel durch das zu dünne Eis, andere, ausgemergelt und erschöpft, sackten noch vor Beginn des Angriffs zusammen. Stalin war wütend, weil er keine Informationen über die Katastrophe erhalten hatte: «Es ist sehr seltsam, dass Genosse Schdanow kein Bedürfnis zu verspüren scheint, ans Telefon zu gehen ... Man muss annehmen, dass Leningrad nach Vorstellung des Genossen Schdanow nicht in der UdSSR, sondern auf irgendeiner Pazifikinsel liegt.»⁸ Für Schdanow waren die unglückseligen Befehlshaber, Oberst Iwan Frolow und Kommissar Konstantin Iwanow, die Sündenböcke. Zwei Stunden vor der Attacke, hiess es im Urteilspruch über Frolow, habe er «zwei Frontvertretern erklärt, er glaube nicht an den Erfolg der Aktion». Diese Worte waren in der Kopie,

die Schdanow erhielt, unterstrichen. Am 3. Dezember erschoss man beide Männer wegen «Feigheit und Defätismus».⁹ Von ungefähr 300'000 Rotarmisten, die an der Schlacht um Tichwin und an den damit verbundenen Offensiven teilgenommen hatten, wurden 110'000 als krank oder verwundet sowie 80'000 als gefallen, gefangen oder vermisst gemeldet. Auf deutscher Seite gab es 44'000 Verluste.

Trotzdem bedeutete das Ende des Jahres 1941 für die Ostfront einen Wendepunkt. Die Deutschen hatten Leningrad eingekreist, es jedoch nicht erobern können, und auch vor Moskau waren sie zum Stehen gebracht worden. Anfang November, verlangsamt durch den Schlamm und den Schnee sowie Schukows glänzend organisierten Widerstand, hatte sich die Operation Taifun allmählich totgelaufen. Die psychologische Wende war der 7. November, der Jahrestag der Revolution von 1917. Am Vorabend hielt Stalin eine trotzige Rede in der reich geschmückten Metrostation Majakowskaja, gefolgt von dem Wagnis einer gewaltigen Militärparade auf dem Roten Platz.

Angesichts der zunehmenden Kälte und der wachsenden Verluste baten Hitlers Generale um Erlaubnis, ihre Winterlager aufzuschlagen. «Operative Kunststücke sind nicht mehr zu machen», schrieb Halder am 11. November in seinem Tagebuch. «Truppe nicht verschiebbar. Nur zweckmässiges, taktisches Handeln möglich.» Hitler war anderer Meinung und bestand darauf, dass Moskau bis Jahresende besetzt werden müsse. Widerwillig nahmen seine Generale die Offensive wieder auf. «Fm. v. Bock führt die Schlacht von Moskau selbst von einer vorgeschobenen Befehlsstelle. Seine unerhörte Energie treibt mit allen Mitteln vorwärts», notierte Halder am 22. November. Obwohl die deutschen Divisionen des Südflügels «am Ende» seien – ein Regiment seiner alten 7. Division werde, wie Halder bemerkte, nun von einem Oberleutnant geführt –, habe man am Nordflügel «die Möglichkeit des Erfolges ... Von Bock vergleicht mit der Marneschlacht, wo das letzte Btl., das noch

herangeworfen werden kann, entscheidet.» Eine Woche später rief Bock bei Halder an und liess ihn wissen, dass die Schlacht negativ verlaufe. Nun sprach er nicht mehr von der Marne, sondern befürchtete vielmehr, dass aus dem Angriff auf Moskau «ein neues Verdun wird, d.h. ein seelenloses frontales Abringen». Bei aller Sorge um die menschlichen Opfer müsse man eine letzte Anstrengung machen, den Feind in die Knie zu zwingen.¹⁰

Am 16. Dezember – seine vorderen Reihen waren in verlockender Sichtweite der Moskauer Flakgeschütze – gebot Hitler endlich Einhalt. Operation Taifun war vorbei, doch die östlichen Heere sollten ihre Positionen überall an der Front behaupten. Laut Halder schlossen sich «grosse Aufregung» und «dramatische Szenen» bei Hitler an, während die Generale für einen Rückzug zu stabileren Verteidigungslinien plädierten.¹¹ Drei Tage später – zwölf Tage nach Pearl Harbor und acht Tage nach der selbstmörderischen Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten – entliess der Führer Bock als Chef der Heeresgruppe Mitte und Brauchitsch als Oberbefehlshaber des Heeres, um selbst dessen Posten zu übernehmen. Nach einem weiteren wütenden Treffen in der Wolfsschanze am 13. Januar bat Leeb ebenfalls um Entlassung und wurde von dem gefügigeren Kückler ersetzt. Im Süden rückte Reichenau an Rundstedts Stelle und starb prompt an einem Herzinfarkt. Insgesamt traten ungefähr vierzig hohe Offiziere zurück oder wurden ihres Kommandos enthoben. Fortan konnte Hitler seinem Hang zu detaillierten Einmischungen in militärische Aktionen freien Lauf lassen – mit letztlich katastrophalen Folgen.¹²

Die meisten Militärhistoriker sind sich darin einig, dass dies der Zeitpunkt war, an dem der Krieg sich umkehrte, nicht weil Deutschland den Rückzug begann, sondern weil es keine Siegeschancen mehr hatte. Da ihm nun drei Grossmächte gegenüberstanden, hatte es sich schlicht zu viel zugemutet. In London hegte Churchill keinen Zweifel. Er war davon überzeugt, wie er seinem Kriegskabinett

erklärte, dass sich kein Land in der Kriegführung mit den USA vergleichen könne, und die russische Front werde Deutschland das Herz brechen. Von Leningrad bis zur Krim sei die Wehrmacht in «einem kläglichen Zustand: Motorfahrzeuge eingefroren, Gefangene zerlumpt in die Gefangenschaft gehend, Heere, die sich zu stabilisieren versuchen, russische Luftüberlegenheit. Deutschland ist unfähig, Russland auszuschalten. Das Blatt hat sich gewendet, und die nun beginnende Phase wird mehr und mehr Ergebnisse zeitigen ... Man sollte sich keine Sorgen über den Ausgang des Krieges machen. Der Finger Gottes ist mit uns.»¹³

Nachdem Tichwin verloren war, musste sich Fritz Hockenjos' Radfahrzeug hinter den Wolchow zurückziehen. Am 21. Dezember verliessen die Männer ihr ärmliches Quartier in Rachmyscha, doch nicht bevor sie Schafe und Hühner für die Reise geschlachtet hatten. Mit Vorräten gefüllte Scheunen gingen in Flammen auf. «Das Jammern der Frauen», schrieb Hockenjos, «begleitete uns aus dem Dorf.» Wieder schoben sie ihre schwer bepackten Räder durch den Schnee, vorbei an liegen gebliebenen Fahrzeugkolonnen und zahllosen Bauernschlitten; in Decken gewickelte Kinder lagen auf dem Gepäck, Frauen folgten mit Kuh oder Ziege im Schleppe. Am nächsten Nachmittag stiessen sie auf Infanteriefeuer – vor ihnen «Hurra-schrei», ein brennender Lastwagen, verwundete Pferde, mit hängendem Kopf in der Mitte der Strasse stehend. Nach Einbruch der Dunkelheit krochen sie im Schutz der Strassengräben voran. «Nun auch viele tote Russen. Dann waren wir hindurch und liefen, was wir konnten. In Gladj sass in einem Haus der ahnungslose Stab des 2. Btls. Mir war ums Heulen.» Um drei Uhr morgens brachen sie wieder auf und feuerten blindlings in die Wälder an beiden Strassenseiten, um die Schüsse unsichtbarer Russen zu erwidern. Im Morgengrauen, als sie eine Nachschubkolonne überholten, wurde das Feuer erneut auf sie eröffnet:

Überall knallte und pfiﬀ es. Verwundete wurden gebracht, Röcke geöffnet, Stiefel aufgeschnitten, Blut quoll dunkel aus klaffenden Wunden. Und daneben standen Leute, rauchten Zigaretten oder knabberten Knäckebrot, und nur wenn es allzu sehr pfiﬀ, gingen sie für einen Augenblick hinter Pferden und Fahrzeugen in Deckung. Ich wusste nicht, war dies bewundernswerter Gleichmut oder verfluchte Gleichgültigkeit.

Hockenjos' Männer waren die letzten Soldaten, die den Wolchow in der Dunkelheit bei Grusino überquerten. Hinter ihnen brannten Dörfer und liessen den Himmel rot glühen. Am Weihnachtsabend erreichten sie Tschudowo an der Haupteisenbahnlinie zwischen Leningrad und Moskau, wo sie sich für die Nacht in einer Glasfabrik mit leeren Fensteröffnungen niederliessen. «In dicken Klumpen hocken wir um die offenen Öfen», schrieb Hockenjos. «In einer Ecke wird der Christbaum gerichtet, in einer andern zimmern die Pioniere Tische und Bänke zusammen. Eine Mundharmonika übt verschämt die frommen Weisen. Ich habe den Schreibblock auf den Knien und schreibe im Schein der Flammen einen Weihnachtsbrief an Els.» In der Ferne vernahm er das Dröhnen von Geschossen, denn die Russen liessen «schwere Koffer» auf den Bahnhof niedergehen. Er war erstaunt darüber, wie rasch sie ihre Artillerie herbeigeholt hatten. Als seine Männer und er ihre Gläser um Mitternacht auf Christi Geburt erhoben, taten sie es mit erbeutetem Armagnac, den sie von der Loire mitgebracht hatten.

Schlitten und Kokons

Auf 60 Grad nördlicher Breite liegt Leningrad in einer Linie mit den Shetlandinseln und nur zwei Grad unterhalb von Anchorage. Im Mittwinter geht die Sonne um neun Uhr auf und steht niedrig und blendend bis fünfzehn Uhr am Himmel. Heutzutage liegen die Wintertemperaturen durchschnittlich bei -10°C , doch im Januar 1942 sanken sie unter -30°C , so dass Eiskristalle Lungen beschädigten und Nasenlöcher verstopften. Meterlange Eiszapfen hingen an den Oberleitungen der Strassenbahn, und die Frauen, die im Bolschewik-Werk Geschosse für «Katjuscha»-Raketenwerfer herstellten, konnten Metallrohre markieren, mit einem Hammer darauf klopfen und sie dann säuberlich durchbrechen. An den kurzen, hellen Tagen war die Stadt für alle, deren Energie zu ihrer Bewunderung ausreichte, ausserordentlich schön – die Luft, frei von dem üblichen Kohler Rauch, verblüffend klar und die Schneedecke nicht durch Fahrzeuge verunstaltet. In den achtzehn Stunden der stillen Dunkelheit (wegen der Kälte konnten die deutschen Bomber nicht starten) wirkte die Stadt, als befände sie sich am Boden eines Brunnens oder in den Tiefen des Ozeans.

Die Leningrader feierten den Beginn des neuen Jahres so gut sie konnten. Vera Inber verbrachte den ersten Teil des Abends auf einer Lesung neuer Werke im roten Salon der Zentrale des Schriftstellerverbands in der Schpalernaja, der langen düsteren Allee, gesäumt mit Regierungsgebäuden, die vom Smolny in die Stadtmitte führt. Ein paar kleine Scheite brannten im Kamin, eine einzelne Kerze gab

Licht auf dem Podiumstisch. «Es war sehr kalt. Als ich an der Reihe war, rückte ich näher an die Kerze heran und las aus dem Manuskript der ersten Strophe eines neuen Gedichts (ich habe noch keinen Titel gewählt). Es war meine erste öffentliche Lesung. An der Stelle, an der ich Deutschland verfluche, konnte ich kaum atmen – ich musste mich unterbrechen und dreimal neu beginnen.» Um Mitternacht, wieder im Erisman-Krankenhaus, gingen ihr Mann und sie hinunter ins Sprechzimmer des medizinischen Direktors:

Wir holten unsere letzte Flasche Riesling herunter und gossen den Wein in Gläser, aber dann klingelte das Telefon. Es war der diensthabende Arzt in der Notaufnahme. Er meldete, dass vierzig Leichen in den Korridoren lägen und einige sogar in der Toilette. Der Mann wusste nicht, was er tun sollte. Also begab sich der medizinische Direktor hinunter in die Notaufnahme, und wir stiegen hinauf in unser Zimmer und gingen ins Bett.¹

Wassili Tschekrisow, der keine Unterstände an der Front mehr baute, verbrachte den Silvesterabend in der Sudomech-Werft. Seit einem Monat gab es dort keinen Strom mehr. «Wir tun einen Scheißdreck, und das beeinträchtigt die Moral. Man sollte die Leute wenigstens nach Hause gehen lassen, aber die Leitung hält sie den ganzen Tag hier fest ... Wie ich erfahre, werden in Werkhalle Nr. 3 täglich acht bis zehn Särge gezimmert – und das nur in unserer einen Fabrik.» Die Leningrader nähmen den Beschuss gar nicht mehr zur Kenntnis. Er habe gesehen, wie sich Passanten mitten im Kugelhagel um Bretter eines Holzsauns stritten; ein Kollege habe beobachtet, wie eine Menschenmenge ein gerade getötetes Pferd in Stücke riss. «In einer Stunde», schrieb er kurz vor Mitternacht,

wird 1942 hier sein. Ich sitze in unserem Aufenthaltsraum, der nur durch den Ofen erhellt wird. Wenigstens in dieser Hinsicht geht es uns gut, denn wir haben eine fast unbegrenzte Menge Feuerholz. Ich sitze

da und wärme den Kaffee in meiner Tasse wieder auf. Der Rundfunkempfang ist heute gut – Neujahrsansprachen ... Es ist schwierig, das neue Jahr zu feiern, wenn man hungert und friert und jeden Tag Menschen sterben. Aber die Reden sind voller Optimismus. Die dunklen, mühsamen Tage lägen hinter uns. Obwohl die Lebensmittelversorgung sich nicht verbessert habe, könne man die Vernichtung und den Rückzug des Feindes geradezu riechen.

Wie Tausende dachte er an seine Frau und seinen Sohn: «Wie ergeht es Dina und Gelik? Haben sie das Geld erhalten? Wenn ja, ist alles in Ordnung. Welch ein Glück, dass sie nicht hier sind. Wie hätte ich Gelik gegenüberreten können, wenn er hungerte und ich nicht in der Lage wäre, ihm zu helfen?»²

Jelena Kotschina stand morgens um vier Uhr auf, um sich nach einer der Flaschen Wein anzustellen, die aus Anlass des neuen Jahres verteilt wurden:

Die Stunden zogen still dahin wie graue Ratten, die in der Dunkelheit verschwinden. Aber ich blieb stehen und stehen und wiederholte bei mir: «Alles geht zu Ende, alles geht zu Ende ...» Der Mond wurde dunkler, der Himmel grau, dann weiss, dann blau ... Die Nacht war verstrichen. Um drei Uhr nachmittags erhielt ich die Flasche mit ihrem hübschen kleinen, funkelnden Verschluss.

Sie ging mit der Weinflasche sofort zu einem Strassenmarkt, wo es ihr gelang, sie bei einem Matrosen für ein grosses Stück Brot einzutauschen. Zu Hause verbrachte sie den Abend gemeinsam mit ihrem Mann in grimmigem, teilnahmslosem Schweigen:

Dima stiehlt kein Brot mehr. Ganze Tage lang liegt er nun mit dem Gesicht zur Wand da ... Sein Gesicht ist mit Russ bedeckt – sogar seine feinen hellen Augenwimpern sind dicht und schwarz geworden. Ich

kann ihn mir nicht mehr sauber, gepflegt und elegant wie früher vorstellen. Aber natürlich bin ich in keinem viel besseren Zustand. Läuse quälen uns beide. Wir schlafen zusammen, da wir nur ein Bett haben, aber sogar durch gefütterte Mäntel ist es unangenehm, die Berührung des anderen zu spüren.³

Leningrad trat in die Zeit des Massentodes ein. Laut Polizeiunterlagen hatten Hunger und die damit verbundenen Bedingungen – «Dystrophie» war eine Neuprägung – im Dezember 52'881 Menschen (gewiss eine erhebliche Unterschätzung) von zweieinhalb Millionen der städtischen Zivilbevölkerung das Leben gekostet.⁴ Im Januar und Februar stiegen die offiziellen Zahlen auf Höchstwerte von 96'751 und 96'015, bevor sie allmählich fielen.

Der Anblick des Todes, Ende Dezember bereits eine Alltäglichkeit, wurde nun universell. «Heute früh», schrieb eine führende Angestellte im Lenenergo-Kraftwerk, «ist der Vater von [Direktor] Tschistjakow gestorben. Er liegt immer noch auf seinem Sofa in Tschistjakows Büro. Neben ihm arbeitet und isst Tschistjakow weiter, und er ruht sich auf demselben Sofa aus. Kollegen und Besucher kommen und gehen – die Leiche stört niemanden.» Wie nach dem berühmten Ausbruch des Vesuv blieben die Leichen der vielen, die auf den Strassen zusammengebrochen waren, dort, wo sie waren: zusammengedrängt im Schutz von Torwegen oder eingeschneiten Strassenbahnen oder an Mauern und Zäune gelehnt. «Auf den Bürgersteigen», schrieb Ostroumowa-Lebedewa am 18. Januar,

sind an den Wänden der Gebäude zahlreiche mit Sand gefüllte Holzkisten aufgestellt worden. Da es kein Wasser gibt, sind diese Sandkästen unser einziges Mittel zur Bekämpfung von Feuern. Heute ging ich die Strasse entlang und sah eine sehr alte Frau auf einer der Kisten sitzen. Sie war tot. Ein paar Gebäude weiter, auf einer anderen Kiste, sass schlaff ein toter Junge. Er hatte sich erschöpft niedergelassen und war gestorben.

Vera Kostrowizkaja, Tanzlehrerin an der Mariinski-Ballettschule und Nichte des franko-polnischen Dichters Apollinaire, schilderte die allmähliche Plünderung einer Leiche, die gegenüber der Philharmonie an einem Laternenpfahl lehnte:

Mit dem Rücken am Pfosten sitzt ein Mann im Schnee, in Lumpen gehüllt und mit einem Rucksack auf den Schultern ... Wahrscheinlich war er auf dem Weg zum Finnischen Bahnhof müde geworden und hatte sich zum Ausruhen hingesetzt. Zwei Wochen lang kam ich jeden Tag auf meinem Gang zum und vom Krankenhaus an ihm vorbei. Er sass da: 1. ohne seinen Rucksack, 2. ohne seine Lumpen, 3. in seiner Unterwäsche, 4. nackt, 5. als Skelett mit herausgerissenen Eingeweiden. Im Mai brachten sie ihn weg.⁵

Schock und Entsetzen versteckten sich hinter Galgenhumor. Die umhüllten Leichen, die, manchmal zu zweit, auf Schlitten, in Kinderwagen, auf Handkarren und Sperrholzbrettern durch die Strassen gezogen wurden, erhielten die Bezeichnung «Mumien» oder «Kokons». Die *usiljonnoe dopolnitelnoje pitanije* oder UDP («verstärkte Zusatzernährung»), die man den Sterbenden hin und wieder zuteilte, wurde zu *umrjosch dnjom possche* («du wirst einen Tag später sterben»)⁶ Beim Abschied wünschten die Menschen einander, «nicht in den Gräben zu enden», womit sie nicht die Schützengräben an der Front meinten, sondern die neu ausgehobenen Gruben auf den Friedhöfen. Die Soldaten, die auf den Strassen ihre Runden machten, um die auf den Bürgersteigen zurückgelassenen Leichen aufzusammeln, sprachen davon, dass sie «Blumen pflückten», denn die Köpfe der Toten waren oft in bunten Stoff gewickelt, damit man sie unter dem Schnee leichter erkennen konnte.⁷ Leichen wurden auch in den Splittergräben der Parks abgeladen, die sich in improvisierte Massengräber verwandelten, nachdem man ihre Stützen als Feuerholz gestohlen hatte und sie allmählich in sich zusammensackten. All das wurde wie immer mit hämischer Freude vom deut-

schen Nachrichtendienst verzeichnet. Am 12. Januar hiess es in einer Meldung, dass auf dem Prospekt Statschek (einer langen Strasse, die durch die südwestlichen Industriebezirke führt) sechs Menschen zusammengebrochen und gestorben seien, wonach man ihre Leichen habe liegen lassen. «Solche Fälle sind so häufig geworden, dass niemand ihnen Aufmerksamkeit schenkt. Ohnehin ist die allgemeine Erschöpfung so ausgeprägt, dass nur wenige Menschen wirkliche Hilfe leisten können.»⁸

Teils infolge des Rationierungssystems war die Sterblichkeit durch ein klares demografisches Muster gekennzeichnet. Im Januar waren 73 Prozent der Todesfälle männlichen Geschlechts, 74 Prozent waren Kinder unter fünf Jahren oder Erwachsene von mindestens vierzig Jahren. Im Mai bestand die Mehrheit – 65 Prozent – aus Personen weiblichen Geschlechts, während Kinder unter fünf oder Erwachsene von mindestens vierzig Jahren eine etwas kleinere Mehrheit – 59 Prozent – ausmachten. Kinder zwischen zehn und neunzehn Jahren stellten in den ersten zehn bis hundert Tagen 3 Prozent der Gesamtzahl, im Mai waren es 11 Prozent.⁹ Mithin starben Familienmitglieder typischerweise in dieser Reihenfolge: zuerst Grossväter und Kleinkinder, dann Grossmütter und Väter (wenn sie nicht an der Front waren) und zuletzt Mütter und ältere Kinder.

Eine ganze Familie war dann zum Untergang verurteilt, wenn ihr letztes mobiles Mitglied zu schwach wurde, um sich für die Rationen anzustellen. Die Haushaltsvorstände, gewöhnlich die Mütter, befanden sich dann in dem herzerreissenden Dilemma, entweder selbst mehr zu essen, um auf den Beinen zu bleiben, oder die kränksten Familienangehörigen, gewöhnlich ein Grosselternanteil oder ein Kind, zu bevorzugen und damit das Leben aller zu riskieren. Dass viele oder die meisten ihren Kindern Priorität einräumten, ist an der grossen Zahl von Waisen abzulesen, die zurückblieben.

Die glücklicheren wurden in Kinderheimen untergebracht, während Nachbarn den unglücklicheren die Lebensmittelkarten abnahmen, so dass sie sich mit Strassendiebstählen durchschlagen mussten oder allein starben.¹⁰

Die physischen Symptome des Hungers, an denen die Mehrheit der Leningrader in unterschiedlichen Kombinationen litt, waren Abmagerung, wassersüchtige Schwellung der Beine und des Gesichts, Hautverfärbung («Hungerbräunung» im Jargon der Zeit; man sprach davon, dass Gesichter «schwarz», «blauschwarz», «gelb» oder «grün» wurden), Magengeschwüre, Lockerung oder Verlust von Zähnen und Herzschwäche. Frauen hörten auf zu menstruieren, und sexuelle Begierde verschwand. Der Optikingenieur Dmitri Lasarew schilderte die Einzelheiten in seinem Tagebuch:

Seit Langem möchte ich niederschreiben, was jemand, der durch Hunger abgezehrt ist, durchmacht. Man schläft sehr wenig – sechs oder sieben Stunden. Nachts zieht man dauernd die Decken hoch, wickelt sie sich um den Körper, denn man friert unablässig. Die Kälte ergießt sich über das Rückgrat und den ganzen Körper. Die herausragenden Knochen schmerzen bald und zwingen einen, die Stellung zu wechseln. Währenddessen wird man von Hunger gequält, spürt die Leere seines Magens und schluckt krampfhaft den eigenen Speichel. Es ist schwierig, auch nur die unbedeutendste physische Bewegung zu vollziehen. Bevor man sich im Bett umdreht, braucht man lange, um seine Kräfte zu sammeln. Man wartet, zögert es hinaus. Im Geist wiederholt man die notwendige Abfolge der Aktionen ein ums andere Mal, bevor man sie tatsächlich beginnt. Der Morgen bricht an, und es ist sehr mühevoll, die Trägheit zu überwinden, aufzustehen und sich anzuziehen. Tagsüber sind die Bewegungen langsam, vorsichtig. Obwohl man warme Kleidung trägt, fröstelt man und wird von einem unangenehmen Geräusch in den Ohren verfolgt. Die Atmung und die Worte halten wider wie in einem leeren Gefäß. Die Füße schwellen an, und tiefe Risse bilden sich in der Haut der Finger ... Man existiert am Rande dessen, was sich abspielt. Zum Beispiel begegnet man in der Kantine

einem Freund oder einem Kollegen und hat nicht die Energie, ihn zu begrüßen. Man betrachtet ihn träge, und er erwidert den Blick. Warum Energie auf Worte verschwenden?¹¹

Lidia Ginsburg beschreibt eine Art vorzeitiges Altern, verbunden mit einer Entfremdung vom eigenen Körper:

... der Wille mischte sich nun auch in Dinge ein, mit denen er früher nie etwas zu schaffen hatte ... Also, ich setze den rechten Fuss nach vorn, der linke bleibt hinten, hebt sich auf die Fussspitze, es beugt sich das Knie (wie schlecht es sich doch beugen lässt!), dann löst er sich vom Boden, bewegt sich durch die Luft nach vorn ... Man muss schon achtgeben, wie er da nach hinten kommt, sonst könnte man noch hinfallen. Eine grässliche Tanzstunde war das. Noch kränkender war es, wenn man plötzlich das Gleichgewicht verlor. Es war nicht mehr Entkräftung, kein Schwanken aus Schwäche, sondern etwas ganz anderes. Ein Mensch will seinen Fuss auf den Stuhlrand stellen, um sich den Schuh zu schnüren; in diesem Augenblick verliert er das Gleichgewicht, es pocht in den Schläfen, das Herz setzt aus. Der Körper war seiner Kontrolle entglitten, und wie ein leerer Sack wollte er in eine unergründliche Tiefe stürzen.

Mit einem entfremdeten Körper geschehen einige abscheuliche Dinge: er verliert sein altes Gesicht, er sieht vertrocknet oder aufgedunsen aus, – nichts erinnert dabei an eine gute alte Krankheit... Manche dieser Vorgänge nimmt der Betroffene nicht einmal wahr. «Aber er ist doch schon ganz aufgedunsen», sagt man von ihm, dabei ahnt er selbst noch gar nichts davon ... Plötzlich beginnt der Mensch zu begreifen, dass sein Zahnfleisch anschwillt. Voller Entsetzen fährt er mit der Zunge darüber, betastet es mit dem Finger. Vor allem nachts kann er lange nicht damit aufhören. Er liegt da und befühlte aufmerksam etwas Gefühlloses und Schlüpfriges, das gerade deshalb schrecklich ist, weil es nicht schmerzt: in seinem Mund ist eine Schicht toter Materie.¹²

In den letzten Stadien des Hungers wirkten die Betroffenen wie Skelette, mit hohlem Bauch, eingefallenen Wangen, hervorstehen-

den Kiefern und leerem, erschreckendem Blick. «Er bewegt seine in Filzstiefeln steckenden Beine», schrieb Inber über einen Mann, der von zwei Frauen auf der Strasse gestützt wurde, «als wären es Holzbeine. Er schaut unverwandt vor sich hin, wie ein Besessener. Die Gesichtshaut ist straff gespannt. Die Lippen sind halb geöffnet, und man sieht die Zähne, die vom Hunger länger geworden sind. Die Nase ist spitz, als wäre sie eingeschmolzen, und mit Eiterbeulen bedeckt. Die Nasenspitze ist ein wenig seitwärts gebogen. Jetzt weiss ich genau, was es bedeutet, vom Hunger benagt.»¹³

Den Januar und Februar hindurch gab das städtische Parteikomitee eine Flut von Anordnungen heraus: über die Herstellung von *burschuiki*, über Chlortabletten und Impfstoffe, über die «Rechenschaftspflicht» von Apothekenleitern, über die Sortierung nichtzustellter Briefe, über die Lieferung von Kissen und Bettwäsche an Waisenhäuser, über die Bildung von Klempnerteams für die Reparatur der Kanalisation, über die Lieferung von 13'000 Paar Baumwollsocken an ein Krankenhaus. Alle Anordnungen fielen in ein Vakuum.

Unter den zahlreichen Behörden, die nicht mehr funktionieren, befand sich auch der Feuerwehrdienst. Gebäude, die durch Bombardierung, hausgemachte Öfen oder durch Späne und Holzsplitter (die man zur Beleuchtung verwandte, nachdem das Petroleum für «Fledermäuse» und «Räucherlampen» ausgegangen war) Feuer gefangen hatten, brannten tagelang. Das Gesundheitswesen war ebenfalls völlig überfordert. «Im Krankenhaus des 25. Jahrestags des Oktobers», stand in einem Bericht vom 12. Februar an Karpow, den Chef des Stadtsowjets,

ist das Bettzeug seit dem 2. Februar nicht mehr gewaschen worden ... Die Stationen sind unbeheizt, weshalb einige Patienten in die Korridore gebracht wurden, wo es provisorische Öfen gibt. Infolge der sehr niedrigen Temperaturen hüllen Patienten sich nicht nur in Kranken-

hausdecken, sondern benutzen auch schmutzige Matratzen und ihre eigenen Mäntel... Die Toiletten funktionieren nicht, und die Fußböden werden nicht gescheuert.

Von den 181 Ärzten des Krankenhauses erschienen nur 27 zum Dienst, von den 298 Krankenschwestern nur 163, und über tausend Leichen mussten entfernt werden. Im Rauchfuss-Kinderkrankenhaus, in dem an manchen Tagen überhaupt nicht geheizt wurde, teilten sich zwei oder drei Patienten ein Bett; seit sechs Wochen hatte man sie nicht gewaschen und auch ihre Bettwäsche nicht gewechselt, weshalb alle verlaust waren. In der Leichenhalle und in Vorratskammern hatten sich 299 Tote angesammelt.¹⁴ Ein Stapel von Leichen wuchs auch am Hintereingang des Erisman-Krankenhauses an der Karpowka – der Überschuss aus der Leichenhalle sowie Tote aus der Nachbarschaft, die dort von ihren Verwandten abgelegt worden waren. «Jeden Tag», schrieb Inber,

werden mit Handschlitten acht bis zehn Leichen hergeschafft. Da liegen sie im Schnee. Die Särge werden immer rarer, woraus soll man sie auch herstellen? In Bettlaken, Tischtücher, Fetzen, Flaneldecken, mitunter auch in Portieren gehüllt, liegen die Leichen da. Eines Tages sah ich eine kleine, offenbar sehr leichte Kinderleiche, in Packpapier eingewickelt und mit Bindfäden umschnürt. Das alles liegt unheilverkündend im Schnee. Hier und da ragt ein Arm oder Bein aus dem Schnee hervor. In diesem bunten Lappen scheint noch Leben zu glimmen. Aber die Reglosigkeit ist die des Todes. Das alles erinnert an eine Schlacht und zugleich an ein Nachtsyl.¹⁵

Dmitri Lasarew, der im Erisman-Krankenhaus von einem Freund Abschied nahm, sprach von überquellenden Toiletteneimern – «Honigeimern» – und davon, dass die einzige Pflege von Besuchern vorgenommen wurde.¹⁶ Am 15. Januar ging die Leichenhalle in Flammen auf; die Ursache waren die noch glimmenden gefütterten

Baumwolljacken von Arbeitern, die in einem Fabrikfeuer gestorben waren. Insgesamt starben laut Angaben des städtischen Gesundheitsamtes 40 Prozent der Patienten, die im ersten Quartal 1942 in die dreiundsiebzig Krankenhäuser Leningrads eingeliefert wurden. Grosse Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Institutionen – das Karl-Marx-Krankenhaus meldete eine Sterblichkeitsziffer von 84 Prozent unter den im Januar aufgenommenen Patienten, das Zweite Kinderkrankenhaus des Oktoberbezirks dagegen nur 12 Prozent – lassen vermuten, dass die Zahlen keineswegs vollständig waren.¹⁷

Marina Jeruchmanowa beobachtete die rasche Verschlechterung der Bedingungen in dem zum Krankenhaus gewordenen Hotel Jewropa. Am 16. November hatte eine knapp ausserhalb des Haupteingangs landende Bombe die Stromversorgung – und damit Heizung, Beleuchtung, Herde und Fahrstühle – ausgeschaltet. Der letzte Luxus aus Friedenszeiten – zum Beispiel gestärkte Tischdecken und weisse Kellnerjacken – verschwand rasch, doch das Krankenhaus funktionierte recht normal bis zum Neujahr, als das fliessende Wasser ausfiel und die Toiletten zufroren. Danach kam es zu einem raschen Niedergang, der ins Elend und in die Unordnung führte. Patienten verrichteten ihre Notdurft auf der Haupttreppe, die zu einem «gelben Eisberg» wurde, richteten einen Schwarzmarkt im Restaurant der zweiten Etage ein und beraubten das Personal – viele Angestellte wie Marina und ihre Schwester waren sanft erzogene «Turgenew-Mädchen» –, das durch die dunklen Gänge Nahrung auf die Stationen brachte. *Schtrafniki* – dunkelhäutige Soldaten mit funkelnden Augen aus dem 16. Strafbataillon, zumeist frühere Häftlinge – nahmen die elegantesten Zimmer in Beschlag, hefteten sich Teppiche über die Schultern und verdrehten die Samtvorhänge zu Turbanen «wie die Mannschaft eines Piratenschiffs». Ein Konzertflügel wurde nach und nach auseinandergenommen, denn sein

Mahagonigehäuse diente als Feuerholz, und der «östliche» Speisesaal mit seinen Buntglas- Langbooten verwandelte sich in eine Leichenhalle.

Am 4. Januar brach Marina mit Magenschmerzen zusammen. Zuvor hatte sie tagelang Fünfzehnstundenschichten gearbeitet, in denen sie Eimer heissen Wassers vier Treppen hoch über eisbedeckte Stufen getragen hatte. Eine freundliche Krankenschwester brachte die Mädchen und ihre Mutter im Obergeschoss in einem der ehemals billigeren Hotelzimmer unter. Die Wände waren graublau gestrichen und mit farnartigem Raureif bedeckt, denn die Innentemperatur betrug -11°C. Der Raum wurde nur dadurch bewohnbar, dass Marinas Mutter eine Halbliterflasche Alkohol in der früheren Apotheke des Hotels entdeckte. Mit einer Hälfte davon kauften sie *suchari*, und mit der anderen bezahlten sie einen Mann, der aus einem Eimer eine *burschuika* für sie herstellte. Beheizt mit zerbrochenen Möbeln und den alten Personalakten des Hotels – Marina und ihre Schwester sichteten Bewerbungsschreiben von längst verschwundenen Weinkellnern und Konditoren, bevor sie die Papiere in die Flammen warfen –, machte der Ofen das Zimmer zur «Arche» der Jeruchmanowas. Zwei Krankenschwestern zogen ein, eine davon mit ihrer alten Mutter. Finstere Äusserungen waren nicht erlaubt, und alle zogen sich täglich nackt aus, damit sie ihre Kleidung gegenseitig nach Läusen durchsuchen konnten. Doch die «Arche» konnte nicht alle tragen. Ein Cousin, der zwölfjährige Ljoscha, kam Anfang des neuen Jahres zu Besuch:

Der kleine Junge hatte das letzte Hungerstadium erreicht. Er war ein einziges Ödem – die Flüssigkeit hatte seinen Körper so sehr anschwellen lassen, dass es schien, seine Haut werde nicht standhalten ... Wir richteten ihn irgendwie auf und gaben ihm etwas zu essen. Wie eine festgefahrene Schallplatte wiederholte er ständig, dass er innerhalb einer Woche sterben werde, seine Mutter vielleicht noch eher, und so weiter und so weiter. Wir sassan da und hörten ihm zu, doch unsere Gefühle waren so abgestumpft...

Wir lebten nur, um zu leben. Gedanken und Emotionen kamen zum Stillstand.

Überall in der Stadt kamen die Institutionen – Schulen, Fabriken, Banken, Postämter, Polizeireviere, Universitäten – auf ähnliche Weise zum Stillstand, obwohl Mitarbeiter, die noch genug Kraft besaßen, weiterhin wegen der Wärme, der Kameradschaft und der Chance auftauchten, in der Kantine einen Teller Wassersuppe zu erhalten. «Morgens», schrieb Lasarew über sein Optikinstitut, «sassen wir schweigend, mit gebeugtem Kopf, um den Ofen herum. Stundenlang, ohne uns zu bewegen, ohne ein Wort. Wenn das Feuerholz verbraucht war, brannte der Ofen nicht mehr. Obgleich sich auf dem Hof ein grosser Holzstapel befand, war niemand mehr in der Lage, Scheite zu hacken und sie die Treppe hinaufzutragen. Stattdessen warteten wir in der Kälte bis zum Mittagessen. Danach gingen wir heim.» Als Erste (zum Beispiel in Georgi Knjasew's Wissenschaftlergebäude und in Olga Gretschinas Wohnblock) hielten die Angehörigen des Hilfspersonals nicht mehr stand. «Die alte Putzfrau ist gerade an Hunger gestorben», schrieb er am 25. Dezember. «Noch vorgestern hat sie meinen Schreibtisch abgestaubt. Anscheinend ging sie nach Hause, legte sich aufs Bett, streckte die Arme aus, seufzte und starb. Heute, als ich das Labor betrat, sah ich die Leiche unseres kürzlich verstorbenen Wächters im Nachbarzimmer.»

Im Unterschied zu der Putzfrau hatte Lasarew Zugang zum Wissenschaftlergebäude, einem Club für Hochschullehrer. Dies war ein im neunzehnten Jahrhundert entstandenes Bauwerk mit einer prächtigen *porte-cochère*, unweit der Eremitage an der Newa. Im September hatte man dort über die Rationen hinaus noch *piroschki*, Kaffee und Kartoffeln erhalten können, doch nach der Straffung der Vorschriften für den Lebensmittelverkauf wurden nur noch Suppe und süsser Tee angeboten. «In dem eiskalten Saal», schrieb Lasa-

rew, windet sich eine lange Schlange die Marmortreppe hinauf. Die Menschen stehen schweigend da und warten. Fast jeder trägt eine Aktenmappe über der Schulter; darin verbirgt sich ein Behälter, in dem eine Mahlzeit zur Familie heimgebracht werden soll. Das Warten scheint endlos zu sein. Besonders kühl ist es, wenn man neben dem massiven Marmorgeländer steht, denn von ihm geht eine merkliche Kältewelle aus. Endlich sind wir an der Reihe, und wir betreten die Kantine. Durchgefroren, in Pelzmänteln und Hüten, setzen wir uns an die freien Tische. Nach einiger Zeit beginnt ein flüchtiges Gespräch. Ein Zoologe, hochgewachsen und früher übergewichtig, beschwert sich darüber, dass Personen von unterschiedlicher Grösse die gleiche Lebensmittelmenge zugeteilt wird. «Hört mir zu, grössere Männer aber niemand achtet auf ihn, denn Katjuscha nähert sich unserem Tisch mit ihrer Schere und der Streichholzschachtel für die Gutscheine. Sie ist unsere Lieblingskellnerin, denn sie scheint die Gäste schneller zu bedienen und ihre Portionen sind ein wenig grösser. Die Menschen kommen mit ihren eigenen Tellern und Löffeln in die Kantine. Der angesehene grauhaarige Professor leckt seinen Teller sauber, bevor er ihn in seine Gasmaskentasche steckt.»¹⁸

Lasarew selbst erkrankte im Frühjahr schwer und wurde nur durch die glückliche Versetzung auf einen Minenleger gerettet, durch die er anständige Mahlzeiten bekam und seiner Frau und Tochter seine Lebensmittelkarten überlassen konnte.

Das Leningrader Parteikomitee schloss im Winter offiziell 270 Fabriken, doch die meisten erfüllten ohnehin kaum ihren Zweck, und auch die letzten verbliebenen Rüstungswerke konnten nur noch unregelmässige Reparaturen verrichten.¹⁹ Olga Gretschina, die durch den Tod ihrer Mutter im Januar verwaist war, stand nachts Wache in ihrer stillgelegten Raketenfabrik. Allein in den leeren Werkhallen, verbannte sie ihre Furcht, indem sie H.G. Wells' *Krieg der Welten* im Licht einer «Fledermaus» las (die diensthabende Person erhielt das beste Buch, damit sie sich von den Ratten, die «widerlich und unaufhörlich» über die Betonfussböden eilten, ablenken konnte).

Wenn sie nicht im Dienst war, sass sie in der Wärme des Pförtnerzimmers und löste Kiefernadeln, die für die Herstellung von Vitamin-C-Getränken verarbeitet werden sollten, von den Zweigen. Dies war eine weitere Nahrungsergänzung, welche die Forstakademie ersonnen hatte. Für diese Tätigkeit wurde Olga jeden Morgen um zwei Uhr mit einer einzigen Mahlzeit (Suppe und Brei) bezahlt.

Von den 270 Arbeitern der Werkhalle 15 von Wassili Tschekrisows Sudomech-Werft waren 47 bis Ende Januar gestorben. «Wie viele im Februar umkommen werden, weiss niemand. Nur siebenzig erscheinen zum Anwesenheitsappell in der Fabrik oder in der Kantine. Alle anderen sind bettlägerig ... Geschickte Facharbeiter, das Rückgrat des Werkes, sind gestorben ... Nur ein paar Männer führen Reparaturen aus, und man kann eigentlich nicht von Arbeit sprechen. In Wirklichkeit treten sie nur auf der Stelle.»²⁰ Die üblichen strengen Strafen für die Abwesenheit vom Arbeitsplatz hatten keine Wirkung mehr. In der Marti-Werft wurde Anfang Februar in einem Bericht an Schdanow geklagt:

Hunderte erscheinen nicht zur Arbeit, und niemand schenkt dem die geringste Aufmerksamkeit. Jeden Tag steigt die Zahl der unerlaubt Abwesenden ... Nachdem das Bezirksparteikomitee der Werksleitung mitgeteilt hatte, dass Bummler durch ihr Verhalten geschützt würden, ging man im Lauf von zwei Tagen gerichtlich gegen 72 Abwesende vor. Aber damit waren die Fehler [der Werksleitung] noch nicht beendet. Von den 72 Fällen musste die Hälfte wegen Beweismangels eingestellt werden.²¹

Das Hochschulleben setzte sich erstaunlich lange fort. Der Iranologe Alexander Boldyrew hielt Ende Dezember immer noch Seminare in der Eremitage ab (und tadelte seine Studenten, wenn sie schlechte Arbeit leisteten). Der Kunsthistoriker Nikolai Punin tat bis Ende November das Gleiche. Im Erisman-Krankenhaus hielt

der Pathologe Wladimir Garschin während der Luftangriffe Vorlesungen und führte am Ende des Wintersemesters, während viele seiner Studenten in ihren Wohnheimen starben, Prüfungen durch. (Ihm fiel auf, dass die ledigen Männer als Erste zusammenbrachen, während Mädchen und Ehepaare länger durchhielten.) Die einzige Methode zu überleben, dachte er, bestehe darin, weiterzuarbeiten:

Also erfinden wir Beschäftigungen für die Laborassistenten, nur damit sie etwas zu tun haben. Es ist schlecht, wenn man aufhört zu arbeiten und sich hinlegt, denn es gibt keine Garantie dafür, dass man wieder aufsteht. Eine der Assistentinnen starb direkt im Labor. Sie wurde am Morgen unter einem warmen Schal gefunden, zusammengekrümmt und mit neuen Filzstiefeln an den Füßen. Sie hatte nicht heimfahren können, weil ihre Wohnung zu weit entfernt war. Der Ehemann einer anderen Assistentin kam während eines Artilleriesperrfeuers auf der Strasse um. Sie nahm sich zwei Tage frei und kehrte dann an die Arbeit zurück; ihr von Wassersucht geschwollenes Gesicht war durch die Tränen noch aufgedunsener. Sie schweigt. Geht die Arbeit weiter? Ja, irgendwie. Am wichtigsten ist es, nicht aufzugeben. Die Examina finden statt, und ich nehme die mündlichen Prüfungen ab – ihre Leistungen sind nicht schlecht! Also ist von den Vorlesungen doch etwas hängen geblieben! Und die Prüferin, meine Assistentin, befragt sie gründlich, aber sanft. Woher haben sie die Kraft?²²

Vera Inber war dabei, als der Chefarzt des Erisman-Krankenhauses seine Dissertation im Luftschutzkeller verteidigte, – sein Erfolg wurde später mit verdünntem Spiritus begossen.²³

Besonders die bekannteren Institutionen lieferten auch an den schlimmsten Tagen des Winters eine trotzige, fast surreale Imitation des normalen Lebens. Am 9. Februar nahm Inber an einer zweitägigen Konferenz baltischer Autoren teil, die der Schriftstellerverband organisiert hatte. Um sich vorzubereiten, stopfte sie zusätzliche Handschuhe und Strümpfe, tauschte vier Kantinenmahlzeiten gegen zwei Eier und ein kleines Stück trockenen Käse ein und holte

einen Schokoladenriegel aus ihrem privaten Lebensmittelvorrat hervor. Der Weg vom Erisman zum Konferenzort, normalerweise ein angenehmer Spaziergang von der Petrograder Seite zur Wasiljewski-Insel, nahm nun zwei Stunden in Anspruch. Dabei kam sie an eingeschneiten Strassenbahnen, einem Gebäude, das unbeachtet die ganze Nacht gebrannt hatte, und einer Strasse vorbei, die durch einen beschädigten Feuerhydranten überflutet worden war; über dem ausgeflossenen Wasser erhoben sich Dampfschwaden, die die Morgenröte einfingen. Am Ende eines von Lesungen, Berichten und Reden erfüllten Tages zog sie sich in ein Etagenbett zurück, das man im verräucherten Konferenzsaal hinter einem Vorhang auf gestellt hatte. In den frühen Morgenstunden wurde sie durch das Geräusch von krachendem Holz geweckt. «Es war Z., der den Stuhl, auf dem er während der Konferenz gesessen hatte, mit einer Axt demolierte. Ich schaute zu, wie er die Stücke in den Ofen warf – unglückselige Leningrader Stühle! Dann wärmte ich mich auf und schlief wieder ein.»

In der Akademie der Wissenschaften musste Georgi Knjasew – mehr denn je auf seinen «kleinen Radius» beschränkt, weil die Kälte seinen Rollstuhl funktionsunfähig gemacht hatte – hilflos mit ansehen, wie seine Untergebenen, die er kurz zuvor noch mit einer Rede aufgemuntert hatte, um ihn herum starben. Am 5. Januar schrieb er, Schachmatowa Kaplan und ihr sechzehnjähriger Sohn Aljoscha seien der Dystrophie zum Opfer gefallen. Der Junge, ein begabter Astronom, habe vielleicht sogar das Zeug zum Akademiemitglied gehabt. Dies war eine besonders betrübliche Nachricht für Knjasew und sein Personal. Am folgenden Tag hielt die Kommission für die Geschichte der Akademie der Wissenschaften ihre planmässige Sitzung ab, auf der er einen Bericht («vielleicht meinen letzten») über «Die Geschichte der Abteilungsleiter während der Existenz der Akademie (1925-1941)» präsentierte. Während

seines Vortrags lag «ein armer Wicht», dem man bereits die Stiefel ausgezogen hatte, draussen auf dem Hof.

Knjasew vertraute seinem Tagebuch an, dass es mittlerweile fast unmöglich sei, die Fassung zu wahren:

Wie man gute Miene zu bösem Spiel macht, so setze ich in Gegenwart anderer ein Lächeln auf, sage nur zuversichtliche Worte und versuche, die Stimmung zu heben ... Und nur hier, auf diesen Seiten, erlaube ich mir, mich gehenzulassen. Hier zeige ich mein wahres Gesicht.

Ich habe Frau Smikul getroffen, deren fünfzehnjähriger Sohn gerade gestorben ist, ein bescheidener Junge namens Wowa. Sie ist untröstlich in ihrem Leid und ihrer Verzweiflung – und all das sind klägliche Worte im Vergleich zum Ausdruck ihrer Augen, den eingefallenen Wangen und dem zitternden Kinn. Ich habe sie umarmt und sie an mich gedrückt – das war alles, was ich tun konnte.²⁴

In der Eremitage waren die Angestellten mit ihren Familien – insgesamt rund zweitausend Menschen – dauerhaft in zwölf Luftschutzbunker in den Kellern des Palastes gezogen. Dort schliefen sie auf Holzpritschen, die unpassenderweise von alten turkmenischen Teppichen und vergoldeten Möbeln umgeben waren. Da man die Fenster im Halbparterre zugemauert hatte, blieben die Räume sogar tagsüber nahezu pechschwarz. Ein Zimmer, das Büro des Museumsdirektors Jossif Orbeli, wurde durch ein Kabel von Zar Nikolaus' alter Vergnügungsjacht *Polarstern*, die draussen auf der Newa vertäut war, mit Strom versorgt. Sonst ging das einzige Licht von Ikonenlämpchen und «Fledermäusen» aus, die, wie in einem Bericht behauptet wird, mit Seehundsöl aus dem Zoo betrieben wurden. Mehrere weibliche Mitarbeiter, bemerkte Boldyrew, holten verschämt ihre Hochzeitskerzen hervor, also die langen, mit Bändern verzierten Bienenwachslichter, die Braut und Bräutigam während der traditionellen orthodoxen Heiratszeremonie in den Händen hielten.

Eine der berühmtesten, der Blockade zum Trotz abgehaltenen Veranstaltungen war ein Symposium, das Mitte Dezember in der Eremitage stattfand und dem fünfhundertsten Geburtstag des timuridischen Dichters Alischer Nawai geweiht wurde. Man veranstaltete eine Ausstellung von Porzellanprodukten, die mit Szenen aus Nawais Gedichten bemalt waren (ein Künstler der Kaiserlichen Russischen Porzellanmanufaktur, Michail Moch, fertigte eine Schüssel im Stil einer Mogulminiatur an), Alexander Boldyrew hielt einen Vortrag, und sein Kollege Nikolai Lebedew, so schwach, dass er sitzen bleiben musste, las aus seiner neuen Nawai-Übersetzung. Im Publikum sass auch Boldyrews alte Mutter, die darauf bestand, ein kleines Stück Brot mit Schweinefett zur offiziellen Mahlzeit beizusteuern. Es spielte keine Rolle, erzählte einer der Teilnehmer, dass kein einziger Usbeke anwesend war, denn das Ereignis diene als «Herausforderung an den Feind. Licht kämpfte gegen Finsternis.»²⁵ Der stets realistische Boldyrew hielt den Auftritt seines alten Freundes Lebedew für «schlecht und desorganisiert», die Übersetzung selbst jedoch für «wunderbar! In der glänzenden, klaren Sprache von Puschkins Märchen». Auch sein eigener Vortrag sei der Mühe wert gewesen: «In der Arbeit sind in unseren Tagen das einzige Glück und die einzige Befriedigung zu finden. Je schlimmer die physische Situation ist – jedenfalls bis zu einem gewissen Grade –, desto klarer und frischer agiert unser Geist.»²⁶

Zwei Monate später erfuhr Boldyrew von Lebedews Tod durch Hunger und Ruhr. Er hatte seinen Freund zum letzten Mal zwei Wochen vorher, im Keller der Eremitage, gesehen:

Seine Frau und er lagen in kalter, völliger Dunkelheit in der unterirdischen Hölle des Kellers (Schutzraum Nr. 3). Er erkannte mich an meiner Stimme und griff nach mir wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm. Sie gaben mir 250 Rubel und flehten mich an, auf dem Markt für sie Brot und Kerzen zu kaufen ... Seine letzten Worte an mich lauteten:

«Wie ich leben möchte, Sandrik, wie ich leben möchte!» Er sprach mit seiner erstaunlichen, melodischen Stimme, mit der er seine herrlichen, musikalischen Übersetzungen so unvergleichlich vor trug ... Zu jenem Zeitpunkt war ich selbst zu niedergedrückt, um wirkliche Hilfe zu leisten, und ich konnte ihm nichts kaufen. Besser gesagt, Galja, die gelegentlich auf den Markt ging, schaffte es nicht, weil ihr die Kraft fehlte. Ausserdem wurde Brot ohnehin nicht für Geld verkauft?⁷

Ebenfalls als Manifestation des trotzig Leningrader Geistes wird die Tatsache gefeiert, dass Dutzende der Theater und Konzertsäle geöffnet blieben. Das Theater für Musikalische Komödien bot fast den ganzen Winter hindurch ein Programm an, und unter den kristalllosen Kronleuchtern der Philharmonie wurden bis in den Dezember hinein Konzerte abgehalten. (Von den Streichern konnten, wie ein Zuschauer bemerkte, nur die Kontrabassisten Schaffellmäntel tragen, die übrigen mussten sich mit gefütterten Baum Wolljacken begnügen, in denen sie die Arme ungehindert bewegen konnten.) Insgesamt sollen die Leningrader im Lauf der Blockade über 25'000 öffentliche Vorführungen verschiedener Art besucht haben, und das Bild von Künstlern, die sich der Kriegesarbeit widmeten – Schostakowitsch auf dem Dach des Konservatoriums, Achmatowa vor dem Scheremetjew-Palast Wache stehend, Primaballerinen, die Tarnnetze nähten –, ist eines der wichtigsten Motive der Belagerung.

Nicht alle Leningrader reagierten ohne Zynismus. Wie ein Tagebuchschreiber über ein Konzert des grossen Geigers David Oistrach anmerkt (er wurde zu diesem Anlass aus Moskau eingeflogen), habe das Publikum nicht aus den üblichen Vertretern der Intelligenzija bestanden und ungewöhnlich gesund gewirkt. Seine Frau und er hätten bei Weitem «dystrophischer» ausgesehen als alle anderen Anwesenden.²⁸ Sogar ein inbrünstiger Stalinist wurde beim Anblick der Menschenscharen, die sich im März 1942 nach Karten

für eine Operette (*H. M. S. Pinafore*) drängten, an Brot und Spiele erinnert.²⁹ Einer der bittersten Einträge in einem Belagerungstagebuch stammt von Vera Kostrowizkaja, der Tanzlehrerin in der Mariinski-Ballettschule:

Da es im April notwendig wurde, die Wiedergeburt der Stadt durch Halbtote darstellen zu lassen, hatte L. S.T. [die Schuldirektorin] den müssigen Einfall, dass unsere Schule – oder, genauer gesagt, was von ihr übrig war – [im Frühjahr] die erste öffentliche Vorstellung in der Philharmonie geben solle.

Einige der Mädchen waren dank glücklicher häuslicher Umstände noch relativ gesund, aber alle litten an Skorbut. Die begabteste, Ljusja Alexejewa, konnte die Klassiker nicht tanzen – ihre Beine, mit blauen Flecken bedeckt, wollten ihr nicht gehorchen und gaben nach.

Ich unterrichtete L.S.T. über die Situation. Als Antwort kamen wütende Schreie und Drohungen. Denen, die sich weigerten zu tanzen, würde sie die Lebensmittelabschnitte für den nächsten Monat vorenthalten.

Die Vorstellung fand statt. Wir zeigten sogar den «sterbenden Schwan» und anderen Ballettunsinn. Petja, den ich so schminkte, dass er wie ein lebendiger Mensch aussah, «tanzte» zwei Nummern. Um ihn zu stärken, brachten ihm die Mädchen Brot und Kascha. Ich führte ihn auf die Bühne und versuchte, ihm nicht beim «Tanzen» zuzusehen. In der Pause sank er in meinen Armen zusammen und erbrach die Kascha, die er gegessen hatte.

Zu der Vorstellung erschien kein öffentliches Publikum, denn es gab in der Stadt keines mehr. Die beiden ersten Reihen waren mit Kunstadministratoren und Vertretern des Smolny und der Parteiorganisationen gefüllt. Während des Entreaakts glänzte L.S.T., die ihr Haar rot gefärbt hatte und wie ein Modell gekleidet war, – sie nahm Glückwünsche entgegen und bekundete unnatürlich laut ihre Liebe zu den Kindern, deren Leben sie den Winter hindurch gerettet habe.

Petja starb kurz darauf in einem Waisenhaus, und L. S. T. – eine gewisse Lidia Semjonowna Tager – stellte immer wieder neue Hüte

und Pelzmäntel zur Schau, gekauft mit Lebensmitteln, die sie sich als Frau des Versorgungschefs der Leningrader Front verschaffen konnte.³⁰

Die seltsamste Geschichte einer Leningrader Institution ist vielleicht die des Zoos, einer kleinen, bezaubernden Anlage, die in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts gegründet worden war und sich auf der Petrograder Seite hinter der Peter-und-Paul-Festung befand. Der Zoo hatte achtundfünfzig seiner wertvollsten Tiere nach Kasan evakuiert, bevor sich der Belagerungsring schloss. Andere Tiere waren durch die ersten Luftangriffe getötet worden. Statt die Schlachtung und den Verzehr der übrigen Tiere anzuordnen, teilte der Stadtsowjet dem Zoo eine Sonderration Heu und Wurzelgemüse zu, mit deren Hilfe das Personal, das ausserordentliche Hingabe und hohen Einfallsreichtum bewies, fünfundachtzig Tiere im ersten Belagerungswinter am Leben erhielt. Man fand heraus, dass Füchse, Hermeline, Waschbären und Geier dazu gebracht werden konnten, eine «Gemüsemischung» aus Kleie, *duranda* und Kartoffeln zu fressen, wenn sie zuerst in etwas Blut oder Knochenbrühe eingeweicht wurde. Für wählerische Tiger, Eulen und Adler musste man das Gemisch erst in Kaninchen- oder Meerschweinchenhäute einnähen. Als der Zoo im folgenden Sommer wieder eröffnet wurde, wurden einige der überlebenden Tiere – Verotschka, der Rabengeier, Matrose, die Nilgai-Antilope, und Grischka, der Bär – zu Berühmtheiten. Der unumstrittene Star jedoch war das Nilpferdweibchen Krassawiza (Schönheit). Es handelte sich um das einzige Nilpferd in der Sowjetunion, und Krassawizas treue Pflegerin Jewdokia Daschina brachte sie durch den Winter, indem sie sie täglich mit vierzig Eimern voll warmen Wassers wusch, die mit der Hand von der Newa heraufgeschleppt werden mussten, – ausserdem rieb sie ihre sackartige graue Haut mit Kampferöl ein, damit sich keine Risse darin bildeten.³¹ Ein Foto von 1943 zeigt Krassawiza und Daschina gemeinsam in einem schlam-

migen Gehege. Daschina hält ein Stück Gemüse in der Hand, das Nilpferd lässt das Kinn auf dem Boden ruhen und schielt mit einem kleinen, bewimperten Auge in die Kamera. Hinter dem massigen Tier sitzt eine Reihe von Kindern mit grossen Knien und geschorenen Köpfen auf einem Zaun.

Solche Erfolge wirkten jedoch nur wie kleine Funken in einer alles einhüllenden Dunkelheit. Typischer für den Zustand der Stadt waren die Aktivitäten des Bestattungstrusts, der für die Leichenhallen und Friedhöfe zuständigen Behörde.³² In den ersten Kriegsmonaten waren die rund 250 Mitarbeiter, zwölf Motorfahrzeuge und vierunddreissig Pferde relativ gut mit dem erhöhten Arbeitspensum fertig geworden. 3'688 Beisetzungen – nicht viel mehr als in der Vorkriegszeit – fanden im Juli 1941 statt, 5'090 im August, 7'820 im September, 9'355 im Oktober und 11'401 im November. Zwei von acht geplanten Friedhöfen – in Erwartung zahlreicher Opfer durch die Luftangriffe – entstanden auf der falschen Seite der Front, 80 bis 85 Prozent der Toten wurden in den Leichenhallen von Angehörigen identifiziert und auf traditionelle Art begraben, während die Polizei die übrigen registrierte und fotografierte.

Seit Dezember brach das Verfahren jedoch völlig zusammen, als die Schlitten mit den «Mumien» die Hauptstrassen zu den grossen vorstädtischen Friedhöfen füllten. Dort waren die Angestellten (von denen sechsendvierzig im Winter starben) den Anforderungen nicht gewachsen, was Gelegenheiten für «Friedhofswölfe» schuf, die Brechstangen mitbrachten und anboten, Gräber für Brot oder Geld auszuheben. Säрге konnten vorübergehend gemietet werden, ebenso wie Gräber, in denen man Tote kurzfristig ablegte, bevor sie mit den übrigen in Gräben geworfen wurden. Eine Frau, die ihren toten Vater im März auf dem Serafimowskoje-Friedhof beisetzen wollte, konnte sich kein Einzelbegräbnis leisten, sprach jedoch mit den Arbeitern ab, dass sie ihn für fünfundzwanzig Rubel nicht in

der Mitte, sondern am Rand eines Massengrabes platzieren würden, wovor sie ihn zuerst aus seinem Sarg entfernen mussten. Auf dem Weg nach draussen bemerkte sie ein Beispiel makaberen Friedhofhumors: Eine Leiche war mit einer Zigarette im Mund aufgerichtet worden und zeigte mit einem gefrorenen ausgestreckten Arm in Richtung des Massengrabes.³³

Immer häufiger drangen die Verwandten jedoch nur bis zu den neuen provisorischen Leichenhallen vor. Diese waren in jedem der fünfzehn Stadtbezirke eröffnet worden, um die Trauerprozessionen auf den Strassen zu verkürzen. Nach Angaben der Verwaltung machten sie «einen schlechten Eindruck auf die Bevölkerung». Wie eine solche Bestattung ablief, wird anschaulich von dem Optikingenieur Dmitri Lasarew beschrieben, der seinen toten Schwiegervater Ende Januar beerdigen lassen wollte:

Der Hausverwalter notierte die Wegbeschreibung zur Bezirksleichenhalle an der Gluchaja-Selenina-Strasse mit Bleistift auf einem Zettel. Er gab uns einen Schlitten und warnte uns, dass Leichen, wenn sie nicht in einem Sarg lägen, jetzt nur noch nach 20 Uhr durch die Strassen gefahren werden dürften. Sogar für diese Jahreszeit war es ungewöhnlich kalt: 35 Grad unter null. Nina, Nika und ich banden den Toten mit Handtüchern an ein Brett und schoben ihn mühsam die dunkle Treppe hinunter. Nina blieb zu Hause, um die Kinder ins Bett zu bringen, – Nika und ich schleppten den Schlitten zur Gluchaja Selenina ... Zuerst zogen wir gemeinsam, dann wechselten wir uns ab, damit der andere den Rücken zum Wind drehen und Gesicht und Hände für eine Weile aufwärmen konnte. Die Strecke – in Wirklichkeit recht kurz – schien endlos zu sein.

Schliesslich erreichten wir die Tore der Leichenhalle, die früher als Feuerholzlager gedient hatte. Die Frau an der Tür, ebenfalls halb tot vor Kälte, wollte Feierabend machen und sagte mit leidender Stimme, wir sollten uns beeilen. Wir zerrten den Schlitten auf einem schmalen geräumten Pfad durch den Hof zu einem grossen Schuppen. Nachdem wir die Tür weit geöffnet hatten, sahen wir im Mondlicht einen Berg

von Leichen, halb angezogen oder in Laken eingenäht und aufgehäuft, als wären sie Feuerholz. Ungeduldig deutete die Frau an, dass der Neuankömmling oben auf den Berg geworfen werden solle ... Niemand sonst war anwesend, und sie, offensichtlich nicht bereit, uns zu helfen, blieb abseits stehen. Wir banden die Leiche von dem Brett los und versuchten vergeblich, sie anzuheben – unseren erschöpften Muskeln fehlte die Kraft. Uns blieb nichts anderes übrig, als sie hinaufzuzerren. Am leichtesten war es, sie an den Beinen zu packen. Stolpernd kletterten wir hinauf, wobei wir auf schlüpfrige, zu Eisblöcken gefrorene Bäume, Rücken und Köpfe traten. Trotz der Kälte herrschte ein erstickender Gestank. Als uns die Kraft völlig ausgegangen war, lagen Kopf und Schultern des armen Wladimir Alexandrowitsch immer noch draussen. Die Frau drückte die Tür des Schuppens gegen seinen Kopf und versuchte, sie zu schliessen. Wir mussten höher klettern, doch wir schafften es nicht. In unserer Verzweiflung machten wir eine ruckartige Bewegung, und die Leiche rutschte seitwärts, so dass der Kopf nach aussen schwang. Gleichzeitig schloss sich die Tür, und etwas raselte. Es war die Frau, die am Türriegel hantierte, um sicherzustellen, dass er nicht wieder aufging. Mehrere Minuten lang standen wir in völliger Finsternis da und hatten Angst, uns zu bewegen ... Die Tür öffnete sich. Vorsichtig, einander an der Hand haltend, stiegen wir ins Freie, und wir alle drei seufzten vor Erleichterung. Die Frau (war sie vielleicht die Chefin der Leichenhalle?) stopfte sich die Papiere nachlässig in die Tasche, und das Begräbnis war vorbei.³⁴

Sechzehn weitere Leichenhallen wurden im April eröffnet, mehrere davon in verlassenen Kirchen, etwa in der Dreifaltigkeitskathedrale und in der Kapelle des Alexander-Newski-Klosters.

Am 15. Januar ordnete der Stadtsowjet an, zusätzliche grössere Gräben auszuschachten: auf dem Bolscheochtinskoje-Friedhof, am anderen Newa-Ufer gegenüber dem Smolny, auf dem Serafimow-skoje-Friedhof in Nowaja Derewnja, auf dem alten lutherischen Friedhof auf der Dekabristen-Insel sowie auf dem Piskarjowskoje-

und Bogoslowskoje-Friedhof in den fernen nordöstlichen Vororten. Jeder der fünfzehn Bezirkssowjets sollte vierhundert Arbeiter für die Schaffung der neuen Begräbnisstätten bereitstellen, doch nur ein einziger war dazu in der Lage, weshalb die Aufgabe von NKWD-Soldaten und Zivilschutzeinheiten übernommen wurde. Die «Komsomolez»-Bagger, mit denen man die Arbeit begann, konnten den anderthalb Meter tief gefrorenen Boden nicht aufbrechen. Deshalb benutzte man Sprengstoff und schwerere AK-Bagger.

In einem zweiten Erlass vom 2. Februar wurden die Bezirkssowjets angewiesen, täglich insgesamt sechzig Lastwagen mit Anhängern zum Einsammeln der Toten aus Leichenhallen und Krankenhäusern bereitzustellen. Fünftonnenlaster sollten pro Fahrt hundert, Dreitonnenlaster sechzig und Anderthalbtonnenlaster vierzig Leichen transportieren. Die Fahrer wurden durch Zusatzrationen – 100 Gramm Brot und 50 Gramm Wodka für alle weiteren Lieferungen – angespornt. Infolgedessen konnte der Bestattungstrust melden, dass man an mehreren Februartagen jeweils «sechs- bis siebenhundert Leichen allein zum Piskarjowskoje-Friedhof gebracht hatte ... Man konnte Fünftonnenlastwagen sehen, die hoch beladen mit Leichen durch die Stadt fuhren, – ihre kaum bedeckte Fracht war doppelt so hoch wie die Seiten des Fahrzeugs, und fünf oder sechs Arbeiter saßen darauf.» Da die Leichen steif gefroren waren, konnten die Sammler eine maximale Anzahl verpacken, indem sie die gleiche Technik wie für Holzscheite benutzten: Die Toten am Rand der Ladefläche wurden senkrecht hingestellt, so dass sie eine Art Zaun bildeten, der die übrigen zusammenhielt.³⁵ Auf den Friedhöfen jedoch konnten die Bagger der Lieferungen nicht Herr werden, so dass sich enorme Rückstände bildeten. Die Verwaltung schätzte, dass es zum schlimmsten Zeitpunkt im Februar auf dem Piskarjowskoje-Friedhof 20'000 bis 25'000 nicht begrabene Leichen gab, die in zweihundert Meter langen und zwei Meter hohen Reihen gestapelt waren.

Durch den Umbau von Ziegelbrennöfen in Krematorien, im Verein mit der sinkenden Sterbeziffer, brachte man die Situation allmählich unter Kontrolle, doch die Massenbeerdigungen setzten sich bis Ende Mai fort. Auf dem Piskarjowskoje-Friedhof, der grössten Beisetzungsstätte, wurden zwischen dem 16. Dezember und dem 1. Mai insgesamt 129 Gräben ausgehoben, gefüllt und wieder zugeschüttet. Die grössten sechs – vier bis fünf Meter tief, sechs Meter breit und bis zu hundertachtzig Meter lang – enthielten laut Angaben der Verwaltung jeweils rund 20'000 Tote. Auf dem Bogoslowskoje-Friedhof füllte man eine nicht mehr benutzte Sandgrube innerhalb von fünf oder sechs Februartagen mit 60'000 Leichen, einen Panzergraben mit 10'000 und mehrere Bombenkrater mit weiteren tausend. Achtzehn Panzergräben am Nordrand des Serafimowskoje-Friedhofs nahmen 15'000 Leichen auf. Insgesamt, berichtete die Verwaltung, wurden in der Stadt 662 Massengräber ausgehoben und gefüllt; Gruben, Krater und Schützengräben nicht mitgerechnet. Wie viele Leichen sie enthielten, ist immer noch umstritten, doch die zutreffendste Schätzung liegt bei einer halben Million Zivilisten, die im ersten Leningrader Belagerungswinter starben.³⁶

«Wir waren wie Steine»

Maria Maschkowa, Akquisitionschefin in der Öffentlichen Bibliothek, einem stattlichen graublauen, im frühen neunzehnten Jahrhundert entstandenen Gebäude an der Ecke Alexanderplatz, Newski-Prospekt, schrieb am 17. Februar 1942:

Tag um Tag vergeht, und mir kommt es bereits zu spät vor, ein Tagebuch zu beginnen. Nicht wiederholbare, erschreckende Dinge geschehen und werden vergessen. Die übrigen, die Belanglosigkeiten, bleiben uns im Gedächtnis. Heute traf ein Stapel Briefe ein, und ich wurde daran erinnert, dass sich ausserhalb Leningrads ein ganz anderes Leben abspielt. Dort können die Menschen sich kein Hundertstel von dem vorstellen, was wir durchmachen.

Durch das Fenster höre ich Artilleriebeschuss. Früher störte er mich nicht, doch nun denke ich beklommen: «Irgendwo bricht ein Gebäude zusammen, und Menschen werden zerquetscht.» Aber was ist das schon, verglichen mit allem, was bereits geschehen ist? Wir alle sind krank. Olga Fjorodrowna [Maschkowas Schwiegermutter] geht es sehr schlecht – was normal ist, denn in einem Raum nach dem anderen liegen Tote, eine Leiche für jede Familie. Es ist fast einen Monat her, seit Anna Jakowlewna Sweinek verhungerte. Sie liegt immer noch in ihrem eiskalten, schmutzigen Zimmer – schwarz, vertrocknet, mit gebleckten Zähnen. Niemand hat es eilig, sie zu säubern und zu beerdigen; alle sind zu schwach, um sie zu beachten. Zwei Zimmer weiter liegt noch eine Leiche: ihre Tochter Asja Sweinek, die ihre Mutter um zwölf Tage überlebte, bevor sie ebenfalls dem Hunger zum Opfer fiel. Asja starb zwei Schritte von meinem Bett entfernt. Wsewolod [Maschkowas

Mann] und ich schleiften sie hinaus, da es in unserem Zimmer zu warm für eine Leiche war.

Fast vor meinen Augen starb N.P. Nikolski, ein Freund von Wsewolod und [früherer] Abgeordneter des Obersten Sowjets. Man brachte ihn auf einem Schlitten herbei, damit er in einem Sanatorium wieder auf die Beine kommen konnte ... In Wsewolods Büro fiel er ins Koma und starb rasch. Dort, auf dem Sofa, blieb er zwölf Tage lang, da niemand sich in der Lage fühlte, ihn zu beerdigen. Insgesamt hat die Bibliothek mindestens hundert Menschen verloren ...

Die Einstellung der Bürger zum Tod, der Tod selbst und die Bestattung haben sich stark vereinfacht. Zuerst war es sehr schwierig. Fertige einen Sarg an – es ist schwer, einen zu besorgen, denn sie kosten 500-700 Rubel –, lass ein Grab schaufeln, was mit Brot bezahlt werden muss ... Dann erschienen Mietsärge, und danach wurden die Toten nur in Laken und Decken gehüllt und auf Schlitten zu den Leichenhallen gebracht. So beerdigte ich W.F. Karjakin, Sinaida Jepifanowas Mann ... und nicht einmal meine abgestumpften Nerven waren allem gewachsen, was ich sah ...

Asja zog nach dem Tod ihrer Mutter bei uns ein ... Als sie dann auch starb, konnte ich ihre Lebensmittelkarten zu meinem Kummer nicht benutzen, denn eine Freundin von ihr war zwei Tage zuvor mit ihnen verschwunden. Kartendiebstahl ist beängstigend und verbreitet ... In Läden und auf den Strassen hört man häufig einen schrillen, aufwühlenden Schrei – und man weiss, dass jemandem die Karte gestohlen oder ein Stück Brot aus den Händen gerissen worden ist. So etwas wirkt unerträglich deprimierend, und das Einzige, was uns rettet, ist Gleichgültigkeit gegenüber menschlichem Leid.¹

Wie war es, all das zu durchleben? Viele Tagebucheinträge versiegen im Januar oder Februar, weil die Verfasser zu erschöpft waren, um zu schreiben, oder weil ihnen die Worte fehlten. Andere verichten sich zu knappen Aufzeichnungen über den Tod von Verwandten und über Lebensmittel, die man erlangt und verzehrt hat. Dagegen werden andere Tagebücher, wie das der Dichterin Olga Berggolz, weitschweifiger: Sie entwickeln sich zu langen, sich wie-

derholenden Ergüssen der Verzweiflung, des Unglaubens, der Schuld, des Zorns und der Furcht. Fragt man einen aus der schwindenden Zahl von Überlebenden, wie er jene Belagerungsmonate im Gedächtnis hat, so enthält seine Antwort wahrscheinlich die Worte *cholod, golod, snarjady, poschary* (Kälte, Hunger, Granaten, Brände). Es ist eine feste Formel, ein Stenogramm, das mit den sich reimenden Endsilben auch als Litanei dienen könnte.

In erster Linie führte der Belagerungswinter zu einer Verengung der Existenz: auf das eiserne Dreieck Wohnung, Brotschlange und Wasserquelle sowie auf unmittelbare Angehörige und Nachbarn. Abgeschieden in ihren dunklen, kalten Wohnungen, abhängig von Schlitten, hausgemachten Lampen und geborgenem Brennstoff, verglichen die Leningrader sich mit Höhlenmenschen, mit Robinson Crusoe und den Polarforschern. Das Vorkriegsleben, das damals so schlecht organisiert zu sein schien, erschien Lidia Ginsburg «Blockademann» nun wie «ein Märchen»:

Wasser, das aus der Leitung kam, – Licht, das anging, wenn man auf einen Knopf drückte, – Essen, das man sich einfach kaufen konnte ... Aus jenem anderen Leben stammen die Radierung über dem Bücherregal und auf ihm der Tonkrug von der Krim – ein Geschenk. Die Frau, die ihm diesen Krug geschenkt hatte, war nun auf dem «Festland», wie man hier den von den Deutschen nicht besetzten Teil der Sowjetunion nannte, und die Erinnerung an sie wurde für N. unverbindlich und vage. Im Winter, als das Chaos völlig die Oberhand gewann, schienen die Vase und sogar die Bücherregale zur selben Kategorie zu gehören wie die Prachtbauten der reichen Kaufmannsfamilie Pogankin in Pskow oder die Ruinen des Kolosseums; es schien, als würden sie nie mehr eine praktische Bedeutung erhalten ...²

Mit der Verengung der physischen Welt ging eine Verengung der Gefühlswelt einher. Überlebende erzählen, sie seien «wie Wölfe»

oder, häufiger noch, «wie Steine» gewesen – Roboter ohne Gefühle oder Interessen ausser dem, ihr eigenes Leben zu verlängern. Der Anblick eines Fremden, der auf der Strasse zusammenbrach – was im November und Dezember noch ein moralisches Dilemma ausgelöst hatte: sollte man stehen bleiben, helfen und damit riskieren, keine Lebensmittel für die eigene Familie heimzubringen, oder sollte man vorbeigehen? –, war im Januar und Februar kaum noch der Aufmerksamkeit wert. Am 13. Januar machte sich Alexander Boldyrew zum Wissenschaftlergebäude auf, um sich dort «Sojasuppe» ausschenken zu lassen. Dabei erfuhr er, dass ein Nachbar, «der in den beiden letzten Monaten ganz alt und wackelig geworden war», auf der Strasse kollabiert sei, wonach vorbeikommende Soldaten ihn ins Haus geschleppt hätten. «Er ist immer noch da, auf der Treppe, und scheint zu sterben. Aber ich ging nicht hinein, sondern begab mich zum Mittagessen. Der Hin- und Rückweg nimmt all meine Kraft, meine tägliche kleine Reserve, in Anspruch. Golo-wan war ebenfalls unterwegs zum Essen, aber seine Reserve reichte nicht aus.»³ Die Pförtner, bemerkte ein anderer Tagebuchschreiber, forderten Personen, die sich auf den Stufen ihres Gebäudes ausruhten, zum Weitergehen auf, denn wenn ein Passant starb, war es die Pflicht des Türstehers, ihn zur Leichenhalle zu befördern. «War die Person jedoch gut gekleidet, zeigte der Pförtner sich höflicher und bot sogar einen Stuhl an, denn er wusste, dass er später die Kleidung an sich nehmen konnte.»⁴ Genauso verkümmerten die Emotionen innerhalb von Familien. Der Tod geliebter Ehemänner oder Eltern weckte bloss noch die Erleichterung über eine zusätzliche Lebensmittelkarte und dazu die Sorge, wie man sich der Leiche entledigen sollte.

Für fast jeden war es unmöglich, an etwas anderes als an Nahrung zu denken. Sie zu beschaffen, zuzubereiten, aufzubewahren, zu berechnen, wie lange sie ausreichen würde – all diese Dinge wurden zu allgemeinen Obsessionen, genau wie die Erinnerungen an

vergangene Mahlzeiten. «Wenn er eine Strasse entlang ging», schrieb Ginsburg über ihren «Blockademenschen»,

rief er sich dabei der Reihe nach alles ins Gedächtnis, was er am Morgen oder am Vortag gegessen hatte, er überlegte, was er heute noch alles essen könne, oder verlor sich in Berechnungen, die sich stets um Zuteilungen und Lebensmittelmarken drehten. Und er grübelte so vertieft und angestrengt, wie er es früher nur getan hatte, wenn er beim Schreiben über etwas äusserst Wichtiges nachdachte ...

Hatte es denn im früheren Leben nicht schon einmal etwas Ähnliches gegeben? Ach ja, natürlich – es ist genau wie bei einer missglückten Liebesbeziehung ...⁵

Andere wurden von «Brotmanie» ergriffen: Sie stellten sich vor, eine Scheibe Schwarzbrot nach der anderen in Sonnenblumenöl zu tunken oder einen endlosen Vorrat von Weissbrötchen zu vertilgen. (Der Schriftsteller Warlam Schalamow, der zur selben Zeit in den Goldminen von Kolyma hungerte, schrieb: «Wir alle hatten den gleichen Traum über Roggenbrote, die wie Meteore oder Engel vorbeiflogen.») Neue Verhaltensregeln entstanden im Zusammenhang mit dem Essen. Manche Familien verzehrten alles, was sie für den Tag erhalten hatten, in einem Zug, während andere es auf drei «Mahlzeiten» verteilten. Speisen konnten zusammengelegt und für alle zu gleichen Teilen oder nach den jeweiligen Bedürfnissen aufgetischt werden, oder jedes Familienmitglied durfte das essen, «was ihm laut seiner Ration zustand». Die Zubereitung wurde zu komplizierten Ritualen ausgedehnt. Die Schilinskis mischten Teeblätter, die sie mehrere Male benutzt hatten, mit Salz und assen sie mit einem Teelöffel. Boldyrews vierjährige Tochter bekam Wutanfälle, wenn der Tisch nicht ordnungsgemäss gedeckt war und wenn «Mahlzeiten» nicht mit einer festgelegten Formel eingeleitet wurden: «Der Tee ist so kalt, dass Fliegen und Mücken darauf Schlitt-

schuh laufen und Schlitten fahren, und man darf ihn ohne Tasse und ohne Löffel trinken, direkt aus der Untertasse.» («Dies», schrieb ihr Vater, «wird bei jeder Tasse ungefähr fünfmal rezitiert wie ein seltsamer, fast widerwärtiger Zungenbrecher ... eine kindliche Reaktion auf das Chaos der Umgebung.»⁶) Die Traditionen der Gastfreundschaft lösten sich unweigerlich auf. «Ich weiss, dass sie Hunger hat», notierte Klara Rachman über die gerade verwitwete, verlaute Mutter einer Schulfreundin, die um *duranda* bettelte. «Aber sie sollte begreifen, dass es in solchen Zeiten peinlich ist, um etwas zu bitten.» (Rachmans eigener Vater, ihr «geliebter Papotschka», sollte im März sterben.)⁷

In jener Zeit griffen die Leningrader zu den abwegigsten Ersatzmitteln: Sie kratzten getrockneten Leim von der Rückseite der Tapeten und kochten Schuhe und Gürtel auf (allerdings entdeckten sie, dass sich die Gerbereiverfahren seit den Tagen Amundsens und Nansens geändert hatten, weshalb diese Produkte zäh und ungeniessbar blieben). Auf den Strassenmärkten verkaufte man «Badajew-Erde», die unter den verbrannten Überresten der Badajew-Lagerhäuser ausgegraben worden und angeblich mit verkohltem Zucker durchsetzt war. Igor Krugljakow und sein Schulfreund schlichen an Wächtern vorbei, um sich zu bedienen:

Ich fand etwas, das ein Stück Zucker zu sein schien, und steckte es mir in den Mund. Ich lutschte es auf dem gesamten Heimweg. Es löste sich nicht auf, aber es schmeckte süss. Zu Hause spuckte ich es in meine Hand, und es war nur ein gewöhnlicher Stein ... Mama schimpfte uns natürlich aus, aber da sie mich nicht kränken wollte, tat sie so, als hätte ich ein wenig Zucker mitgebracht. Sie verrührte ihn mit Wasser, und es war, als tränken wir süssen Tee.⁸

Sich selbst Lebensmittel zu versagen, um sie anderen geben zu können – was Hunderttausenden von Leningradern gelang –, wurde zu einem Akt der Nächstenliebe und der höchsten Selbstbeherrschung.

Im Januar waren Jelena Kotschina und ihr Mann zu Freunden gezogen. Als sie am 1. Februar in ihre eigene Wohnung zurückkehrte, fand sie die Tür geöffnet und die Möbel zerstückelt vor. «Warum zerhackst du unsere Möbel?», fragte ich die Nachbarin. «Wir frieren», lautete die lakonische Antwort. Was konnte ich darauf sagen? Sie hat zwei Kinder, und die frieren wirklich.» Vier Tage später lag eine Leiche in ihrem Bett, «so flach, dass die Decke dort, wo Kopf und Füße sein sollten, nur leicht erhöht war. Nachdem ich ein Stuhlbein abgehackt hatte, verliess ich meine Wohnung, ohne mich zu erkundigen, wer der Tote war.» Zwei Tage später waren noch zwei Leichen hinzugekommen. «Anscheinend haben die Nachbarn in meinem Zimmer eine Leichenhalle eingerichtet. Nur zu – Tote stören mich nicht.»⁹

Am häufigsten wurden sich die Leningrader des Ausmasses der Tragödie bewusst, wenn sie ihre «Höhlen» verliessen, um die Beerdigung eines Verwandten zu arrangieren. Als Dmitri Lichatshows mürrischer Vater, der so talentiert Holz gehackt hatte, im März starb, wusch er ihn mit Toilettenwasser, bedeckte seine Augen mit Rubelmünzen aus dem achtzehnten Jahrhundert, nähte ihn in ein Laken ein und band ihn an einen breiten Doppelschlitten, den er aus zwei kleineren, verbunden durch ein Sperrholz, hergestellt hatte. Als Erstes schleppten seine Frau und er die Leiche zur Wladimir-Kathedrale, wo ein Priester den Bestattungsgottesdienst verrichtete und den Toten mit Erde besprenkelte (eine zweite Handvoll fügte er im Namen einer Frau hinzu, deren Sohn an der Front verschollen war). Dann brachten sie seinen Vater zu einer neu eröffneten «Leichenhalle» auf dem Gelände eines Konzertsaals, wo Tausende von Verstorbenen im Freien aufgestapelt waren. Lichatshow wollte einen Lastwagenfahrer überreden, seinen Vater mit

der ersten Ladung zur Beerdigung mitzunehmen. Sonst, fürchtete er, werde man das Leichentuch aufreissen und dem Toten die Goldzähne ziehen. Doch der Fahrer weigerte sich.¹⁰

Olga Gretschinas Mutter starb am 24. Januar zu Hause. Entschlossen, ihr das bestmögliche Begräbnis zuteil werden zu lassen, kauften Olga und ihr jüngerer Bruder Wowka für Brot und zweihundert Rubel einen Sarg vom Pfortner. Obwohl der Sarg wegen des Holzmangels ein wenig zu kurz war, machten sie ihn im Rahmen des Möglichen präsentabel, indem sie ihn mit einem Laken und einer Decke auskleideten und einen Spitzenbesatz aus einem Schal ihrer Mutter anfertigten. Erstaunlicherweise konnte Olga Frauenhaarfarn in einem fast leeren Blumenladen am Newski-Prospekt erstehen. «Der Sarg sah gut aus», erinnerte sie sich:

Ich war mit meiner Arbeit zufrieden, ohne je daran zu denken, welchen Zweck sie hatte ... Es kam mir einfach sehr merkwürdig vor, diese weisse Gestalt unter dem Laken anzusehen. Warum, wer ist das? Ich schaute sie an, und es war nicht Mama, sondern der Tod selbst – ein mit Haut überzogener Schädel, Hände, die wie Hühnerkrallen aussahen (diese Erinnerung verfolgte mich so sehr, dass ich fünfundzwanzig Jahre lang kein Huhn mehr ausnehmen konnte). Da sie es nicht ist, muss ich sie so schnell wie möglich loswerden, und dann wird alles in Ordnung sein. Mit einer Art fröhlicher Energie machte ich mich an die Organisation. Ich besorgte ein Grab und lud unsere Verwandten ein ...

Die Zusammenkunft wurde durch ihren Onkel Serjoscha verdorben, der sonderbar gekleidet eintraf, wie ein Kind wimmerte und dauernd wiederholte, dass er Suppe haben wolle (er starb ein paar Wochen später). Unterstützt vom Sohn des Pfortners, zerrten sie den Sarg auf einem Schlitten von der Majakowski-Strasse zum Suworow-Prospekt, vorbei am Smolny und über die Bolscheochtinski-Brücke zum Bolscheochtinskoje-Friedhof. Während sie sich den Friedhofstoren näherten, kamen sie immer häufiger an «Mumi-

en» vorbei, die, in Bettlaken oder alte Vorhänge eingewickelt, am Strassenrand zurückgelassen worden waren. Ein Sarg war behelfsmässig aus einem Sofa angefertigt und mit einem Kranz aus purpurn gefärbten Holzspänen geschmückt worden; ein Kind lag im Gehäuse einer altmodischen Uhr. Olgas Mutter dagegen erhielt ein «richtiges Grab, auf Bestellung ausgehoben, doch nicht sehr tief», und ein Kreuz aus Brettern, auf dem ihr Name und ihre Lebensdaten mit unauslöschlicher Schrift eingetragen worden waren.¹¹

Überlebende der Belagerung verspürten den unwiderstehlichen Drang, ein Muster hinter den Todesfällen zu finden – eine Begründung dafür, wer am Leben blieb und wer starb. Laut einer Version gingen die Besten – die «edlen, zurückhaltenden, gewissenhaften», wahren Petersburger – als Erste dahin, weil sie in einem darwinistischen Ringen den Kürzeren zogen. Nach einer anderen (verbreiteteren) Ansicht waren Zurückhaltung und Gewissenhaftigkeit dagegen äusserst nützlich: Um zu überleben, habe man gewisse Massstäbe wahren müssen. Das heisst, man wusch sich die Haare, rasierte sich, fegte das Zimmer, deckte den Tisch für die «Mahlzeiten», putzte sich die Zähne mit Holzkohle, ass die Katze nicht auf, leckte seinen Teller nicht ab, liess den Toiletteneimer nicht überfliessen und warf keinen Kot aus dem Fenster. «Wenn jemand aufhörte, sich Hals und Ohren zu waschen», berichtete ein Überlebender, «wenn er nicht mehr zur Arbeit ging, seine Brotration in einem Rutsch ass und sich dann hinlegte und zudeckte, dann weilte er nicht mehr lange auf dieser Welt.»¹²

Diese Regeln galten auch für Kinder. Jelena Kotschina und ihr Mann zogen Ende Januar bei der äusserst disziplinierten Familie eines Kollegen ein, weil sie sich ein wärmeres Zimmer erhofften (nur um sofort enttäuscht zu werden). Seine Kinder, «blass wie Kartoffelsprossen», sassen tagsüber bewegungslos nebeneinander, so mit

Gehorsam gesättigt wie ein Schwamm mit Wasser. N. A.'s Frau Galja und ihr Kindermädchen arbeiten, als wären sie Aufziehhuren. N. A. setzt sie jeden Morgen in Betrieb und gibt ihnen ihre Aufträge für den Tag ... Er sieht der Funktionsweise seines Haushaltsapparats aufmerksam zu, erhöht oder verringert die Belastung, verkleinert oder vergrößert die Ration genau im richtigen Moment. Er verwahrt das Brot in seinem Schreibtisch, wiegt es dreimal am Tag und händigt jedem die ihm zustehende Portion aus.¹³

Lichatschow und seine Frau liessen ihre vierjährigen Töchter Dichtung auswendig lernen, zum Beispiel Auszüge aus *Eugen Onegin* – die Ballszene und Tatjanas Traum – sowie ein Liebesgedicht von Anna Achmatowa. Die Mädchen benahmen sich laut Aussage seiner Frau «wie Heldinnen. Wir hielten die Vorschrift ein, nicht über Speisen zu sprechen, und sie gehorchten! Bei Tisch baten sie nie um Essen, waren nie ungezogen, sondern schrecklich erwachsen, langsam, ernst. [Den ganzen Tag] sassen sie dicht an der *burschuika* und wärmten sich die Hände.»¹⁴ Eine andere Haushaltsvorschrift besagte, dass man sich täglich wusch, zumindest Gesicht und Hände, und dass man sich, nachdem die Toilette eingefroren war, auf dem Boden erleichterte, zu dem die Familienmitglieder mühelos Zugang hatten, da sie in der fünften Etage wohnten. («Zum Glück», verzeichnet Lichatschow, «brauchten wir uns nur einmal pro Woche oder sogar nur einmal alle zehn Tage dorthin aufzumachen ... Als es im Frühjahr wärmer wurde, erschienen oben im Flur braune Flecke. Wir hatten immer die gleichen Stellen aufgesucht.»)

Zusammengedrängt in einer Gemeinschaftswohnung an der Petrograder Seite, unterstützten die Mitglieder von Dmitri Lasarews erweiterter Familie einander genauso bereitwillig. Obwohl zwei Angehörige des Haushalts – ein Freund der Familie und sein Schwiegervater – im Winter starben, wurde die Wohnung (wie Ma-



Soldaten marschieren am Newa-Kai entlang; im Hintergrund Troizki-Brücke und St.-Peter-und-Paul-Kathedrale, Sommer 1941.



TASS-Anschlagbrett vor der Redaktion der *Leningradskaja prawda*, Juli 1941.



Eine Versammlung in den Kirow-Werken, Juni 1941.



Bombenschäden und bäuerliche Flüchtlinge vor der Eremitage,
September 1941.



Der Hof des Jugendtheaters nach Artilleriebeschuss, Oktober 1941.



Isaakskathedrale und Falconets Statue Peters des Grossen, bedeckt mit Brettern und Erde.



«Zuhörer» an den Mauern der Peter-und-Paul-Festung.



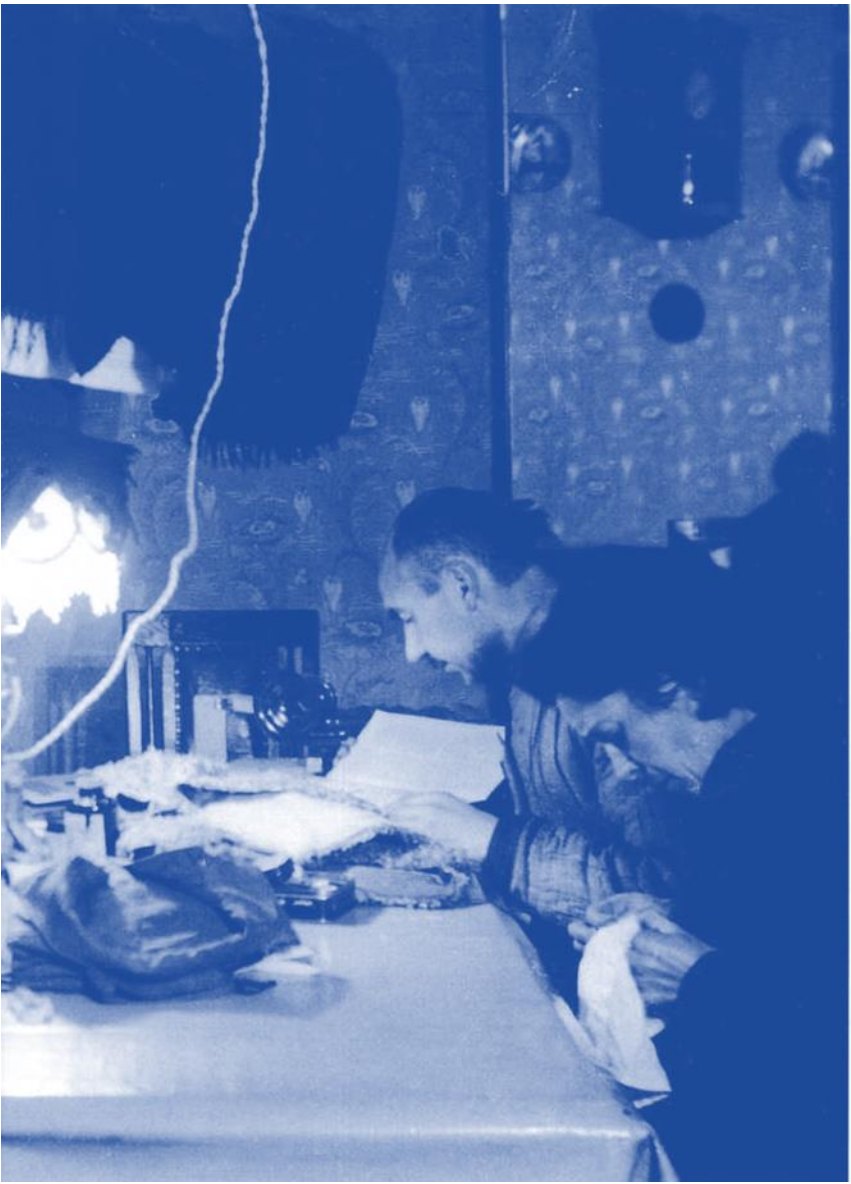
Kleiderwäsche an einem gebrochenen Rohr und Fleischmitnahme von einem durch Artilleriebeschuss getöteten Pferd.



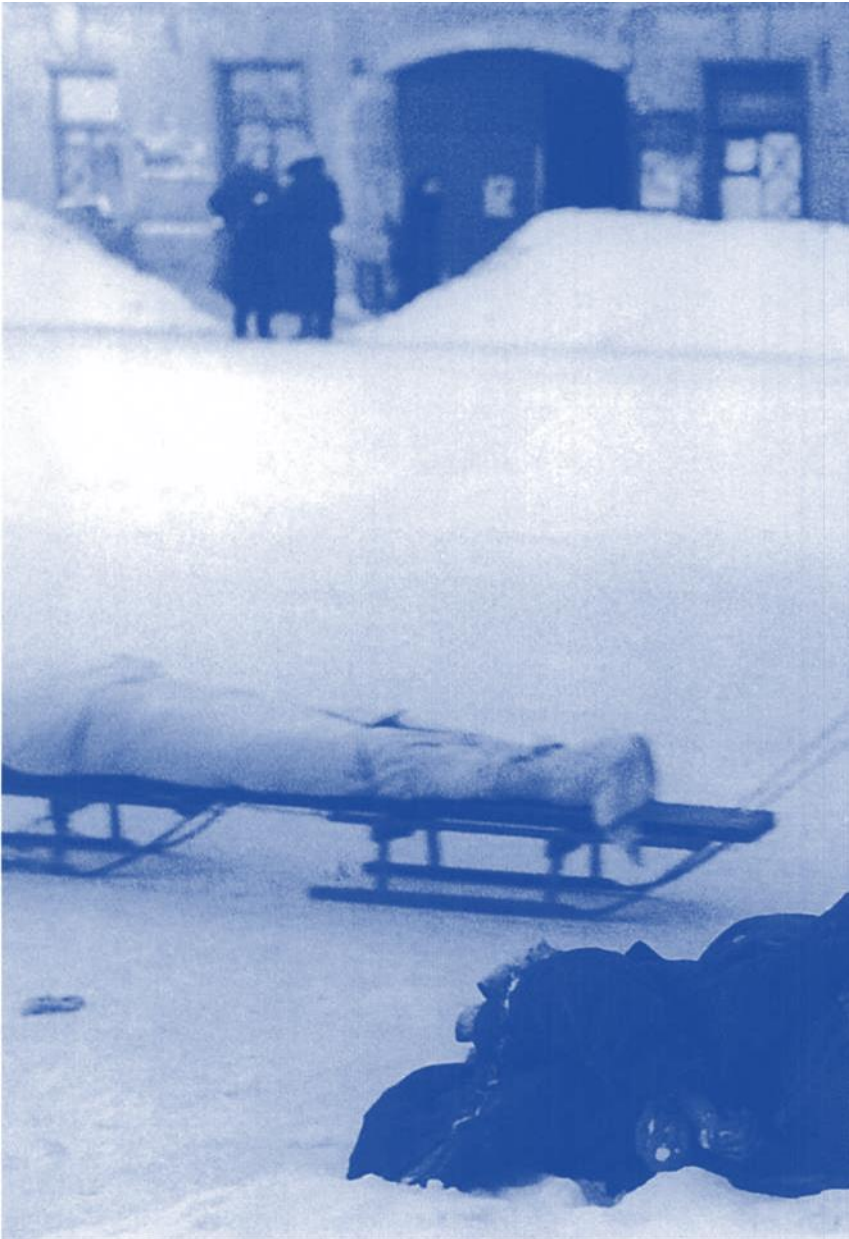
Ein «wohlgenährter Mensch» und ein «Dystrophiker»,
Ligowski-Prospekt, Dezember 1941.



Die Familie Nikitin, Januar 1942. Nikolai Nikitin, ein Eisenbahningenieur, starb, ebenso wie seine links sitzende Mutter, im April 1942 an einer Hungerkrankheit. Seine Frau und seine Kinder über-



lebten und wurden im folgenden Dezember aus der Stadt evakuiert.
Das Foto nahm Nikolais Bruder Alexander auf, der im Winter
1942/43 spurlos verschwand.



Februar 1942, der Höhepunkt des Massentodes. Im Januar, Februar und März 1942 verhungerten monatlich mindestens 100'000 Leningrader.





Evakuierungskandidaten brechen an der Eisstrasse auf, April 1942.



Viele überlebten die Reise nicht. Einige von Tausenden, die unterwegs starben, Kobona, April 1942.



Ecke Newski-Prospekt/Malaja Morskaja, Sommer 1942.
Äusserlich kehrt die Stadt zur Normalität zurück...



... doch die Todesraten bleiben hoch.





Siegessalut, Troizki-Brücke, 27. Januar 1944.



Wiederaufbau: Blick auf den Newski-Prospekt,
gegenüber das Belosselski-Beloserski-Palais.



Entlassung aus dem Militärdienst, Juli 1945.

rina Jeruchmanowas Zimmer im Jewropa) zu einer «Arche». Lasarew und seine Frau lenkten die Kinder – eine sechsjährige Tochter und eine neunjährige Nichte – ab, indem sie ihnen vorrevolutionäre Detektivgeschichten vorlasen und Scharaden mit ihnen spielten. Eine, an die ihre Töchter sich erinnerten, betraf das Wort *blokada*. Für die Silbe *blök* spielten sie eine Szene aus einem Gedicht von Alexander Blök nach, für *ad* – auf Russisch «Hölle» – einen Teufel, der eine Seele in einer Bratpfanne brutzeln liess. Für das ganze Wort taten sie so, als zögen sie stolpernd einen Schlitten durchs Zimmer.¹⁵

Doch die Tagebücher und Erinnerungen stammen fast definitionsgemäss von Familien, denen es gelang, durchzuhalten und zusammenzustehen. Sehr vielen gelang es nicht, und die Beschreibungen derjenigen, die den Kampf aufgaben – gekennzeichnet durch die stets verschlossene Tür; durch Dunkelheit, Gestank und Kälte; durch stille Gestalten unter aufgehäuften Decken; durch irres Gemurmelte –, sind zahlreich und nahezu identisch. Mit einer Mischung aus Abscheu und Mitleid verzeichnete Maria Maschkowa die Auflösung von benachbarten Familien in der Sadowaja-Strasse 18 (die meisten Mieter waren, wie sie, Angestellte der Öffentlichen Bibliothek). Eine Nachbarin, kurz zuvor noch Oberhaupt eines «starken, wachsamem, energiegeladenen» Haushalts, hatte miterlebt, wie ihr Mann zur Armee eingezogen wurde, wie ihre Eltern vor dem Tod in Gezänk und Diebstahl verfielen und wie ihre Tochter in ein Kinderheim gebracht wurde. Danach interessierte sie sich nur noch fürs Essen: «[Ihr] überwältigender Wunsch ist es, endlos zu essen, Speisen zu schmecken und zu geniessen ... Die Heimatbesuche ihres Mannes erschreckten sie, denn sie hatte Angst, dass er ihre Brotportion mitnehmen würde. Ich erkenne diesen Geisteszustand wieder – er ist auch in mir, in Olga, in jedem.»¹⁶ Eine andere Frau wendete sich gegen ihren zehnjährigen Sohn, nachdem er seine Lebensmittelkarte verloren hatte:

Was mich immer wieder erstaunen wird, ist die Metamorphose, die diese liebende Mutter durchlebt hat. Früher zogen wir sie immer damit auf, dass sie so viel Wirbel um ihren Igorjok machte ... Nun aber hat sie sich in eine Wölfin verwandelt, denn der Hunger hat sie ihrer Menschlichkeit beraubt. Ihr einziges Interesse richtet sich darauf, einen Brocken Essen von Igor zu erhaschen, und ihre einzige Befürchtung ist die, dass er ihr einen Brotkrumen wegnehmen oder ihr einen Löffelvoll Suppe, hergestellt aus ihrem Getreide, stehlen könnte. Als ich mit ihr darüber sprechen wollte, wie Igor zu helfen sei, hörte sie mir nicht einmal zu. Sie wurde von der Angst gequält, dass er ihre Karte in die Hände bekommen oder ihr Brot essen würde. Kategorisch erklärte sie: «Jeh habe Hunger, ich will leben. Igor und sein Hunger sind mir egal. Er hat seine Karte verloren, also soll er sich selbst um das Problem kümmern.» Sie wird nichts mit ihm teilen, denn sie muss überleben. Alles andere interessiert sie nicht. Sie ist von Zorn und Neid auf jeden erfüllt, der noch auf den Beinen ist... Igor stand nur da, sagte nichts und verschlang ein Stück Brot, das die Nachbarn ihm aus Mitleid gegeben hatten. Sie rief wütend: «Glaub seinen Klagen nicht! Sieh mal, mit was für einem Riesenstück Brot er sich gerade vollgestopft hat, während ich hungrig und schwach hier liege.» Igor ist, trotz des Grauens und der Tragik seiner Situation, ruhig und beschwert sich nie. Vielleicht ist er nicht mehr zurechnungsfähig.¹⁷

Für die Mieter von Gemeinschaftswohnungen, die sich Küche, Badezimmer und Flur teilten, war der Zusammenbruch von Nachbarn ein sehr nahes Ereignis. Der neunjährige Igor Krugljakow, der durch die eiserne Disziplin seiner Mutter und Grossmutter am Leben erhalten wurde (niemand durfte vom Tod sprechen, und seine Schwester und er mussten täglich zehn Minuten draussen im Schnee stehen, damit sie Licht und Luft bekamen), hörte, wie sich das Paar im Nachbarzimmer zuerst stritt, bevor beide handgreiflich wurden und dann ein Hämmern an der Wand ertönte, als die Frau ihr Baby erschlug.¹⁸

Ein perfekter Überlebender war der Iranologe Alexander Boldy-

rew. Gut aussehend, egoistisch und von beissenden Humor, war er den Säuberungen von 1936/37 entgangen, indem er sich lange mit Magengeschwüren im Krankenhaus aufhielt oder Forschungsreisen in ferne Teile Zentralasiens unternahm. Bei Kriegsausbruch entzog er sich der Einberufung mit Hilfe seiner Geliebten, einer Kollegin in der Eremitage, die ihren schwer geprüften Ehemann veranlasste, bei Museumsdirektor Jossif Orbeli Fürsprache für Boldyrew einzulegen. Obwohl dieser kein Parteimitglied war, nutzte er während der Belagerung unermüdlich seine Beziehungen und liess sich nicht nur in der Eremitage, sondern auch im Wissenschaftlergebäude und im Orientalischen Institut registrieren. So konnte er in jedem täglich ein «Mittagessen» zu sich nehmen. Von der Eremitage verschaffte er sich ebenfalls eine Arbeiterlebensmittelkarte und erstaunlicherweise 1'417 Rubel als Entschädigung für seinen verlorenen Sommerurlaub. Ausserdem hielt er Vorträge – über «Peters Flotte», «Die Literatur der Brudervölker Zentralasiens» und «Das heutige Afghanistan» – vor Seeleuten der vom Eis gefangenen Leningrader Schiffe. Manchmal musste er ohne Entgelt einen langen Spaziergang durch die Stadt machen, um diese Aufträge zu erfüllen, doch gewöhnlich brachten sie ihm eine Mahlzeit und ein paar Sternchen-Zigaretten ein. Sein Belagerungstagebuch erscheint wie eine sich dauernd ändernde Liste von Beamten, bei denen er vorstellig werden, von Schulden, die er einfordern, und von Tauschgeschäften, die er machen musste. Er selbst vergleicht all das damit, «in einem Sumpf von einem Grasbüschel zum anderen zu springen».¹⁹ Zudem verlor er weder die Hoffnung – die Belagerung werde bald aufhören; England werde bald eine zweite Front eröffnen – noch seinen Humor. «Dauernd», schrieb er am 10. Februar, «ob ich sitze, stehe oder liege, werde ich an meine extreme Abmagerung erinnert. Besonders auffällig ist das Verschwinden meines Gesässes, des einzigen wirklich charakteristischen Aspekts meiner Person, auf den ich

sehr stolz war. Nun habe ich überhaupt keinen Hintern mehr; mein Becken und meine Hüftknochen klappern gegen den Stuhl.»

Obwohl seine Familie alles andere als harmonisch war (seine Frau zankte sich unablässig mit seiner Mutter und Boldyrew seinerseits mit seiner Frau), agierten sie weiterhin als Team. Boldyrew brachte «Hefesuppe» und «Gelee» aus seinen verschiedenen Kantineen heim, seine Frau spendete Blut (wofür zusätzliche Rationen verteilt wurden), und seine Mutter stellte sich nach Lebensmitteln an. Auch hatten sie das Glück, mit zahlreichen ererbten Wertsachen handeln zu können. Neben Kleidung und Schuhen verkauften sie im Lauf des Winters drei Uhren – Boldyrews eigene («Oh, wie schwer es ist, sich von ihr zu trennen!»), die seines toten Vaters und die Longines-Uhr seiner Frau – für zehn Kilo Mehl und fünf Kilo Rinderfett, eine Zigarettenspitze aus Bernstein (für 200 Gramm Brot), zwei Bestecke mit jeweils acht silbernen Dessertlöffeln (für 2 Kilo Brot und 700 Gramm Fleisch), ein silbernes Sahnekännchen und eine silberne Zuckerschüssel, Porzellantetassen (an das alte Fabergé-Geschäft in der Morskaja für 670 Rubel, womit sie einen Liter Sonnenblumenöl erstanden) und den Ehering seiner Mutter. Diese Verbindung aus Hartnäckigkeit, Kooperation und Glück rettete Boldyrew, seine Frau und Tochter, nicht jedoch seinen Schwager, seinen Onkel und seine Mutter, die alle zwischen Dezember und Mai verhungerten.

Abends lag Boldyrew auf einem Sofa neben dem Ofen, der mit Möbeln und Bilderrahmen beheizt wurde, und las Romane. Am 19. Dezember beendete er *Grosse Erwartungen*. «Ein unbeschreibliches Vergnügen – die einzigen Teile, die mir auf die Nerven gehen, sind die wiederholten, ach so englischen Essenspassagen.» Am folgenden Tag begann er Priestleys *Die guten Gefährten* – «Bis jetzt wunderbar. Sein Hauptreiz ist England, das heutige England» –, das er «mit grossem Bedauern» abschloss, denn «es war genau das Buch,

das ich mir gewünscht hatte». Als Nächstes kamen Kiplings von Hitze und Licht erfülltes Buch *Kim* («eine himmlische Freude») und Bulwer-Lyttons Kritik des Regency-Strafrechtssystems, *Paul Clifford*, an die Reihe. Im März las er Maupassant sowie Fenimore Coopers *Der letzte Mohikaner* und im April Joseph Conrads *Spiel des Zufalls* über ein junges Mädchen, das nach der Inhaftierung ihres Vaters von der Gesellschaft geächtet wird.

Es ist ein Belagerungsklischee, dass das eingeschlossene Leninrad seiner Gefangenschaft durch die Lektüre von Büchern entgangen sei. («Ich lese hauptsächlich Balzac und Stendhal», soll ein Vorarbeiter der Kirow-Werke Alexander Fadejew, einem Auftragschreiber der Partei, der im Frühjahr aus der Stadt «Bericht erstattete», mitgeteilt haben.) Tatsächlich wird das Klischee durch die Lebenserinnerungen und Tagebücher bestätigt. Bei Kriegsbeginn las laut Ginsburg jeder, der «die Kraft zum Lesen hatte, ... gierig *Krieg und Frieden*», denn «Tolstoj hatte ein für allemal Gültiges zur Tapferkeit gesagt, über den Menschen, der hinter der allen gemeinsamen Sache eines Volkskrieges steht».²⁰ Georgi Knjasew gab sich an einem der Tage, als seine Frau mit leeren Händen vom Lebensmittelverteilungspunkt der Akademie zurückkehrte, mit «Weltgeschichte», der hethitischen Kultur und (untypischerweise) der französischen *Décadence* ab.²¹ Am pechschwarzen Nachmittag des 14. Januar sass Vera Inber in Mantel und Handschuhen da und las *Spektralanalyse des Chlorophylls*, von dem grossen Botaniker Kliment Timirjasew im neunzehnten Jahrhundert geschrieben, mit einer fast visionären Beschreibung von Pflanzen, die Sonnenenergie in irdisches Leben verwandeln. «Unmessbare Oberfläche von Blättern», schrieb sie in ihrem Tagebuch. «Diese Worte lassen mich an einen wogenden Ozean aus grünem Laub und Lichtpartikeln denken, der durch das eisige Universum auf uns zufliegt.»²² Ein Leutnant der Roten Armee, der die Verantwortung für Fesselballons hatte, las Jules Vernes *Geheimnisvolle Insel*. Daraus bezog und ver-

wirklichte er den Gedanken, Wasserstoff für das Innere der Ballons zu verwenden und damit die Motoren zu betreiben, die für die Landung benötigt wurden?³ Maria Maschkowa durchsuchte die Antiquariate nach Schätzen aus den hastig verkauften Bibliotheken von Evakuierten. Für sich selbst erwarb sie Herzen, Dostojewski und *Die Pickwickier* («langweiliger, unsinniger Humor; ich bin verblüfft darüber, dass es veröffentlicht wird, sogar für Kinder») und für ihren zehnjährigen Sohn Bücher von Jules Vernes, eine Pissarro-Biografie und Mayne Reids Wildwestabenteuer. Ein anderer Überlebender der Belagerung, der damals zehn Jahre alt war, erinnert sich an eine ähnlich eskapistische Leseliste: Puschkins Märchen, Twains *Prinz und Bettelknabe*, Darwins *Die Fahrt der Beagle* und Ernest Thompson Setons *Zwei kleine Wilde* über einen Stadtjungen, der sich in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts dem Indianerleben in der Wildnis von Ontario anpasst.

Die Leningrader lasen nicht nur, sie schrieben auch: Knjasew seine Kataloge, Inber Gedichte, Lichatschow eine historische Darstellung des mittelalterlichen Nowgorod und Olga Freudenberg einen Artikel über die Ursprünge der griechischen Epen, bis ihr Tintenfass beinahe zu einem violetten Klumpen gefror. Anna Ostroumowa-Lebedewa hörte erstaunlicherweise nie auf, die Schönheit zu würdigen, während sie im tiefsten Februar detailliert das Aussehen kahler, frostbedeckter Zweige vor dem Hintergrund des Himmels beschrieb. Sie versuchte, ihre zunehmend lethargischen halbwüchsigen Neffen Petja und Boba – «blass und dünn wie Papier» – abzulenken, indem sie ein Stilleben aus Büchern und einer Vase mit Herbstblättern arrangierte, das die beiden zeichnen sollten (Boba starb, Petja überlebte). Michail Steblin-Kamenski, ein Folklorist und Freund Boldyrews, beschäftigte sich mit griechischer Grammatik und wollte sich selbst einreden, dass ihm «eine einzigartige Gelegenheit geboten wurde, das Leben in seiner seltsamsten und disanziertesten Form zu beobachten». Er hatte häufig versucht, sich

das mittelalterliche Russland in einer Zeit der Hungersnot oder Pest auszumalen, und nun konnte er sich von der Realität überzeugen. Kein Wunder, dass der Chronist von einem Drachen schrieb, der über das Land hinwegfegte und Frauen und Kinder ergriff?⁴ Der Archäologe Boris Pjotrowski, der im Keller der Eremitage wohnte, schrieb eine Geschichte von Urartu, dem verlorenen, im siebten Jahrhundert blühenden Königreich an den Ufern des Sees Wan.

«Schrecklich kalt», kritzelte er an den Rand, «so kalt, dass es schwer ist zu schreiben.»²⁵ Im Zoo verzeichnete Nikolai Sokolow die Reaktionen verschiedener Arten auf Artillerief Feuer. Paviane und andere Affen wurden während des Beschusses hysterisch, gewöhnten sich jedoch rasch an Fesselballons und liessen nur «normale Neugier» gegenüber Suchscheinwerfern und Leuchtkugeln erkennen. Völlig unerschüttert war der Bär des Zoos, als ein Geschoss seinen Käfig zerbrach: Er «blieb friedlich liegen und sog an seiner Tatze». Ähnliche Kaltblütigkeit bewies eine sibirische Bergziege, als eine Sprenggranate in ihrem Gehege landete, denn sie spähte mit ruhigem Interesse in den Krater. Der Emu blieb «allem gegenüber völlig teilnahmslos» – infolge «seines eingeschränkten Verstandes», wie Sokolow dachte.

Aber Bücher wurden nicht nur gelesen oder geschrieben, sondern dienten natürlich auch als Brennstoff. «Wir machen Feuer und verschaffen uns Wärme», notierte Freudenberg, «heizen mit Memoiren und dem Fussboden ein, wobei Prosa mehr Hitze spendet als Lyrik, und Historisches bringt einen Teekessel zum Kochen.»²⁶ Boldyrew teilte seine Bücher, wie seine Möbel, in drei Kategorien: «behalten», «verkaufen» und «verbrennen». Stück um Stück warf Lichatschow die Protokolle der vorrevolutionären Duma in seine *burschuika* und verschonte nur das der letzten Sitzung, eine Rarität. Olga Gretschina verbrannte die Bücher ihres Onkels über römisches Recht. Wie sie feststellte, spendete Papier aus dem neunzehnten Jahrhundert mehr Hitze als das dünne sowjetische Material. Eine

andere Familie begann mit Nachschlagewerken und technischen Handbüchern, ging dann zu Zeitschriftenbänden, deutschen Klassikern, Shakespeare und schliesslich zu vielbändigen blauen und goldgeprägten Puschkin- und Tolstoi-Ausgaben über.²⁷

Ein anderes Belagerungsklischee, das durch die Tagebücher untermauert wird, bezieht sich auf die Rolle des Rundfunks und die emotionale Stärkung, welche die Leningrader aus ihm bezogen. Kofferradios waren bei Kriegsausbruch beschlagnahmt worden, weshalb man festverdrahtete Lautsprecher benutzte, von denen seit den zwanziger Jahren mehr als 400'000 in Wohnungen und an öffentlichen Orten angebracht worden waren.* Einquartiert im «Rundfunkhaus» an der Ecke Italjanskaja- und Malaja-Sadowaja-Strasse, setzte der städtische Sender während des gesamten Todeswinters seine Arbeit trotz Stromausfällen und Geschossschäden am Übertragungsnetz fort. Geschichten über seine belebende Wirkung sind Legion: Die Dichterin Olga Berggolz brach auf der Strasse zusammen und rappelte sich beim Klang ihrer eigenen Stimme auf, die ihre eigene Dichtung vortrug; ein Kampfpilot schaffte es, «mit nur einer Tragfläche» heimzufliegen, als er hörte, wie Klawdia Schulschenko das Lied «Der kleine blaue Schal» sang; eine Hausfrau stolperte den Bürgersteig entlang und wurde von Lautsprecher zu Lautsprecher wie von einer Menschenkette «weitergegeben». Ein (übertrieben stalinistisches) Programm für Teenager mit dem Titel «Brief an meine Freundin in Leningrad», das am 7. Dezember gesendet wurde, entzückte die sechzehnjährige Klara Rachman. «Was für ein wundervoller Brief!», vertraute sie ihrem Tagebuch an.

* Hitler bewunderte dieses System und plante, in jedem ukrainischen Dorf einen Lautsprecher aufstellen zu lassen. Sie sollten keine Nachrichten, sondern «fröhliche Musik» senden, damit die Ukrainer «reichlich Gelegenheit zum Tanzen» hätten.

«Er gibt meine Gedanken ganz genau wieder. Ich werde alles aufschreiben, woran ich mich erinnere.»²⁸ Der Autor Lew Uspenski, der in einer Bahnstation südlich von Ladoga eine spätabendliche Zigarette rauchte, wurde durch die Worte «Hier spricht Leningrad» aufgeschreckt, die aus dem Nebel über seinem Kopf hervordrang. Eine Verzögerung zwischen den Lautsprechern, die an einer Reihe von Telegrafmasten angebracht waren, liess die Worte einander überlappen, bevor sie in der Ferne verhallten. Es klang so, als sprächen zahlreiche Riesen, die die deutschen «Dummköpfe» sanft ermahnten, ihre Pläne aufzugeben und heimzukehren, bevor sie Schaden nahmen.²⁹

Die Sowinform-Nachrichten, die täglich um 12 Uhr und 23 Uhr gesendet wurden, hatten die meisten Zuhörer. Olga Freudenberg und ihre Mutter, die sich gerade rechtzeitig zur Januaroffensive der Roten Armee ein Rundfunkgerät beschafft hatten, lauschten mit Tränen in den Augen jedem Wort des Sprechers. Sie wussten, dass sie sich auf die Nachrichten nicht verlassen konnten, «doch man hörte trotzdem zu und schenkte ihnen Glauben».³⁰ Aufrichtigen Zuspruch fanden Berggolz' Lesungen ihrer eigenen Verse, besonders ihres «Februartagebuchs», eines langen Gedichts, das im Februar 1942 zur Feier des Tages der Roten Armee in Auftrag gegeben worden war. Trotz der Zensur gelang es ihr, Patriotismus mit einem ungewöhnlichen Grad an Realismus und persönlichen Gefühlen zu verbinden, wodurch sie der öffentlichen Stimmung völlig gerecht wurde. Die Strophen, erinnert sich ein Überlebender, waren «so einfach, dass sie sich jedem einprägten. Man ging die Strasse entlang und murmelte die Zeilen vor sich hin ... Als ich auf das Bibliotheksdach klettern und dort während des Beschusses stehen musste, war es mir irgendwie eine grosse Hilfe, das Gedicht auswendig zu kennen.» Ein anderer bezeichnet die Strophen als «herrlich ... Sie weckten uns aus unserem animalischen Brüten über das Essen auf.»³¹

Zu den populären Programmen gehörten auch *Lagerfeuer*, ein fantasievolles Magazin für Kinder, das noch lange nach dem Krieg fortgesetzt wurde – und, seit Frühjahr 1942, *Briefe an die Front und von der Front*, das Leningradern ermöglichte, einander (aufmunternde) persönliche Botschaften zu schicken. Das Rundfunkhaus wandte sich auch an die Belagerer der Stadt. Geleitet von den Brüdern Ernst und Fritz Fuchs, emigrierten österreichischen Kommunisten, sendete der deutschsprachige Dienst defätistische Interviews mit Kriegsgefangenen und (gefälschte) «Briefe aus der Heimat», die angeblich in den Taschen toter Soldaten gefunden worden waren. In einem dieser Briefe wurde die Bombardierung von Berlin beschrieben, und einem anderen, verfasst von Berggolz, schwärmte jemand vom Weihnachtsfest in Bayern: «Erinnerst du dich an den Duft der Weihnachtskekse? Gewürze, Rosinen, Vanille? An die Wärme und das Knistern der Weihnachtskerzen?»³²

In den Pausen zwischen den Programmen, die im Dezember und Januar auf ein paar Stunden pro Tag zusammenschumpften, strahlte der Sender das ruhige Ticken (mit fünfzig Schlägen pro Minute) eines Metronoms aus. Dies war für Haushalte, deren Apparate noch funktionierten, das stetige Pochen des Herzens von Leningrad. Was genau das Rundfunkhaus sendete, spielte kaum eine Rolle; entscheidend war, dass der Organismus noch lebte und dass die Kommunikation aufrechterhalten wurde. Iwan Schilinski gehörte zu den vielen Tagebuchschreibern, die, selbst wenn sich ihre Einträge auf eine nackte Liste der Essenaufnahme und der Todesfälle in der Nachbarschaft verkürzten, immer auch verzeichneten, ob der Radioempfang noch vorhanden war.

Viel schwieriger ist es, zu ermessen, welchen Trost die Leningrader in den Monaten des Massentodes aus ihrem Glauben bezogen.³³ Nachdem Stalin Tausende von Kirchen und Klöstern geschlossen oder abgerissen sowie ihre Mönche, Nonnen und Priester hingerich-

tet, inhaftiert oder ins Exil geschickt hatte, war die organisierte Religion in den späten dreissiger Jahren korrumpiert oder in den Untergrund getrieben worden. Bei Kriegsbeginn waren in der gesamten Leningrader Diözese nur noch einundzwanzig Kirchen tätig; die übrigen hatte man demoliert oder zu Lagerhäusern, Garagen, Kinos, Planetarien oder «Religionsmuseen» umgebaut. Die Auferstehungskirche – ein mehrfarbiger neobyzantinischer Bau, gefüllt mit leuchtenden Mosaiken, der heute zu einer der Haupttouristenattraktionen von St. Petersburg geworden ist –, wurde ironischerweise nur durch den Kriegsausbruch vor der Zerstörung gerettet.

Nach dem deutschen Einmarsch vollzog Stalin eine rasche Kehrtwendung und räumte der orthodoxen Kirche (jedoch nicht der katholischen und lutherischen Kirche und den Baptisten) eine (eng umrissene) Rolle im öffentlichen Leben dafür ein, dass sie die Kriegsbemühungen unterstützte. Manche Kirchen durften wieder eröffnet werden, die Zeitung *Atheist* wurde umbenannt und dann geschlossen, und der Leningrader Metropolit Alexej durfte einen patriotischen Appell an die Nation richten. Darin berief er sich auf die mittelalterlichen russischen Krieger und Heiligen Dmitri Donskoi und Alexander Newski, erwähnte Stalin jedoch kein einziges Mal. Man gestattete Geistlichen, Begräbnisse (wie für Lichatschows Vater) abzuhalten und Wohnungen zur Verabreichung der Sterbesakramente aufzusuchen. Krypten wurden als Luftschutzkeller und Verteilungsstätten für Öl, Feuerholz, heisses Wasser und Kleidung benutzt (als Kleinkind verbrachte der Dichter Joseph Brodsky die Zeit der Luftangriffe in martialischem Glanz der Verklärungskathedrale, um die Ecke von der Wohnung seiner Familie am Liteiny-Prospekt.) Ausserdem sammelten Leningrader Gemeinden erhebliche Summen für die Verteidigung: bis Ende 1941 über zwei Millionen Rubel, mit denen eine Dmitri-Donskoi-Panzerkolonne und ein Alexander-Newski-Luftgeschwader finanziert wur-

den. Einen ähnlichen Beitrag leistete die Chor-Synagoge, das einzige verbliebene Gotteshaus für die rund 200'000 Juden der Stadt.

Dagegen wurden unabhängige Gemeinden weiterhin gnadenlos verfolgt. Dafür typisch war eine kleine unterirdische Gruppe, die man im Sommer 1942 entdeckte und beseitigte. Sie wurde laut einem NKWD-Fallbericht von einem Sechzigjährigen, der als Archimandrit Klawdi bekannt war, angeführt. Er hatte bereits wegen «konterrevolutionärer Tätigkeit» im Gefängnis gesessen und wohnte nun illegal in Leningrad. Zu seinen bejahrten, zumeist erwerbslosen Anhängern zählten «Kulaken», frühere Nonnen, «Mönchselemente» und eine Schwester aus dem Lenin-Krankenhaus. Ihre Verbrechen waren laut Klawdis Geständnis unter anderem folgende: «der illegale Versuch, Gläubige anzuwerben», «die Äusserung von Lob für die vorrevolutionäre Ordnung und den damaligen Lebensstandard» und «öffentliche Missbilligung der Methoden der Sowjetmacht».³⁴ Wir wissen nicht, was aus ihm geworden ist, aber wahrscheinlich stiess Klawdi das Gleiche zu wie Berggolz' Vater, einem Arzt, der Anfang 1942 nach Sibirien deportiert wurde, weil er sich geweigert hatte, Pater Wjatscheslaw zu denunzieren, einen alten Freund, mit dem er Karten zu spielen pflegte.³⁵

Wie viele Leningrader während des ersten Belagerungswinters Gottesdienste besuchten, ist schwer zu ermitteln. Obwohl einer der Memoirenautoren die Gottesdienste in der Wladimir-Kathedrale rührend schildert – die Chormitglieder in Schals gehüllt und mit Filzstiefeln an den Füßen, das Öl in den Ikonenlämpchen eingefroren, die Feier des Abendmahls, der Rote-Bete-Saft anstelle von Wein –, bleiben die Tagebuchschreiber stumm, was Religiöses angeht, selbst wenn sie sich leichtsinnig offen über andere Themen äussern. Vielleicht war die überfüllte Kathedrale eine freundliche Illusion, vielleicht zog sie erst seit dem Frühling Menschenmengen an, oder vielleicht war es überwiegend nur die Intelligenzija, die

Tagebücher führte, während die Arbeiter in die Kirche gingen. Gebildeten Leningrädern mag es auch schwerer gefallen sein, sich ihren Glauben zu bewahren. Berggolz – von jüdischer Herkunft und in ihrer Jugend eine idealistische Kommunistin – betrachtete die Belagerung als Kollektivstrafe für die Lügen und die moralische Feigheit der Säuberungsjahre, dafür, dass man die Pervertierung der Revolution zugelassen hatte:

Was für unglückliche Menschen wir sind! Worauf haben wir uns eingelassen? Auf welche böse Sackgasse und welches Delirium? Oh, was für eine Schwäche und was für ein Entsetzen! Ich kann nichts tun, nichts. Am ehrlichsten wäre es gewesen, mir das Leben zu nehmen. Ich habe so oft gelogen, so viele Fehler begangen, dass es nicht getilgt oder richtiggestellt werden kann ... Wir müssen die Deutschen abwehren, den Faschismus zerstören, den Krieg beenden. Und dann müssen wir alles an uns selbst ändern ... (Gerade hatte Kolka [ihr Mann] einen [epileptischen] Anfall – ich musste ihm den Mund zuhalten, damit er die Kinder im Nachbarzimmer nicht verängstigte. Er leistete schrecklichen Widerstand.) Warum leben wir? O Gott, warum leben wir? Haben wir wirklich nicht genug gelitten? Nichts Besseres wird uns je zuteilwerden.

Diese Stimmung war durch einen Freund auf sie übertragen worden, einen traumatisierten Überlebenden des Flottenrückzugs aus Tallinn, der sie früher am Tag besucht und zusammenhanglos gemurmelt hatte: «Seit zwanzig Jahren sind wir im Unrecht, und nun zahlen wir dafür.»³⁶

Andere kehrten unwillkürlich zum Glauben zurück, während sich ihre Angst und ihr Leid verstärkten. Parteimitglieder flüsternten Gebete und bekreuzigten sich in den Luftschutzkellern. Georgi Knjasew, der selbsternannte Anbeter von Turgenew, Tolstoi und Tschekow, grübelte in den Achtzehnstunden-Nächten des tiefsten Januars über die Stabilität der Lampenhalterung an der Decke – er hatte beschlossen, sich aufzuhängen, wenn seine Frau vor ihm starb – und

über sein «Lieblingsthema über Christus, diesen erstaunlichen Lehrer der Liebe und Barmherzigkeit im fernen Galiläa».³⁷ Ein Maler, der neben seiner Frau starb, machte Zeichnungen eines Feuerengels, nämlich Christi – sein Schädel ähnelte denen der Verhungerten –, und der Heiligen Jungfrau, die ihren Schutzschleier über den schachtartigen Hof eines verdunkelten Wohnblocks legte.³⁸ Altgläubige und Siebenten-Tags-Adventisten hielten, wie immer seit 1938, heimliche Gottesdienste in ihren Wohnungen ab. Die Mutter einer solchen Familie (ihr Mann, ein Priester, war während des Terrors von 1936/37 inhaftiert worden), liess ihre sechs Kinder stundenlang auf dem Fussboden knien und beten. Als sie abgemagert waren, durften sie auf Kissen knien (zwei der sechs starben).³⁹ Muslime und Buddhisten mussten ihre Religion ebenfalls heimlich ausüben. Dabei dienten Tausende von ihnen an der Leningrader Front, und die Stadt besass sowohl eine Moschee als auch einen prächtigen buddhistischen Tempel, der unter Nikolaus II. errichtet worden war (ausserdem hatte man den Fesselballon, der während des Krieges als Antennenmast diente, an ihm vertäut).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass religiöser Glaube während der Belagerung eine private, riskante Quelle des Trostes blieb. Stalins Lockerung der Vorschriften war opportunistisch und befristet, was die Leningrader wussten. Ein zehnjähriges Mädchen, das von einem der achtundneunzig neuen, zwischen Januar und März 1942 eröffneten Waisenhäuser aufgenommen worden war, erwachte eines Nachts und erblickte ihre Klassenlehrerin, die mit gebeugtem Kopf am Fenster des Schlafsaals kniete. Die Lehrerin erklärte, sie bete für ihren Sohn, der an der Front verschollen sei. Sie flehte das Mädchen an, niemandem zu erzählen, was sie gesehen habe.⁴⁰

13

Swjasy

Ein schwer zu übersetzendes Wort bedeutete in der Sowjetunion sehr viel: *swjasy* oder «Verbindungen». Dies meint eine Kombination aus Drahtzieherei, Austausch von Gefälligkeiten und Bestechung. Durch *swjasy* konnten die Bürger das Staatsmonopol für Waren und Arbeitsplätze umgehen und sich alles Mögliche verschaffen: einen Posten, einen Telefonanschluss, einen Platz an der Universität oder auch nur einen Eimer voll Kartoffeln oder ein neues Paar Schuhe. In Friedenszeiten vermochte man seinen Lebensstandard durch die kluge Nutzung von *swjasy* zu erhöhen, doch während der Belagerung markierten sie nicht weniger als den Unterschied zwischen Leben und Tod.

Während die erste Verteidigungslinie des typischen Leningraders gegen den Hunger aus der unmittelbaren Familie bestand, setzte sich die zweite aus dem Freundesnetz zusammen. Besonders unter den eng miteinander verknüpften Familien der Intelligenzija konnten Freundschaften – beruhend auf Generationen von Verbindungen durch Ehe, Ausbildung und Beruf sowie auf der gemeinsamen Erfahrung von Angst und Verarmung – umfassend und erstaunlich stark sein. Nicht ungewöhnlich war die Situation der verwitweten, kinderlosen Anna Ostroumowa-Lebedewa, die kleine, aber ermutigende Lebensmittelgeschenke von alten Kollegen ihres verstorbenen Mannes im Chemischen Forschungsinstitut erhielt. «Mein Freund Pjotr Jewgenjewitsch kam heute zu Besuch», schrieb

sie am Neujahrstag 1942. «Er brachte eine Handvoll Haferflocken für *kissel* [ein verdicktes Fruchtsaftgetränk] mit, und Iwan Jemeljanowitsch hatte drei Sprossen bei sich.» Die beiden erschienen ein paar Wochen später erneut, diesmal mit 200 Gramm Brot, getrockneten Zwiebeln, Senfpulver, «einem winzigen Stück Fleisch, vier getrockneten weissen Pilzen und vier gefrorenen Kartoffeln (die ersten, die wir seit Herbst gesehen haben). Dies ist ein unbezahlbarer Schatz, und ich war überaus dankbar, zumal wir in der letzten Woche nichts als Seetang gegessen haben... Eine Feier!»¹

Ähnlich loyal verhielten sich der pensionierte Strassenbahnangestellte Iwan Schilinski und seine Frau Olga, denn sie kümmerten sich um einen alten Freund, dessen Familie in die Evakuierung ge- reist war. Sie luden ihn zur Neujahrsfeier ein, um Wein und *duranda* mit ihm zu teilen – vorher säuberten sie sorgfältig ihr Zimmer und ihre Kleidung und gaben ihm bei seiner Ankunft die Möglichkeit, sich zu waschen und zu rasieren –, sie nahmen ihn bei sich auf, als seine Unterkunft durch Artilleriebeschuss unbewohnbar wurde, und tauschten schliesslich Brot ein, damit er ein ansehnliches Grab bekam. Wäre Olga nicht verhungert und Iwan nicht vom NKWD verhaftet worden, hätten sie seine Kinder adoptiert. Auch kleinere Akte der Grosszügigkeit konnten viel bewirken. Eine Überlebende der Belagerung erinnert sich an das heranwachsende Mädchen von nebenan, das Feuerholz, gestohlen bei seiner Arbeit auf einem Holzplatz, mitbrachte – «keine grosse Menge, aber für uns bedeutete es alles»? Auf einer anderen Ebene fand Olga Gretschina, neunzehn Jahre alt und völlig allein, menschlichen Trost in kurzen, innigen Gesprächen mit Fremden auf der Strasse, die im Januar und Februar wegen der Furcht, überfallen zu werden, gewöhnlich zu zweit unterwegs waren.

Es war interessant, die widersprüchlichen Impulse der Menschen zu beobachten: Einerseits fürchtete man, seinen wertvollsten Besitz, die

Lebensmittelkarte, an einen Dieb zu verlieren, andererseits wollte man, wenn auch nur für den kurzen Heimweg, mit jemandem zusammen sein, der zuhörte. Nie wieder habe ich einen so merkwürdigen, unkontrollierbaren Wunsch verspürt, irgendeinem Fremden alles über mich selbst zu erzählen ...

Beim Abschied dankte jeder dem anderen für die Begleitung und wünschte ihm, dass er den Sieg erleben werde. Bei solchen Trennungen bildete sich eine neue Etikette heraus, denn die Formulierung war fast immer die gleiche, gleichgültig ob sie von einer einfachen oder einer gebildeten Person ausgesprochen wurde. Die einfachen Frauen, die meine Geschichte gehört hatten, drückten mir ihr Mitgefühl aus und trösteten mich mit den Worten, dass ich jung sei und dass alles – Heim, Ausbildung, Freunde – zurückkehren werde. In jenen naiven, doch aufrichtigen guten Wünschen fand ich die Kraft, die ich zum Leben benötigte. Und das war der Grund, warum ich, wie jeder andere, als Antwort auf die Geschichte von Gefährten meine eigene erzählte.³

Die zweite und wichtigste Form von *swjasy* der Leningrader entstand am Arbeitsplatz. Wer einen Posten hatte, erhielt nicht nur eine Arbeiterlebensmittelkarte, sondern mit Glück auch Zugang zu weiteren Mahlzeiten, zu Feuerholz, zu Lebensmittelpaketen von beigeordneten Organisationen in der unbesetzten Sowjetunion und zu einem Bett in einer der über hundert Erholungskliniken – oder *stazionary* –, die auf Geheiss des Stadtsowjets ab Dezember eröffnet wurden. (Obwohl viele *stazionary* kaum mehr als Abstellplätze für die Sterbenden waren, retteten andere einfach dadurch Leben, dass sie Patienten Nahrung aushändigen liessen, ohne sie zum Schlangestehen zu zwingen.) Nicht alle Arbeitsplätze waren gleich. Was die Fabriken betraf, so wurden die grossen, angesehenen Werke, die zur militärischen Verteidigung beitrugen, am besten versorgt. Allerdings sanken auch hier die Überlebenschancen auf Zivildurchschnitt, weil die physischen Anforderungen der Arbeit höher waren, die Werke gezielt bombardiert wurden und nach Einführung

der allgemeinen Wehrpflicht fast alle Verteidigungsarbeiter Männer waren, die rascher verhungerten als Frauen. Im Stalin-Metallwerk betrug die Sterblichkeitsziffer ungefähr 35 Prozent und in den Kirow-Werken, die in den angreifbaren südlichen Vororten lagen, zwischen 25 und 34 Prozent.

Während des Produktionsschubs im Herbst galt es als Verbrechen, der Arbeit unerlaubt fernzubleiben. Man hatte den Betroffenen die Lebensmittelkarte entzogen, doch in der Zeit der Massentode wurden diese Vorschriften nicht mehr forciert. Wer nicht zur Arbeit erschien, wurde automatisch krankgeschrieben und durfte seine Karte behalten. Dadurch waren im Januar 1942 immer noch 837'000 Leningrader als Arbeiter registriert, obwohl man 270 Fabriken geschlossen hatte und die meisten übrigen kaum noch ihre Funktion erfüllten.⁴ Zu den vielen Leningrädern, die eine rein nominelle Arbeit ausübten, gehörte auch Jelena Skrjabina. «Bekannte haben mich in einer Schneiderwerkstatt untergebracht», schrieb sie am 15. Januar 1942. «Seitdem bin ich, was die Verpflegungsration anbelangt, in die erste Kategorie eingestuft worden. Zwar ist die Werkstatt kaum in Betrieb, es gibt weder Licht noch Brennmaterial, doch Lebensmittelmarken werden trotzdem ausgegeben. Auf diese Weise erhalte ich ein bisschen mehr Brot, jetzt, da jedes Krümchen zählt.»⁵

Eine der begehrtesten «Überlebensklaven» für die Intelligenzija – wie ein Historiker die Arbeitsplätze im Belagerungswinter nannte – war das Rundfunkhaus, dessen Direktor die Lebensmittel, die er aus der legendären Kantine Nr. 12 des Smolny in sein Büro zurückschmuggelte, gerecht unter dem Personal verteilen liess. Obwohl es sich um kleine Mengen handelte – ein paar Stücke Zucker, ein oder zwei Fleischpastetchen, eine Schüssel Kascha –, «ist die ungeheure moralische Wirkung, die es auf uns hatte», erinnerte sich Olga Berggolz' Liebhaber Juri Makogonenko, «kaum zu beschrei-

ben».⁶ Zudem erhielt das Rundfunkhaus mindestens zwei Sonderlieferungen aus Moskau; die erste wurde von Berggolz' unverwüstlicher Schwester Maria organisiert, die Ende Februar einen Lastwagen mit Vorräten persönlich über das Eis des Ladogasees begleitete. «Sie schlug einen Umweg ein», schrieb Berggolz bewundernd, «allein mit dem Fahrer, in Hosen und einem kurzen Pelzmantel, bewaffnet mit irgendeiner Pistole ... Sie schlief in dem Laster, bezirrte die Kommandanten, fuhr durch Dörfer, die gerade aus der Hand der Deutschen befreit worden waren, nahm unterwegs Briefe und Päckchen für Leningrader mit... Ich bin stolz auf sie, erstaunt über sie – meine wunderbare, streitsüchtige Muska!»⁷

Eine zweite Lieferung wurde von Berggolz selbst arrangiert. Sie sammelte Lebensmittel und Medikamente für den Lufttransport nach Leningrad, während sie in Moskau Lesungen ihrer *Februartage* abhielt. Sie hätte noch mehr Vorräte schicken können, wären nicht die Leningrader Behörden gewesen, die nicht von der Partei ausgehenden Initiativen misstrauten, die ihre eigenen Versäumnisse nicht blossstellen lassen wollten und möglicherweise öffentlichen Zorn fürchteten, wenn manche Institutionen merklich besser als andere versorgt würden. «Schdanow», schrieb Berggolz wütend am 25. März, «hat gerade ein Telegramm abgeschickt, in dem er die Sendung von individuellen Paketen an Leningrader Organisationen verbietet. Dies hat angeblich «schlimme politische Konsequenzen». Infolge dieses idiotischen Telegramms können wir dem Rundfunkkomitee kaum etwas zukommen lassen.» Alle Bitten waren nutzlos:

Heute hatte ich einen Termin bei Polikarpow, dem Vorsitzenden des Allunions-Rundfunkkomitees. Das Treffen hinterliess einen sehr unangenehmen Eindruck. Ich sprach ihn ungeschickt, schüchtern an – wahrscheinlich wäre es besser gewesen, unhöflich zu sein. Nachdem ich um Erlaubnis gebeten hatte, unserem Rundfunkkomitee das Le-

bensmittelpaket zu schicken, gab dieser aalglatte Bürokrat, dem meine Gegenwart offensichtlich Unbehagen bereitete, nur Gemeinplätze von sich: «Die Leningrader selbst lehnen diese Pakete ab»; «Die Regierung weiss, wem geholfen werden muss», und ähnlichen Blödsinn. «Lenigrader – dies ist Schdanow!»⁸

Die Beschäftigung im Rundfunkhaus ermöglichte Berggolz jedoch, wenn auch unter Gelbsucht und Ödemen leidend, nicht nur selbst zu überleben, sondern auch Freunden zu helfen. Eine Nutzniesserin war die halb dankbare, halb grollende Maria Maschkowa, der es mehrere Male schwerfiel, sich von dem gerösteten Brot und dem Kaffee loszureissen, die in Berggolz' warmer, gut beleuchteter Wohnung angeboten wurden, um zu ihren Kindern und ihrer sterbenden Schwiegermutter in die Dunkelheit und Kälte ihrer eigenen Unterkunft zurückzukehren. Berggolz überliess ihr *suchari*, Orangen, Kekse, Suppenpulver und Zwiebeln aus der ersten Moskauer Rundfunkhaus-Lieferung sowie Brot, Kekse, Erbsensuppenkonzentrat, Reis, Buchweizen, Würste, Pralinen, Wodka, Tabak und mehrere Päckchen Vitamin C aus der zweiten. «Ich führe das alles so detailliert auf», vertraute Maschkowa ihrem Tagebuch nach einem festlichen Abendessen an, «weil es eine solche Seltenheit ist – zauberhaft, unglaublich ... Mit Freunden neben einem fröhlichen Samowar zu sitzen, normal geschnittenes Brot auf einem Teller liegen zu sehen, die Kinder so viel essen zu lassen, wie sie wollen ... Sich keine Sorgen über den kleiner werdenden Brotlaib zu machen, über etwas anderes als Essen zu sprechen – ist das kein Glück?»⁹

Eine andere beneidenswerte Enklave war der Schriftstellerverband, den die Romanautorin Vera Ketlinskaja leitete. Im Januar ersuchte sie Schdanows Stellvertreter Alexej Kusnezow, eine Flotte von Lkws, speziell ausgerüstet mit Öfen und isoliert mit Filz und Sperrholz, über den Ladogasee zum «Festland» zu schicken. Auf

der Hinfahrt sollten sie Schriftstellerfamilien evakuieren und auf der Rückfahrt Lebensmittel für 100'000 Rubel von Kolchosbauern mitbringen, die ihrerseits durch «moderne Literatur» und «Literaturabende» unterhalten werden sollten. «Uns ist bewusst, dass alle ungeplanten Fahrten gestrichen worden sind», versicherte sie in einem Schreiben, «aber wir bitten Sie, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Sogar in den schwierigsten Zeiten haben die Partei und die Sowjetregierung der Literatur immer ein besonderes Interesse entgegengebracht. Wir erinnern uns an Lenins Gespräch mit Gorki darüber, wie unsere Schriftsteller und Wissenschaftler ernährt werden sollten.»¹⁰

Ihre Bemühungen waren erfolgreich, und Anfang Frühjahr – lange bevor andere Institutionen zu normalen Verhältnissen zurückkehrten – wurden in der Verbandskantine bereits täglich Gerstensuppe, Borschtsch, Kascha und Nachtisch serviert.» Vera Inber erhielt einen Anteil der grosszügigen Lebensmittellieferung, die im März aus der Moskauer Verbandszentrale eintraf. «Ich war verblüfft, als ich sah, wie viel sie uns geschickt hatten. Ich packte mit jeder Hand eine Dose Kondensmilch und konnte sie nicht loslassen.» Lidia Ginsburg bezeichnet diese Päckchen als typisch für die Funktionsweise der Sowjethierarchie, die hier «mit ungewöhnlicher Schärfe und Brutalität zutage» getreten sei. Schokolade, Butter, Zwiebäcke und Konserven seien nach Arbeitspensum und Ranghöhe, nicht nach Bedarf verteilt worden. Manche Mitglieder erhielten jeweils zwei Kilo Butter, andere weniger als ein Kilo, und wer nicht dem Aktiv angehörte, bekam gar nichts.¹³ Zu denen, die Ketlinskaja verabscheuten, gehörte auch der Chef der Leningrader Filiale des Komponistenverbands Valerian Bogdanow-Beresowski, der sie vergeblich bat, seine hungernden Mitglieder aufzunehmen, da sie kein eigenes Clubhaus und auch keine Kantine besäßen.¹⁴ Obwohl entkräftet durch Ruhr, die ihn hinderte, zu einem Treffen mit dem Vorsitzenden des Stadtsowjets Popkow zu erscheinen, ge-

lang es ihm, sich elf zusätzliche Lebensmittelkarten der ersten Kategorie sowie drei Betten in dem Sanatorium zu verschaffen, das Ende Dezember im Hotel Astoria eingerichtet worden war. Danach stand er vor der grässlichen Aufgabe, sie zu verteilen:

Ich erhalte viele äusserst schmerzliche Bitten. Erschüttert war ich über einen Anruf von L.A. Portow, der mich mehrere Male mit flehender Stimme aufforderte: «Tu es. Tu es jetzt. Wenn du eine Woche wartest, ist es zu spät. Ich werde nicht überleben.» Trotzdem konnte ich ihm nur einen Platz auf der Warteliste versprechen, zusammen mit den stark geschwächten Rubzow und Peissin, denn A. Rabinowitsch (seit Langem an Tuberkulose leidend), Deschewow (bereits kaum mehr fähig, sich zu bewegen) und Miklaschewski sind alle in einem noch schlimmeren Zustand. Wenn es darum geht, ein Menschenleben zu retten, darf man im Grunde keine Wahl treffen. Das Leben jeder Sowjetperson muss gerettet werden. Aber man hat trotzdem eine Wahl zu treffen, indem man Prioritäten festlegt. Man darf sich nicht durch Urteile über den kreativen oder praktischen «Wert» einer Person leiten lassen (solche Urteile können nur subjektiv sein), sondern durch objektive Merkmale dafür, wie nahe sie dem Tod bereits sind.¹⁵

Einundzwanzig von achtzig Mitgliedern des Komponistenverbands starben an dem, was Bogdanow-Beresowski in seinem offiziellen Bericht als «Abzehrung» bezeichnete.¹⁶ Ihr fielen auch seine eigene Mutter, seine Schwester, sein Schwager, sein Schwiegervater und seine Nichte zum Opfer.

Wenig überraschend war, dass die Solidarität am Arbeitsplatz häufig zusammenbrach. Wie Dmitri Lichatschow berichtet, verhielt sich etwa der amtierende Direktor des Puschkinhauses so brutal, dass er weibliches Personal entliess – was auf ein Todesurteil hinauslief, da die Frauen nun mit den Rationen von nicht arbeitenden Abhängigen auskommen mussten. Auch stahl er die Lebensmittel-

karten der Sterbenden und warf sie schliesslich hinaus, um sich später nicht der Leichen entledigen zu müssen:

Ich erinnere mich an den Tod von Jassinski. Er war ein grosser, schlanker, sehr gut aussehender alter Mann, der Don Quijote ähnelte. Er schief in der Bibliothek des Puschkinhauses auf einem Klappbett, hinter den Bücherregalen ... Sein Mund schloss sich nicht mehr, und Speichel tröpfelte aus ihm hervor; sein Gesicht war schwarz und bildete einen gespenstischen Kontrast zu seinem schlohweissen, ungekämmten Haar. Seine Haut spannte sich über die Knochen ... Sie wurde immer dünner und bedeckte seine Zähne nicht mehr, die hervorstanden und seinen Kopf wie den einer Schildkröte aussehen liessen. Einmal trat er mit einer Decke über den Schultern hinter den Regalen hervor und fragte: «Wie spät ist es?» Dann wollte er wissen, ob es Tag oder Nacht sei (die Stimmen von Dystrophikern wurden undeutlich, da sich die Stimmbänder zurückbildeten). Er wusste es nicht, da sämtliche Fenster im Saal zugenagelt waren. Ein oder zwei Tage später trieb unser stellvertretender Direktor Kanailow alle hinaus, die versucht hatten, sich im Puschkinhaus niederzulassen, damit er ihre Leichen nicht entfernen musste. Mehrere Angehörige unseres Hilfspersonals – Pförtner, Verwalter, Putzfrauen – starben auf diese Weise. Sie waren von ihren Familien losgerissen und herbeigerufen worden, und als sie nicht mehr die Kraft hatten, nach Hause zurückzukehren, mussten sie das Gebäude bei dreissig Grad Frost verlassen. Kanailow behielt alle im Auge, die schwächer wurden, und keine einzige Person starb in den Räumlichkeiten.¹⁷

Im Januar 1942 liess sich Kanailow über den Ladogasee evakuieren. Dabei bot er Freunden Plätze in seinem Lastwagen an, wenn sie seine Koffer trugen, die er mit antiken Teppichen und anderen Wertsachen vollstopfte. Nicht einmal die Koffer selbst – schöne alte Exemplare aus gelbem Leder – gehörten ihm, sondern waren Teil eines Vermächtnisses, das ein bibliophiler uehelicher Sohn von Alexander III. hinterlassen hatte. Weitere Kostbarkeiten des Pusch-

kinhauses wurden von Matrosen eines in der Nähe ankernden U-Boots gestohlen: Kanailows (kaum weniger korrupter) Nachfolger erlaubte ihnen, im Austausch gegen elektrisches Licht und Suppe in das Gebäude einzuziehen, wonach sie sich Turgenews Sofa und Bloks Bett aneigneten. «Im Frühjahr», berichtete Lichatschow, «als die Newa taute, verliessen die Matrosen das Institut eines schönen Tages ohne jegliche Warnung und nahmen so viel mit, wie sie konnten. Später fand ich auf dem Fussboden eine vergoldete Tafel von Tschaadajews Uhr. Die Uhr selbst war verschwunden. Auf welchem Meeresboden ruht sie heute?»¹⁸

Die bei Weitem besten Organisationen, denen man angehören konnte, wenn man dem Hunger entgehen wollte, waren die Streitkräfte, die Lebensmittelverarbeitungs- und -Verteilungsbehörden sowie die Parteizentrale im Smolny.

Das Leben an der Front war für Soldaten in den Schützengräben um Leningrad ausserordentlich hart. Sie wurden einer brutalen und launenhaften Disziplin unterworfen, mussten lange Märsche in schmutziger Fussbekleidung und schlecht passenden Stiefeln zurücklegen, trieben Schützengräben und Unterstände mit Brecheisen und Spitzhacken in den gefrorenen Boden, schliefen in ihre Wintermäntel eingewickelt draussen im Schnee, führten einen unablässigen Kampf gegen Ratten und Läuse und mussten im Verlauf von Offensiven tagelang auf saubere Unterwäsche und warmes Essen verzichten. Gleichwohl enthielten ihre Rationen, sogar auf dem niedrigsten Stand, täglich 500 Gramm Brot. Zwar wurden Lebensmittel in manchen Einheiten systematisch von den höheren Rängen gestohlen, doch es war möglich, mit der vollen Ration zu überleben. Im Allgemeinen reichte die Verpflegung beim Militär aus, um nicht nur die männlichen und weiblichen Soldaten, sondern auch ihre Angehörigen zu ernähren. Ehefrauen und Freundinnen von Offizieren, die in der Stadt selbst stationiert waren, ging es merklich besser als ihren Nachbarn, weshalb ihnen der giftige Spitzname «Verteidi-

gungsdamen» verliehen wurde. Eine davon, die Frau eines Militär-ingenieurs, wohnte neben Georgi Knjasew. Sie kaufte für Brot, Zucker und Reis von den anderen Hausbewohnern Tischtücher, Handtücher, Teppiche und Lampen. «Nur dadurch können die hungernen Nachbarn überleben», notierte Knjasew ironisch. «Die Dame wiederum achtet voll auf ihren Vorteil. Demnach gibt es in Leningrad neben Hungernden auch Satte!»¹⁹

Anfang Februar klopfte ein glattgesichtiger, mit einer eleganten Uniform bekleideter Offizier an Jelena Skrjabinas Tür, um ihre Evakuierungsdokumente abzuholen: «Er wirkte wie ein Mensch aus einer anderen Welt, den es rein zufällig auf unseren Planeten verschlagen hatte. Zum hundertsten Mal wunderte ich mich über die unterschiedliche Lage der Menschen, die gewisse Einflüsse oder Möglichkeiten haben, und der einfachen Leute, die ausser einer Brotmarke nichts weiter besitzen.»²⁰ Soldaten traten auch als Helden der von den Belagerungshistoriografen so bezeichneten Erlösergeschichten auf. Dies sind die Erzählungen zahlreicher Überlebender über gütige Fremde, die in letzter Sekunde mit lebensrettenden Speisen aufgetaucht seien. Obwohl ein Teil der Belagerungsmythologie – ein Historiker vergleicht solche Geschichten sogar mit denen über die Engel von Mons im Ersten Weltkrieg²¹ –, treffen viele dieser Darstellungen unzweifelhaft zu. Igor Krujakow erinnert sich daran, dass kurz vor oder nach Neujahr ein junger, rotwangiger Pilot an der Tür erschienen sei und einen Karton mit Butter und Mehl und einen zweiten mit *suchari* abgegeben habe. Dadurch sei die Familie gerettet worden. Auch Skrjabina und ihren Angehörigen kam ein völlig unbekannter Soldat zu Hilfe, der mit einem Eimer Sauerkraut auf der Schwelle stand.²²

Reisen an die Front wurden von Zivilisten hoch geschätzt, da sie dort oft üppig wirkende Mahlzeiten aufgetischt bekamen. Eine Schauspielerin, die Mitte Dezember vor Soldaten auftrat, verzeich-

net staunend das Menü eines «Banketts» zur Feier der «hundertvierzig Helden des Vaterländischen Krieges»: 100 Gramm Alkohol pro Person, zwei Gläser Bier, 300 Gramm Brot und ein weisses Brötchen, 50 Gramm gesalzenes Schweineschmalz, zwei Fleischklösschen mit Buchweizen und Sosse, ein Glas Kakao mit Milch, Sonnenblumenkerne, ein Päckchen Belomor-Zigaretten und eine Schachtel Streichhölzer. Ausserdem durfte sie 400 Gramm Lutschbonbons mit nach Hause nehmen.²³ Vera Inber schloss sich einer Delegation an, welche die Wolchower Front im Februar 1942 besuchte. Als Geschenke hatten die Reisenden Rasiermesser, Gitarren und fünf Selbstladepistolen mit der Inschrift «Dem besten Verteilger deutscher Okkupanten» bei sich. Zum Frühstück wurden Inber zu ihrer grossen Freude Brei, Brot und ein grosses Stück Zucker serviert. «Herrlich! Nächstes Mal nehme ich unbedingt einen Löffel mit.» Ungefähr hundert Arbeiterdelegationen unternahmen im November und Dezember ähnliche Reisen.²⁴

Andere Zivilisten nahmen Verbindung zu den im Hafen ankern den Kriegsschiffen auf. Arbeiten an Bord eines U-Boots und eines Minenlegers retteten die Ingenieure Tschekrisow und Lasarew; zahlreiche Schriftsteller und Hochschullehrer – wie Boldyrew – verdienten sich lebenswichtige Mahlzeiten, indem sie vor Seeleuten Lesungen oder Vorträge hielten. Dagegen waren Heimatbesuche für Frontsoldaten verboten – und doppelt gefährlich, denn ein Mann, der in den frühen Morgenstunden mit einem Rucksack durch die Strassen ging, war ein verlockendes Ziel für Räuber oder Mörder.

Eine der besten Überlebenstechniken bestand darin, einen Posten in der Nahrungsmittelverarbeitung oder -verteilung zu ergattern. Leningrader mit einem derartigen Arbeitsplatz starben, wie zu erwarten war, kaum an Hunger. Alle 713 Beschäftigten der Krupskaja-Bonbonfabrik überlebten, ebenso wie jene in der Bäckerei Nr. 4 und in einer Margarinefabrik.

In der Bäckerei Baltika starben nur 27 von ursprünglich 276 und dann 334 Beschäftigten; sämtliche Opfer waren Männer?⁵ Kellnerinnen in Kantinen und Brotverkäuferinnen waren notorisch «dick», genau wie das Personal von Waisenhäusern. Eine Freundin von Ostroumowa-Lebedewa, die im Frühjahr «rubenshafte» junge Frauen in einem wieder eröffneten Badehaus entdeckte, nahm automatisch an, dass sie in Bäckereien, Suppenküchen oder Kinderheimen beschäftigt waren. Da die Menstruation im Winter bei den meisten Frauen ausgesetzt hatte, ist ebenfalls zu vermuten, dass junge Mütter 1942 in Lebensmittelfabriken oder Speisesälen tätig waren (die beiden einzigen schwangeren Frauen, die Tschekrisow während der gesamten Belagerung zu Gesicht bekam, arbeiteten als Kellnerinnen in der Cafeteria seiner Werft)?⁶

Die Kaufkraft solcher Frauen liess sich daran ermessen, dass die am leichtesten auf dem Schwarzmarkt absetzbaren Produkte keinen praktischen, sondern rein modischen Wert besaßen. Skrjabina tauschte bei ihrer ehemaligen Hausangestellten, der nun mit einer Pelzjacke ausgestaffierten Geliebten eines Lagerleiters, Kleiderstoff und eine Chiffonbluse gegen Brot und Reis ein?⁷ Boldyrew bestach die «Zariza der Küche» im Wissenschaftlergebäude mit einem Spitzentaschentuch und gelben Seidenpompons, und Lichatschows Frau verkaufte auf dem Sitny-Markt zwei Kleider für ein Kilo Brot und 1'200 Gramm gepresstes Viehfutter?⁸ Trotz mehrerer Razzien im Sommer 1942 blühten Diebstahl und Korruption im Lebensmittelverteilungssystem während der gesamten Belagerung. Ein Leningrader beschwerte sich in einem Privatbrief (abgefangen vom NKWD) im September desselben Jahres: «Es gibt Menschen, die nicht wissen, was Hunger ist und die sogar verwöhnt sind. Wer die Verkäuferin in jedem beliebigen Laden betrachtet, sieht eine goldene Uhr an einem Handgelenk und ein Armband am anderen. Sogar die Frauen am Kantinenausschank besitzen heutzutage Gold.» Dies war, wie die Agenten düster berichteten, nur eine von 10'820

ähnlichen Beschwerden, die man in nur zehn Tagen gesammelt hatte?⁹ Der Versuch, die Missstände aufzudecken, war sinnlos: Als Lasarews Frau sich darüber beklagte, dass die Kinder in ihrem pädiatrischen Krankenhaus weniger als die Hälfte der ihnen zugeteilten Milch erhielten, wurde sie aus der Stadt hinausgeschickt und musste täglich zwölf Stunden lang Gemüsebeete umgraben.³⁰

Diejenigen mit der grössten Überlebenswahrscheinlichkeit – und zugleich am meisten verhasst – waren die Apparatschiks der Parteizentrale. «Ich habe selbst gesehen, wie man dem Smolny Brot geliefert hat», flüsterte eine Frau ihrer Nachbarin laut einem Spitzel Ende Januar in einer Schlange zu. «Dort haben sie keinen Hunger. Wenn sie zwei Tage ohne Brot auskommen müssten, würden sie uns vielleicht ein bisschen mehr Aufmerksamkeit schenken.» – «Die fressen sich voll», sagte eine andere. «Wir hungern und müssen zusehen, wie die mit ihren dicken Visagen herumgefahren werden. Es ist nicht fair.»³¹ Einfache Parteimitglieder – überwiegend gewöhnliche Arbeiter – waren nicht viel besser gestellt als Normalbürger. 17'000 Parteiangehörige -15 Prozent der Gesamtzahl – sollen in der ersten Jahreshälfte 1942 verhungert sein. Dabei handelte es sich um weniger als die Hälfte der allgemeinen Sterblichkeitsziffer von 30 bis 40 Prozent. Allerdings lässt sich ein direkter Vergleich nicht anstellen, da sich die Parteimitgliedschaft – hauptsächlich Männer, relativ wenig alte Menschen, keine Kinder – anders zusammensetzte als die Durchschnittsbevölkerung.³² Doch fraglos genossen die Bürokraten der Parteizentrale eine bessere Lebensmittelversorgung. Oft hört man, Schdanow habe während der Belagerung normale Arbeiterrationen gegessen, doch dies ist angesichts der Mahlzeiten, die im Smolny serviert wurden, höchst unwahrscheinlich. Besucher gaben einschlägige Hinweise auf einen Überfluss an Speisen. Für Lichatschow zum Beispiel, der an einem Treffen über einen Buchauftrag teilnahm, «roch es [im Smolny]

wie in einem Speisesaal», und ein Nachschuboffizier der Roten Armee erinnerte sich daran, wie er Räucherschinken, Stör und Kaviar, die von einer Lieferung übrig geblieben waren, aus der Stadt *hinaus*, zu den evakuierten Familien von Funktionären, gebracht hatte.³³

Der beste (und einzigartige) Augenzeugenbericht über das, was die Leningrader Elite tatsächlich ass, stammt von Nikolai Rybkowski, einem Funktionär der staatlichen Gewerkschaften. Rybkowski, der bei Kriegsbeginn 38 Jahre alt war, kam aus einer bäuerlichen Familie, war ein leidenschaftlicher Stalinist und gehörte der Generation an, die vom Terror profitierte, da sie rasch die Ämter der beseitigten Vorgesetzten übernehmen konnte. Bevor er Anfang Dezember 1941 einen Posten im Smolny erhielt, lebte er wie jeder andere Leningrader, machte sich Sorgen um seine Frau und seinen Sohn in der Evakuierung («Ich habe ein paar Riegel Schokolade gespart, um sie Serjoschenka zu schicken»), wartete in der Schlange für normale Rationen und magerte wie alle Übrigen ab: «Ist dies mein Körper, oder ist er gegen den eines anderen ausgetauscht worden, ohne dass ich etwas gemerkt habe? Meine Beine und Handgelenke gleichen denen eines wachsenden Kindes, mein Bauch ist eingesunken, meine Rippen ragen von oben bis unten hervor. «Doch dann bot ihm ein Posten im Smolny, als Ausbilder in der «Kaderabteilung» des Stadtsowjets, Zugang zu einer anderen Welt. «Morgens zum Frühstück», schrieb er an seinem vierten Arbeitstag,

gibt es Makkaroni oder Spaghetti oder Kascha mit Butter und zwei Gläser süßen Tee. Zum Mittag: erster Gang Suppe, zweiter Gang Fleisch, jeden Tag. Gestern zum Beispiel ass ich Gemüsesuppe mit saurer Sahne, gefolgt von einem Fleischklops mit Vermicelli. Heute war der erste Gang Suppe mit Vermicelli, der zweite Schweinefleisch mit gedünstetem Kohl. Abends für diejenigen, die noch arbeiten, kostenloses Brot und Butter mit Käse, ein Brötchen und zwei Gläser süßen Tee. Nicht schlecht. Sie schneiden nur für das Brot und Fleisch Coupons ab, alles andere gibt es zusätzlich. Dies bedeutet, dass man

mit den überzähligen Coupons in die Geschäfte gehen und Getreide, Butter und alles sonst Verfügbare kaufen und ein bisschen mit nach Hause nehmen kann.

Viele Smolny-Angestellte litten unter Durchfall, doch das Gebäude war warm, sauber und hell; Kanalisation und fließendes Wasser funktionierten einwandfrei. Andere Leningrader, bemerkte Rybkowski, «gehen in ihrer Wohnung ins Badezimmer, leeren das Ergebnis dann sonst wo aus und waschen sich die Hände vor dem Essen nicht ... Solchen Menschen zu begegnen – und man begegnet ihnen recht häufig – ist unangenehm.»

Im März 1942 wurde Rybkowski in das «Ruhehaus» des Stadtsovjets – im Grunde ein Hotel – in einem Datschendorf nördlich der Stadt entsandt:

Die Umgebung ist herrlich. Kleine zweistöckige Datschen mit überdachten Veranden, umringt von riesigen Kiefern, die bis zum Himmel ragen ... Nach einem Spaziergang in der Kälte kehrst du, müde und ein wenig benommen durch die Waldgerüche, in ein warmes, gemütliches Zimmer zurück, lässt dich auf einen weichen Sessel fallen und streckst dankbar die Beine aus.

Das Essen ist hier so wie in einem guten Sanatorium der Friedenszeit: abwechslungsreich, appetitlich, hochwertig. Jeden Tag gibt es Fleisch – Lamm, Schinken, Huhn, Gans, Puter und Wurst; an Fischen Brachse, Ostseehering und Stint, gebraten, gekocht oder in Aspik. Kaviar, geräucherten Stör, Käse, *piroschki*, Kakao, Kaffee, Tee, 300 Gramm Weissbrot und Schwarzbrot täglich, 30 Gramm Butter und, um alles abzurunden, 50 Gramm Wein und guten Portwein zum Mittag- und Abendessen ... Wir essen, trinken, verbringen Zeit in der Natur, schlafen oder tun gar nichts, während wir dem Grammofon zuhören, Witze austauschen und Domino oder Karten spielen ... Ich bin mir des Krieges kaum bewusst, der uns nur durch das ferne Dröhnen von Kanonen an seine Gegenwart erinnert, obwohl wir kaum ein paar Dutzend Kilometer von der Front entfernt sind.

Den Bezirkssowjets, versuchte er sich zu rechtfertigen, gehe es nicht weniger gut, «mehrere Organisationen haben *stazionary* [Genesungskliniken], mit denen unsere den Vergleich scheuen». ³⁴ Seit Ende Februar versorgten die Bezirkssowjets auch das örtliche NKWD-Personal mit Nahrung, auf dessen Schultern ein grosser Teil der alltäglichen Stadtverwaltung ruhte, seit die Mehrheit der Partei- und Komsomolmitglieder an die Front gezogen war. ³⁵

Auf der untersten Stufe der städtischen Lebensmittelhierarchie befanden sich Menschen, die keine Leningrader waren: Flüchtlinge vom Lande. Im September 1941 strömten Bauernfamilien vor den heranrückenden deutschen und finnischen Streitkräften in Richtung Stadt, und der Militärat übertrug die Verantwortung für sie den Sowjets der Aussenbezirke, die Anweisung erhielten, die Identität der Flüchtlinge zu prüfen, sie an der Besteigung von Strassenbahnen oder Nahverkehrszügen ins Zentrum zu hindern und sie in leeren Wohnungen, Schulen und Wohnheimen unterzubringen. ³⁶

«Leningrad war durch einen Ring von Bauernkarren umzingelt», schrieb Lichatschow, «die nicht in die Stadt gelassen wurden. Die Bauern wohnten in Lagern mit ihrem Vieh und ihren weinenden Kindern, die in den kalten Nächten zu Tode froren. Zuerst gingen Menschen zu ihnen hinaus, um Milch und Fleisch von ihnen zu erwerben (sie hatten angefangen, ihr Vieh zu schlachten). Aber Ende 1941 waren all diese Bauerngruppen erfroren, genau wie die weiblichen Flüchtlinge, die man in Schulen und andere öffentliche Gebäude gepfercht hatte.» ³⁷

Lichatschow übertrieb, doch nicht allzu sehr. Der Umstand, dass die Leningrader Behörden Flüchtlinge grausam vernachlässigten, wird vom NKWD bestätigt, zu dessen mannigfaltigen Funktionen es gehörte, die Arbeit anderer Regierungsorgane zu inspizieren. Die Lebensbedingungen der 64'552 karelischen Bauern (über ein Drittel davon Kinder), die in den nordöstlichen Vororten der Stadt ein-

quartiert waren, seien «extrem unbefriedigend», hiess es in einem Bericht von Ende November. Ihre Unterkünfte waren dunkel, schmutzig, ungeheizt und hatten kein fliessendes Wasser; da es an Bettwäsche fehlte, mussten die meisten Flüchtlinge auf dem Fussboden schlafen. In dem Dorf Toskowo, wo man achthundert Menschen in eine ungeheizte Schule mit zerbrochenen Fenstern gesteckt hatte, stahlen sie Feuerholz von den Einheimischen, fällten Bäume und rissen Wirtschaftsgebäude ab, und trotzdem starben fünf Kinder innerhalb von fünf Tagen an Lungenentzündung. Die Flüchtlinge von Toskowo wurden zudem noch schlechter gepflegt als andere, denn der (seither verhaftete) Nachschubchef der Evakuierungsstelle hatte ihre Rationskarten zurückgehalten, um sich mit Hilfe «von Schwindel Lebensmittel für seinen eigenen Gebrauch zu verschaffen». Man traf keine Massnahmen, um die Ausbreitung von Infektionskrankheiten zu verhindern. So musste sich ein einziger Arzt in einem überfüllten Dorf um 5'000 Menschen kümmern, und überall war die medizinische Versorgung «schwach». Zusammenfassend stand in dem Bericht: «Bezirksorganisationen missachten die Bedingungen an den Evakuierungspunkten und versuchen, sich ihrer Pflicht zur Unterstützung der Aussiedlerbevölkerung zu entziehen. Wir halten es für notwendig, dass die Bezirksparteikomitees und die Sowjetexekutivkomitees angewiesen werden, die Evakuierungsstellen in ihren Gegenden in Ordnung zu bringen sowie den Kultur- und Lebensstandard der Evakuierten zu verbessern.»³⁸

Als das NKWD zwei Monate später einen neuen Bericht vorlegte, starben Flüchtlinge bereits in grosser Zahl. In Wsewoloschk, einem Evakuierungspunkt am Nordostrand der Stadt, waren 130 Leichen aus Wohnungen und Heimen eingesammelt worden. Weitere 170 wurden im Krankenhaus gefunden, ungefähr hundert lagen unbeerdigt auf dem Friedhof und sechs auf den Strassen. Der eigene Beitrag des NKWD zur Verbesserung des «Kultur- und Lebens-

standards» der Flüchtlinge war typisch: Elf Bauern wurden wegen «antisowjetischer Standpunkte» verhaftet; das gleiche Schicksal traf einen zwölften, weil er Katzen und Hunde für Verpflegungszwecke schlachtete. Andere bezichtigte man, «einen organisierten Aufstand angezettelt zu haben». In Wirklichkeit hatten sie versucht, Repräsentanten zu wählen, die nach Moskau reisen und Stalin um Hilfe bitten sollten.³⁹

«Robinson Crusoe war glücklich dran»

Am 22. Januar 1942 tat das Moskauer Staatliche Verteidigungskomitee endlich das, was es sechs Monate vorher hätte tun müssen, und ordnete die Massenevakuierung Leningrads an. Da die Eisstrasse mehrere Wochen zuvor bis zu der erforderlichen Festigkeit gefroren war, sollte die Aktion mit Lastwagen über den Ladogasee hinweg vollzogen werden. Alexej Kossygin, der stellvertretende Vorsitzende des Rats der Volkskommissare (und später Breschnews zweiter Mann), übernahm die Leitung des Evakuierungsprogramms, das 500'000 Zivilisten – mit Vorrang für Frauen, Kinder und alte Menschen – einbeziehen sollte.

Obwohl die Evakuierung obligatorisch war, versuchte eine erhebliche Minderheit von Leningradern, ihr auszuweichen. Sie fürchteten, dass sie die Reise nicht überleben würden, sie wollten ihre Verwandten nicht zurücklassen oder argwöhnten (oftmals zu Recht), dass ihre Wohnungen für immer verloren seien, wenn sie auszögen. Einer dieser Zauderer war Alexander Boldyrew, der von seinen Vorgesetzten bedrängt wurde, zusammen mit dem überlebenden Eremitage-Personal nach Kislowodsk im Kaukasus aufzubrechen: «Mit Dystrophie abzureisen, in der Kälte ... die Wohnung zu verlassen, Mama und alles, wenn wir hier vielleicht kurz vor dem Erfolg stehen. Das kann ich nicht ... Anscheinend sind Mutter, Schwester und Bruder Schtakelberg sämtlich noch vor der Abfahrt gestorben, ebenso wie der Buchhalter Ponomarjow. Ihre Leichen

wurden aus den Fenstern des Evakuierungszugs auf den Finnischen Bahnhof geworfen.»¹ Vera Inber, unbewusst dem Beispiel der britischen Königin Elisabeth während der Bombenangriffe auf London folgend, erklärte, ihr Mann bleibe bei seinen Studenten und sie bleibe bei ihrem Mann.² Olga Gretschina war schlicht der Meinung, dass die Reise einer «Desertion» gleichgekommen wäre. Eine mit Georgi Knjasew befreundete Studentin wollte ebenfalls in der Stadt bleiben, da sie nur noch drei Prüfungen abzulegen brauchte, um ihr Studium zu beenden, und da es ihr widerstrebte, ihre Mutter und ihre Tanten im Stich zu lassen.³

Keine Wahl hatten Tausende von Volksdeutschen und finnischen Bauern aus den belagerten Dörfern um Leningrad, deren Deportierung Berija im vorherigen Sommer zu spät angeordnet hatte. Ihre Evakuierung wurde mit der gewohnten Brutalität vom Militär – unter der Leitung von «Troikas» aus örtlichen Partei-, Sowjet- und NKWD-Vertretern – durchgeführt. Man legte für jeden Bezirk Quoten fest, liess den Betreffenden nur ein paar Stunden Zeit zum Packen und beschlagnahmte, einhergehend mit Brandstiftung und Plünderung, ihr Vieh und ihre Lebensmittelvorräte.⁴ Dadurch verloren die Gebiete um Leningrad fast alle Landarbeiter – mit vorhersehbaren Konsequenzen für die Lebensmittelproduktion im Sommer 1942. Zum Beispiel wurden im Gebiet des Kessels von Oranienbaum zwölf Kolchosen durch die Deportierung von 4775 Bauern völlig geleert, und acht weitere verfügten nur noch über wenige Familien.⁵ Manche derjenigen, die deportiert werden sollten, hatten Angst, «auf der Bucht unters Eis gestossen zu werden», wie ein Gerücht lautete, doch in anderen Fällen flehten Volksrussen sogar darum, ebenfalls abreisen zu dürfen. In dem Oranienbaum-Bericht ist von mehreren Offizieren der Roten Armee die Rede, die versucht hätten, Finnen von der Deportierung auszunehmen; dies sei ein beunruhigendes Anzeichen dafür, dass «einige Armeegenossen derart mit der Ortsbevölkerung verschmolzen sind, dass sie sich mit loka-

len Interessen identifizieren und die des Staates vergessen». Vom Kriegsbeginn bis zum 1. Oktober 1942 deportierte man gewaltsam insgesamt 128'748 Menschen, von denen knapp die Hälfte Volksdeutsche oder -finnen und die übrigen «kriminelle» oder «gesellschaftlich fremde Elemente» waren.⁶

Die grosse Mehrheit der Leningrader wollte jedoch unbedingt die Stadt verlassen. Rasende Menschenmengen bildeten sich vor den Evakuierungsämtern, und Vorgesetzte, die sich nicht anzustellen brauchten, stiessen auf heftigen Groll. «Warum schicken sie all die Fabriken, die Institute und die besten Kader weg?», klagte jemand. «Anscheinend sind sie doch nicht so sicher, dass die Deutschen Leningrad nicht einnehmen werden.» Ein anderer meinte, die Wehrmacht plane einen Grossangriff für das Frühjahr: «Die Oberen achten auf ihren eigenen Vorteil und verschwinden als Erste, aber wir können zurückgelassen werden.»⁷ Sogar für diejenigen, die in das Programm einbezogen wurden, waren die Begleitumstände erschreckend. Evakuierungskandidaten mussten nicht nur als reisefähig und frei von Infektionskrankheiten diagnostiziert werden, sondern auch ein Amt nach dem anderen aufsuchen, um sich Stempel und Dokumente zu besorgen; dann galt es, seine Habseligkeiten zu verkaufen und Reiseproviant zu erwerben, die zulässigen sechzig Pfund Gepäck pro Person zu packen und über die Liteiny-Brücke zum Finnischen Bahnhof zu schleppen – kaum zu bewältigende Aufgaben für die Erschöpften und Abgezehrten. Dass die Anstrengung viele das Leben kostete, ist an der Zahl der Todesfälle am medizinischen Kontrollpunkt des Finnischen Bahnhofs abzulesen: Von den 2564 Personen, die dort zwischen Anfang Februar und dem 13. April untersucht wurden, starben 230 an Ort und Stelle.⁸

Viele sahen sich vor der Evakuierung einem entsetzlichen Dilemma gegenüber: Sollte man Zurückbleiben und versuchen, das Leben eines Angehörigen zu retten, der zum Reisen zu schwach war, oder sollte man die Schwachen aufgeben und die Kräftigen ret-

ten? Das, was Experten, die sich mit Hungersnöten beschäftigt haben, als «erzwungene Preisgabe» bezeichnen, war sehr verbreitet. Dmitri Lichatschow führt drei Beispiele aus dem Kreis seiner Freunde an, insbesondere das des Dostojewski-Forschers Wassili Komarowitsch. Am Tag vor ihrer geplanten Abreise zerrten ihn seine Frau und Tochter mit dem Schlitten zum *stazionar* des Schriftstellerverbands. Bei ihrer Ankunft entdeckten sie, dass die Klinik erst mehrere Tage später geöffnet werden würde, doch sie baten die diensthabende Ärztin, ihn aufzunehmen. Die Frau weigerte sich, aber die beiden liessen ihn trotzdem in einer Kellergarderobe zurück. Komarowitsch wurde von der Ärztin ernährt und blieb gerade lange genug am Leben, um seine Habilitationsschrift abzuschliessen. Die Arbeit wurde nach dem Krieg veröffentlicht und macht einen ganz normalen Eindruck, abgesehen davon, dass die Fussnoten nach den Kirchenfeiertagen datiert sind. Die zweite von Lichatschow genannte Familie liess eine Tochter zurück, die im Krankenhaus starb; die dritte trennte sich auf dem Finnischen Bahnhof von ihrer alten Mutter, ohne sie vom Schlitten loszubinden, nachdem sie für reiseuntauglich befunden worden war.⁹

Jelena Skrjabina wurde eine ähnliche Entscheidung durch einen vorzeitigen Todesfall erspart. «Gerüchte über eine verstärkte Evakuierung nehmen immer mehr zu», schrieb sie am 29. Januar. «Mein Onkel kann diese Gespräche nicht ertragen, er ist so geschwächt, dass er keine Hoffnung mehr hat, am Leben zu bleiben, auch wenn man ihn aus Leningrad fortbrächte ... Hier, umsorgt von seiner Frau, kann er sich noch halten.» Er starb am folgenden Tag:

Die Tante, die ihn ihr Leben lang vergöttert hat, beherrschte sich, wie sich jetzt alle beherrschen – sie weinte nicht einmal. Um sechs Uhr abends kam Ljudmila von der Arbeit. Ich öffnete ihr die Tür und sagte ihr, dass ihr Vater tot sei. Sie begann bitterlich zu weinen und erst dann

schien es auf einmal, als sei nun auch der Tante etwas bewusst geworden: sie fiel ihrer Tochter in die Arme und zitterte am ganzen Körper vor Schluchzen. Für uns war es viel leichter, diesen Ausdruck des Kummers mit anzusehen als die schreckliche Starrheit, die sich jetzt immer bei allen Leningradern beobachten lässt.¹⁰

Eine der traurigsten Belagerungsgeschichten ist die von Juri Rjabinkin, jenem Fünfzehnjährigen, der bei Kriegsbeginn auf dem Weg zu einem Schachwettbewerb gewesen war. Dieser linkische, nervöse Teenager, der unter grässlichen Umständen mit seiner Familie eingepfercht war, ist in vieler Hinsicht das sowjetische Gegenstück zu Anne Frank. Allerdings ist sein Ende viel ungewisser. Wie seine Freunde hatte er den Krieg zunächst mit kindlicher Aufregung begrüsst und die unerwartete Befreiung vom Schulunterricht dazu genutzt, Siebzehnvier und Pfänderspiele zu spielen («Lopatin kroch einen ganzen Aufgang der Wendeltreppe auf allen vieren hinauf, Finkelstein musste Bron Huckepack nehmen»). Ausserdem hielt er Brandwache auf dem Dach der Sadowaja-Strasse 34, des gepflegten Art-déco-Mietshauses (heute eine Bank), in dem er mit seiner Mutter und seiner jüngeren Schwester wohnte.

Mitte Oktober fiel er allmählich «in den Trichter»: Zuerst beklagte er sich («Vor Hunger knurrt mir der Magen, fliesst mir der Speichel»), dann begann er, eine besser versorgte Familie zu hassen, die in ihre Gemeinschaftswohnung gezogen war («Und ich schäme mich jetzt, wenn ich sehe, wie Mutter Wasser trinkt, A.N. dabeisteht und vom Theater redet ... Diese Anfissa Nikolajewna gleicht einer fetten, satten Katze ...»). Am Monatsende fiel es ihm schwer, die Treppe hinaufzuklettern, und er machte sich nicht mehr die Mühe, seine Kleidung zu wechseln. Obwohl er nur eine einzige Kerze zum Lesen besass, versuchte er, sich in die Literatur zu flüchten – Dumas war «höchst unterhaltsam», Jack Londons *Liebe zum*

Leben «ein wunderbares Werk». Zwei Wochen später war sein Gesicht durch Wassersucht angeschwollen, und er war besessen von Gedanken an Nahrung (nachts träumte er von Brot, Butter, *piroschki* und Kartoffeln). Seine Mutter ging jeden Morgen zur Arbeit und nahm seine jüngere Schwester mit. Juris Aufgabe war es, nach Rationen anzustehen:

Mutter kommt mit Ira, hungrig, durchgefroren, müde. Sie können sich kaum fortbewegen. Zu Hause kein Essen, kein Feuerholz für den Herd. Nur Geschimpfe und Vorwürfe, dass unten jemand wohnt, der Graupen und Fleisch gekriegt hat, ich das aber nicht fertiggebracht habe ... Und wieder muss ich anstehen und ohne Ergebnis ... Ja, wenn ich Filzstiefel hätte!¹²

Im Dezember wirken seine Einträge fast hysterisch – eine Mischung aus Tagträumen («Mutter geht als Bibliothekarin in ein neu einzurichtendes Lazarett, und ich werde ihr Helfer oder ihr Kulturfunktionär»), aus Selbsthass, weil er ein paar Krümel aus dem Lebensmittelvorrat der Familie stibitzt hat, und Paranoia:

Welche Folterqualen Mutter und Ira mir abends bereiten! Bei Tisch isst Ira absichtlich lange, nicht nur, um Vergnügen daran zu haben, sondern auch um zu geniessen, dass sie noch isst, die anderen aber, die bereits fertig sind, beobachten sie mit hungrigen Augen. Mutter isst immer zuerst und nimmt dann ein bisschen von jedem von uns. Beim Brotverteilen fängt Ira an zu weinen ...¹³

Am Ende des Monats werden die Einträge zu einem ungeordneten, wilden Gekritzel: «Ich sterbe, ja ich sterbe und möchte doch so gern leben, wegfahren, leben, leben!» und: «Wo ist Mama? Wo ist sie?» Die letzte Notiz ist auf den 6. Januar datiert:

Ich kann fast überhaupt nicht mehr gehen oder arbeiten. Bin völlig entkräftet. Mutter schleppt sich auch gerade noch umher. Ich kann mir

nicht einmal vorstellen, wie sie das schafft. Sie schlägt mich jetzt oft, schimpft, schreit, hat heftige nervöse Anfälle und kann meinen nichts-nutzigen Anblick nicht ertragen – den eines vor Kräftemangel schwachen, hungernden, erschöpften Menschen, der sich kaum vom Fleck rühren kann, der stört und krank und kraftlos «tut». Aber ich simuliere doch meine Schwäche nicht... O Gott, was geht mit mir vor?¹⁴

Vierzig Jahre später fanden die Belagerungshistoriker Alex Adamowitsch und Daniil Granin von Juris Schwester Ira heraus, was geschehen war: Juri blieb in Leningrad zurück. Seine Mutter hatte der ganzen Familie Evakuierungsplätze verschafft, Besitztümer für Lebensmittel, wattierte Jacken und Hosen eingetauscht und einen Schlitten mit allem Nötigen und leicht verkäuflichen Silberbestecken beladen, war dann jedoch unfähig gewesen, ihren Sohn hinunterzutragen. Mutter und Tochter liessen ihn auf dem Sofa liegen und brachen, den Schlitten hinter sich herziehend, zum Bahnhof auf. «Ja, und als wir zu Fuss den Newski entlang zum Moskauer Bahnhof gingen, wollte Mutter immer zurück und ihn holen: «Jura ist noch dort! Jura ist noch dort!» Ich weinte natürlich. Kaum waren wir eingestiegen, setzte sich der Zug in Bewegung, und wir fuhren los.» Was danach aus Juri wurde, wissen wir nicht. Er könnte in Leningrad oder in der Evakuierung gestorben sein, denn das Tagebuch, das 1970 nach einem Zeitungsaufruf ausgehändigt wurde, lässt sich bis in die Provinz Wologda zurückverfolgen. Möglicherweise überlebte Juri sogar den Krieg und war dann unfähig oder unwillig, Kontakt zu seiner Familie aufzunehmen. Tatsächlich blieb von der Familie nicht mehr viel übrig. Sein Vater, den man während des Chaos von 1936/37 verhaftet hatte, kam irgendwo im Gulag um. Seine Mutter starb während der Evakuierungsfahrt auf einer Bank im Bahnhof von Wologda. Seine Schwester Ira verbrachte den Rest des Krieges in einem Kinderheim und wurde später von einer Tante aufgezogen.¹⁵

Ein tröstlicher Belagerungsmythos besagt, dass sich die Evakuierten, sobald sie die Eisstrasse erreichten, in bester Obhut und in Sicherheit befunden hätten. Sogar Dmitri Pawlow, der Nachschubchef, dessen Bericht aus der «Tauwetter»-Ära zu den freimütigsten des Genres gehört, behauptet, dass die Evakuierungen «sorgfältig durchdacht und gut organisiert» gewesen seien:

Eine Reihe von Feldküchen wurde an der Strasse für die Evakuierten errichtet. Sobald die Leningrader den See überquert und Land erreicht hatten, wurden ihnen heisse Kohlsuppe, Kartoffeln und Fleisch und andere Speisen gereicht, von denen diese erschöpften Menschen Nacht um Nacht geträumt hatten. Der Duft des aus reinem Roggenmehl gebackenen Brotes berauschte die ausgehungerten Menschen. Nach ihrem ersten Schritt an Land wurde ihnen liebevolle Fürsorge zuteil. Jeder verspürte den innigen Wunsch, ihnen auf jede mögliche Art zu helfen.¹⁶

Nichts hätte der Wahrheit ferner sein können. Die erste Härteprobe für die Evakuierten war die Eisenbahnfahrt nach Ossinowez, die, obwohl nur fünfundvierzig Kilometer lang, mehrere Tage dauern konnte. Nachdem sie am Seeufer ausgestiegen waren, mussten sie sich durch Bestechung Plätze in den Lastwagen ergattern, die den See überquerten. Jelena Kotschina konnte sich nur dadurch einen Weg durch die gewalttätige, lärmende Menge zu der Heckklappe eines Lkws bahnen, indem sie einem Fahrer zwei Liter Wodka zukommen liess; Igor Krugljakows Mutter feilschte mit einem dicken, betrunkenen Fahrer, der einen Pelzmantel über einem Bauernkittel trug, indem sie ihm zuerst ein Päckchen Zigaretten, dann Geld und schliesslich die silberne, mit einem Glockenspiel versehene Taschenuhr ihres Vaters überliess. Die Eisstrasse selbst ähnelte an schönen Tagen dem Nordpol, einer blendend weissen, eintönigen Ebene («die mohnrote Fahne des Fahrdienstleiters», schrieb Inber, «ist aus einem Kilometer Entfernung zu sehen»), und nachts einem

heulenden Strudel von Schneestürmen und schwarzer Leere. Ein paar Glückliche benutzten aus Moskau entsandte Busse, doch die meisten sassen in offenen oder mit Planen überzogenen Lastwagen, in denen man leicht an Unterkühlung sterben konnte. Etliche Passagiere waren zu schwach, um sich festzuhalten. Während die Laster über das Eis holperten, wurden sie hinuntergeworfen. Eine Rotarmistin, die der Route zugeteilt war, sammelte jeden Morgen die Leichen von fünf oder sechs Kleinkindern ein, die in den Fahrzeugen, die vor dem Morgengrauen über den See preschten, aus den Armen ihrer Mütter herausgeschleudert worden waren.¹⁷

Am gegenüberliegenden Ufer war die Aufnahme völlig unzureichend. Tagebuchschreiber schildern, dass man stundenlang nach Suppe anstehen musste, dass es an Schlafgelegenheiten fehlte und dass um Plätze in den Zügen durch das unbesetzte Russland gekämpft wurde. Auch traf man, wenn Lebensmittel zur Verfügung standen, zunächst keine Massnahmen, um die Verhungerten an einer übertriebenen und dadurch tödlichen Nahrungsaufnahme zu hindern. Ein Arzt, der eine Behandlungsstation in Schicharewo eingerichtet hatte, stellte fest, dass viele Evakuierte sämtliche Trockenrationen – geräucherte Wurst und Brot – für die dreitägige Eisenbahnreise nach Tischwin sofort verspeisten, wodurch ihnen der Magen platzte. Nachdem er den Leiter des Evakuierungszentrums vergeblich gebeten hatte, das Verfahren zu ändern, gelang es ihm schliesslich, mit angereisten Vertretern des Moskauer Staatlichen Verteidigungskomitees zu sprechen. Er beschrieb die Ergebnisse seiner Autopsien und überzeugte die Besucher, dass Evakuierte unterwegs nur kleine Nahrungsmengen, nämlich Hirse und Griess, die in den Kesseln des Zuges gekocht wurden, erhalten sollten.¹⁸

Ein typischer Bericht über die gesamte – in ihrem Charakter und Verlauf durch und durch sowjetisch zu nennende – Evakuierung stammt von Wladimir Kuljabko, einem fünfundsechzigjährigen

verwitweten Kältetechniker. Nachdem er die erste Winterhälfte durch die Geschenke einer Nachbarin, die in einem Lebensmittelgeschäft arbeitete, überlebt hatte, wurde ihm im Februar ein Platz in einem der ersten Konvois über die Eisstrasse angeboten. Er akzeptierte in der Hoffnung, seinen Sohn, einen Armeearzt, zu erreichen; dieser war in Tscherepowez stationiert, einem Ort vierhundert Kilometer östlich von Leningrad an der Eisenbahnstrecke nach Wologda. Kuljabko teilte seinem Hausverwalter mit, dass er lediglich umziehen werde, hinterliess seine Schlüssel bei einem Nachbarn und bezahlte einen anderen mit Öl, Makkaroni und Nüssen, damit der Mann ihm half, seinen Koffer zum Finnischen Bahnhof zu befördern. Die drei Kilometer lange Wanderung von der Sadowaja-Strasse dauerte, Ruhepausen auf Sandkästen eingeschlossen, zwei Stunden. Der Zug hätte um 10.30 Uhr abfahren sollen, erschien jedoch erst um 18 Uhr, und Kuljabko entdeckte, dass mit Gepäck beladene «Geschäftsleute» sein Abteil besetzt hatten. Nach langen Debatten schaffte er es, sich und seinen Koffer, einen Korb und ein Kissen in den frostigen Abschnitt zwischen zwei Waggons, in dem sich gewöhnlich Raucher versammelten, zu quetschen. Der Zug setzte sich um ein Uhr morgens endlich in Bewegung, und man verteilte Lebensmittel. Um etwas abzubekommen, musste Kuljabko, wie er bald begriff, eine Bestechungssumme zahlen. Ein Zettel – «400 Gramm Brot für Kuljabko, Betrag beigelegt, Wechselgeld nicht erforderlich» – erfüllte den Zweck. «Innerhalb von zehn Minuten hatte ich mein Brot. Durch Erfahrung klug geworden, tat ich das Gleiche, um meine Suppe zu bekommen.» Bei der Ankunft in Ossinowez sechs Stunden später bemerkte er fünfzehn Leichen, die neben den Gleisen lagen.

Um in einen Lastwagen steigen und den See überqueren zu können, musste er erneut zum Mittel der Bestechung greifen:

Ich wartete, hungrig und ohne Essen wie alle anderen (trotz der Tatsache, dass man uns in Leningrad drei Mahlzeiten pro Tag versprochen und uns die entsprechenden Coupons gegeben hatte). Gegen 17 Uhr machte ich den Diensthabenden ausfindig, aber er wimmelte mich mit irgendeinem Unsinn ab, und ich sah ein, dass ich nicht so bald aufbrechen würde. Die Lastwagen kamen und gingen, aber die Verantwortlichen hielten sich an keine Liste oder Schlange, sondern wählten die Passagiere selbst aus ... Ich näherte mich dem Chef erneut und versicherte ihm, dass ich krank sei und mich meinem Sohn, einem mit Orden ausgezeichneten Soldaten, anschliessen wolle.

Kurz darauf trat ein Aufseher auf ihn zu, der sich mit 500 Gramm Tabak für einen Platz in dem nächsten geschlossenen Lastwagen zufriedengab. Vier Stunden später war Kuljabko an Bord, nachdem er den Tabak klugerweise erst ausgehändigt hatte, als sein Gepäck und er in dem Wagen untergebracht waren. «Das gleiche Bestechungssystem, wenn auch auf einer niedrigeren Ebene, war im Lastwagen selbst wirksam. Der Fahrer verlangte ständig Zigaretten und erhielt sie auch. Sonst fuhr er langsamer, oder irgendetwas ging schief. Eine Zigarette im richtigen Moment liess sämtliche Probleme verschwinden.» Der Lkw stand drei Stunden lang in einem Stau mit Lebensmittelwagen, die die entgegengesetzte Richtung einschlugen, und traf schliesslich am folgenden Morgen um 5 Uhr am anderen Ufer, dem «Festland», ein.

Obwohl Kuljabko nun aus dem Belagerungsring entwichen war, hatte er die Schwierigkeiten noch längst nicht überwunden. Zuerst musste er drei Stunden nach Kascha und Suppe anstehen, – von den Evakuierten wurde erwartet, dass sie Teller und Löffel mitbrachten, weshalb er der Kellnerin fünfzig Rubel und seinen Pass als Pfand für eine Schüssel gab. Wenn ein Zug eintraf, wurde er von der rasenden Menge gestürmt. Kuljabko heuerte für dreissig Rubel einen Soldaten als Gepäckträger an und schaffte es, mit ein paar abgema-

gerten Ingenieursstudenten auf einen Güterwagen zu klettern. Die jungen Männer liessen ihn jedoch nicht in die Nähe des mit Heu geheizten Ofens. Fünf Tage und schlaflose Nächte später – unterbrochen von langem Schlangestehen nach Essen, von Bagatelldiebstählen und dem Tod eines der Studenten, dessen Freunde die Leiche aus der Tür stiessen – erreichte er Tscherepowez:

Ich krieche aus dem Waggon, stürze, natürlich, zerre meine drei Bündel herunter und rufe: «Helft mir, die Sachen zum Bahnhof zu tragen.» Niemand hört auf mich. Ich versuche, sie selbst zu schleppen, aber sie sind schwer, und ich stürze erneut. Ich stehe verzweifelt da. Dann entdecke ich einen Strassenjungen und bitte ihn, mein Gepäck zum Bahnhof zu tragen. Er fragt: «Gibst du mir was zu rauchen?», und ich verspreche es ihm ... Wir kommen zum Bahnhof, und ich erkundige mich bei einem Polizisten: «Wie erreiche ich diese Adresse?» Er erwidert, auf dem Platz stünden Pferdekutschen. Einfältig gehe ich zum Platz, gebe dem Jungen eine Zigarette und schaue mich nach den Kutschen um. Aber sie existieren nicht und haben nie existiert. Ich wende mich an diesen und jenen um Hilfe, doch niemand reagiert. Also schleppe ich meine Sachen zur Gepäckabgabe, die glücklicherweise nicht weit weg ist. Ich stosse den Koffer mit den Füßen über den Schnee und trage alles andere. Einen Meter, anderthalb Meter, und ich muss mich ausruhen. Den Tränen nahe, bleibe ich stehen. Wie soll ich mich zu Borja durchschlagen?

Sein Erlöser war ein junger Soldat, der jeden Dank ablehnte, sein Gepäck ergriff und ihn zu Borjas Krankenhaus begleitete, – unterwegs bot er Kuljabko einen Zwieback aus seiner Armeeration an.¹⁹ Zur Zeit von Kuljabkos Reise war das Massenevakuierungsprogramm erst seit weniger als einer Woche im Gange, aber die Bedingungen blieben chaotisch bis Mitte April, als die Lastwagen durch das Frühjahrstauwetter bis zu den Radachsen im Schmelzwasser steckten und nicht mehr weiterkamen.²⁰

Wie viele Menschen wurden durch die Eisstrasse insgesamt ge-

rettet? Im Januar 1942 überquerten offiziell 11'296, im Februar 117'434, im März 221'947 und im April 163'392 Evakuierte den Ladogasee, was in weniger als vier Monaten eine beeindruckende, den Plan übertreffende Zahl von 514'069 ergab.²¹ Dabei werden jedoch diejenigen nicht berücksichtigt, die unterwegs starben – entweder während der Überfahrt oder in den Zügen, mit denen sie ins unbesetzte Russland reisten. In den überfüllten, toilettenlosen Güterwagen, auf die zum Beispiel Kotschina angewiesen war, grasierten Mageninfektionen:

Wann immer jemand «ein Bedürfnis verspürt», nimmt gewöhnlich die ganze «Öffentlichkeit» des Waggons an der Realisierung Anteil. Es funktioniert folgendermassen: Die Tür wird durch gemeinsame Anstrengung geöffnet, der Urheber der Unruhe lässt die Hose fallen und steckt das Hinterteil hinaus in den Wind. Mehrere Personen halten ihn an den Händen und unter den Armen fest. [Bei Aufenthalt] klettern wir alle aus dem Zug und hocken uns neben die Waggons, Seite an Seite – Männer, Frauen und Kinder. Die Einheimischen versammeln sich und starren uns entsetzt an ... Aber wir sind gleichgültig all dem gegenüber. Wir empfinden keine Scham oder sonstige Gefühle ... Die Kranken fahren mit uns, bis sie sterben. Dann werfen wir sie einfach aus dem rollenden Zug.²²

Die Versorgung der Evakuierten war sogar auf dem «Festland» noch unzulänglich. Dies wird durch einen NKWD-Bericht vom 5. März bestätigt, in dem von «verantwortungsloser und herzloser» Behandlung der Evakuierten durch das Personal an der Empfangsstelle sowie von «unmenschlichen» Verhältnissen in den Zügen die Rede ist. Aus einem der Züge waren am Bahnhof Wolchow siebenzehn Tote, in Babajewo zwanzig, in Tscherepowez sieben und in Wologda sieben weitere entfernt worden. Aus einem anderen hatte man sechsundzwanzig Leichen in Wolchowstroi, zweiunddreissig in Tichwin, vier in Babajewo und sechs in Wologda herausgeholt.²³

Ein Massengrab in Wologda, in dem hauptsächlich Flüchtlinge aus Leningrad beigesetzt sind, soll die sterblichen Überreste von 20'000 Menschen enthalten.

Die Überlebenden der Evakuierungsreisen hatten ein weiteres Problem: Wenn sie keiner Institution angehörten oder in Reichweite von Verwandten waren, mussten sie eine Ortsbehörde finden, die ihnen Lebensmittelkarten und Unterkünfte zur Verfügung stellte. Da es überall Vertriebene und chronischen Nahrungsmangel gab (sogar in Moskau starben im Winter 1941/42 Bettler auf den Strassen), war dies extrem schwierig. Jelena Skrjabina, die die Eisstrasse im Februar überquerte, musste zuerst miterleben, wie ihre Mutter in einem chaotischen sogenannten Krankenhaus in Tscherepowez starb, um anschliessend wochenlang mit ihrem abgezehrten Sohn auf der Suche nach einem mitfühlenden Funktionär von einem Eisenbahnort zum anderen zu reisen. Als sie endlich in Gorki (heute Nischni Nowgorod) jemanden fand, war es den erwähnten *swjasy* zu verdanken: Der ehemalige Arzt der Familie war dort zum hohen Parteifunktionär aufgestiegen. «Und sein Name hat magische Wirkung ... [Ein Angestellter] schob die vor mir stehenden Leute beiseite und bat uns liebenswürdig, ihm zu folgen. Er führte uns direkt in das Büro des Sekretärs des Städtischen Parteikomitees von Gorki ... Nach etwa zehn Minuten ging ich mit drei Bescheinigungen hinaus: zwei davon sichern uns Sonderrationen, eine ermöglicht uns die Ausreise aus Gorki mit einem besonderen Transport, der direkt in den Kaukasus fährt.»

Die Zurückweisungen, die Skrjabina bis dahin erfahren hatte, waren eigentlich vorhersehbar – im gleichen Masse ein Ergebnis der allgemeinen Kriegsmängel, des Durcheinanders und der bürokratischen Nachlässigkeit. Aber sie schätzte das als Bosheit und als persönlichen Affront ein. «Ich fühle mich von der Welt abgeschnitten», schrieb sie. «Robinson Crusoe war, glaube ich, glücklich dran. Der

wusste, dass er sich auf einer unbewohnten Insel befand, dass er auf sich allein angewiesen war. Wir hingegen befinden uns unter Menschen.»²⁴

Leichenfresserei und Menschenfresserei

Ein anderer Aspekt der Belagerung, der keinen Platz in der traditionellen Sowjetgeschichte findet, ist die Kriminalität. Die Leningrader, behauptet Versorgungskommissar Dmitri Pawlow, seien zu «hochsinnig» gewesen, um Brote, die aus einem durch Geschosse beschädigten Lastwagen hervortrudelten, an sich zu raffen. Sie hätten sogar die Parkbäume «eifrig davor geschützt, zu Feuerholz gemacht zu werden». Ihr Beispiel habe die Erklärungen «ausländischer Autoren» widerlegt, «die verkünden, dass der Mensch seine Moral einbüsst und zu einem Raubtier wird, wenn der Hunger machtvoll auf ihn einwirkt. Träfe dies zu, hätte in Leningrad Anarchie herrschen müssen.»¹

In Leningrad herrschte während der Belagerung zwar keine Anarchie, doch die Stadt litt unter einer Verbrechenswelle, die insbesondere Diebstahl und Mord wegen Lebensmitteln und Lebensmittelkarten und – berüchtigt – Kannibalismus umfasste. Das häufigste aller Gewaltverbrechen war der einfache Raub. Jelena Kotschina, die Mitte Dezember 1941 von einem Brotladen heimkehrte, sah einen halbwüchsigen Jungen in der Uniform einer Gewerbeschule auf sich zulaufen. Sie trat beiseite, doch er packte ihr Brot und rannte weiter, wonach sie entsetzt auf ihre leeren Hände starrte. Zu Hause machte eine Nachbarin ihr Vorwürfe, weil sie das Brot nicht unter ihrem Mantel verborgen habe. Vier Tage später wurde Jelenas Mann wegen einer fallen gelassenen Brotkruste mit einem anderen Gewerbeschüler in einen Streit verwickelt:

Heute traf [Dima] auf ein paar mit Brot beladene Schlitten. Fünf bewaffnete Wächter begleiteten sie, und eine Menschenmenge, die die Laibe wie gebannt fixierte, folgte ihnen. Dima schloss sich allen anderen an. Am Brotgeschäft wurden die Schlitten entladen. Die Menge fiel über die leeren Kästen her und suchte nach zerkrümelten Brotstücken. Dima fand eine grosse Kruste, die in den Schnee getrampelt war. Aber ein Junge riss sie ihm aus den Händen. Er kaute darauf, dieser grässliche Flegel, schmatzte mit den Lippen und sabberte. Dima verlor die Beherrschung. Er packte den Jungen am Kragen und schüttelte ihn, ohne zu wissen, was er tat. Der Kopf des Jungen ruckte auf seinem dünnen Hals hin und her wie der einer Stoffpuppe. Doch er kaute mit geschlossenen Augen eilig weiter. «Sie ist weg, sie ist weg! Guck mal!», rief er plötzlich und machte den Mund weit auf.²

Die Gewerbeschüler, die in Dutzenden ähnlicher Berichte als Diebe genannt werden, gehörten, wie die bäuerlichen Flüchtlinge in den Vororten, zu einer der besonders schutzlosen sozialen Gruppen Leningrads.³ Die Gewerbeschulen (*remeslennyje utschilitschtscha*), deren Zahl man kurz vor dem Krieg erheblich erhöht hatte, waren Internate, in denen Jugendliche aus den Dörfern zu Fabrikarbeitern ausgebildet werden sollten. Sie galten als minderwertig. Nachdem sich der Belagerungsring geschlossen hatte, waren die Schüler von ihren Familien abgeschnitten und damit in vielen Fällen nachlässigen oder skrupellosen Schulverwaltern ausgeliefert. Alexej Kossygin, der aus Moskau entsandte Kommissar, der die Massenevakuierung über die Eisstrasse beaufsichtigen sollte, konnte nicht übersehen, dass diese Jungen noch magerer als die übrige Bevölkerung waren. Er sah sich veranlasst, die Gewerbeschule Nr. 33 persönlich zu inspizieren. Wie er entdeckte, waren die Jungen verlaust und schliefen, ohne Laken oder Kissenbezüge, jeweils zu zweit oder zu dritt in einem Bett, wobei Kranke und Gesunde nicht voneinander getrennt wurden. Noch schändlicher war, dass das Küchenpersonal

die Lebensmittelbestände systematisch plünderte und den Kindern nur die Hälfte der Rationen (oder noch weniger) zukommen liess. Ein Schülervertreter, schrieb Kossygin wütend an Schdanow, solle die Küchen kontrollieren; die leitenden Angestellten und das übrige Personal seien zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Die Sterblichkeitsziffer in den Gewerbeschulen ist unbekannt, doch sie wird auf kaum glaubliche 95 Prozent geschätzt.⁴

Die Zahl der Diebstähle durch Tausende der anderen verlassenen Kinder Leningrads verringerte sich erst dadurch, dass man achtundneunzig neue Waisenhäuser eröffnete und später evakuierte. Allerdings nahmen viele von ihnen nur Kinder unter dreizehn Jahren auf. «Die Lage der elternlosen Vierzehn- und Fünfzehnjährigen», stand in einem Bericht an Schdanow, «ist besonders schwierig. Sie werden von Kinderheimen zurückgewiesen, versammeln sich vor Bäckereien und anderen Läden und reissen Käufern Brot und sonstige Nahrungsmittel aus den Händen.» Das Personal der städtischen Erziehungsabteilung, hiess es weiter, schicke nicht einmal jüngere Kinder in Waisenhäuser, wenn sie nicht sauber, frei von Infektionen und im Besitz aller erforderlichen Papiere seien.⁵ Von grösserem Interesse für die Miliz war die Gefahr, dass wütende Mengen an den Brotläden ausser Kontrolle gerieten und zu plündern begannen. Zwar wurde die Lebensmittelverteilung nie ernstlich gestört, doch es kam zu krawallähnlichen Vorfällen, vor allem im Januar und Februar 1942, als die Leningrader schon in den frühen Morgenstunden aufstanden, um sich in die Schlangen einzureihen, und häufig trotzdem kein Brot erhielten. An einem späten Januarabend hielt Dmitri Lasarew Ausschau nach seiner Frau, die sich am selben Morgen um sieben Uhr einer Schlange angeschlossen hatte. Er fand sie vor einem Brotladen auf dem Bolschoi-Prospekt:

Die Menschen wurden jeweils zu zehnt in das Geschäft eingelassen. Einmal, als wieder zehn an der Reihe waren, stürmten alle hinter ihnen

ebenfalls vor und begannen, die Türen einzuschlagen. Zwei Polizisten versuchten, die Menge zurückzuhalten, und behaupteten schliesslich, dass sie alle einlassen würden, sobald die Menge ein paar Schritte zurücktrat. Als die Menschen ihrem Rat folgten, verriegelten sie die Türen und gaben bekannt, dass der Laden geschlossen sei und alle nach Hause gehen sollten. Man hörte laute Rufe und Beschwerden, denn manche hatten seit zwei Tagen nichts gegessen und andere hatten hungrige Kinder.

Die Ordnung wurde erst wiederhergestellt, als Lasarew und ein paar andere Männer an die Hintertür des Ladens traten und den Geschäftsführer überredeten, die Rationen für weitere siebzig Leute freizugeben.⁶ Insgesamt verzeichnete das NKWD in den ersten siebenundzwanzig Januartagen zweiundsiebzig derartige «Angriffe» auf Lebensmittelläden, -karren und -schlitten. In einem Fall bewarfen Plünderer das Personal mit Ziegelsteinen, doch meistens drangen die Wartenden nur hinter den Tresen vor, oder kleine Gruppen (manchmal bewaffnete Deserteure, doch häufiger Frauen oder Gewerbeschüler) stiessen Lieferschlitten oder Handkarren um und verschwanden mit der Ladung.⁷ «In Brotladen Nr. 218», wird in einem typischen Bericht von Anfang Januar gemeldet,

stürzte die Menge, aufgehetzt von einer unbekanntenen Person, hinein und schleppte 100 Kilo Brot fort. Es gelang uns, ein paar Menschen zu verhaften. In Brotladen Nr. 399 wurden etwa 50 Kilo Brot von der Menge gestohlen, doch kein einziger Plünderer konnte verhaftet werden. Eine Gruppe fiel über den Wagen von Brotladen Nr. 318 her, der die neue Lieferung herbeibrachte. Am Abend des 7. Januar entdeckte man zwei Personen, die sich unter dem Ladentisch verbargen. Wie sich herausstellte, trugen sie Messer bei sich. Am selben Tag wurde Laden Nr. 20 am Prospekt Gasa ausgeraubt. Ähnliche Vorfälle spielten sich im Smolny-Bezirk und in anderen Distrikten ab.⁸

Daraufhin postierte man mehr Polizisten vor den Läden, liess die Lieferfahrzeuge unterschiedliche Routen einschlagen und rüstete sie mit Wächtern aus.⁹

Eine der sehr wenigen Tagebuchschreiberinnen, die gestehen, von Lebensmitteldiebstählen profitiert zu haben, ist Jelena Kotschina. Ihr durch Ödeme aufgedunsener Mann Dima benutzte seit Mitte Dezember einen angespitzten Spazierstock, um damit Brote in einem unbeleuchteten Laden aufzuspiessen. Einmal beobachtete ihn eine der ebenfalls Wartenden, folgte ihm auf die Strasse und drohte, ihn anzuzeigen:

«Gib mir die Hälfte, oder ich mache Meldung», flüsterte sie und packte ihn am Ärmel ... Sie traten in einen Hauseingang, und Dima stiess der Frau das Brot mit den Worten ins Gesicht: «Hier, erstick daran!» Die Frau griff nach dem Brot, setzte sich auf die Stufe und stopfte es sich gierig in den Mund. Eine kurze Zeit lang sah Dima ihr schweigend zu. Dann setzte er sich neben sie und ass seine eigene Hälfte. So hockten sie da und kauten, einander hin und wieder beschimpfend, bis sie alles aufgegessen hatten.

Ein Sack Buchweizen, den sie Mitte Januar im Lebensmittelgeschäft einer Fabrik entwendeten, ermöglichte den Kotschins, wieder zuzunehmen. Sie verbargen es vor den Nachbarn, indem sie sich absichtlich nicht wuschen. Die Angestellten von Brotläden, schrieb Jelena zu ihrer Rechtfertigung, seien genauso unehrlich und «rund wie Kugeln»: «Für Brot bekommen sie alles, was sie haben wollen. Fast alle tragen, ohne die geringste Scham, Gold und teure Pelze. Manche arbeiten sogar in üppigen Zobel- und Robbenmänteln hinter dem Ladentisch.»¹⁰

Morde zur Beschaffung von Nahrung oder Lebensmittelkarten häuften sich: In der ersten Jahreshälfte 1942 wurden 1'216 Menschen aus diesem Grund verhaftet.¹¹ Viele Leningrader hatten Angst, in einsamen Strassen von Fremden angegriffen zu werden, doch in den vom NKWD genannten Fällen war eher die Rede von

Personen, die Familienmitglieder, Kollegen und Nachbarn töteten. Oftmals waren sowohl Täter als auch Opfer unterprivilegierte Jugendliche. Ein typisches Beispiel ist das eines Achtzehnjährigen, der seine beiden jüngeren Brüder mit einer Axt umbrachte. Er wurde verhaftet, bevor er auch seine Mutter ermordete. Nachdem er bei einem Gelegenheitsdiebstahl erwischt worden sei, erklärte er im Verhör, habe er seine Stelle und damit auch seine Arbeiterrationskarte verloren, – daraufhin habe er beabsichtigt, die Coupons seiner Brüder zu benutzen. Zwei weitere Jugendliche, achtzehn und fünfzehn Jahre alt, verletzten ihre Nachbarinnen, eine Mutter und deren sechsjährige Tochter, schwer und wurden verhaftet, als sie die Karten der Opfer gegen Brot eintauschen wollten. Ein sechzehnjähriger Maschinenarbeiter wurde in seinem Wohnheim von einem Kollegen ermordet, nachdem er damit geprahlt hatte, Lebensmittelabschnitte für mehrere Tage eingelöst zu haben.¹²

Weitere Verbrechen konnten wahrscheinlich nicht dokumentiert werden, weil im tiefsten Winter nur noch ein Teil der Miliz ihre Funktionen ausübte. Am 10. Februar bat der Leningrader NKWD-Chef P.N. Kubatkin seine Vorgesetzten in Moskau, ihm tausend weitere Männer zur Bewachung der städtischen Fabriken zuzuteilen. Von den 2'800 Mitgliedern seiner Brigade seien 152 an «Erschöpfung» gestorben, 1'080 lägen im Krankenhaus und mindestens 100 würden sich jeden Tag krankmelden.¹³ Die Pawlowsker Museumsdirektorin Anna Selenowa, zu deren Aufgaben es gehörte, in Privatbesitz befindliche Antiquitäten offiziell zu verwahren, verließ einmal die Wohnung eines (angeblich dankbaren) Sammlers und fand den Polizisten, der sie begleitet hatte, tot auf einem Stuhl im Treppenhaus vor.¹⁴ Auch gibt es Anhaltspunkte für verbreitete Korruption und Schnelljustiz. «Wenn man entdeckte, dass Brot gestohlen worden war», erinnerte sich ein nach dem Krieg Ausgewan-

derter, «trieb man fünf Leute zusammen und erschoss sie, gleichgültig ob sie etwas mit dem Diebstahl zu tun hatten oder nicht.»¹⁵

Im Grossen und Ganzen vermitteln die Überlebenden des ersten Belagerungswinters jedoch den Eindruck, dass sich die Bürger weniger vor Strassenräubern und Mördern als vor Stille, Leere und Isolation fürchteten. Die elfjährige Angelina Kupaigorodskaja verbrachte den Winter allein in der Wohnung ihrer Familie an der Fontanka, da sich ihre Eltern, beide Chemieingenieure, an ihrem Arbeitsplatz einquartieren mussten. Sieben Jahrzehnte später führt sie ihr Überleben auf eine Liste von Regeln zurück, die ihr Vater für sie niedergeschrieben hatte: Sie solle sich täglich waschen und ihren Toiletteneimer leeren, nie mehr als eine einzige Tagesration abholen und regelmässig das Postamt für den Fall aufsuchen, dass Verwandte Geld überwiesen hatten. Das Haus zu verlassen sei beängstigend gewesen, doch nicht weil sie sich vor Verbrechen fürchtete (im Gegenteil, sie habe erst lange nach dem Krieg gelesen, dass es so etwas gegeben hatte). Damals fühlte sie sich «allein in der Stadt, ganz allein. Ich ging jeden Tag zum Laden und zurück, betrat unseren Hof, stieg die Treppe hinauf und öffnete meine Tür. Jeder hätte mich mit dem kleinen Finger umstossen können. Aber ich begegnete nie einer Seele.»¹⁶ Jelena Kotschina trat gewöhnlich in den Treppenflur, um auf die Ankunft ihres Mannes zu warten, wenn er von einem seiner Brotdiebstähle zurückkehrte: «Von unten stieg die Stille auf wie Dampf und verdichtete sich auf der Treppe. Ich spuckte den Treppenschacht hinunter und hörte zu, wie der Speichel unten dröhnend aufschlug. So stand ich, spuckend und lauschend, lange in der Dunkelheit.»¹⁷

Das berüchtigste Verbrechen der Belagerungszeit – und das bezeichnendste für die Verzweiflung der Leningrader – war Kannibalismus. Die Dichterin Olga Berggolz erfuhr davon zum ersten Mal von einem befreundeten Psychiater:

Vor nicht langer Zeit teilte Prendel uns mit, dass die Leichenfresserei zunimmt. Im Mai [1942] hatte sein Krankenhaus mit fünfzehn Fällen zu tun, verglichen mit elf im April. Er musste – und muss immer noch – als Sachverständiger darüber aussagen, ob Kannibalen für ihre Handlung verantwortlich sind. Kannibalismus – eine Tatsache. Er erzählte uns von einem kannibalischen Paar, das zuerst die kleine Leiche ihres Kindes verzehrte, dann drei weitere Kinder in eine Falle lockte, sie ermordete und ebenfalls auf ass. Aus irgendeinem Grund fand ich seine Worte lustig – wirklich lustig, besonders wenn er versuchte, die Kannibalen zu entlasten. Ich entgegnete: «Aber du hast doch deine Grossmutter nicht gegessen!» Danach konnte ich seine Kannibalengeschichten einfach nicht mehr ernst nehmen. All das ist so abscheulich – Kannibalen, Dächer mit Löchern darin, herausgesprengte Fensterscheiben, sinnlos zerstörte Städte. O ja, das Heldentum und die Romantik des Krieges!¹⁸

Bis zur Veröffentlichung von Milizunterlagen im Jahr 2004 waren die Hinweise darauf, dass während der Belagerung Menschenfleisch gegessen wurde, eher anekdotischer Art. Damals glaubte man den Gerüchten, dass Kinder auf der Strasse entführt worden seien, und in Tagebüchern ist von Leichen die Rede, die nicht nur ihrer Kleidung, sondern auch ihrer Schenkel und Gesässe beraubt wurden. Die schauerliche Beschreibung eines jungen Paares, das in eine zum Schlachthaus gewordene Wohnung gelockt wurde (von Harrison Salisbury in seinem Buch *900 Tage* als Tatsache wiedergegeben), erweist sich bei näherer Betrachtung als Szene aus einem Roman, den man, vermutlich im Rahmen der nationalsozialistischen Propaganda, in der besetzten Ukraine veröffentlicht hatte.¹⁹

Die meisten Menschen wussten vom Kannibalismus weniger aus persönlicher Erfahrung, sondern eher durch Horrorgeschichten aus zweiter Hand. «Auf dem Pokrowskaja-Platz», schrieb der Geografielehrer Alexej Winokurow, «stiess ich auf eine Menschenmenge, die stumm die Leiche einer ungeschickt geschlachteten drallen

jungen Frau betrachtete. Wer hat das getan und warum? Werden die hartnäckigen Gerüchte über Kannibalismus dadurch untermauert?»²⁰ Als eine recht gesunde Bekannte von Dmitri Li-chatschow nicht heimkehrte, nachdem sie sich zum Zweck eines Tauschhandels zu einer zwielichtigen Adresse begeben hatte, überlegte er, ob sie von den finsternen Gestalten ermordet worden sei, die auf dem Heumarkt Hackkoteletts anboten.²¹ Olga Gretschina, die den Lohn in ihrer Fabrik abholte, fiel auf, dass sich Metallspäne um die Werkbänke angesammelt hatten. Daraufhin erkundigte sie sich, was aus der alten Putzfrau, die den Kosenamen Tante Nastja trug, geworden sei. Die Antwort, dass man Nastja hingerichtet habe, kam ihr zunächst wie ein Witz vor: «Aber nein, es stimmt! Sie hat ihre Tochter gegessen – unter dem Bett versteckt und Stücke von ihr abgeschnitten. Die Miliz hat sie erschossen. Heutzutage wird man gar nicht erst vor Gericht gestellt.»²²

Die Stadtverwaltung wurde vom NKWD, das die ersten neun Fälle des «Gebrauchs von Menschenfleisch als Speise» in einem Situationsbericht vom 13. Dezember 1941 anführte, detailliert auf dem Laufenden gehalten. Eine Mutter hatte ihre achtzehn Monate alte Tochter erstickt, um sich selbst und drei ältere Kinder zu ernähren; ein sechszwanzigjähriger Mann hatte, nach dem Verlust seines Arbeitsplatzes in einer Reifenfabrik, seinen achtzehnjährigen Zimmergefährten ermordet und gegessen; ein Metallarbeiter (ein Parteimitglied) und sein Sohn hatten zwei weibliche Flüchtlinge mit einem Hammer erschlagen und ihre Körperteile in einem Schuppen versteckt; ein arbeitsloser Klempner hatte seine Frau umgebracht, um ihre jugendlichen Söhne und Nichten zu ernähren, ihre Überreste verbarg er in den Toiletten des Lenenergo-Wohnheims.²³ Zehn Tage später wurden dreizehn weitere Fälle gemeldet: Ein erwerbsloser Achtzehnjähriger hatte seine Grossmutter mit einer Axt ermordet, ihre Leber und Lunge gekocht und aufgegessen; ein Sieb-

zehnjähriger hatte eine unbeerdigte Leiche von einem Friedhof gestohlen und sie durch einen Tisch-Fleischwolf gedreht; eine Reinmachefrau hatte ihre einjährige Tochter getötet und sie an ihren zweijährigen Sohn verfüttert.²⁴ Zu den Ersten, die Menschenfleisch assen, gehörten die kriminell vernachlässigten Schüler der *remeslennyje utschilischtscha*. In der Gewerbeschule Nr. 39 in der Mochowaja-Strasse

waren die Schüler sich selbst überlassen. Sie wurden nicht beaufsichtigt und erhielten für Dezember keine Lebensmittelkarten. Den ganzen Monat hindurch assen sie das Fleisch von Katzen und Hunden. Am 24. Dezember starb der Schüler Ch. an Unterernährung, und seine Leiche wurde von den anderen Zöglingen teilweise verzehrt. Am 27. Dezember verhungerte ein zweiter Schüler namens W., dessen Leiche ebenfalls gegessen wurde. Elf Personen sind wegen Kannibalismus verhaftet worden; alle haben ihre Schuld zugegeben. Schuldirektor Leimer und Kommandantin Plaxina, die dafür verantwortlich sind, dass diese Gruppe von Schülern ohne Nahrung oder Aufsicht zurückblieb, werden strafrechtlicher Verfolgung unterzogen.²⁵

Insgesamt verhaftete die Miliz im Dezember nur 26 Personen wegen Kannibalismus, doch die Zahl stieg im Januar auf 356 und im Februar auf 612. Sie halbierte sich im März und April auf 300, erhöhte sich im Mai wieder ein wenig und sank im Juni und Juli stark ab.²⁶ Bis Dezember 1942, als das Phänomen allmählich verschwand, waren 2'015 «Kannibalen» verhaftet worden.²⁷

In der russischen Sprache trifft man eine moralisch wesentliche Unterscheidung zwischen *trupojedstwo* («Leichenfresserei») und *ljudojedstwo* («Menschenfresserei»), also Mord aus Gründen des Kannibalismus. Trotz der grausigen Fälle innerfamiliärer Tötungen, die von der Miliz hervorgehoben wurden, war Ersteres weit häufiger (zum Beispiel erwiesen sich von den 300 «Benutzern von Menschenfleisch als Speise», die im April 1942 verhaftet wurden,

nur 44 als Mörder)?⁸ Organisiertes Gangstertum war extrem selten: In den NKWD-Berichten ist nur von einem einzigen derartigen Fall die Rede – dem von sechs jungen Männern, darunter drei Eisenbahnarbeiter, die dreizehn Personen, zumeist vor Brotläden, mit dem Angebot eines Tauschhandels überredet hatten, ihnen in eine Wohnung zu folgen. Dort hatten sie die Opfer mit einem Schlag auf den Hinterkopf getötet.²⁹ Auch kam Kannibalismus im Zentrum erheblich seltener vor als in den Vororten, die ärmer waren, weniger sorgfältig von der Miliz überwacht wurden und wo die überfüllten Friedhöfe lagen. (Die meisten Verhaftungen wurden in den entlegenen Primorski- und Krasnogwardeiski-Bezirken und an der industriellen Wyborger Seite vorgenommen; die wenigsten im Smolny-Bezirk, in dem sich die Parteizentrale befand.³⁰) Am 22. Dezember hielten Polizisten, die am Serafimowskoje-Friedhof in Nowaja Derewnja patrouillierten, zwei Frauen an, die Säcke mit den Leichen von drei Kleinkindern mit sich trugen. Im Verhör stellte sich heraus, dass die eine mit einem Frontsoldaten, die andere mit einem Hausmeister verheiratet war und dass sie geplant hatten, ihre Töchter (im Alter von achtzehn und sechzehn Monaten) mit dem Fleisch zu füttern. Zwei weitere Leichenräuber – ein Fabrikarbeiter und ein Tischler – wurden am folgenden Tag ebenfalls auf dem Serafimowskoje-Friedhof verhaftet; sie hatten beabsichtigt, ihre eigenen Kinder mit dem Inhalt ihrer Säcke am Leben zu erhalten.³¹ Ein dreißigjähriger arbeitsloser Mann, seine Frau und ihr dreizehnjähriger Sohn wurden beim «systematischen Diebstahl» von Toten aus der Leichenhalle eines Krankenhauses ertappt, und eine vierundzwanzigjährige Krankenschwester fiel der Polizei auf, weil sie amputierte Gliedmassen aus einem Operationssaal an sich gebracht hatte.³²

Leicht zugänglich waren auch die Leichen von verhungerten Kollegen oder Verwandten. Typisch für das kollektive Handeln, das diese Art von *trupojedstwo* häufig hervorbrachte, dürften mehrere

Fälle im Januar und Februar gewesen sein. In der Erste-Mai-Fabrik teilte sich eine Gruppe von neun Männern, die alle im selben Wohnheim einquartiert waren, die Leiche eines Kollegen.³³ In der Lenin-Fabrik verzehrte eine Arbeiterin ihren elfjährigen toten Sohn mit zwei Freundinnen. Eine Putzfrau teilte sich die Leiche ihres Mannes mit ihrem arbeitslosen Nachbarn, – der Elektriker und der stellvertretende Leiter eines öffentlichen Badehauses assen den verhungerten Heizer der Einrichtung.³⁴ Drei Angehörige eines Zivilschutzteams, darunter ein Parteimitglied, teilten sich eine Leiche, die sie bei der Absicherung eines zerbombten Gebäudes entdeckt hatten.³⁵

Der Optiklechner Dmitri Lasarew hinterliess einen Augenzeugenbericht über ein Angebot, sich einer derartigen Aktion anzuschliessen:

Valentina Antonowna (eine Freundin von Nina [Lasarews Frau]) kam vorbei. Zitternd vor Emotionen, erzählte sie, wie eine Frau gestern hartnäckig versucht habe, sie in eine grässliche Angelegenheit hineinzuziehen. Früher am Tag waren mehrere Zivilschutzarbeiterinnen durch herabstürzende Balken zermalmt worden, während sie ein Gebäude auf der Krestowski-Insel abrissen. Ihre Leichen hatte man in einen leeren Schuppen neben der Wohnung gebracht, in der diese Frau allein einquartiert ist. Sie schlug Valentina Antonowna vor, die Leiche eines der Mädchen in ihre Wohnung zu schleppen, das Fleisch zuzubereiten, einen Teil davon zu essen und den Rest für die Zukunft einzusalzen. Sie sagte, sie habe Feuerholz, könne jedoch nicht alles ohne Hilfe schaffen. Als Ansporn nannte sie das Beispiel ihrer Schwester, die seit drei Wochen Menschenfleisch esse, wieder zu Kräften gekommen sei und sich viel gesünder fühle. Gebieterisch erklärte sie, sie wolle nichts von Zaudern hören, denn es sei eine Frage von Leben und Tod, und am folgenden Morgen werde sie erscheinen, damit die beiden sich gemeinsam an die Arbeit machen könnten.

Valentina Antonowna tat die ganze Nacht kein Auge zu. Einerseits weigerte sie sich empört, den Vorschlag auch nur zu erwägen, anderer-

seits war sie beim Anblick ihres schlafenden erwachsenen Sohnes überzeugt, dass sie sich seinetwegen darauf einlassen solle. Aber dann stellte sie sich in allen konkreten Einzelheiten vor, was die Sache nach sich ziehen würde, und sprang auf: «Nein! Nur das nicht! Ich würde den Verstand verlieren!» Vor dem Morgen hatte sie sich erneut eingeredet, dass es kein Mord sei, dass die Mädchen ohnehin tot seien und dass, wenn sie den Vorschlag ablehne, ihr hoch gewachsener, breit-schultriger Sohn verhungern werde. Damit schief sie wieder ein, erwachte heute Morgen und wartete auf ihre Besucherin. Aber als die Frau auftauchte, weigerte Valentina Antonowna sich heftig, was sie selbst überraschte. Die Frau verschwand unter wütenden Flüchen?⁶

Vierundsechzig Prozent der wegen «Benutzung von Menschenfleisch als Speise» Verhafteten waren Frauen, 44 Prozent arbeitslos oder «ohne feste Beschäftigung» und über 90 Prozent Analphabeten oder Grundschulabsolventen. Nicht mehr als 15 Prozent gehörten zu den «eingesessenen Einwohnern» von Leningrad, und nur 2 Prozent hatten Vorstrafen.³⁷ Mithin war der typische Leningrader «Kannibale» weder jemand wie Sweeney Todd, die britische Romanfigur des neunzehnten Jahrhunderts, die mit Menschenfleisch Geschäfte machte, noch der verrohte Barbar der sowjetischen Geschichtsschreibung. Es war vielmehr die ehrliche, einfache Arbeiterhausfrau aus der Provinz, die ihre Familie retten wollte.

Bemerkenswerterweise unternahmen die Leningrader medizinischen Behörden mindestens einen Versuch, diejenigen, die zum Verzehr von Menschenfleisch getrieben wurden, als geisteskrank einstufen zu lassen. Am 20. Februar 1942 berief der Chef des medizinischen Dienstes der Leningrader Front eine Sondersitzung von sieben erfahrenen Psychiatern ein – darunter Hochschullehrer, der Leiter einer psychiatrischen Anstalt, der Chefynterpsychiater der Gerichte und ein Vertreter des militärmedizinischen Dienstes –, um zu entscheiden, ob Leichenfresser für ihre Taten strafrechtlich belangt

werden könnten. Das Urteil der Ärzte war auch vom juristischen Standpunkt aus widersprüchlich: Leichenfresser seien zurechnungsfähig, aber nicht unheilbar kriminell. Eine hiervon abweichende Stimme argumentierte, definitionsgemäss könne keine geistig gesunde Person Kannibalismus begehen, aber sie sei trotzdem vor Gericht zu stellen: «Dies sind zurückgebliebene und sozial gefährliche Menschen! Wir müssen streng mit ihnen umgehen!» Am Ende entschied man, Kannibalen seien zumeist geistig gesund, doch «primitiv, von einem niedrigeren moralischen und intellektuellen Niveau». Zwar seien alle gefährlich, doch «Zeiträume der Isolierung» müssten individuell festgelegt werden, wobei die Umstände des Verbrechens («aktive oder passive Leichenfresserei») und die Persönlichkeit des Missetäters zu berücksichtigen seien?⁸

In der Praxis jedoch wurden sämtliche Kannibalen – ob zurechnungsfähig, wahnsinnig, Mörder oder harmlose «Leichenfresser» – als Kriminelle behandelt. Da das Strafgesetzbuch Kannibalismus nicht vorsah, wurde er dem Pauschalbegriff «Banditentum» (Artikel 59,3 des Strafgesetzbuchs) zugeordnet. Zur Zeit der Zusammenkunft der Psychiater waren bereits 554 «Banditen der speziellen Kategorie» vor Militärgerichte gestellt worden; davon hatte man 329 erschossen und 53 zu zehnjähriger Haft verurteilt. Mindestens 45 weitere waren im Gewahrsam gestorben (mutmasslich an Hunger)?⁹ Doch obwohl keine offizielle Unterscheidung zwischen Mördern und «Leichenfressern» getroffen wurde, deuten die abweichenden Urteilssprüche darauf hin, dass Letztere relativ gut davorkamen. Von den 1913 Kannibalen, deren Fälle man bis Anfang Juni abgeschlossen hatte, wurden 586 zur Hinrichtung und 668 zu Haftstrafen von fünf bis zehn Jahren verurteilt.⁴⁰ Was den übrigen 659 zustiess, ist ungewiss. Vielleicht warteten sie noch auf ihr Urteil, vielleicht trafen sie aber auch auf Milde. Es mag nicht nur Wunschenken sein, wenn man hinter der häufig wiederkehrenden Feststel-

lung, der typische «Benutzer von Menschenfleisch als Speise» sei eine mittellose Frau mit abhängigen Kindern und ohne Vorstrafen, verschlüsselte Aufrufe zur Nachsicht vermutet. Es wäre eine Erleichterung zu wissen, dass diese Aufrufe gehört wurden.

Anton Iwanowitsch ist wütend

Wer im Winter 1941/42 den Newski-Prospekt hinunterging, begegnete einer seltsamen Erinnerung an das Leben der Friedenszeit. Etliche Werbezettel für eine Filmkomödie, die bei Kriegsbeginn ihre Premiere hätte feiern sollen, klebten mit grossen schwarzen Buchstaben an den Laternenpfählen. Ihr Titel war *Anton Iwanowitsch ist wütend*.

Wie wütend waren die Bürger von Leningrad, und warum mündete ihre Wut nie in eine offene Revolte? In gewisser Weise ist dies eine unsinnige Frage, denn wie andere Sowjetbürger empfanden auch die Leningrader Loyalität gegenüber ihrem Land, wenn auch nicht unbedingt gegenüber dem Bolschewismus; sie hassten und fürchteten die Deutschen und waren zu erschöpft und geschwächt, um an mehr als ihr eigenes Überleben zu denken. Doch andererseits ist es auch ein Rätsel. Hunderttausende hatten bereits vor dem Krieg – und durch die Taten ihrer eigenen Regierung – Unterdrückung und Verarmung am eigenen Leibe erlebt; nun waren fast alle entweder selbst dem Hungertod nahe oder schauten hilflos zu, wie Angehörige und Freunde um sie herum starben. Zudem waren die Scheinheiligkeit und Ungleichheit des Sowjetlebens ausgeprägter denn je. Die Menschen sahen mit eigenen Augen, dass die Lichter in Regierungsgebäuden nicht ausgingen, dass die Korruption blühte und die Kinder ihrer Vorgesetzten genug zu essen bekamen, während die eigenen hungerten. Moskau war abgetrennt, die einfachen

Polizisten litten genauso unter der schlechten Ernährung wie die übrigen Bürger – was also hatten sie noch zu verlieren? Brotmangel, ein katastrophaler Krieg und Zorn auf die Unfähigkeit der Regierung hatten den Februaraufstand von 1917 ausgelöst. Warum wiederholte er sich nicht ein Vierteljahrhundert später?

Die Nationalsozialisten hatten eigentlich damit gerechnet. Ihre Zuversicht, dass die Nachricht vom Einmarsch einen sofortigen antibolschewistischen Volksaufstand entfachen würde, hielt noch eine Weile an. Vor allem überschätzten sie die Bedeutung des russischen Antisemitismus beträchtlich, und die kleinsten Anzeichen dafür standen ganz oben in den Berichten der Nachrichtendienste, die SS und Wehrmacht über die Bedingungen in «Petersburg» erhielten. Erstaunlich ungeschickt war auch die russischsprachige Propaganda der Deutschen, die gleichzeitig die «jüdisch-stalinistische» Sowjetregierung anprangerte und mit der Unbesiegbarkeit und Gnadenlosigkeit der Wehrmacht prahlte («Aufgefressen sind die Linsen – Leningrad geht in die Binsen»; «Wir bombardieren heute, ihr sterbt morgen»).¹ Der militärische Geheimdienst korrigierte sich im Herbst, indem er einräumte, dass die «jüdische Frage» zwar zunehmend aktiv von Leningradern diskutiert werde, dass es aber keine Hinweise auf einen organisierten Widerstand gegen die kommunistischen Behörden gebe. Über der Stadt abgeworfene Flugblätter würden nicht von Hand zu Hand weitergereicht, sondern für den künftigen Gebrauch versteckt, falls Leningrad aufgegeben wurde. Zwölf Tage später hiess es in einem weiteren Bericht, die öffentliche Stimmung sei fieberhaft und besorgt, doch die rote Regierung habe die Bevölkerung, mit Hilfe von Terror und heftiger Propaganda, in der Hand und ein organisierter Aufstand sei nicht zu erwarten.²

Der SS-Sicherheitsdienst (SD) dagegen klammerte sich länger an sein Wunschdenken und gab jedes finstere Gerücht und jede antisemitische Anekdote weiter. (In einer weigerten sich russische Kriegsgefangene laut dem SD, deutschen Befehlen zu gehorchen

und jüdische Gefangene lebendig zu begraben. Daraufhin hätten die deutschen Soldaten die Juden aufgefordert, den Russen das Gleiche anzutun, und die Juden hätten, «ohne zu zögern», zu ihren Schaukeln gegriffen. So seien die Deutschen fähig gewesen, den russischen Kriegsgefangenen den «wahren Charakter des Judentums» vorzuführen.³) Mitten im Winter sahen beide Dienste jedoch ein, dass der russische Widerstand durch die Rücksichtslosigkeit der deutschen Besatzung verstärkt wurde. Deserteure hätten früher zwischen Nationalsozialisten und deutschen Regimegegnern unterschieden, doch nun bezeichneten sie sämtliche Deutsche als Barbaren, die man vernichten müsse.⁴ Im Mai 1942, als man Nachrichten über Leningrad in Berichte über die besetzten Gebiete im Allgemeinen einbezog, war jegliche Hoffnung auf einen Aufstand verfliegen.

Allerdings irrten die Deutschen nicht, wenn sie eine wütende Bevölkerung in Leningrad vermuteten. Die öffentliche Meinung zu ermessen ist schwierig, doch aus den Tagebüchern geht hervor, dass die Leningrader genauso über die Inkompetenz, Gefühllosigkeit, Heuchelei und Unehrllichkeit ihrer eigenen Funktionäre klagten wie über den fernen, unpersönlichen Feind. Die besten Indizien für das, was gewöhnliche Bürger über ihre Regierung dachten, sind paradoxerweise in den offiziellen Unterlagen zu finden. Im Gegensatz zu anderen Diktatoren machten Stalin und seine Statthalter nie den Fehler, zu glauben, sie würden geliebt – vielmehr witterten sie ein Komplott an jeder Ecke. Von dieser Paranoia abgesehen, waren die Berichte, die Schdanow alle paar Tage vom Chef der «Anleiterabteilung» des städtischen Parteikomitees erhielt, bemerkenswert komplex; in ihnen wurden belauschte Gesprächsfetzen zu recht abgerundeten Zusammenfassungen der Probleme der Leningrader verarbeitet. Man verzeichnete Alter, Geschlecht, Volkszugehörigkeit, sozioökonomischen Status jedes aufmüpfigen Sprechers, über-

mittelte dem NKWD die Details jedoch nur, wenn es sich um eine offenkundig politische Kritik handelte. Militärzensoren, die Privatbriefe an die Front abfingen, behielten den Anteil im Auge, der «negative Mitteilungen» enthielt (er stieg von sechs bis sieben Prozent Anfang Januar 1942 auf zwanzig Prozent am Monatsende).⁵ Schreiben von Mitgliedern der Bevölkerung direkt an Schdanow wurden auf ähnliche Art nach Themen geordnet, wonach man die Gesamtzahl für jede Kategorie monatlich berechnete.⁶ Zwar blieben die Befehle, die Schdanow als Reaktion auf diese Datenmasse erteilte, oft unausgeführt, doch er war stets auf dem Laufenden.

Die Unterstützung der Behörden stieg und fiel im Einklang mit der Grösse der Rationen und dem Fortschritt an der Front. Die Welle des Patriotismus, die Leningrad nach dem deutschen Einmarsch erfasste, war kurzlebig und wurde im Herbst, als die Stadt dem Sturz nahe zu sein schien und als die Bonzen mit Flugzeugen flüchteten, von Furcht und Verachtung verdrängt. «Nur mit Abscheu denken wir an die Bürgerin Napalkowa», schrieb der Archivar Georgi Knjasew am 29. November 1941 über eine Kollegin:

Vor kurzem noch agitierte sie einen müde gewordenen «Schlappschwanz von Intelligenzler» und predigte, jeder Leningrader müsse auf der Hut und bereit sein, dem Feind eine Abfuhr zu erteilen ... Noch wenige Stunden vor ihrem Abflug liess sie kein Wort verlauten, dass sie die Stadt, ihre Kollegen und die Genossen in der Partei verlassen würde.

Dieser Vorfall ist umso betrüblicher, als die Napalkowa in die Akademie und ihre Parteiorganisation nach so vielen Fiaskos gekommen war und sich die feste Position (und sogar Achtung) eines standhaften, zuverlässigen Parteimitglieds erworben zu haben schien.

So verhalten sich diejenigen, die gross von Selbstaufopferung, Heldentaten und Heldentum reden.⁷

Ebenfalls im Herbst 1941 erreichte ein Phänomen, das allerdings nie so verbreitet war, wie die Deutschen annahmen, seinen Höhepunkt: die Abstempelung der beträchtlichen jüdischen Minderheit Leningrads (knapp über sechs Prozent seiner Vorkriegsbevölkerung) als Sündenbock. Am 1. September wurde Irina Selenskaja, eine leitende Angestellte im Lenenergo-Kraftwerk, durch «ein Aufblitzen des Antisemitismus» bei einem «groben, vulgären Mädchen» in der Kantine schockiert. Überall, schrieb sie beunruhigt, werde «in Ecken gemurmelt, wirft man Parteimitgliedern schiefe Blicke zu, herrschen Misstrauen und Feindseligkeit – all das könnte in eine schreckliche Explosion münden».⁸ Im Russischen Museum war das Personal nach Aussage der (eindeutig antisemitischen) Anna Ostroumowa-Lebedewa «von Empörung über das Verhalten der Juden erfüllt ... Als in einer Sitzung um Freiwillige gebeten wurde, sprachen sie sehr inbrünstig und patriotisch, doch in der Praxis gelang es ihnen ausnahmslos, sichere Plätze für sich selbst zu finden.»⁹ Statt die Deutschen anzugreifen, so scherzte man über die zahlreichen Leningrader Intelligenzler, die nach Zentralasien evakuiert wurden, stürmten die Juden Taschkent.

Der Zuspruch für die Behörden stieg im Dezember mit dem Sieg in der Schlacht um Moskau, sank jedoch wieder im Januar 1942, als die Belagerung durch Sowjetoffensiven nicht aufgehoben werden konnte und als versprochene Rationserhöhungen nicht eintrafen. Die Bekanntgabe der Erhöhung war am 25. Dezember mit wildem Jubel begrüßt worden: «Sie haben unsere Brotzuteilung angehoben. Mama und ich weinten vor Freude ... wir sind so glücklich, dass ich nicht schreiben kann!», teilte eine Frau ihrem Mann an der Front mit.¹⁰ Vera Inber erfuhr durch ihre Putzfrau davon, die gesehen hatte, wie ein Mann aus einem Brotladen wankte und dabei «weinte, lachte, sich an den Kopf griff».¹¹ Die Bekanntgabe war jedoch nur ein Propagandatrick; in Wirklichkeit wurden noch we-

niger Lebensmittel verteilt als vorher. Am 29. Dezember reihte sich Iwan Schilinski um sechs Uhr in die Schlange vor seinem verhassten Laden Nr. 44 in der Moskowskaja-Strasse, wo amerikanisches Büchsenfleisch angeliefert werden sollte. Als man den Laden dreieinhalb Stunden später im Morgengrauen öffnete, entdeckte Schilinski, dass es nur genug Fleisch für zweihundert Personen gab. Da er die Nummer 233 hatte, entschied er, dass sich das Warten nicht mehr lohne, und kehrte mit leeren Händen heim. An jenem Tag bestand die einzige Mahlzeit, die seine Frau und er zu sich nahmen, aus fünfzig Gramm Brot und einem Teller «Suppe» aus heissem Wasser, Brotkrümeln und Baumwollsaamenöl. Zwei Tage nach Neujahr bildeten sich um ein Uhr morgens Schlangen, die bald ausser Kontrolle gerieten. «Warteschlangennummern», schrieb er,

werden niedergeschrieben und ausgeteilt. Wer seine erhalten hat, eilt davon, um sich aufzuwärmen. Aber andere, die später eingetroffen sind, drängen sich manchmal vor, indem sie neue Nummern auf schreiben ... Es wird sechs Uhr, doch der Laden bleibt geschlossen. Ebenfalls um sieben und acht. Dann um neun, wenn ihr der Sinn danach steht, macht die Geschäftsführerin endlich auf, und alle schieben sich hinein, bis der Laden zum Bersten voll ist. Sämtliche Scheiben vor der Kasse sind zertrümmert worden, man hat die Tresen beiseitegeschoben und so weiter.

Die Geschäftsführerin hat früher auf dem Markt Gemüse aus einem Korb verkauft. Ihr einziges Verdienst ist, soweit ich es beurteilen kann, ihr Parteiausweis. Statt den Nachschub zu verbessern, verbringt sie ihre Zeit damit, Freunde am Hintereingang zu bedienen. Das ganze 25. Milizrevier erhält seine Rationen dort hinten, ohne Schlange stehen zu müssen. Dort braten die Polizisten das neu gelieferte Fleisch und trinken Wein dazu ... Der Laden liegt in einer Seitenstrasse, weshalb er nie inspiziert wird. Aber was könnte ein Inspekteur tun? Er hat ebenfalls Hunger und würde seinen eigenen Vater für ein Stück Fleisch verkaufen.¹²

Auch an diesem Tag musste Schilinski auf jegliche Nahrung verzichten, obwohl er von fünf bis neunzehn Uhr gewartet hatte.

Der Effekt derartiger Erfahrungen auf die öffentliche Meinung war vorhersehbar. «Während sich die Stimmung der Stadtbevölkerung in den ersten Tagen nach dem Anstieg der Brotnormen verbesserte», stand in einem Parteibericht vom 9. Januar, «lassen grosse Teile der Bevölkerung seit Kürzerem Verzweiflung und Depression erkennen. Das ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass noch keine Lebensmittel auf die Januarkarten ausgegeben worden sind und dass viele Menschen nicht einmal Fleisch, Zucker oder Getreide für das letzte Drittel oder die letzten zwei Drittel des Monats Dezember haben abholen können.» Als typisch galt der folgende Wortwechsel zwischen zwei Frauen, die vor einem Laden am Internationalen Prospekt warteten:

«Im Rundfunk hören wir immer, dass die Bevölkerung von Leningrad tapfer und heldenhaft alle Not erträgt. Aber was kostet diese Tapferkeit? Täglich sterben immer mehr Menschen an Hunger! Der Tod – das ist das Ende unserer Tapferkeit. Weiss die Regierung, wie viele Menschen sterben?»

«Offensichtlich hat unsere Regierung nicht genug Lebensmittel für uns. Gewöhnliche Menschen sterben, aber niemand aus der Regierung stirbt. Sie sind gut genährt, sie machen sich nichts aus uns.»

Andere Personen, die in Hörweite in der Schlange standen, hätten den Frauen nicht widersprochen, sondern mitfühlend geschwiegen. Kurz darauf habe der Geschäftsführer bekanntgegeben, dass er nichts verkaufen könne, woraufhin die Menge wütend aufgebrüllt habe. Der Mann habe den Menschen geraten, zum Bezirkssowjet zu gehen, wo «es Leute gibt, die etwas tun sollten».

Auch eine Rationserhöhung um fünfzig Gramm für Nicht-Hand-

arbeiter vom 24. Januar erwies sich als illusorisch. Während Mehl mittlerweile ziemlich regelmässig über die Eisstrasse eintraf, war die Wasserversorgung der Bäckereien zusammengebrochen, weshalb Ende Januar und Anfang Februar mehrere Tage lang fast kein Brot verteilt wurde. Als der Geschäftsführer eines Brotladens am Sowetski-Prospekt verkündete, er habe nur genug Brot für ein paar Dutzend Menschen, explodierte die Menge vor Raserei und schrie: «Sie tun mit uns, was sie wollen! Gestern haben sie die Ration erhöht, und heute nehmen sie das ganze Brot weg!»; «Sie stehlen uns unsere letzten Rationen. Was wollen sie wirklich? Dass wir alle wie Tiere sterben!»; «Sie stopfen uns den Mund mit diesen fünfzig Gramm, aber man muss fünf Stunden in der Kälte anstehen, um sie zu bekommen!»; «Es herrscht Krieg, und deshalb denken sie, dass auch Zivilisten sterben sollten!»¹³ Ein Buchhalter im Komödientheater wurde bei der Aussage belauscht: «Die Menschen sterben, aber Schdanow wird Kakao ans Bett gebracht.» Beunruhigenderweise ist sein Name in Schdanows Exemplar des Berichts unterstrichen.¹⁴

Am 13. Januar erklärte Pjotr Popkow, der Vorsitzende des Stadtsowjets, in einer Rundfunkrede, das Schlimmste sei vorbei und die Lebensmittelversorgung verbessere sich. Ein Ingenieur hielt solche Äusserungen zu Recht für «leere Worte mit dem Ziel, die Bevölkerung zu beschwichtigen».¹⁵ Tatsächlich hatte Popkows Rede den gegenteiligen Effekt. Die Bemerkungen aus der Menge vor einem Laden auf dem Platz der Diktatur des Proletariats (passenderweise zu «Platz der Diktatur» abgekürzt) fielen bissig aus: «Natürlich hat Popkow genug zu essen – er hat leicht reden. Ich möchte, dass er hierherkommt und sieht, wie wir frieren»; «Dauernd sagen sie, dass die Dinge besser werden. Aber wie denn eigentlich? Ich warte seit vier Stunden auf Brot, und kein Anzeichen davon ist zu erkennen»; «Schöne Worte von Popkow – er ist satt und füttert uns mit Versprechen»; «Bald werden sie uns auf den Friedhof in Wolkowo eva-

kuieren». ¹⁶ Die Schülerin Klara Rachman hörte die Rede im Radio ihrer Familie: «Er sagt, dass die ganze Geschichte nur noch ein paar Tage dauern wird; bald soll alles besser sein. Aber wann? Wahrscheinlich, wenn wir schon ins Gras gebissen haben.» Gerüchte gingen um, Popkow sei wegen Sabotage verhaftet worden; man werde Leningrad zur «offenen Stadt» erklären; Stalin führe geheime Friedensverhandlungen oder sei nicht mehr an der Stadt interessiert, da er sie nach Kriegsende Grossbritannien und Amerika aushändigen wolle. ¹⁷

Popkows Scheinheiligkeit verleitete manche zu Drohungen. «Er wird vernünftig reden», sagte ein Theaterangestellter, «wenn wir die Läden kurz und klein schlagen.» Eine Hausfrau kommentierte: «Seht, wozu unsere Führer uns getrieben haben – Menschen töten und essen ihre Kinder. Und wir Dummköpfe sitzen da und schweigen. Wir müssen uns aufbäumen, wenn wir nicht alle verhungern wollen. Es ist Zeit, diesen Krieg zu beenden.» ¹⁸ Gleichwohl gibt es nur zwei Berichte über Demonstrationen gegen die Regierung. Die erste, die in einem deutschen Geheimdienstbericht beschrieben wird, soll Mitte Oktober 1941 in den Kirow-Werken stattgefunden haben. Auf die Nachricht hin, dass ein Regiment aus Kirow-Werk-tätigen an der finnischen Front vernichtet worden sei, legte das Personal angeblich die Arbeit nieder und rief nach Frieden. NKWD-Soldaten hätten in die Menge gefeuert, zahlreiche Demonstranten getötet und die Rädelsführer in Lastwagen fortgebracht. ¹⁹

Der zweite Bericht stammt aus den Erinnerungen, die Wassili Jerschow, ein früherer Nachschuboffizier der Roten Armee, in der Emigration zu Papier brachte. Er ging am Morgen des 7. November 1941, des Tages der Revolution, am Prospekt Statschek entlang, der Hauptverkehrsstrasse, die vom Industriebezirk Awtowo nach Süden zur Front führte. Da sah er mehrere hundert zehn- bis vierzehn-jährige Kinder, die auf einen Armeekontrollpunkt zumarschierten.

Unter ihren Mänteln holten sie Bündel von Flugblättern hervor, auf denen zur Rebellion aufgerufen wurde: «Vor vierundzwanzig Jahren habt ihr das Zarentum zerstört! Bitte zerstört nun die verhassten Henker im Kreml und im Smolny!» Diese Blätter reichten sie den Soldaten über die Schranke hinweg. Ein Kommissar befahl den Rotarmisten, das Feuer zu eröffnen, und als sie sich weigerten, schoss er selbst. Im selben Moment begann ein deutsches Artilleriesperrfeuer, und die Kinder zerstreuten sich. Zwanzig von ihnen wurden verhaftet, zusammen mit den Soldaten, die den Befehl verweigert hatten, sowie mit mehreren Dutzend ihrer Verwandten.²⁰

Da bisher kein Hinweis auf die beiden Vorfälle in den (nur unvollständig einsehbaren) Partei- und Sicherheitsdienstarchiven zu finden ist, könnten sie auch erfunden sein. Der Informant der Deutschen plante möglicherweise, seine Auftraggeber in gute Laune zu versetzen; Jerschow mag übertrieben haben, um seine Chancen auf die Verleihung der amerikanischen Staatsbürgerschaft zu erhöhen, oder vielleicht gab er auch nur Gerüchte wieder. Allerdings zirkulierten tatsächlich Flugblätter, in denen die Leningrader zum Aufstand aufgerufen wurden. Eines davon – jemand hatte es in die blaugestrichenen Metallbriefkästen am Eingang eines Wohngebäudes auf der Wassiljewski-Insel gestopft – lud die Leser am 22. Januar um 10 Uhr zu einer «Hungerdemonstration» auf dem Palastplatz ein, von wo sie «zu unseren Kämpfern voranschreiten und diese bitten» sollten, «den unsinnigen Widerstand aufzugeben». Die Soldaten würden nicht feuern, denn sie seien doch «unsere Väter, Brüder, Söhne», und man brauche keine Angst vor dem «wertlosen NKWD» zu haben, da es nicht «die Kraft» besitze, die hungrigen Massen zurückzuhalten. Jeder Leser solle weitere zehn Abschriften des Pamphlets anfertigen und sie in die Briefkästen von Nachbargebäuden stecken.²¹ Ein Techniker in einer Werkzeugmaschinenfabrik wurde verhaftet, weil er einen ähnlichen Appell verteilt hatte:

Arbeitende Leningrader! Der Tod schwebt über der Stadt. Täglich sterben zwei- oder dreitausend Menschen. Wer trägt die Schuld? Die Sowjetmacht und die Bolschewiki. Sie versichern uns, dass sie die Blockade aufheben und die Lebensmittelnormen erhöhen werden, doch dies sind Lügen, wie sich alles, was die Sowjetmacht versprochen hat, als Lüge entpuppte. Reisst die Führung der Stadt an euch! Rettet euch selbst und das Vaterland, oder der Tod erwartet euch!²²

Ein anderer Flugblattverfasser, der mit *Buntowschtschik* («Rebell») unterzeichnete, hinterliess häufig Bündel von Aufrufen, handgeschrieben auf Kopierpapier, im Moskauer Bahnhof, und er schickte sie auch direkt an Popkow und Schdanow. Trotz ungewöhnlicher Fahndungsbemühungen – zum Beispiel identifizierte man sämtliche Verkaufsstellen für einen gewissen Typ Briefumschlag und überprüfte die Handschrift von 13'000 Personen – entzog er sich dem Zugriff der Behörden fast zwei Jahre lang. Als man ihn schliesslich aufspürte, hatte man es mit einem gewöhnlichen fünfzigjährigen volkrussischen Arbeiter in der Stahlgiesserei des Bolschewik-Werks zu tun. Er wies nur ein einziges verdächtiges Merkmal auf: «Verwandte in Polen». «Was war Luschkows offizielle Stellung in der Werkstatt?», schrieb Schdanows Stellvertreter Alexej Kusnezow wütend auf den Fallbericht. «Und was wusste die Parteiorganisation über ihn? Bitte überprüfen und mich mündlich in Kenntnis setzen.»²³

Abgesehen von Flugblättern und zwei nicht nachweisbaren Demonstrationen, verwandelte sich der öffentliche Zorn nie in einen organisierten Aufstand. Dies lag teilweise daran, dass man das bekannte Übel dem unbekanntem vorzog. Leningrader mochten Angst vor ihren eigenen Führern gehabt und ihnen misstraut haben, aber während Geschosse um sie herum einschlugen und Nachrichten über die Verwüstung in den gerade befreiten Orten und Dörfern in der Moskauer Umgebung durchdrangen, lernten sie auch, die Nazis zutiefst zu hassen. Dass nicht mehr geschah, lag aber auch an dem Regime selbst. Es war gut informiert, konnte sich auf die aufrichtige Loyalität vieler Bürger (besonders der jungen) stützen, behielt Armee und Polizei fest unter Kontrolle und hatte alle denkbaren institutionellen Unruheherde längst beseitigt. Merle Fainsod, der während des Kalten Krieges über die Sowjetunion forschte, kam zu der Einschätzung, dass Katastrophen und Krisen die schwersten Prüfungen eines politischen Systems darstellen. Folgt man ihm, dann lässt sich aus dem Durchhalten von Leningrad schliessen, dass der Sowjetapparat zäh, dauerhaft und fähig war, mächtigen Erschütterungen standzuhalten. Die Belagerung, so Fainsod, sollte den Westen lehren, den sowjetischen Totalitarismus nicht zu unterschätzen.¹

Man gehe den Liteiny, einen breiten Belle-Époque-Boulevard, der den Newski-Prospekt mit dem Finnischen Bahnhof verbindet, nordwärts hinauf, und man erreicht am Ende der Strasse, kurz vor

dem Fluss, ein Gebäude, das als Grosses Haus bekannt ist – heutzutage die Zentrale des Föderalen Sicherheitsdienstes (FSB) und früher die seiner Vorgänger, des KGB und des NKWD. In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts errichtet, ist es starr modernistisch, und seine scharfen Ecken aus poliertem Buntmarmor bilden einen auffälligen Kontrast zu der üppigen Herrlichkeit der um die Jahrhundertwende entstandenen Villenblocks in der Umgebung. Als die Luftangriffe begannen, erinnert sich ein Überlebender der Belagerung, «hofften alle Leningrader inbrünstig, dass Bomben auf das NKWD-Gebäude am Liteiny fallen und sämtliche Unterlagen zerstören würden. Aber das Gebäude mit seinem eindrucksvollen Marmoreingang – enorm und schrecklich – blieb stehen».²

Der Terror war besonders streng in den ersten zwölf Kriegsmonaten, liess aber auch später nie nach.³ Den umfassenden Deportationen von Juli und August 1941 folgten kleinere «Säuberungen» im September, November und wiederum im März 1942. Die letztere traf rund hundert Wissenschaftler in einer Vielzahl von Hochschulen.⁴ Bis Herbst 1942 hatte man mehr als 9'500 Menschen wegen politischer Verbrechen verhaftet; ungefähr ein Drittel davon waren Intelligenzler oder «ehemalige Kulaken, Händler, Landbesitzer, Adlige und Beamte», die übrigen Bauern und gewöhnliche Arbeiter und Angestellte.⁵ Für diejenigen, die vor Militärgerichte – sie ergänzten die regulären Volksgerichte – gestellt wurden, waren die Chancen eines Freispruchs äusserst gering. Nur in sechs Prozent der Fälle wurden Klagen abgewiesen oder Freisprüche verkündet. Die relative Lockerheit der Zivilgerichte (20 Prozent Klageabweisungen und Freisprüche) führte zu Vorwürfen durch den Militärstaatsanwalt.⁶

Dmitri Lichatschow wurde Zeuge des Terrors der Belagerungszeit im Puschkinhaus, wo man Grigori Gukowski verhaftete (derselbe Professor, den Olga Gretschina kritisierte, weil er sich der

Einberufung entzog, und der gescherzt hatte, er werde sich den Deutschen gegenüber als Armenier ausgeben). Man zwang Gukowski, drei Kollegen zu denunzieren, von denen einer später im Gefängnis starb. Lichatschow, der selbst bereits fünf Jahre auf den Solowki-Inseln verbracht hatte, erlaubte sich kein Urteil darüber. «Damals», schrieb er später,

galt ein Gespräch zwischen zwei Personen darüber, was sie tun oder wo sie sich verstecken würden, wenn die Deutschen die Stadt einnahmen, fast als Verrat. Deshalb dachte ich nicht daran, Gukowski die geringsten Vorwürfe zu machen, genauso wenig wie den zahlreichen anderen, die unter Zwang ihre Unterschrift unter alles setzten, was die Vernehmer-Folterer ihnen vorlegten ... Es war Gukowskis erste Verhaftung, und er wusste offensichtlich nicht, dass man sich entweder weigern muss, die Fragen des Vernehmers zu beantworten, oder so wenig wie möglich äussern sollte.⁷

Marxena Karpizkaja, als Tochter eines «Volksfeindes» bereits seit Langem mit NKWD-Vernehmungszimmern vertraut, wurde ins Grosse Haus geladen und aufgefordert, sich der Denunziation eines Kollegen in der Öffentlichen Bibliothek anzuschliessen, eines alten ehemaligen Offiziers der Zarenarmee, der Handlangerdienste für das Personal leistete, um sich aufwärmen zu können und Gesellschaft um sich zu haben. Als sie ablehnte, höhnte der NKWD-Mann, von jemandem mit ihrer Herkunft sei nichts anderes zu erwarten gewesen. Zu ihrer eigenen Überraschung «explodierte [sie] vor Wut»

und erwiderte, niemand habe bisher beweisen können, dass meine Eltern Volksfeinde seien, deshalb stellten seine Worte selbst ein Verbrechen dar ... Nur die Torheit der Jugend hätte mich bewegen können, so mutig zu sein! Er sprang auf mich zu, als wolle er mich schlagen ... Ich stand auf und packte meinen Hocker, um mich zu verteidigen ... Er beruhigte sich wieder, nahm an seinem Schreibtisch Platz und verlangte meine Papiere.

Obwohl Karpizkaja eine NKWD-Order erhielt, Leningrad zu verlassen, konnte sie der Deportation mit Hilfe ihrer Chefin entgehen, die das Mädchen in ihrem eigenen Büro unterbrachte und sie für den Rest des Krieges vor den Behörden versteckte.⁸

Der Geografielehrer Alexej Winokurow machte die Sicherheitsdienste auf sich aufmerksam, als er Kaufanzeigen für Landschaftsfotos des Urals und Sibiriens aufgab. Wegen einer gekritzelten Notiz auf einem seiner Plakate wurde er in eine Wohnung am Newski-Prospekt eingeladen. Dort übergab man ihn prompt einem Milizleutnant, der ihn zum Grossen Haus eskortierte. «Es war langweilig beim NKWD», vertraute er seinem Tagebuch an. «Das Personal in jener Einrichtung weckt Erstaunen durch seinen Stumpfsinn. Das dumme Verhörverfahren zog sich ungefähr drei Stunden hin. Mit Mühe schrieb der Leutnant das Protokoll nieder, das ich ihm praktisch diktieren musste.» Diese Sätze gehörten zu denen, die sein Vernehmer ein Jahr später unterstrich, nachdem man seine Wohnung durchsucht und das Tagebuch konfisziert hatte. Hervorgehoben wurden auch Hinweise darauf, dass Winokurow Leichen von der Ladefläche eines Lastwagens hatte fallen sehen und dass ausgemergelte Soldaten auf dem Newski ihre Kolonne verlassen hatten, um Tabak gegen Brot einzutauschen. Ausserdem hatte er die «sinnlosen» Berichte des Sowinform-Büro kritisiert und die Deutschen als Europäer bezeichnet. All das, verbunden mit einer Andeutung, dass er zu Verwandten in der von der Wehrmacht besetzten Stadt Staraja Russa ziehen wolle, wurde ihm zum Verhängnis. Am 16. März 1943 verurteilte man ihn wegen «konterrevolutionärer Agitation» unter den Schülern und Lehrern seiner Schule und richtete ihn drei Tage später hin.⁹ Schlauer verhielt sich Alexander Boldyrew, dessen Tagebuchhinweise auf einen «dummen» englischen Roman – mit dem Titel *Two Trips to the Big House* – als Code für Vernehmungen dienten.¹⁰

Die Exekutionen könnten letztlich ein vergleichsweise barmher-

ziges Ende gewesen sein, denn folgt man den Quellen, starb die grosse Mehrheit der in Leningrad Inhaftierten während des ersten Belagerungswinters an Hunger. Ein Insasse des Kresty-Gefängnisses, eines riesigen neobyzantinischen roten Ziegelgebäudes neben dem Finnischen Bahnhof, war mit der Aufgabe betraut, Leichen aus den Zellen zu entfernen, – zwischen dem 16. Oktober und dem 2. Februar zählte er 1'853 Tote:

Täglich holten wir fünfundzwanzig bis vierzig Verstorbene heraus. Das Innere ihrer Kleidung war mit einer sich bewegenden Läusekruste bedeckt. Diese Menschen wurden in keiner Weise gekennzeichnet oder etikettiert – sie waren anonym, niemand schrieb etwas nieder. Wir trugen die Leichen hinaus in den Hof, wo sie auf Lastwagen geladen und dann fortgebracht wurden ... Und am 3. Februar sah ich, dass die Türen aller Zellen auf dem Gefängnisflur offen standen. Es gab niemanden mehr, den man einschliessen konnte.¹¹

Diese Darstellung stimmt mit einem Bericht des städtischen Statistikdienstes über die Gesamtzahl der Toten in Leningrader Gefängnissen überein. Sie stieg von null im März 1941 auf 1'172 im Dezember, schnellte im Januar 1942 auf 3'739 hoch und lag bei über 2'000 in jedem der folgenden vier Monate.¹² Häftlinge wurden auch zur Arbeit an der Eisstrasse und in Gulag-Unternehmen innerhalb des Belagerungsringes gezwungen, zum Beispiel in einem Holzfälllerlager, einer Schweinefarm und einem Kraftwerk sowie in Munitions-, Chemie- und Kabelfabriken. Auch dort waren ihre Überlebenschancen gering, denn am 31. Dezember bat das NKWD Nachschubkommissar Dmitri Pawlow, die Brotration für die 3'578 Insassen seiner Arbeitslager von 250 Gramm pro Tag auf die für Handarbeiter üblichen 350 Gramm anzuheben, da das bestehende System rasch zu «Erschöpfung» und «Arbeitsuntauglichkeit» führe.¹³

Mit dem Tod im Gefängnis oder in einem Arbeitslager endete wahrscheinlich auch das Schicksal des Strassenbahnange stellten

Iwan Schilinski. Einundfünfzig Jahre alt, anständig, intelligent, einfallreich und patriotisch, ist er typisch für Tausende von gewöhnlichen Leningradern, die während der Belagerung nicht dem Feind, sondern ihrer eigenen Regierung zum Opfer fielen. In der Mitte des Winters waren seine Frau Olga und er durch Ödeme angeschwollen und gingen am Stock; sie überlebten nur dadurch, dass sie von einem Tag zum anderen ihre Brotration durch Hustentropfen, Glycerin, Rizinusöl, Tapetenkleber und Tischlerleim ergänzten. Dazu tranken sie heisses Wasser, gewürzt mit Orangenschale, Senfpulver, Schwarzen Johannisbeerzweigen oder Salz. Um ihre kalten Zimmer zu beleuchten, verbrannten sie Holzspäne. Wie Winokurov könnte auch Schilinski die Beziehung zur Fotografie zum Verderben geworden sein. Nachdem die Strassenbahnen nicht mehr fahren, hatte er seinen Vorkriegsposten aufgeben müssen. Als dann auch die ihm versprochene Bezahlung (eine Lieferung Feuerholz) an einer anderen Arbeitsstelle ausgeblieben war, betätigte er sich als Passfotograf für Evakuierungskandidaten. Dazu richtete er ein provisorisches Studio in demselben Raum ein, in dem seine tote Mutter, aufgebahrt in ihrer besten Kleidung und mit einer Ikone neben dem Kopf, hinter einem Schrank und einem Klavier versteckt war. Der Plan war erfolgreich und brachte ihm 100 Gramm Brot pro Bild ein, doch er kam zu spät für Olga, die am 20. März einschlieft. «Mit Olgas Tod», schrieb Schilinski, «setzte das Frühjahrs-tauwetter ein, von dem sie den ganzen Winter geträumt hatte.» Auch erlebte sie nicht mehr, dass ein Stapel Briefe und Geldanweisungen von evakuierten Verwandten eintraf, von denen das Paar sich verlassen und vergessen gewähnt hatte.

Schilinski wurde eine Woche später ohne Warnung verhaftet, möglicherweise nachdem ihn feindselige Nachbarn angezeigt hatten. Wieder stürzte sich die Miliz auf sein Tagebuch, in dem seine recht scharfsinnigen Vorhersagen für den Krieg zu finden waren. Seiner Meinung nach hatten die Deutschen den Fehler gemacht,

ähnlich wie in Polen einen Spaziergang, diesmal bis zum Ural, zu erwarten. Denn die Russen, obwohl von Natur aus nicht bolschewistisch eingestellt, hegten einen historischen Hass auf Angreifer und hatten etliche Vorteile: unbegrenzten Raum, eine besondere Psyche – «er ist ein Narr, aber er ist unser Narr!» – und die Fähigkeit, sich mit Entbehrungen abzufinden. Die Alliierten würden der Sowjetunion gerade genug Hilfe zukommen lassen, damit sie weiterkämpfen könne, doch nicht genug, um ihr eine grosse Gegenoffensive zu ermöglichen. Nach dem Krieg würden sie Leningrad in einen «internationalen Hafen» umwandeln und Druck auf die UdSSR ausüben, damit Rede- und Religionsfreiheit im Wortsinne zugelassen würden: «Aber unsere Leute werden sich natürlich genauso lange hin und her winden, bis Amerika und England zurücksweichen und uns in unserem eigenen Saft schmoren lassen ... Am Ende werden wir wieder mit unserer Komintern allein sein, während die übrige Welt demokratisch, parlamentarisch und kapitalistisch, wie wir die andere Seite zu nennen gewohnt sind, bleibt.»¹⁴ Auf der Grundlage dieser Kommentare wurde Schilinski wegen «Verleumdung der Sowjetrealität» angeklagt und zum Tode (später in zehn Jahre Haft umgewandelt) verurteilt.

Das vielleicht aufschlussreichste Dokument in der Akte der Staatsanwaltschaft ist eine Liste von Schilinskis Wohnungsinhalt. «Das Mobiliar», schrieb ein Ermittler, «besteht aus zwei Schränken, zwei Metallbetten, einem mit kariertem Stoff überzogenen Sofa, einem Klavier, einem Tisch, fünf Stühlen, einem vernickelten Samowar, einer handbetriebenen Nähmaschine, einer Lampe, einem Grammofon der Marke Rote Garde und einer runden Wanduhr.» Das Holzgebäude, in dem seine Frau Olga und er wohnten, ist heute längst verschwunden. An dem einen Ende der Strasse befindet sich ein Einkaufszentrum, an dem anderen ein Autohaus, vor dem glänzende Kühlerhauben diagonal auf dem glänzenden neuen

Asphalt aufgereiht sind. Weniger verändert hat sich, einen Block weiter nördlich, der Serafimowskoje-Friedhof. Durch sein in Grün gebettetes Durcheinander von Grabsteinen schiebt sich ein stiller Strom von Spaziergängern, Blumenverkäuferinnen und alten Frauen mit Reisigbesen. Ein heruntergekommenes Denkmal aus der Breschnewzeit jenseits des Haupttors ist den Hungertoten gewidmet, doch das eigentliche Massengrab – ein Streifen unebenen Geländes an der Grenze zwischen dem Friedhof und einem Holzplatz – hat man sich selbst überlassen. Für Menschen wie Schilinski, die unschuldigen Opfer nicht des Krieges, sondern des Terrors, ist kein Monument zu entdecken.

TEIL IV

WARTEN AUF DIE BEFREIUNG: JANUAR 1942 – JANUAR 1944

«Heute ging ich in die Klinik. Zwei aktuelle Mitteilungen waren angebracht worden. Die erste: ‚Kinder, die infolge des Todes ihrer Eltern nicht mehr betreut werden, in Zimmer 4 melden.‘ Die zweite: ‚Die Poliklinik erteilt keine Freistellungen von der Arbeitspflicht.‘ Und auf dem Heimweg hatte man einen Zettel an einen Zaun geheftet: ‚Leichter Sarg zu verkaufen.‘»

Dmitri Lasarew, April 1942¹

Für die übrige Welt spielte sich die Tragödie Leningrads weitgehend nach dem Motto «Aus den Augen, aus dem Sinn» ab. Sobald die unmittelbare Gefahr für die Stadt zurückgewichen war, wandten sich die Alliierten zuerst der Schlacht um Moskau und dann einer Vielzahl von Niederlagen im Fernen Osten und anderswo zu. Der erste Monat der Leningrader Massentode – Dezember 1941 – fiel mit der Einnahme von Hongkong zusammen, der zweite mit schweren Verlusten der Atlantikschifffahrt durch deutsche U-Boote, der dritte damit, dass Japan nicht nur Singapur eroberte, sondern auch 70'000 britische und Commonwealth-Soldaten gefangen nahm. Was die Sowjetunion anging, so beabsichtigten Grossbritannien und die USA, sie vom Kollaps und der Schliessung eines Separatfriedens abzuhalten, wobei sie den immer aufdringlicheren Rufen Stalins – und der britischen Linken – nach einer zweiten Front standhielten. Der erste Arktis-Konvoi mit Panzern, Hurricane-Jagdflugzeugen und anderem Militärbedarf, ermöglicht durch das Leih-Pacht-Abkommen, traf Ende August in Archangelsk ein und markierte den Auftakt zu vier langen Jahren bitterer diplomatischer Auseinandersetzungen. «Die Sowjetregierung stand unter dem Eindruck», schrieb Churchill später, «dass sie uns grosses Wohlwollen damit bewies, dass sie im eigenen Land um ihr Dasein kämpfte.»²

Überall an der Ostfront kam die Wehrmacht im Januar 1942 zum Stillstand. Zuweilen machen sich spätere Beobachter lustig über den

Hang der nationalsozialistischen Generale, in der Nachkriegszeit die Schuld für die Niederlage im Osten beim Wetter, bei den Straßen oder bei Hitlers Schikanen zu suchen – überhaupt bei allem anderen als ihren eigenen Fehlern oder den überlegenen Fähigkeiten der Russen auf dem Schlachtfeld. Dies ist jedoch unfair, denn sogar nach russischen Massstäben war der Winter 1941/42 ausserordentlich kalt, und er hatte schwere Folgen für die deutschen Streitkräfte, besonders für die der Heeresgruppe Nord. Der plötzliche Temperatursturz sei, wie Hitler am 12. Januar beim Essen in der Wolfsschanze beklagte, eine unvorhergesehene Katastrophe, die sämtliche Gewehre, Maschinengewehre und Feldgeschütze auf deutscher Seite ausgeschaltet habe.³ Flugzeuge konnten nicht starten, Panzer- und Lastwagenmotoren sprangen nicht an, und Pferde stapften durch bauchhohen Schnee, weshalb Soldaten tagsüber einen Pfad an der Route freischaufeln mussten, die ihre Fahrzeuge bei Nacht einschlagen sollten. Die Deutschen stahlen Kleidung und Bettwäsche von russischen Bauern (in sowjetischen Karikaturen wurden sie als «Winterfritzen», bekleidet mit Schals und Rüschenunterhosen, verspottet) oder litten unter Frostbeulen und Erfrierungen. Die spanische «Blaue Division», die Franco zur Unterstützung für den Krieg gegen den Kommunismus entsandt hatte, habe ihren Namen, höhnte die Presse, nicht von der Farbe ihrer Hemden, sondern ihrer Gesichter.

Fritz Hockenjos' Fahrradzug – nun in der Umschulung zu einer Skijägereinheit – war in das Örtchen Swanka am Westufer des Wolchow versetzt worden. Als Quartier diente ein verlassenes Kloster auf dem früheren Gut von Gawriil Derschawin, dem Hofdichter Katharinas der Grossen. Von dem Beobachtungsposten an der Spitze eines Glockenturms zogen sich schneebedeckte Wälder und Heideflächen in alle Richtungen bis zum Horizont, unterbrochen nur von dem breiten Band des gefrorenen Flusses, einer Reihe von Telegra-

fenmasten an der Eisenbahnlinie Moskau-Leningrad und den Flugzeugen, die auf einer fernen russischen Rollbahn starteten oder landeten. Am anderen Ufer des Flusses lag die gerade von den Russen neu zusammengestellte 2. Stossarmee, die jeden Tag angreifen konnte. Dahinter wanderten die Reste von Einheiten, die in den jüngsten Kämpfen zerschlagen worden waren, durch die mit Frost überzogenen Wälder. Hockenjos schrieb:

Täglich sind wir Zeugen, Zuschauer und Mitspieler des grausamen Dramas, das sich in diesen Wochen in den weissen Wäldern ... abspielt: ein Regiment Russen geht zugrunde ... Das Waldgefecht vom 30. Dezember war wohl der letzte Verzweiflungskampf; unter den Toten befand sich auch der russische Regimentskommandeur. Die Übriggebliebenen haben längst die Waffen von sich geworfen und das letzte Stück Hartbrot gegessen; nun irren sie kreuz und quer durch die Wälder wie Tiere, die von ihrer Herde getrennt sind, und wie Tiere dumpf und stumpf. Sie denken nicht mehr daran, auszubrechen, obwohl unsere Linie dünn genug ist. Sie denken auch nicht daran, sich zu ergeben. Sie laufen und laufen, um den Hunger zu betäuben und der Kälte zu entgehen. Der Wald ist voll von ihren Spuren. Keine Streife, die nicht täglich auf sie stösst und einige von ihnen abschiess. Einer meiner Streifen geschah es in einer eisigen Mondnacht, dass sie plötzlich neben sich her, dreissig Schritt seitwärts vom Weg, eine lange Reihe von Schatten lautlos traben sah. Sie schoss hinein, was die Läufe hergaben, einige fielen in den Schnee, die andern trabten lautlos weiter, die Richtung nur ein wenig mehr nach dem Waldinnern nehmend ... Was der Kugel entgeht, fällt durch Hunger und Kälte, einer nach dem andern. Sie verkriechen sich im Gestrüpp, um zusammengekrümmt zu verenden. Einige irren am hellen Tag an den Waldrändern umher, einige kommen bei unserm Gefechtsstand auf den Posten zu, als sähen sie ihn nicht; kaum vermögen sie mehr die schwarzerfrorenen Hände zu heben oder die Lippen zu bewegen, Blut sickert aus den aufgeplatzten Gesichtern. Die Kugel ist eine Gnade für sie.

Einige Male geschieht bei uns folgendes: Der Posten ruft in den Bunker herunter: «'s ischt wieder oiner do!» – Worauf der Obergefreite K. herumfragt: «Wer von de Neie het no koine Filzstiefel?» – Es melden

sich ein paar von den Neuen, und K. sagt: «Karle, gang mit em hente nom!» – Der Karle zwängt sich von der Pritsche, nimmt das Gewehr und geht hinaus. Es fällt ein Schuss, und der Karle kommt herein mit ein Paar Filzstiefeln unterm Arm.

Hockenjos und seine Männer entkleideten auch gefrorene russische Leichen: «Die Filzstiefel müssen wir leider aufschneiden, um sie von den starren Füßen zu kriegen, aber man kann sie wieder zusammennähen. So weit wie die vom Zweiten Bataillon sind wir noch nicht, die den toten Russen die Beine abschlagen und auf dem Bunkerofen auftauen.» Im Februar, notierte er mit einem gewissen Stolz, hatten sie sich in «echte Frontschweine» verwandelt. Ungewaschen und bärtig, hatten sie gelernt, ihre gefütterten Baumwollhosen über ihren zusammengenähten Filzstiefeln zu tragen, damit kein Schnee eindrang, und die Mäntel am Kragen nicht zuzuknöpfen, um rasch nach Handgranaten greifen zu können. Unter den Helmen waren ihre Köpfe mit Wollschals umhüllt, und ihre Nasen verklebten sie «zum Schutz gegen Erfrieren mit Leukoplast». Manchmal waren die Landser nur noch durch ihre EK-Bändchen von den Russen zu unterscheiden. «Wie deutsche Soldaten sehen wir jedenfalls alle nicht mehr aus», gab Hockenjos zu.⁴

Die Entbehrungen, welche die Belagerer Leningrads durchmachten, waren jedoch kaum der Rede wert, verglichen mit denen der Verteidiger. Eine der am wenigsten bekannten Enthüllungen aus den Archiven betrifft den Hunger innerhalb der Roten Armee. Das Brot der dürftigen Rationen «ähnelte Asphalt», und die Buchweizengrütze wurde als «Schrappnell» bezeichnet.⁵ Doch innerhalb des Leningrader Blockaderings desertierten Soldaten nicht nur, schossen sich selbst in Hände oder Füße oder begingen in erheblicher Zahl Selbstmord, sondern starben auch an Hunger. Neben der Blo-

ckade selbst waren dafür Desorganisation, Diebstahl und Korruption verantwortlich. Zwar reichte die Militärverpflegung – mindestens 500 Gramm Brot und 125 Gramm Fleisch für einen Frontsoldaten, 300 Gramm Brot und 50 Gramm Fleisch in der Etappe⁶ – theoretisch zum Überleben, doch in der Praxis erhielten viele Männer weit weniger.⁷

Einer von ihnen war Semjon Putjakow, ein sechsunddreissigjähriger Infanterist, den man an einem Flugplatz in einem ruhigen Abschnitt der finnischen Front, knapp nordwestlich von Leningrad, stationiert hatte. Seit seiner Einberufung schrieb er in seinem Tagebuch eine lange Reihe von Klagen nieder: über den Mangel an Ausbildung, über «ins Museum gehörende» Gewehre, über seinen Leutnant («so blöde, dass sogar die ungebildetsten Soldaten über seine Befehle staunen») und über die Grobheit der höheren Offiziere sowie deren Gebrauch von Militärfahrzeugen zur Beförderung ihrer Freundinnen. Anfang Dezember bemerkte er, dass die Offiziere dem Kantinenpersonal befahlen, die Rationen für sechs Soldaten auf acht zu verteilen, und daraufhin den Überschuss für sich selbst verwendeten. Am Ende des Monats wurde er ständig von Hunger gequält und geriet in Schwierigkeiten, weil er unangenehme Fragen stellte:

Gestern erkundigte ich mich während des Mittagessens bei einem der politischen Mitarbeiter, warum wir nicht unsere vollständigen Portionen bekämen. Ich hielt ihn für einen gerechten Mann, der wollte, dass die uneingeschränkte Norm unseren Magen erreichte. Aber er begann zu brüllen, dass es nicht den Vorschriften entspreche, wenn wir die Normen überprüften. Also fragte ich, wo die Vorschriften festlegen, dass sie uns weniger geben könnten, als uns zusteht. Danach geriet er ausser sich. Ich muss seinen Familiennamen ermitteln. Seine hässliche Fratze sieht gesünder aus, als es der Fall sein sollte.⁸

Er feierte Silvester, indem er sich rasierte, ein Foto seiner Frau und seiner Kinder betrachtete und sich Mahlzeiten von früheren Familienzusammenkünften in Erinnerung rief. Am 8. Januar konnte er kaum noch gehen: «Nagte während des Holzfällens an Pferdeknochen. Hunger, Hunger. Mein gedunsenes Gesicht schwillt nicht ab. Sie sagen, dass die Rationen erhöht werden sollen, aber ich glaube es nicht ... Weiss der Teufel, was ich schreibe und wofür.» Wütend schimpft er über den Feldwebel und den Leutnant seines Zuges, die beide korrupt seien: «Sie sind keine Männer, sondern Tiere in Menschengestalt.» Andere Soldaten der Einheit waren bereits vor Hunger gestorben – «abscheuliche Hungertode ... es wäre besser, in der Schlacht gegen die Faschisten zu fallen». Ein paar Tage nachdem er versucht hatte, sich offiziell bei einem Militärarzt zu beschweren, wurde er verhaftet. Man bezichtigte ihn, «Enttäuschung über die Lebensmittelversorgung der Roten Armee ausgedrückt» zu haben, und richtete ihn am 13. März 1942 hin.

Die Gesamtzahl der Hungertode in den Leningrader Armeen ist unmöglich zu schätzen, doch Putjakows Erfahrung war kein Einzelfall. Soldaten erzählten ähnliche Geschichten in ihren Briefen nach Hause. «Wir haben schrecklichen Hunger», schrieb einer. «Wir wollen nicht an Hunger zugrunde gehen. Einige Genossen sind bereits ins Krankenhaus geschickt worden. Manche sind gestorben. Was wird geschehen? Welchen Nutzen haben Todesfälle wie diese für das Vaterland?» – «Wir werden jeden Tag schwächer», schrieb ein anderer. «Wir bekommen kein Fleisch oder Fett und nur 300 Gramm Brot. In der Suppe ist kein einziges Korn, keine Kartoffel, kein Kohl – es ist bloss trübes Salzwasser ... Wir sind stark abgemagert und sehen aus wie Schatten. Wir nagen an Leinsamenkuchen, die statt Hafer an die Pferde verfüttert werden. Und wir füllen uns mit Wasser.» Ein Dritter hatte «genug vom Leben. Entweder werde ich verhungern oder mich erschiessen. Ich halte es nicht mehr aus.»⁹ Wassili Tschurkin, mit seiner Geschützatterie

an der Front südlich von Ladoga, klagte darüber, dass manche seiner Kameraden vor Schwäche kaum noch stehen könnten, doch dass ein fauler Politruk sie zwingt, an jedem Haltepunkt einen besonders bequemen Bunker für ihn zu bauen, während sie selbst draussen im Schnee schliefen. Der Mann sei «ganz und gar untauglich – bloss ein sinnloses Zusatzgewicht».¹⁰ Innerhalb der Stadt waren die Leningrader schockiert über die extreme Abzehrung der Soldaten, die sie in Krankenhäusern oder beim Marsch durch die Strassen sahen.¹¹

Wie einige hungernde Zivilisten in Leningrad liessen sich auch manche Soldaten zum Kannibalismus verleiten. Hockenjos stiess in den Wäldern hinter Swanka auf ein «Menschenfresserlager». Die von Fleisch entblösten Gliedmassen bestätigten die Aussagen von zwei jungen Krankenschwestern der Roten Armee, die in Gefangenschaft geraten waren und im Feldlazarett seines Bataillons eingesetzt wurden. Wassili Jerschow – derselbe Mann, der angeblich gesehen hatte, wie Kinder an einem Kontrollpunkt antisowjetische Flugblätter verteilten – war oberster Nachschuboffizier der 56. Schützendivision der 55. Armee, die südlich von Leningrad in Kolpino lagerte. Zu seinen Pflichten gehörte die Versorgung eines Lazaretts in den ehemaligen Ischorski-Werken. Zwei- bis dreitausend Kranke und Verwundete lagen auf Stroh in Werkhallen mit Glasdächern und Zementfussböden; die zweihundert oder mehr, die täglich das Leben verloren, wurden auf dem Fabrikhof begraben. Das medizinische Personal, obwohl zahlreich, war unqualifiziert und – trotz einer offiziellen «Etappennorm» von 250 Gramm Brot pro Tag – ebenfalls abgemagert. «Eines Tages», berichtet Jerschow,

fiel Lagun auf, dass ein Militärarzt, Hauptmann Tschepurny, im Schnee auf dem Hof buddelte. Aus einem Versteck beobachtete der Feldwebel, wie er ein Stück Fleisch von einem amputierten Bein abschnitt, es sich in die Tasche steckte, das Bein wieder im Schnee ver-

grub und davonging. Eine halbe Stunde später betrat Lagun das Zimmer des Arztes, als wolle er ihn etwas fragen, und sah, dass er Fleisch aus einer Bratpfanne ass. Der Feldwebel war sicher, dass es sich um Menschenfleisch handelte ... Also schlug er Alarm, und im Lauf der sich anschliessenden Ermittlung wurde deutlich, dass nicht nur die Kranken und Verwundeten des Lazarets Menschenfleisch assen, sondern auch die ungefähr zwanzig medizinischen Mitarbeiter, von Ärzten und Krankenschwestern bis hin zu Aussendienstlern. Alle ernährten sich systematisch von Leichen und amputierten Beinen. Sie wurden auf speziellen Befehl des Militärrats erschossen.

Ihr Henker war der fröhliche, vulgäre Hauptmann Borissow von der Sonderabteilung, dem militärischen Ableger des NKWD. Ihm übergab Jerschow die Wodkaration für Erschiessungskommandos (jeweils 600 Gramm, ein Drittel vor und zwei Drittel nach der Exekution). «Ich muss unterstreichen», setzt Jerschow hinzu, «dass Hauptmann Borissow 40-60 Prozent der Verurteilten persönlich erschoss ... Er konnte keinen Tag ohne Alkohol leben, und deshalb versuchte er, so viele Hinrichtungen wie möglich selbst zu vollziehen.»¹²

Jerschow verzeichnete auch, dass verhungerte Soldaten die beiden Träger ermordeten, die zweimal täglich Thermoskanister voll Suppe, mit Lederriemen auf ihrem Rücken festgeschnallt, von den Feldküchen zur Front schleppten:

Anfang Januar 1942 erhielt der Divisionskommandeur dringende Anrufe vom Regiments- und vom Bataillonskommandeur. Sie beschwerten sich, weil diese oder jene Gruppe von Soldaten nicht gepflegt worden sei, denn der Träger sei anscheinend von deutschen Scharfschützen getötet worden und nicht mit seinem Kanister erschienen. Gründliche Nachprüfungen ergaben, dass sich etwas Unglaubliches abgespielt. Soldaten verliessen ihre Schützengräben früh am Morgen, um den Trägern entgegenzugehen, erstachen sie und nahmen die Nahrung mit. Dann assen sie so viel, wie sie konnten, vergruben den ermordeten

Träger im Schnee, versteckten den Kanister und kehrten in ihre Schützengräben zurück. Die Mörder erschienen dann noch zweimal am selben Tag: zuerst, um den Inhalt des Kanisters aufzuessen, und dann, um Stücke Menschenfleisch abzuschneiden und sie ebenfalls zu verzehren. Um Ihnen eine Vorstellung von der Grössenordnung zu vermitteln, kann ich Ihnen mitteilen, dass es in meiner Division im Winter 1941-1942 allein an der Front, ohne Einheiten in der Etappe zu berücksichtigen, etwa zwanzig solcher Fälle gab.¹³

Trotz des furchtbaren Zustands seiner Leningrader Armeen bezog Stalin sie in die allgemeine späte Winteroffensive ein, die bereits im November und Dezember, mitten in der Schlacht um Moskau, geplant worden war. Viel zu ehrgeizig angelegt, sollte sie dazu dienen, Smolensk, das ukrainische Donezbecken und die Krim zurückzuerobern sowie Leningrad zu befreien. Im weiteren Sinne sollte sie den Deutschen die Atempause rauben, in der sie neue Angriffe für das Frühjahr vorbereiten konnten.

Die Hauptverantwortung für das Durchbrechen der deutschen Befestigungen um Leningrad trug General Merezkows Wolchow-Front. Sie lag der 18. Armee der Heeresgruppe Nord an einer Linie gegenüber, die vom Ladogasee nach Südosten und am Fluss Wolchow entlang nach Nowgorod verlief. Während die Armeen innerhalb des Belagerungsringes mit aller Macht nach Süden und Osten vorstossen sollten, hatten die Streitkräfte der Wolchow-Front den Auftrag, den Fluss westwärts zu überqueren und die deutschen Truppen um Ljuban, Tosno und Mga abzutrennen. Insgesamt sollten zunächst 326'000 Soldaten für das Unternehmen eingesetzt werden, was theoretisch einen fünfzigprozentigen Vorteil an Personal, einen sechzigprozentigen an Kanonen und Minenwerfern und eine dreissigprozentige Überlegenheit an Flugzeugen mit sich brachte.¹⁴

Stalin ignorierte Merezkows Bitten um mehr Artillerie, Reservisten und Zeit, in der dieser seine Einheiten konzentrieren und sei-

ne Logistik neu ordnen konnte. Er bestand darauf, dass die Offensive in der ersten Januarwoche einzuleiten sei. Um den (mutmasslich verängstigten) Merezkow auf Trab zu halten, entsandte er den üblen Lew Mechlis nach Leningrad, Chef der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee und Organisator der militärischen Säuberungen von 1937/38.¹⁵ Von Beginn an nahmen die Dinge einen ungünstigen Verlauf: Am 4. und 5. Januar wurden nach achtundvierzig Stunden schwerer Kämpfe bei Kirischi nur fünf Kilometer Boden gewonnen, am 6. Januar gingen bei einem Angriff über das Wolchow-Eis hinweg bereits in den ersten dreissig Minuten über dreitausend Mann durch Maschinengewehrfeuer verloren. «Fortsetzung der Angriffe des Feindes», schrieb General Halder abschätzig in seinem Tagebuch, «aber kein Grossangriff.»¹⁶ Unkoordiniert und sporadisch setzte sich die Offensive bis in den Februar hinein fort. Hockenjos, der am 20. Februar nach Swanka zurückkehrte, fand das Kloster durch Beschuss vom anderen Wolchow-Ufer halb zerstört vor: «An den Hängen und im Klosterhof klaffen Trichter an Trichter, der Schnee ist pulverschwarz oder rot vom Ziegelstaub der zermalmtten Mauern. Die Eichen und Kiefern am Vorderhang sind nur noch traurige Besen.» Eine Woche später wurde ein zweiter Sowjetanstorm mühelos zurückgeschlagen:

Stalins neue Offensive ... wurde fortgesetzt am Vormittag mit einem Potpourri von Ari-, Pak-, Ratschbum- und GrW-Grüssen, die der Iwan uns auf und um das Haus pflasterte, und fand seinen Höhepunkt, als mitten im hellsten Mittag fünfzehn Russen im Schneehemd und wohl von einer Festzulage Wodka befeuert, über die freie Fläche krochen. Der Leutnant von der Ari, Vogt und ich lagen in einem Laufgraben am Vorderhang, hatten Drahtverbindung zu den schweren Waffen und schauten ihnen zu. Zuerst machten sie sich an die Gruppe dunkler Punkte heran, die seit dem letzten Russenangriff mitten auf dem Wolchow lagen, und durchsuchten die Leichen nach Essbarem, – wir sahen mit dem Glas, wie sie Konserven aus den Rucksäcken der Toten hol-

ten. Dann wühlten sie sich weiter durch den Schnee auf unsere Waldspitze zu, die am Nordfuss des Klosterhügels gegen den Fluss vorspringt und in der mein linker Posten steht. Zweihundert Meter davor überfiel sie dann das Feuer unserer schweren Waffen. Die Einschläge lagen gut, die meisten der Fünfzehn blieben liegen. Ich hätte die Kerle ja gern näher an meine Posten herangelassen, um sie desto sicherer mit dem Gewehr zu erwischen oder gar im Waldrand zu schnappen, meine Männer lagen dort längst auf der Lauer. Aber die Herren von den schweren Waffen waren in der Überzahl und wollten sich das gefundene Fressen nicht entgehen lassen. In der Abenddämmerung wollten zwei von den toten Russen wieder lebendig werden und sich dünn machen, doch meine Posten passten auf und schossen sie ab. Wieder sieben Russen weniger.¹⁷

Ein paar Kilometer stromaufwärts, gegenüber dem Dorf Mjasnoi Bor («Fleischwald»), machte die Offensive bessere Fortschritte. Ihre Speerspitze war die neu gebildete 2. Stossarmee. Obwohl sie von einem militärisch unfähigen Handlanger Berijas geführt wurde und mit Rekruten aus der baumlosen Wolgasteppe besetzt war, gelang es ihr, die deutschen Linien am 17. Januar zu durchbrechen und tief in die deutsche Etappe vorzudringen. Bis Ende Februar hatten 100'000 Mann einen ungefähr fünfzig Quadratkilometer grossen Kessel besetzt, dessen Nordrand nur zehn Kilometer von einem der Hauptangriffsziele, der Eisenbahnstadt Ljuban, entfernt war.

Die Erfolge waren auf dem Papier jedoch eindrucksvoller als in der Realität. Bemühungen, die Lücke in der feindlichen Linie zu erweitern, scheiterten gegen rasch herbeigeholte Verstärkungen. Ljuban blieb knapp ausser Reichweite, und der gewonnene Boden bestand – von ein paar Ausnahmen abgesehen – aus flachen und praktisch unbewohnten Wäldern, Torfmooren und Sümpfen. Hitler durchschaute die Verwundbarkeit der 2. Stossarmee und befahl dem neuen Befehlshaber der Heeresgruppe Nord, Georg von Küchler (der Leeb im Januar abgelöst hatte), die Stossarmee durch das

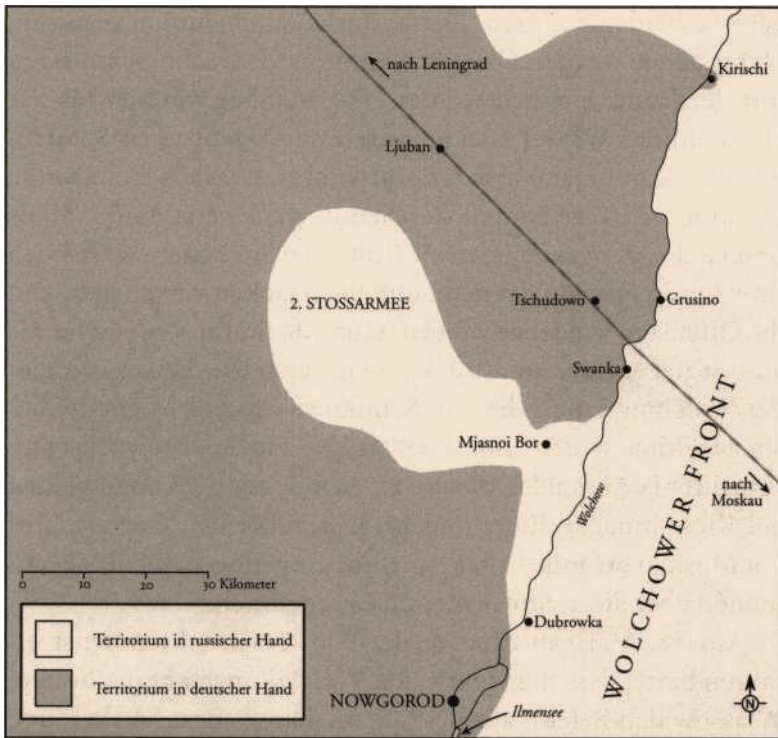
Unternehmen «Raubtier» von der übrigen Wolchow-Front abzuschneiden. «Gefordert wird Zusammenfassen der Luftwaffe: 7.3. bis 14.3. ... Nach Abschluss des Einbruchs am Wolchow soll nicht mehr viel Blut aufgewendet werden; um den Feind im Sumpf niederzukämpfen, muss man ihn verhungern lassen.»¹⁸ Der Gegenangriff begann am 15. März in der Morgendämmerung, und innerhalb von fünf Tagen waren zwei Strassen – mit den Spitznamen Erika und Dora – durchtrennt, die in das besetzte Gebiet führten. Am Ende des Monats, nach verzweifelten, hin und her wogenden Kämpfen um Mjasnoi Bor, hielten die Sowjetsoldaten einen nur noch anderthalb Kilometer breiten Korridor in den Kessel, über den Vorräte nachts mit Schlitten befördert werden mussten.

Im April setzte das Tauwetter ein. Die frostige Stille wurde durch Nieselregen und das Rauschen von Wasser ersetzt. Hockenjos, der immer noch in Swanka untergebracht war, beobachtete die sich wandelnde Landschaft, fotografierte die ersten kleinen, nun sichtbar werdenden Erdflecke – dunkel und mit Strohbüscheln durchsetzt –, und sass stundenlang auf dem Glockenturm des Klosters:

Die Senke ... zeigt sich nun als schilfbestandenes Ried mit weiten Wasserflächen zwischen vergilbtem Gras, schwarzer Moorerde und spärlichen Schneeresten, darüber ein hoher Frühlingshimmel mit feinem Lämmerwolkenmuster, ein Meer voll Lerchenjubel und Kiebitzgeschrei...

Überall ... hocken die wachfreien Mannschaften mit nacktem, bleichem Oberkörper ...¹⁹

Der eingeschlossenen 2. Stossarmee bescherte das Tauwetter nur neues Elend. Der Korridor, der sie noch mit der russischen Front verband, wurde unpassierbar, womit die Nachschublieferungen und die Evakuierung der Verwundeten nicht mehr fortgesetzt werden



Karte 5: Der Kessel von Mjasnoi Bor, Mai 1942

konnten. Pferde starben und wurden gegessen; Unterstände wurden überschwemmt, und Geschosse mussten mit der Hand getragen werden. Die Männer watenen bis zur Hüfte durchs Wasser oder sprangen unter deutschen Spotttrufen «wie Kaninchen» von Grasbüschel zu Grasbüschel. Für die Deckung am Tage bauten sie «Schutzwälle» aus Ästen, Moos und Laub; nachts schliefen sie im Freien am Feuer, wo sie sich ihre durchnässten Filzstiefel und Steppjacken versengten. Um die Offensive wiederzubeleben, tauschte Stalin seine Generale aus. Er rief Merezkow zurück und unterstellte die Leningrader der Wolchow-Front, die von Schukows Protégé Michail Chosin befehligt wurde. Andrej Wlassow, ein hochgewachsener, bebrillter Berufssoldat, der die 37. Armee aus der Umzingelung bei Kiew hinausgeführt und im Dezember den Gegenangriff vor Moskau organisiert hatte, wurde eingeflogen, um das Kommando über die 2. Stossarmee zu übernehmen.

Am 12. Mai gab Chosin, der vom Nachrichtendienst erfahren hatte, dass die Deutschen Verstärkungen herbeiholten, Wlassow den Befehl, aus der Umzingelung auszubrechen und zur übrigen Wolchow-Front zurückzukehren. Obwohl fünf Divisionen und vier Brigaden durch den Mjasnoi-Bor-Korridor hinausgelangten und laut deutschen Unterlagen mindestens zweitausend Mann desertierten, blieben weitere sieben Divisionen und sechs Brigaden – ungefähr 20'000 Mann – immer noch im Kessel gefangen.²⁰ «Der Feind umringte eine Einheit immer als Erstes», erinnerte sich ein Überlebender, «wartete, bis sie durch den fehlenden Nachschub geschwächt war, und schlug dann zu»:

Wir waren völlig hilflos, da wir keine Munition, kein Benzin, kein Brot, keinen Tabak, nicht einmal Salz hatten. Am schlimmsten war der Mangel an medizinischer Hilfe. Keine Medikamente, kein Verbandsmaterial. Man möchte den Verwundeten helfen, aber wie? Unsere Untertwäsche ist seit Langem für Verbände verbraucht worden; wir haben

nur noch Moos und Baumwolle. Die Feldlazarette sind überfüllt, und die wenigen Mediziner verzweifeln. Viele Hundert nicht mehr gehfähiger Verwundeter liegen einfach unter Büschen. Um sie herum summten Mücken und Fliegen wie Bienen in einem Korb. Näherst du dich, fliegt der ganze Schwarm hinter dir her, bedeckt deinen ganzen Körper, kriecht dir in Mund, Augen und Ohren – unerträglich. Mücken, Fliegen und Läuse – unsere verhassten Feinde ... Die Läuse sind nichts Neues – aber in solchen Mengen ... Die grauen Teufel fressen uns bei lebendigem Leibe auf, mit Genuss ... Der Versuch, sie zu zerquetschen, lohnt sich nicht. Du kannst sie nur, wenn du einen freien Moment hast, von dir schütteln. An jedem einzelnen Knopf findest du sechs oder sieben ...

Doch das Hauptproblem war der Hunger. Bedrückender, nie endender Hunger. Wohin du auch gingst, was du auch tatst, der Gedanke ans Essen verliess dich nie ... Unser Nachschub hing nun von Ui-Flugzeugen ab. Jedes war in der Lage, fünf oder sechs Säcke *suchari* zu tragen. Aber es gab Tausende von uns – wie könnte genug für alle da sein? Wenn ein Sack landet, ohne beim Aufprall zu zerplatzen, dann entspricht das einem Stück Trockenbrot für zwei Soldaten. Im Übrigen ist man sich selbst überlassen. Man muss essen, was man findet: Baumrinde, Gras, Blätter, Zaumzeug ... Einmal hat jemand in der Asche einer Hütte eine alte Kartoffel entdeckt. Wir zerschnitten sie, und jeder erhielt ein winziges Stück. Welch ein Festmahl! Manche Männer leckten an ihrem Stück, andere rochen daran. Der Duft erinnerte mich an zu Hause und an meine Familie.²¹

Ein weiterer Austausch der Befehlshaber – man entfernte Chosin und trennte die beiden nördlichen Kommandoposten wieder voneinander (die Wolchow-Front wurde dem rehabilitierten Merezkow zurückgegeben, die Leningrader Front ging an den schweigsamen Artilleristen Leonid Goworow) – kam viel zu spät, um etwas ausrichten zu können.²² Bis Mitte Juni wurden die Reste der 2. Stossarmee in einen kleinen Sumpfstreifen westlich von Mjasnoi Bor gedrängt:

Weisse Nächte, weshalb deutsche Flugzeuge rund um die Uhr am Himmel waren, uns mit Bordwaffen angriffen und Bomben abwarfen. Das Granatfeuer dröhnte pausenlos und betäubend, genau wie das Knarren der berstenden und brennenden Bäume ... Wir waren keine Armee mehr, sondern eine Schar von Marktbesuchern. Ein völliges Durcheinander – keine Kommunikation zwischen Einheiten, der Gehorsam gegenüber dem Oberkommando existierte nicht mehr. Keine Information über unsere eigene Lage, doch unbegrenzte Mengen deutscher Propaganda – Flugblätter, Zeitungen, farbige Bekanntmachungen, die sich auf dem Boden häuften und in denen wir zur Kapitulation aufgefordert wurden ... Der Wald brennt, der Torf schwelt. Überall sind Bombentrichter und verdrehte, geborstene Bäume – Stapel nutzloser Gewehre, ruinierte Geschützlafetten. Und Leichen – Leichen, wohin man blickte. Tausende, stinkend und von Fliegen bedeckt, in der Junisonne verwesend. Wenn du an einer vorbeigehst, erheben sich die Fliegen und stürzen sich auf dein Gesicht – du kannst nichts erkennen, sie sind in deinen Augen, deiner Nase, überall. Grosse, dicke sumrende Fliegen – es ist widerlich, sich an sie zu erinnern. Auf jedem Flecken trockenen Bodens liegen verwundete Soldaten, schreiend, seufzend, flehend – manche bitten um Wasser, andere darum, dass jemand ihrem Leben ein Ende setzt. Aber niemand ist interessiert. Menschen, gleichgültig, mürrisch, halb wahnsinnig, wandern durch die Wälder; mit Mützen, deren Ohrenklappen unter dem Kinn zusammengebunden sind, um die Mücken fernzuhalten; mit von Schlafmangel roten und geschwollenen Augen ... Niemand muss Wache halten, wir verlieren das Gefühl für die Zeit. Welches Datum ist heute? Ist es Tag oder Nacht?²³

Das Ende kam in den unerbittlich sonnenhellen Nächten zwischen dem 21. und dem 24. Juni: in Form einer Reihe selbstmörderischer Ausbruchversuche durch eine Lücke in den deutschen Linien, die vier Kilometer lang und nur ein paar hundert Meter breit war. Wer genug Kraft besass, trug ein Gewehr; die Abgezehrten und Verwundeten hatten keine Waffen bei sich. Das deutsche Feuer war, mit

den Worten eines Überlebenden, «so heftig, dass alles in die Luft geschleudert wurde – Menschen, Erde, Bäume. Vor Rauch war nichts zu sehen.» Über alte und neue Leichen stolpernd, suchte er Unterschlupf in einem Bombenkrater und rutschte dann, vorbei an einem deutschen Panzer, auf einen Fluss zu. «Eine erstaunliche Stille kehrte ein, dann plötzlich eine Stimme: «Halt! Wer ist da!» Es waren unsere Soldaten, die sich zur anderen Seite durchgeschlagen hatten.»²⁴

Ein Soldat, der sich nicht mehr zu seiner eigenen Seite durchschlug, war General Wlassow. Er hatte ein paar Tage vorher jegliche Funkverbindung zum Hauptquartier eingestellt. Es ist unklar, wie genau er die nächsten drei Wochen verbrachte, aber am 12. Juli wurde er von den Deutschen in einem Dorf am Westrand des Kessels gefasst und nach Winniza in der Zentralukraine geflogen, der Stätte von Hitlers neuem vorgelagerten Hauptquartier und eines Sonderlagers für hochrangige sowjetische Gefangene. Hier – vielleicht aus Zorn über die Mjasnoi-Bor-Katastrophe, vielleicht nach Jahren der Frustration und des unterdrückten Zweifels – wandte sich Wlassow gegen Stalin: Er schrieb einen Brief an die nationalsozialistischen Behörden, in dem er ausführte, dass zahlreiche Sowjetbürger überaus antibolschewistisch eingestellt seien, weshalb man Zivilisten in besetzten Gebieten besser behandeln und sowjetische Kriegsgefangene für eine Russische Nationalarmee rekrutieren solle. Aber er hatte die Adressaten falsch eingeschätzt, denn Hitler tat den Vorschlag als Hirngespinnst ab. Obwohl die Nationalsozialisten Wlassow ausgiebig für Propagandazwecke nutzten, indem sie ihn in die besetzten Territorien schickten und seinen Namen auf Flugblättern nannten, auf denen die Rote Armee zur Kapitulation aufgefordert wurde, begegnete er Hitler nie persönlich und erhielt erst im Februar 1945 den Befehl über zwei aus Kriegsgefangenen gebildete Divisionen. Im Mai wurde er von den Sowjets in den Wirren des Prager Aufstands gefangen genommen. Sie verurteilten ihn im Juli 1946 zum Tode und richteten ihn am 2. August 1946 hin.²⁵

Wlassows Verrat war fatal für den Ruf der 2. Stossarmee, deren Untergang nun nicht mehr mit heldenhaftem Widerstand, sondern mit einer bewussten Massendesertion in Verbindung gebracht wurde. Im August holte man Generalmajor Afanasjew, Wlassows Kommunikationschef, hinter den feindlichen Linien hervor, wo er wochenlang zusammen mit Partisanen von Igelrn gelebt hatte, und flog ihn zurück nach Moskau. Sein Vernehmungsbericht, in dem er schildert, dass Wlassow in stumme Gleichgültigkeit verfallen und dann allein im Wald verschwunden sei, lässt vermuten, dass er sich vor einer Verratsanklage fürchtete. Auf dem Rückflug über die sowjetischen Linien hatte Afanasjew den Ruf «Hurra! Lang lebe unser grosser und geliebter Freund und Lehrer Genosse Stalin!» nicht unterdrücken können, obwohl er der einzige Passagier gewesen sei und der Pilot ihn nicht gehört habe.²⁶

Nach dem Krieg war jegliche Erwähnung der 2. Stossarmee tabu. Man schrieb keine historischen Abhandlungen über sie, hielt keine Zeremonien ab und errichtete keine Denkmäler, den Witwen der Gefallenen wurden sogar Militärpensionen verwehrt. Ehemalige Kämpfer der Armee mussten ihren Dienst als schändliches Geheimnis behandeln, etwa so, als stammten sie aus der Familie eines Kulaken oder eines Geistlichen. Die Rehabilitation begann erst Ende der siebziger Jahre, als örtliche Freiwilligengruppen Reisen in die Provinzen organisierten, um Tausende noch unbegrabener Leichen zu bergen und anständig zu bestatten.

Sascha Orlow ist der Sohn eines der Gründer der Freiwilligenbewegung. Bekleidet mit hohen Gummistiefeln und einer Armeejacke, steht er neben einem stillgelegten Halbkettenfahrzeug in der Wildnis ein paar Kilometer südöstlich von Mjasnoi Bor. Schnee und Himmel sind von eintönigem, trübem Grau, – die Orange- und Goldfarben der frischen Weiden und toten Schilfrohre sind ge-

dämpft. Knapp ausser Sicht, wo sich der Boden senkt, liegt der Wolchow. Ausser dem Zwitschern von Finken in einem nahegelegenen Gesträuch herrscht Stille. Hier, erklärt Sascha, habe sich ein deutscher Bunker befunden. Er kratzt den Schnee mit dem Fuss weg und legt rasch einen Lederstiefel, eine rostige Säge, zwei mit Sand gefüllte grüne Weinflaschen, den Teil eines Munitionsgürtels, ein Ofenrohr, das gewundene Skelett eines Schlauches und Dutzende von zugespitzten Gewehrpatronen des Kalibers 7,92 mm frei, die in säuberlichen Reihen in einem verfaulten Holzkasten verpackt sind. Er ignoriert nervöse Bitten zur Einhaltung der Sicherheitsvorschriften, zerschmettert eine der Patronen an einem Stein und kippt ein Häufchen glänzender schiefergrauer Flocken auf den Boden. Ein Feuerzeug knistert, und sie flammen prasselnd auf, so dass eine kleine Fontäne leuchtender weisser Funken entsteht.

Die Funde der Gruppe sind in der Turnhalle der örtlichen Schule ausgestellt. Man sieht handgemalte Landkarten, auf denen die Fronten sorgfältig in sich überschneidendem Rot und Grau markiert sind, eine Vielzahl von Handwaffen (die Miliz beschlagnahmt sie, wie Sascha kommentiert, von Zeit zu Zeit, doch die Mitglieder der Gruppe besorgen dann einfach neue), dazu etliche Helme, Wasserflaschen und Blechlöffel mit in den Griff gekratzten kyrillischen Initialen. Drei dicke Ordner sind mit den «Hundemarken» der Roten Armee gefüllt: schmalen, mit der Hand ausgefüllten Papierformularen, die man zusammenrollte und in kleine Bakelitzylinder mit Schraubverschluss steckte. Heutzutage ist der Text fast immer unleserlich, weshalb man von den 29'000 Leichen, die aus der Mjasnoi-Bor-Gegend geborgen wurden, nur 1800 identifiziert hat. Saschas wertvollstes Ausstellungsstück, ausgegraben an der Stätte von Wlassows letztem Hauptquartier, hängt an der Wand. Es ist eine Druckform, deren Bleisatzzeilen noch in einem zerfressenen Metallrahmen stecken. Gedacht war sie für die ein Blatt umfassende

«Zeitung» der 2. Stossarmee. Die Schlagzeilen lauten: «Tod den deutschen Okkupanten», «Der Feind wird unseren Widerstand nicht brechen», und «Unser Sieg ist nahe». Die Ausgabe, die wohl nie hergestellt wurde, ist auf Mittwoch, den 24. Juni, datiert – den Tag, an dem die Überreste der 2. Stossarmee zum letzten Mal durch den Mjasnoi-Bor-Korridor stürmten.

Insgesamt büssten die Leningrader Front und die Wolchow-Front durch die Winteroffensive von Januar bis April 1'942'308'000 ihrer 326'000 aktiven Kämpfer ein. Davon wurden 213'303 als «medizinische Verluste» eingestuft, das heisst als Verwundete und im Krankenhaus Gestorbene, während 95'000 als «unwiederbringliche Verluste», das heisst als in der Schlacht Gefallene, als Kriegsgefangene oder Verschollene galten. Durch die Aktionen vom Mai und Juni verloren die nördlichen Fronten weitere 94'000 Mann, darunter mindestens 48'000, die laut deutschen Unterlagen bei Mjasnoi Bor in Gefangenschaft gerieten.²⁷

Ilja Frenklach, ein Überlebender der dem Untergang geweihten Volkswehr, war in eine Aufklärungseinheit der 52. Armee der Wolchow-Front versetzt worden. Er hatte die Aufgabe, stundenlang regungslos im Niemandsland zu liegen und die feindlichen Linien mit einem Feldstecher zu beobachten. Der Grad der Verwesung der ihn umgebenden Leichen zeigte an, ob sie der «Einberufung in den Himmel» vom Herbst oder Frühjahr angehörten. «Während du dort lagst», erinnerte er sich,

konntest du nicht anders, als einen Vergleich anzustellen: Warum sind die Deutschen so gut ausgebildet, während wir nur versuchen, sie mit unserer Zahl zu erdrücken? Warum setzen sie ihre Technik und ihren Verstand ein, während wir nur Bajonette haben? Warum fliesst unser Blut bei jedem Angriff in Strömen, und warum häufen unsere Toten sich zu Bergen auf? Wo sind unsere Panzer? Wer braucht dieses elende Dorf Dubrowka? Dazu kam eine Menge anderer unbeantworteter Fragen.

Ein Gefühl des Ekels ergriff uns – nur Männer, die in den ersten beiden

Kriegsjahren bei Leningrad oder am Wolchow gekämpft haben, werden verstehen, was ich meine. Wenn unsere Generale und Obersten fachmännisch vorgegangen wären, hätten wir mit einem Viertel der Verluste siegen können ... Schlachter und Leichenbestatter – davon hatten wir viele.²⁸

Die sanfte Freude des Lebens und Atmens

Im Frühjahr und Sommer 1942 brachten die Sowinform-Mitteilungen für alle, die die geistige Energie hatten, ihnen zu folgen, einen Strom schlechter Nachrichten. Die Niederlage der 2. Stossarmee bei Mjasnoi Bor (abzuleiten aus der Tatsache, dass die Armee mit einem Mal nicht mehr erwähnt wurde) fiel mit der Umzingelung und dem Verlust von 200'000 Soldaten ausserhalb von Charkow und mit der Aufgabe der Halbinsel Kertsch auf der Krim zusammen. Die Verteidigung der Letzteren war von Lew Mechlis hoffnungslos verpfuscht worden, dem ignoranten Handlanger Stalins, der dazu beigetragen hatte, die Leningrader Januar-Offensive mit einer Katastrophe enden zu lassen. Der schlimmste Schlag war der Fall von Sewastopol am 3. Juli. Der Marinestützpunkt, die historische Heimstätte der russischen Schwarzmeerflotte, war seit November 1941 umzingelt gewesen; 106'000 Sowjetsoldaten mussten 203'000 Deutschen und Rumänen, geführt von Erich von Manstein, standhalten. Die Zivilisten waren, wie in Leningrad, nicht evakuiert worden, sondern suchten vor intensivem Artilleriefeuer Schutz in Kellern, Höhlen und Katakomben, wo sie Kleidungsstücke und Kriegsmaterial herstellten, während sie sich von Katzen und Hunden ernährten. Drei Tage bevor Stalin schliesslich befahl, Sewastopol aufzugeben – der kommandierende Admiral verschwand mit einem U-Boot –, prahlte die Presse noch mit der Unbesiegbarkeit der Stadt. «Sewastopol», bramarbasierte man in der Zeitung *Krasnaja swesda* (Roter Stern), «ist der Ruhm Russlands, der Stolz der So-

wjetunion. Wir haben erlebt, wie Städte, berühmte Festungen, Staaten kapitulierten. Aber Sewastopol ergibt sich nicht. Unsere Soldaten spielen nicht Krieg. Sie kämpfen einen Kampf auf Leben und Tod. Sie sagen nicht: «Ich ergebe mich», wenn sie sehen, dass der Feind zwei oder drei Figuren mehr auf dem Schachbrett hat.»¹ Das war eine Anspielung auf Tobruk, den libyschen Hafen, der für die Verteidigung Ägyptens durch die britische 8. Armee so wichtig gewesen war. Rommel hatte ihn neun Tage zuvor fast ohne Blutvergiessen erobert, dabei 33'000 britische und südafrikanische Soldaten gefangen genommen und grosse Materialmengen erbeutet. Churchill erhielt die Nachricht im Oval Office, mitten in einem Gespräch mit Roosevelt. «Es war ein grässlicher, ganz unerwarteter Schock», erinnerte sich einer der anwesenden Generale. «Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich den Premierminister zusammensucken.» Im August flogen Churchill und Roosevelts Botschafter Averell Harriman zu ihrem ersten Gipfeltreffen mit Stalin nach Moskau, wo sie ihm darlegten, dass die versprochene Landung in Nordfrankreich auf unbegrenzte Zeit zugunsten von Operation Torch verschoben werden solle, die den Zweck habe, Rommel von Marokko und Algerien her (welche der Vichy-Regierung unterstanden) in den Rücken zu fallen. Stalins Reaktion war so unhöflich, dass Churchills Dolmetscher glaubte, sein russischer Kollege habe einen Fehler gemacht. In Wirklichkeit waren die Worte des Diktators perfekt wiedergegeben worden: Stalin hatte seinen Verbündeten ins Gesicht gesagt, dass sie sich vor den Deutschen fürchteten.²

Während sich die Grossmächte miteinander stritten, kehrte der Frühling in Leningrad ein. Das Eis zerbrach auf den Kanälen, Schnee rutschte in Form von wässrigen Lawinen von Dächern und Balkons, und die für die Brandbekämpfung benutzten Sandhaufen, deren Stützbretter längst zu Feuerholz gemacht worden waren, tauen und zerbröckelten. In der Eremitage wurde der Keller unter dem

Saal der Athene durch Rohrbrüche überschwemmt, so dass eine Porzellansammlung aus dem achtzehnten Jahrhundert unter Wasser stand. Die Angestellten – inzwischen fast ausschliesslich Frauen – wateten durch die trübe Brühe, in der Inventarschilder trieben, und tasteten vorsichtig nach Meissener Ziegenhirten und Schäferinnen. Risse öffneten sich in dem von Bomben erschütterten Palastdach, und Armeekadetten, die halfen, Möbel ins Trockene zu tragen, wurden zum Dank von einer Museumsführerin durch die Galerien geleitet. Sie ging von einem leeren Rahmen zum anderen und beschrieb den Soldaten die fehlenden Meisterwerke.³

Sobald die Tage länger wurden und die Rationen sich erhöhten, tauchten die Leningrader aus ihren «kleinen Rädern» auf, um sich wieder mit der Aussenwelt und mit normalen menschlichen Gefühlen vertraut zu machen. Olga Gretschina, Korb und Schere in der Hand, durchsuchte die Parks nach dem ersten Löwenzahn und Nesseln, doch da so viele den gleichen Gedanken gehabt hatten, musste sie sich auf einen Schiessplatz begeben, um fündig zu werden. Als sich die ersten Strassenbahnen am 15. April in Bewegung setzten, stolperten die Menschen lachend und weinend hinter ihnen her.⁴ «Im Speisesaal», schrieb Dmitri Lichatschow vom Puschkinhaus, «begrüssten wir einander mit den Worten: ‚Du lebst noch! Ich bin so froh!« Man erfuhr beunruhigt, dass Soundso tot war, dass Soundso die Stadt verlassen hatte. Die Menschen zählten einander und prüften, wer nicht mehr da war – wie beim Appell in einer Strafanstalt.»⁵

Am 1. Mai (zu dessen Feier Schaufensterläden mit Plastikobst und -gemüse geschmückt wurden*) sah der Werftingenieur Wassili Tschekrisow mit Vergnügen, dass nicht nur Männer mit Krawatte

* In Moskau sah Alexander Werth «Schinken, Käse und Würste aus grausamer Pappe, alle mit Staub bedeckt».

und Frauen mit Hut und geschminkten Lippen zur Arbeit gingen, sondern dass auch Betrunkene unterwegs waren. Normalerweise hätten sie ihn abgestossen, doch in diesem Jahr verkörperten sie eine willkommene Rückkehr zur Normalität. Zwei Wochen später wachte er zu seinem Erstaunen mit einer Erektion auf und hörte, wie eine Frau auf einem Hof schimpfte und heulte. «Ich weiss nicht, warum sie weinte. Jedenfalls sind Tränen ein Beweis dafür, dass sich die Situation in Leningrad verbessert. Als jeden Tag Hunderte von in Fetzen gehüllte Leichen durch die Gegend geschleppt oder auf die Strassen geworfen wurden, gab es keine Tränen (oder ich bemerkte sie nicht).»⁶

Für Lidia Ginsburgs vom Hunger betäubten «Blockademenschen» waren die ersten zurückkehrenden Emotionen Ärger – über die durchlässigen Überschuhe, über eine zerbrochene Brille, über Ungeschicktheit beim Umgang mit Handschuhen und Einkaufstaschen in einem überfüllten Lebensmittelladen – und Ungeduld, das «Gefühl der verlorenen Zeit». Dann folgten Kummer und, eng damit verknüpft, Schuldbewusstsein:

Die Blockademenschen vergassen ihre Empfindungen immer mehr, nur an die Fakten konnten sie sich weiterhin erinnern. Im Licht von Verhaltensregeln, die schon zur Norm tendierten, traten diese Fakten nur zögernd aus dem sich trübenden Gedächtnis hervor.

... Sie hatte solch eine Lust auf Bonbons. Warum hab' ich bloss dieses Bonbon aufgeessen? Ich hätte es doch wirklich nicht essen müssen. Und alles wäre ein wenig leichter gewesen ...

Dies denkt der Blockademensch, wenn er sich an seine Frau oder Mutter erinnert, durch deren Tod das aufgeessene Bonbon zu etwas Unumkehrbaren geworden ist... Der Mensch erinnert sich an ein Faktum, doch er vermag nicht mehr, sich an das dazugehörige Erlebnis zu erinnern; an das Erleben eines Stückes Brot, eines Bonbons, das ihn dazu gebracht hatte, grausam, ehrlos, erniedrigend zu handeln.⁷

Eine dieser von Reue gequälten Überlebenden war Olga Berggolz, deren an Epilepsie leidender Mann Kolja im Februar im Krankenhaus gestorben war. Sie gab ihrem Kummer und ihren Gewissensbissen in den Tagebüchern Ausdruck: Warum hatte sie ihn nicht jeden Tag besucht? Warum war sie bei seinem Tod nicht an seiner Seite gewesen? Warum hatte sie ihm nicht einige der Kekse gebracht, die ihre Schwester aus Moskau geschickt hatte? Und vor allem, wie sollte sie sich gegenüber ihrem Kollegen im Rundfunkhaus, Juri (Jurka) Makogonenko, verhalten, mit dem sie immer noch in eine leidenschaftliche Affäre verwickelt war?

Heute hatte ich den ganzen Tag Bilder von Kolja vor mir: wie er war, als ich ihn zum zweiten Mal im Krankenhaus an der Pessotschnaja besuchte. Seine geschwollenen Hände, von Rissen und Geschwüren bedeckt. Wie er sie der Krankenschwester behutsam hinhielt, damit sie die Verbände wechselte; wie er dabei dauernd besorgt vor sich hinhurmelte, so dass es mir schwerfiel, ihn zu füttern, und ich das kostbare Essen verschüttete. Ich war verzweifelt und biss ihn in einem Wutanfall in seine arme geschwollene Hand. Oh, du Luder! ... Ich war seiner überdrüssig. Ich verriet ihn. Nein, das stimmt nicht. Ich verriet ihn nicht, sondern ich war schwach und verhärtet. Wie Jurka nun nach mir ruft! Aber das bedeutet, Kolja zu betrügen! ICH HABE IHN NICHT BETROGEN. Niemals. Aber Jurka mein Herz zu geben bedeutet, Kolja zu betrügen ... Ich bin unglücklich im vollen, absoluten Sinne des Wortes ... Ich hoffe, dass alles Schreckliche, das geschehen kann, mir zustösst.

Dieser Strom der Emotionen floss zur selben Zeit, als sie mit ihrem langen Gedicht «Februartagebuch» einen Erfolg bei den Lesern und bei der Zensur feierte. Im Spätmärz wurde sie (gejagt von sechs Messerschmitts) nach Moskau zu einer Reihe von Lesungen und Empfängen geflogen, darunter zu einem in der NKWD-Zentrale («Wahrscheinlich waren ein paar menschliche Wesen unter ihnen.

Aber was für Trottel, was für Rüpel sie sind»). Das Ereignis bot ihr die Gelegenheit, eine Bittschrift für ihren Vater einzureichen, der damals mit einem Gefängniszug nach Minussinsk in Südsibirien unterwegs war.

Er schreibt: «Nimm Kontakt auf, mit wem du kannst – Berija etc. –, aber hol mich hier raus.» Er ist seit dem 17. März auf Reisen. Sie werden einmal pro Tag gepflegt, und manchmal überhaupt nicht. In seinem Waggon sind bereits sechs Menschen gestorben, und einige mehr warten, bis sie an der Reihe sind ... Mein Gott, wofür kämpfen wir? Wofür ist Kolja gestorben? Warum laufe ich mit einer brennenden Wunde in meinem Herzen herum? Für ein System, in dem eine wundervolle Person, ein bekannter Militärarzt und aufrichtiger russischer Patriot beleidigt, zerdrückt, zum Tode verurteilt wird – und in dem niemand etwas dagegen tun kann.⁸

Es gelang ihr, ein Treffen mit dem Sekretär der NKWD-Parteioorganisation zu arrangieren, doch es führte zu nichts. «Wir kamen zu einer «Unterhaltung» zusammen (ich kann nicht einmal darüber sprechen, ohne vor Hass zu zittern). Er nahm meine Bittschrift entgegen und versprach, sie dem Volkskommissar am selben Abend zu übergeben. Werden sie etwas tun? Schwer zu glauben.» Der Fall wurde tatsächlich nach Leningrad zurückgereicht («einfach, damit sie sich den Ärger ersparen konnten»), und ihr Vater durfte erst nach Kriegsende heimkehren.

Berggolz' Verzweiflung vertiefte sich durch das in Moskau herrschende Unwissen über die Ereignisse in Leningrad. Wie die militärischen Katastrophen der ersten Kriegsmonate hatte man die Hungersnot aus den Nachrichten verbannt. Die Zeitungen erwähnten zwar «Lebensmittelmangel», doch nur selten und beiläufig; stattdessen liessen sie sich makaber über die Todesfälle unter Zivilisten durch deutsche Artillerie und Bombenangriffe aus.⁹ Intern

prägte man Euphemismen, um die Unmissverständlichkeit der Tragödie zu verbergen: Statt von «Hunger» oder «Hungersnot» (das russische Wort *golod* steht für beides) war in Regierungsberichten von «Erschöpfung», «Avitaminose», «den wachsenden Folgen der Unterernährung», «Tod infolge von Schwierigkeiten mit der Lebensmittelversorgung» oder – am häufigsten – von «Dystrophie» die Rede. Dieser erfundene pseudomedizinische Begriff ging in die Umgangssprache ein und wird noch heute verwendet.¹⁰ Obwohl Berggolz ungehindert mit ihren Moskauer Freunden sprechen konnte – was sie auch «unaufhörlich, mit einem dumpfen, entfremdeten Gefühl der Überraschung» tat, ähnlich wie bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnis im Jahr 1939 –, wurden ihre Sendungen stark zensiert. «Mir ist sehr klar geworden», schrieb sie,

dass sie dort nichts über Leningrad wissen ... Niemand scheint die leiseste Ahnung zu haben, was die Stadt durchmacht. Zwar rühmten viele die Leningrader als Helden, doch weiss man nicht, was dieses Heldentum bedeutete. So war nicht bekannt, dass wir gehungert haben und viele verhungert sind ... Ich durfte im Radio nichts klarstellen, denn man sagte mir: «Sie können über alles reden, nur nicht über die Hungeropfer. Kein Wort. Alles über den Mut und Heroismus der Leningrader – das brauchen wir –, aber kein Wort über Hunger.»¹¹

Am 20. April kehrte Berggolz mit Kisten voller Zitronen und Dosen mit Kondensmilch nach Leningrad zurück, wo der Winter geendet hatte und die Luftangriffe nun fortgesetzt wurden. Sie zog mit Makogonenko aus seiner Dachstube, die eine Aussicht auf die durch Geschosse beschädigten Dächer bot, zwei Etagen hinunter in die Wohnung eines kurz zuvor an der Front gefallenen Schauspielers. Die Wohnung war gefüllt mit seinen Besitztümern – mit Fotos, Büchern, «einer Menge kleiner Untertassen, zwei aufeinander abgestimmten Tassen und einem verrosteten Fleischwolf» –, was ihr Ge-

fühl der Abtrennung erhöhte und sie glauben liess, in das Leben eines anderen oder in ein Leben nach dem Tod eingetreten zu sein. Zu schreiben war unmöglich – «als müsse ich mir Lochstreifen unter Blut und Schmerzen aus der Seele ziehen». Eine am 30. Mai abgehaltene Schriftstellerkonferenz hätte ihrer Meinung nach ein prächtiges Ereignis sein können, eine trotzig Feiertage der Macht des Wortes, aber in Wirklichkeit war es «organisierte Heuchelei» – langweilig, politisch angehaucht und umwölkt von dem gefährlichen Neid mancher Kollegen auf ihren plötzlichen Ruhm.¹²

Sechs Wochen später verlor Makogonenko vorübergehend seinen Posten im Rundfunkhaus, weil er versehentlich die Ausstrahlung eines verbotenen Gedichts, Sinaida Schischowas «Strasse des Lebens», zugelassen hatte. Wegen seiner Erwähnung einer auf einem Balkon gelagerten Leiche und seinem bewusst banalen, äusserst sarkastischen abschliessenden Reimpaar – «Ruhe, Sohn, du hast getan, was du konntest / Du warst die Verteidigung Leningrads» – hatten die Zensoren es als «sonderbar» und «geradezu spöttisch» eingestuft. Es war mitten in einer Strophe durch ein Telefonat direkt vom städtischen Parteikomitee aus der Sendung entfernt worden.¹³ Berggolz' eigenes *Februartagebuch* wurde zwar veröffentlicht, doch in verfälschter Form. Eine dreimal wiederholte Zeile – «In diesem Schmutz, in Dunkel, Hunger, Sorge» – schwächte man ab, indem man die Wörter «Hunger» und «Schmutz» durch die ungefährlich abstrakten Begriffe «Zwang» und «Leid» ersetzte.¹⁴ Trost spendeten jedoch gewöhnliche Leser, die zu Hunderten an Berggolz schrieben. Einige der Briefe waren halbamtliche Gruppenschreiben von Einheiten der Roten Armee oder von Kolchosen, doch andere stammten von Privatleuten, die ihr dafür dankten, dass sie ihre Erfahrungen und Gefühle in Worte gekleidet habe. Eine Frau erzählte, wie Berggolz' Sendungen ihr geholfen hätten, die Nachricht vom Tod ihres Sohnes an der Front zu ertragen; eine

andere war beruhigt worden, als sie versuchte, ihren sterbenden Mann in der Dunkelheit zu füttern, wobei der Löffel sich häufig seiner Nase, nicht seinem Mund genähert hatte. «Dies ist wahrhaft grossartig», schrieb Berggolz:

Die Menschen von Leningrad lagen massenhaft in ihren dunklen, feuchten Ecken, während ihre Betten wackelten ... (Gott, ich weiss, wie ich selbst dalag, ohne jeden Willen, ohne jeden Wunsch, bloss im leeren Raum). Und ihre einzige Verbindung mit der Aussenwelt war das Radio ... Wenn ich ihnen einen Moment des Glücks – oder auch nur eine vorübergehende Illusion des Glücks – gebracht habe, dann ist meine Existenz gerechtfertigt.

Wie andere fand sie mit Symbolik befrachteten Trost in der Ankunft des Frühlings, im Ergrünen der Linden des Stadtplatzes und im Spriessen von Huflattich und Kamillen mitten im Geröll von Trümmergrundstücken. Einer der wenigen wirklich frohen Tagebucheinträge kam in einer warmen Juninacht zustande, während Makogonenko draussen auf dem Dach stand und nach Brandbomben Ausschau hielt:

Gestern verbrachten wir einen wunderbaren Abend. Unter grossen Unkosten besorgte Jurka ein Riesenbündel Birkenzweige. Wir nahmen sie mit in die Wohnung und steckten sie in eine Vase. Das Fenster war weit geöffnet, und man konnte den grossen ruhigen Himmel sehen. Eine kühle Brise wehte herein. Die Stadt war sehr still, und die Birken dufteten so süss, dass mein ganzes Leben, meine beste Zeit, in mir wiedergeboren zu werden schien. Gefühle durchströmten meine Seele: Glück, Leidenschaft, Zufriedenheit. Feuchte, wohlriechende Kinderabende in Gluschina. Mein erster Abend mit Kolja auf der Insel, als er, jung und schön, mich zum ersten Mal küsste. Ich trug ein besticktes Kleid, und es roch damals ebenfalls nach Birke ... Und nun denke ich an gestern Abend, als ich neben einem schönen, liebevollen, wirklich vorhandenen Ehemann lag und mit meinem ganzen Wesen spürte, dass dies Glück ist – dass er heute neben mir liegt, mich liebt, dass es still ist und nach frischer Birke duftet. All das verschmilzt miteinander –

schmerzlos oder, besser gesagt, mit einem angenehmen Schmerz. Alles war grossartig, ewig, ein Ganzes.¹⁵

Gegen Ende März funktionierte auch der Postdienst wieder, so dass die Leningrader seit Monaten oftmals die ersten Nachrichten von Freunden und Verwandten in der Evakuierung erhielten. Da die Evakuierten sich nur vage vorstellen konnten, was die Zurückgebliebenen durchgemacht hatten, war die Wiederherstellung des Austausches meist schwerfällig. Die Altphilologin Olga Freudenberg, die von Skorbut geplagt wurde und am Stock ging, fühlte sich durch einen recht unbekümmerten Brief ihres Cousins Boris Pasternak beleidigt, in dem er das Leben in der Uralstadt Tschistopol schilderte: Schlamm sickere zwischen den Pflastersteinen hervor, und Hausfrauen benutzten an einem Holzjoch hängende Eimer, um Wasser von dem Feuerhydranten vor seinem Fenster zu holen. «Irgendwie will mir der Brief an Dich nicht recht von der Hand gehen», schrieb er beunruhigt. «Ich spüre (und solche Gefühle trügen nie), Du liest ihn kalt und unbeteiligt. «Das traf zu, denn Freudenberg hatte mehr erwartet: «Der Brief zeugte von seelischer Erschlaffung und Erschöpfung, von seelischer Konfusion. Wie schon einmal zu Beginn der Revolution kamen Wassereimer in dem Brief vor, und sein Geist war so flach wie eine abgegriffene Münze.»¹⁶

Im Februar hatte die junge Museumsdirektorin Anna Selenowa in einem Brief nach Nowosibirsk freimütig die Spannungen beschrieben, die sich bei dem in der Isaakskathedrale eingepferchten Museumspersonal herausgebildet hatten. Nun machte sie einen Rückzieher. Vielleicht habe sie einen falschen Eindruck erweckt, denn obwohl niemand ohne Achillesferse sei, hätten die Prüfungen des Winters in Wirklichkeit dafür gesorgt, dass sich das Kollektiv enger zusammenschweisste.¹⁷ Bogdanow-Beresowski, der Vorsitzende des Leningrader Komponistenverbands, erhielt Bitten von evakuierten Mitgliedern, in ihren Wohnungen nach dem Rechten zu

sehen – eine anstrengende Aufgabe, die bürokratische Kämpfe mit unehrlichen Gebäudeverwaltern sowie erschöpfende Wanderungen durch die Stadt nach sich zog. Anna Achmatowa, die in dem mit Intelligenzlern gefüllten Taschkent an Typhus litt, hörte, ein kleiner Junge mit dem Spitznamen Schakalik («Kleiner Schakal»), der nebenan im Scheremetjew-Palast gewohnt hatte, sei während eines Luftangriffs gestorben. Früher hatte sie ihm Lewis Carroll vorgelesen, nun schrieb sie ein eigenes Gedicht für ihn:

Klopf mit deiner kleinen Faust – ich werde öffnen.
Ich habe dir immer die Tür geöffnet.
Nun bin ich jenseits des hohen Berges,
Jenseits der Wüste, jenseits des Windes und der Hitze,
Aber ich werde dich nie im Stich lassen ...
Ich habe dein Stöhnen nicht gehört,
Du hast mich nie um Brot gebeten.
Bring mir einen Zweig vom Ahorn
Oder einfach ein wenig grünes Gras
Wie im letzten Frühling.
Bring mir in deinen hohlen Händen
Etwas von eurem kühlen, reinen Newawasser,
Und ich werde die blutigen Spuren
Aus deinem goldenen Haar waschen.¹⁸

Die «blutigen Spuren», fand sie später heraus, erschienen unangemessen, denn nicht Schakalik, sondern sein älterer Bruder war gestorben – und nicht durch einen Luftangriff, sondern an Hunger.

Für Vera Inber brachte ein Bündel ungeordnet datierter Briefe von ihrer Tochter, die mit Pasternak nach Tschistopol evakuiert worden war, die Nachricht vom Tod ihres kleinen Enkels an Hirnhautentzündung: «Ich las den Brief zu Ende. Legte ihn beiseite. Dann griff ich plötzlich, ganz unvermittelt, wieder danach und las ihn noch einmal in der vagen Hoffnung: vielleicht schien es mir

bloss so. Aber nein, es ist wahr.»¹⁹ Zur Feier seines ersten Geburtstags hatte sie für ihn eine Rassel aus einer rosa Zelluloidröhre, einer getrockneten Erbse und einem Stück Band hergestellt und sie ans Ende seines Bettes gehängt. Damals war er, wie sie nun erfuhr, bereits seit einem Monat tot gewesen, und sie versteckte die Rassel in einer Schublade.

An der Front erhielt Wassili Tschurkin zwei Briefe. Aus dem ersten, von seinem Vater, erfuhr er, dass sein älterer Sohn Schenja dreieinhalb Monate zuvor in der Schlacht gefallen war. In dem zweiten, von seinem jüngeren Sohn Tolja, wurde der Hungertod seiner Frau beschrieben: «Sie luden ihre Leiche, zusammen mit anderen, auf einen Lastwagen im Hof unseres Gebäudes, genau wie Feuerholz. Dann wurde sie zum Piskarjowskoje-Friedhof, zu einem Gemeinschaftsgrab, gebracht ... Du und ich, Papa, sind nun als Einzige von unserer Familie übrig. Nimm Rache an den zweibeinigen Bestien, Papa, für Mama und Schenja!»²⁰ Tolja selbst, der gerade siebzehn Jahre alt geworden war, freute sich auf die Einberufung und hoffte, sich der Einheit seines Vaters anschliessen zu können.

Für Wladimir Garschin, den vierundfünfzigjährigen kultivierten Cheopathologen des Erisman-Krankenhauses (und Liebhaber von Anna Achmatowa), führte der Rückweg in eine gewisse Normalität durch die Arbeit. Im März entkleidete er sich zum ersten Mal seit drei Monaten: «Sie legten diesen seltsamen knöchigen Körper ins Wasser und hoben ihn wieder heraus. Der Körper konnte nicht ohne Hilfe aus dem himmlischen Wasser steigen. Warm! ... Es ist der Körper eines anderen, nicht meiner. Ich kenne ihn nicht, er funktioniert anders als früher. Er bringt andere Exkrete hervor, alles an ihm ist neu und unvertraut.» Auch seine Persönlichkeit hatte sich verändert. Zu seinem Glück war er während des Massentodes nicht in Gleichgültigkeit und auch nicht in Hass und Wut verfallen (zum Beispiel schenkte er der Familie, bei der Anna Achmatowa vor ihrer Evakuierung gewohnt hatte, einen Beutel Hafer

und rettete diesen Menschen das Leben).²¹ Und doch hatten sich die Dinge gewandelt. Er fühlte sich «nicht ganz richtig», musste in seinem Innern nachforschen, «diesen neuen Körper und diese neue Seele untersuchen, ihre verborgenen Winkel betrachten, als wäre ich in eine neue, unbekannte Wohnung gezogen». Ausserdem sezerte er Leichen im Erisman-Krankenhaus. Wie zu erwarten, hatten sie kein Fett an sich, doch das Erstaunlichste an ihnen waren die Organe:

Hier ist eine Leber – sie hat fast zwei Drittel ihres Gewichts verloren. Hier ist ein Herz – es hat mehr als ein Drittel, manchmal fast die Hälfte verloren. Die Milz ist auf einen Bruchteil ihrer normalen Grösse geschrumpft. Wir sahen uns die Krankengeschichte dieser Leute an. Manche hatten vor ihrem Tod ausreichend gegessen, aber sie erholten sich trotzdem nicht, denn sie waren bereits irreparabel geschädigt. Dies ist eine grässliche Dystrophie der dritten Stufe und damit unumkehrbar ... Nachdem der Körper seine Fettreserven verbraucht hat, zerstört er seine eigenen Zellen wie ein Schiff, das keinen Treibstoff mehr hat und zerbrochen wird, um seine Kessel zu heizen. Wir kannten das alles in der Theorie, doch nun sahen wir es mit eigenen Augen, berührten es mit den Händen, legten es unters Mikroskop.

Während er seine Muster durch das Mikroskop anschaute – «die dünnstmöglichen Scheiben menschlichen Gewebes – sauber und hübsch gefärbt» –, entdeckte er in seinem Innern zwei widersprüchliche Emotionen: die Gier nach einer wissenschaftlichen Untersuchung und den brennenden Wunsch, jemandem die Schuld zu geben. «Diese schönen Muster künden laut von einer Tragödie, von der Art, wie der Körper sich zur Wehr setzt. Sie weisen auf Vernichtung hin, auf die Zermalmung der Grundstrukturen von Lebewesen ... Denn dieses ‘Experiment‘ wurde keineswegs vom Leben veranstaltet. Ich spüre Hass auf diejenigen, die es durchgeführt haben.» Wen genau er verantwortlich machte, führte er nicht aus.²²

Als der Winter in den Frühling übergang, bestand die Priorität der Regierung darin, den Ausbruch von Krankheiten zu verhindern. Tausende von unbeerdigten Leichen, die unter dem Schnee sichtbar wurden oder in Kellern und Vorratskammern auftauten, mussten dringend eingesammelt werden; ausserdem galt es, die menschlichen Ausscheidungen – vornehm als «Schmutz» bezeichnet – zu beseitigen, die seit fünf Monaten Seitenstrassen und Höfe füllten. Während Garschin sich an seinem Labortisch um Distanz bemühte, säuberten draussen Krankenwärter mit geschwollenen Gesichtern, die Köpfe mit Schals umwickelt und mehrere Mantelschichten fest um den Körper geschnürt, das Gelände mit Hacken und Schaufeln. «Sie können nicht arbeiten», schrieb Garschin. «Sie sind höchstens dazu fähig, an einem Ofen zu sitzen und Tee zu trinken. Aber sie arbeiten trotzdem ... Es ist eine Art Überlebensinstinkt.» Mitte April wurden 52 Leichen aus dem Erisman-, 730 aus dem Kuibyschew-Krankenhaus, 114 aus einem Kinderkrankenhaus, 378 aus einer psychiatrischen Anstalt, 204 aus dem Finnischen Bahnhof, 70 aus dem Volkshaus und 103 aus dem zu einer Leichenhalle umfunktionierten Keller unter der kleinen Bibliothek geborgen, die am Ende der Eremitage an der Millionnaja-Strasse lag. Auf den Friedhöfen sanken die Massengräber des Winters ein, verbreiteten Gestank und mussten bearbeitet werden.²³

Schon im Januar hatte man begonnen, auf die Menschen einzuwirken, damit sie ihre Fäkalien nicht draussen abladen und sich nicht in den allgemeinen Teilen ihrer Wohnblocks erleichterten, doch die Bemühungen waren vergeblich geblieben. «Am Eingang zum Sowetski-Prospekt 47», meldete ein Polizist, «ist eine Notiz angebracht worden, dass jeder, der menschliche Ausscheidungen ausserhalb des Gebäudes hinterlässt, strafrechtlich verfolgt wird. Aber auf dem Hof gibt es kein einziges Abflussrohr und keine Senkgrube, in die Ausscheidungen gekippt werden könnten, und ein hier

eingerrichtetes Klosett ist so verschmutzt, dass man sich ihm nicht nähern kann.» Eine Frau, die beim Entleeren eines Toiletteneimers erwischt wurde, gab zurück: «Dann stellt mich eben vor Gericht! Wohin soll ich es denn schütten? Über meinen Kopf?» Ihrer Meinung nach sollten der Pförtner und der Gebäudeverwalter belangt werden, denn ihretwegen seien die Rohre eingefroren, und sie müsse Wasser aus einem halben Kilometer Entfernung heranschleppen.

Nach mehreren Fehlstarts kam die Säuberungskampagne am 28. März endlich in Gang. Der erste Tag war enttäuschend: Die Beteiligten verspäteten sich oder erschienen gar nicht, denn die Verkehrsmittel waren unzulänglich, es gab nicht genug Brecheisen, und 450 der verteilten Schaufeln fehlte ein Griff. Viele von der Arbeit Freigestellte – alte Menschen, Kriegsverletzte und Kinder – meldeten sich aus eigenem Antrieb zum Dienst, doch andere versuchten, sich ihm zu entziehen. Eine Hausfrau murmelte: «Sollen sie uns doch erst einmal verpflegen, dann werden wir arbeiten»; eine Fabrikarbeiterin erklärte rundweg: «Wir wollen es nicht, basta.» Die persönlichen Daten eines Mannes, der schimpfte: «Ich beabsichtige nicht, für die Sowjetregierung zu arbeiten», wurden dem NKWD übergeben.²⁴ Gleichwohl stieg die Zahl der Mitwirkenden zwei Tage später auf 290'000. «Die gesamte Stadtbevölkerung», schrieb Vera Inber,

säubert die Strassen. Es ist so, als würde man einen verschmutzten Nordpol in Ordnung bringen. Alles ist ein Chaos – Eisblöcke, gefrorene Schmutzhaufen, Stalaktiten aus Jauche ... Wenn wir einen sauberen Bürgersteigstreifen sehen, sind wir gerührt. Uns kommt er so schön vor wie eine blumenbedeckte Lichtung. Eine gelbgesichtige, aufgedunsene Frau, die einen russgeschwärzten Pelzmantel trug – wahrscheinlich hatte sie ihn den ganzen Winter hindurch nicht ausgezogen –, stützte sich auf eine Brechstange und betrachtete ein Stück Asphalt, das sie gerade geräumt hatte. Dann grub sie weiter.²⁵

Laut Olga Gretschina, die mit ihrem Zivilschutzteam entsandt worden war, um den Leo-Tolstoi-Platz zu reinigen, ähnelte die Szene der «Ausgrabungsstätte irgendeiner antiken Stadt»:

An manchen Stellen hatte man den Schnee völlig weggeräumt, an anderen hatte die Arbeit noch nicht begonnen. Die Menschenmengen waren grösser, als wir sie seit Langem an einem einzigen Ort gesehen hatten. Wer nicht arbeiten konnte, liess sich einfach auf Hockern nieder, nachdem man ihr oder ihm hinaus in die Sonne geholfen hatte. Alle arbeiteten gern und eifrig. Gruppen der Schwächsten schleiften grosse Schnee- und Eisblöcke auf mächtigen Sperrholzplatten mit daran befestigten Seilen zur Karpowka. All der Schmutz und Schnee wurde in den Fluss geworfen.²⁶

Alexander Boldyrew, der immer noch unermüdlich die Institute abgraste, um Nachzahlungen und Passierscheine für Mahlzeiten an sich zu bringen, hörte zwei Tage im Voraus von der Kampagne. Er war sich sicher, dass sie für viele das Ende bedeuten würde, doch die Bürokraten argumentierten, es sei «besser, wenn nun ein paar Hundert Hausfrauen und Abhängige sterben als mehrere Tausend in einem Monat an einer Epidemie». Nachdem man ihn dazu aufgefordert hatte, bei der Reinigung des Eremitage-Geländes mitzuhelfen, vollbrachte er zwei Stunden Arbeit am 28. März («Ada und andere brüllten, sie seien Sklaventreibern ausgeliefert») und eine weitere Stunde am 29. März, bevor er unter dem Vorwand, sich das Knie verletzt zu haben, absagte («Der Gestank des halb geschmolzenen Schokoladenschnees ist ekelhaft. Wenn man ihn mit einer Spitzhacke aufbricht, spritzen Tausende von Tröpfchen auf Kleidung und Gesicht»). Am folgenden Tag zog er sich tatsächlich eine Verletzung zu, denn er schnitt sich die Daumenspitze beim Holzhacken ab. Durch das Attest eines mitfühlenden Arztes (dem er zum Dank mehrere Kunstbände schenkte) wurde er von weiterem Arbeitsdienst befreit, doch andere hatten weniger Glück. «Pruschkowskaja starb heute in der Genesungsklinik der Ermitage», schrieb

er am Ostersonntag. «Obwohl sie eine extreme, klassische Dystrophikerin war, musste sie vorgestern noch Schnee räumen. Nun tröstet Ada Wassiljewna sich mit dem Gedanken, dass [Pruschewskaja] bereits geisteskrank war, als sie in die Klinik gebracht wurde.»²⁷ Insgesamt beseitigte das Personal der Eremitage sechsunddreissig Tonnen Schnee, Eis, Holzsplitter, heruntergefallenen Mörtel und Glasscherben.²⁸

Die Säuberungskampagne vom März und April ist eines der Versatzstücke der Belagerung. Sie wird in fast jedem Interview mit Überlebenden zitiert, und man schreibt ihr zu, Epidemien der drei typischen Hungerkrankheiten – Ruhr, Fleckfieber und Typhus – wunderbarerweise verhindert zu haben. Aber die Wirklichkeit sah anders aus. Obwohl die Gesamttodesrate ab März fiel, waren die Fälle von Ruhr und Fleckfieber pro tausend Kopf der Bevölkerung im April fünf- bis sechsmal höher als im Vorjahr. Die von Typhus waren fünfundzwanzigmal so hoch. Der Chef der Leningrader Garnison nennt diese Zahlen in einem Privatbrief an Schdanow und weist wütend auf die unzureichende medizinische Versorgung und den Mangel an Waschgelegenheiten hin. Die Hälfte der städtischen Badehäuser sei noch nicht wieder in Betrieb, nur sieben Prozent der Wohnungen hätten fließendes Wasser, lediglich neun Prozent seien an die Kanalisation angeschlossen und ein Drittel der Haushalte leide unter schwerer Läuseinfektion. Viele Höfe seien immer noch mit menschlichen Exkrementen bedeckt. Zu den «Brutstätten» des Typhus gehörten Genesungskliniken, Kinderheime, Bahnhöfe und Evakuierungsstellen, und wenn man nicht sofort geeignete Massnahmen ergreife, würden bald auch Kasernen dazu zählen.²⁹ Ruhr – bekannt als «Hungerdurchfall» – wird ebenfalls häufig in den Tagebüchern erwähnt, da sie den bereits Hungernden in vielen Fällen zum Verhängnis wurde. Boldyrew gelang es, über die Situation zu scherzen. Unterwegs zu einer Besprechung mit Eremitage-

Verwaltern, war er gezwungen, «das Unaussprechliche» in einer leeren Galerie (in der normalerweise Raffaels *Madonna Conestabile* untergebracht war) zu tun, doch er stellte zu seiner Freude fest, dass praktischerweise ein Spaten und eine Menge Sand – offiziell zur Brandbekämpfung – bereitgehalten wurden.

Während das Frühjahr in den Sommer überging und die Hoffnung auf ein baldiges Ende der Blockade verblich, konzentrierte man sich darauf, eine Wiederholung der Massentode des letzten Winters zu verhindern. Als Dmitri Lasarew zum ersten Mal seit Monaten mit der Strassenbahn fuhr, bemerkte er, dass die öffentlichen Anschläge des Vorjahrs – «Entlarvt Flüsterer und Spione!», «Tod den Provokateuren!» – nun durch praktischere Ermahnungen ersetzt worden waren:

Fünfzehn Hektar eines Hektars können 800 kg Kohl, 700 kg Rüben, 120 kg Gurken, 130 kg Karotten, 140 kg Steckrüben, 50 kg Tomaten und 200 kg anderes Gemüse erzeugen! Das ist mehr als genug für den Jahresbedarf einer ganzen Familie. Bewahrt Asche von Öfen für euer Gemüsebeet auf!³⁰

Die Gartenbau-Initiative wurde enthusiastisch von den Leningrädern aufgenommen. Mit Hilfe der durch die Regierung organisierten Verteilung von Saatgut und Gerät – Hacken und Schubkarren wurden speziell hergestellt – legten sie Tausende von Gemüsebeeten in Parks, auf Plätzen und Trümmergrundstücken an. Auf dem Dach der Eremitage gruben die Angestellten die Flieder- und Geisblattsträucher des «hängenden Gartens» von Katharina der Großen um und pflanzten stattdessen Karotten, Rüben, Dill und Spinat an. Die Boldyrews säten Zwiebeln in einem Blumenkasten («Oh, ich sehne mich nach Zwiebeln!»), und die Lichatschows züchteten Rettich in einem umgedrehten Küchentisch. Laut *Prawda* wurden 1942 25'000 Tonnen Gemüse in Schrebergärten angebaut; im folgenden Jahr waren es sogar 60'000 Tonnen. Damit erwiesen sich

solche Parzellen, was den Ertrag pro Morgen anging, als doppelt so produktiv wie 633 neue «Hilfsbauernhöfe», die Instituten, Schulen und Fabriken zugeordnet wurden.³¹

Grosse Lebensmittelmengen wurden auch, wie schon im Winter, bei den Kolchosen innerhalb des Belagerungsringes requiriert. Die Bauern mussten durch ihre Kollektive nicht nur die üblichen Lieferungen an den Staat leisten, sondern auch Vieh und Saatgut für Flüchtlinge in ihrer Gegend bereitstellen, eine Panzerkolonne (mit der Bezeichnung «Leningrader Kolchosbauer») finanzieren und der Roten Armee Getreide aus ihren persönlichen Vorräten «spenden». Die Bezirksparteikomitees wurden angewiesen, sich für Erntevoraussagen auf das Statistikamt und nicht auf die Bauern selbst zu stützen. Komitees, die ihre Quoten nicht erfüllten, warf man vor, «antikollektivistischen Elementen» entgegenzukommen. Immerhin wurde beschlossen – ein seltenes Zugeständnis an die Kräfte des Marktes –, Unterwäsche, Seife, Garn, Tabak und Wodka im Austausch für wilde Pilze und Beeren anzubieten.³²

Ein NKWD-Bericht über die Stimmung in den Dörfern um die Stadt Borowitschi, östlich von Nowgorod, macht deutlich, welchen Groll diese Massnahmen hervorriefen. Eine Reihe öffentlicher Versammlungen wurde abgehalten, um Mittel für die Panzerkolonne «Kolchosbauer» aufzubringen, und tatsächlich sammelte man auf den von patriotischen Reden untermalten Zusammenkünften drei Millionen Rubel ein. «Wir sollten der Roten Armee helfen, diese zweibeinigen Bestien aus unserem Land zu jagen», erklärte eine loyale *traktioistka*. «Meine drei Söhne sind an die Front gegangen. Einer ist gefallen, aber unser Geld wird den anderen die Waffen verschaffen, die sie für den Sieg über den Feind benötigen.» Viele weigerten sich jedoch offen, Spenden beizusteuern – jedenfalls am Anfang. «Ich habe kein Geld, deshalb werde ich nicht unterschreiben», sagte eine vierzigjährige Frau. «Es gibt niemanden, von dem ich etwas borgen könnte, und wenn es jemanden gäbe, hätte er kein

Geld zu verleihen.» Am Ende der Versammlung war sie jedoch umgestimmt worden und ging heim, um einen Beitrag von 300 Rubel zu holen. Im Kollektiv «Roter Pflüger» weigerte sich ein voreiliger Este zunächst, eine Spende zu leisten, doch «nachdem er die Beschwingtheit der anderen Mitglieder erlebt hatte, verpflichtete er sich, 1'000 Rubel in bar zu zahlen».

Anderswo zeigten sich die Dorfbewohner offener, denn der Lärm der deutschen Kanonen ermutigte sie, sich ihren Funktionären zu widersetzen. Eine Frau, die wegen schlechter Arbeit vom Vorsitzenden ihres Dorf sow jets getadelt worden war, gab wütend zurück:

Ich kann das Ende der Sowjetherrschaft nicht abwarten. Sie hat die Bauern in den Bankrott getrieben, uns hungrig und barfüssig zurückgelassen, und nun zieht ihr uns nackt aus. Aber ich beuge mich nicht vor euch feinen Herren. Eure Herrschaft geht zu Ende. Ihr habt all die guten Menschen aus dem Dorf gejagt, doch wartet nur, ihr seid als Nächste an der Reihe.

Ein fünfzigjähriges Mitglied des Kollektivs «Einheit» trat genauso kühn auf. «Unsere Zeit wird bald kommen, und wir werden uns nehmen, was uns gehört. Ich kann zwar nicht lesen oder schreiben, aber ich werde der Erste sein, der die Bonzen ausliefert. Man wird mir Glauben schenken. Dann werden wir es euch heimzahlen. Und wir werden jedem von euch nicht nur ein Lamm abnehmen, sondern zwei Gürtel auf eurem Rücken kurz und klein schlagen.» (Diese «konterrevolutionäre Tätigkeit», hiess es in dem Bericht, sei zum Zweck der Verhaftung dokumentiert worden.) Weit verbreitete Gerüchte besagten, Amerika und Grossbritannien hätten im Austausch für die Eröffnung einer zweiten Front gefordert, dass die Regierung die Kolchosen auflöste und das Land den bäuerlichen Besitzern zurückgab.³³

In der Stadt kam es zu neuen Initiativen gegen Lebensmitteldieb-

stahl und Schwarzmarkthandel. Obwohl man etliche Geschäftsführer und Angestellte von Lebensmittelläden und -Verteilungsagenturen verhaftete (520 im Juli, 494 im August) und erhebliche Mengen unrechtmässig erworbener Besitztümer beschlagnahmte (62 goldene Uhren im September), blühte die Kriminalität weiterhin.³⁴ Wenn Strassenmärkte in irgendeinem Stadtteil geschlossen wurden, tauchten sie in einem anderen wieder auf, und Fabrikarbeiter beklagten sich immer noch darüber, dass ihre Chefs mit dem Küchenpersonal konspirierten, um die Rationen zu schmälern. In der Sudomech-Werft lösten die Strafmassnahmen eine Auseinandersetzung zwischen der Fabrikleitung und der Parteiorganisation aus. «Sämtliche höheren und niedrigeren Führungskräfte trinken Alkohol», vertraute das desillusionierte Parteimitglied Wassili Tschechrisow seinem Tagebuch an.

Immer häufiger sieht man, dass die Halunken beschwipst sind. Wenn sie sich betrinken wollen, sollen sie es wenigstens hinter verschlossenen Türen tun. Sie fressen sich voll, decken all den Diebstahl in den Kantinen und haben die Arbeiterkontrolle ausgeschaltet, weil sie dadurch gestört werden. Es gibt zahlreiche Vorgesetzte wie diese – nicht bloss hier, sondern überall ... Auf Versammlungen sprechen sie sich für die Gartenbau-Initiative aus, und manchmal inspizieren sie am Wochenende sogar die Schrebergärten. Aber privat reden sie nur davon, wie sie möglichst viel an sich raffen können. Die Inventarleiter haben jeweils zwanzig Lebensmittelkarten. Wo ist das NKWD? Kann es sie wirklich nicht fassen?

Ende August erhob er sich auf einer Parteiversammlung und brachte eine (fruchtlose) öffentliche Beschwerde vor. «Ich war zufrieden mit meinen Worten, obwohl ich weiss, dass Kalinowski [der Sudomech-Direktor], Derewjanko und die anderen mir nicht verzeihen werden. Sie sollen sich zum Teufel scheren. Ich habe das

gesagt, was alle im Saal dachten ... Ich werde mich nicht für ein Linsengericht verkaufen, obwohl ich jeden Tag Hunger habe.»

Tschekrisow versuchte nicht nur, eine Vielzahl fast unmöglicher Produktionsanweisungen zu erfüllen, sondern erhielt auch den Auftrag, vierzehn Holzgebäude südlich des Alexander-Newski-Klosters im Rahmen einer Regierungskampagne zur Beschaffung von Feuerholz abreißen zu lassen. Manche wurden mit Sägen und Äxten zerstört, andere mit einer Trosse, die an einem Traktor angebracht war, niedergerissen. Obgleich Tschekrisow die Arbeit für notwendig hielt, empfand er sie als deprimierend, weil die Gebäude gut konstruiert (zur Isolierung mit einer traditionellen Schlackeschicht unter den Dielenbrettern) und ihre Bewohner noch nicht umgesiedelt worden waren. In einem Haus musste er die Menschen zum Ausziehen zwingen, indem er das Dach abtragen liess. Die meisten jedoch ergaben sich ihrem Schicksal. «Wir zerstören ihre Wohnungen, in denen sie seit Jahrzehnten leben. Sie sind nicht wütend, denn sie begreifen, dass die Stadt Feuerholz braucht. Nun sitzen sie einfach auf ihren Bündeln und Koffern und warten auf Fahrzeuge.»³⁵

Ein Ingenieur, mit dem Vera Inber auf dem Heimweg von einem Vortrag in einer Fabrik plauderte, erzählte ihr, er habe gerade seine Familie in Nowaja Derewnja (dem alten Arbeiterviertel nördlich der Jelagin-Insel, wo die Schilinskis gewohnt hatten) besuchen wollen. Doch sei ausser Geröll und zerbrochenen Möbeln nichts mehr von dem Haus vorhanden gewesen. Er habe den Schutt durchsucht und einige Familienfotos gefunden. «Nun», sagte er traurig, «passt mein ganzes Zuhause in meine Tasche. Ich kann es mit mir herumtragen.»³⁶ Olga Gretschina, die ein gerade abgerissenes Haus bis zum Eintreffen eines Lastwagens bewachte, erhielt eine kleine Rübe als Geschenk von einer alten Frau, die ängstlich um Erlaubnis bat, ein Brett mitzunehmen. Nach einer Stunde hatte Gretschina «eine ganze Mahlzeit – mehrere Rüben und Karotten», einge-

tauscht.³⁷ Durch die Abrissaktion, die sich den gesamten Herbst hindurch fortsetzte, wurde das Erscheinungsbild der dorffähnlichen nördlichen und östlichen Aussenbezirke Leningrads umgewandelt. Sie habe mehr Schaden angerichtet, bemerkten die Bürger sarkastisch, als sämtliche «Geschosse und Bomben» der Deutschen.

Die Gartenbau-, Lebensmittelrequisierungs-, Antikorruptions- und Abbruchmassnahmen wurden in jenem Sommer von einer weiteren Massenevakuierung über den Ladogasee begleitet. Sie diente dem Zweck, alle nicht arbeitenden Leningrader aus der Stadt zu holen. Sie war zwar verbindlich, doch viele, darunter Boldyrew und die Malerin Anna Ostroumowa-Lebedewa, konnten sich ihr entziehen. Boldyrew glaubte, an Ort und Stelle besser aufgehoben zu sein, und Ostroumowa-Lebedewa (der man einen Flug aus der Stadt hinaus und eine Unterkunft bei der Schwester einer Freundin angeboten hatte) wollte dort bleiben, wohin sie gehörte:

So lange in Leningrad zu leben und zu leiden, und nun, kurz vor der Befreiung, abzureisen! ... Ich stellte mir vor, in Kasan zu sein, in einem warmen Zimmer, sicher vor Bomben und Hunger, und ich stellte mir vor, die Rolle zwar nicht einer Schmarotzerin, doch auch nicht einer Mieterin zu spielen: einer alten Frau, die niemand benötigt. Und ich entschied mich, nirgendwohin zu reisen. Nirgendwohin!³⁸

Die Altphilologin Olga Freudenberg versuchte, mit ihrer achtzigjährigen blinden Mutter aufzubrechen, doch sie gab den Plan auf, als ihr überfüllter Zug aus ungeklärten Gründen vier Tage lang auf der Fahrt nach Ossinowez halt machte. Sie bestach einen Schaffner mit ihrem letzten Brotlaib, damit sie mit ihrer Mutter und ihrem Gepäck aussteigen konnte. Dann kehrten beide in ihre leere, unordentliche Wohnung zurück, wo sie den Rest des Krieges verbringen sollten.

Die Evakuierungskandidaten waren gezwungen, hastig so viele ihrer Habseligkeiten wie möglich zu Geld oder zu Lebensmitteln zu machen, weshalb sie Tische mit Trödelwaren auf den Bürgersteigen und an den Fenstern von Parterrewohnungen aufstellten (es ist erstaunlich, dachte Gretschina, wie viele alte und schöne Dinge die Menschen noch zu verkaufen haben). Dmitri Lichatschow, dem man nach der Vernehmung im Grossen Haus die Aufenthaltserlaubnis aberkannt und eine Dreitagesfrist bis zur Abreise eingeräumt hatte, schaute zu, wie eine Reihe möglicher Käufer den Inhalt seiner Familienwohnung sichtete: «Zu Spottpreisen erwarben sie Kronleuchter, Teppiche, die bronzene Schreibgarnitur, Malachitkästchen, Ledersessel, das Sofa, die Stehlampe mit dem Onyxsockel; Bücher, Postkarten mit Ansichten der Stadt – jeden einzelnen Gegenstand, den mein Vater und meine Mutter vor der Revolution gesammelt hatten.» Der Verkauf brachte nur 10'000 Rubel ein, von denen 2'000 für sechs Säcke Kartoffeln ausgegeben wurden.³⁹

Durch die Abreisen sank die Zivilbevölkerung Leningrads auf das Niveau einer Provinzstadt. Vor dem Krieg hatte es noch dreieinhalb Millionen Einwohner, doch im April 1943 waren daraus eine Million, Ende August 776'000 und am Jahresende nur noch 637'000 geworden.⁴⁰ Luftangriffe und Artilleriebeschuss gingen im Lauf des Sommers zurück, so dass eine ruhige, geradezu ländliche Atmosphäre entstand. In den Parks hackten Frauen, in Kopftücher gehüllt, Kohlreihen mit schlaffen Blättern. Jungen angelten an den Uferdämmen, Matrosen rasten mit dem Fahrrad die Strassenmitte entlang, umgedrehte eiserne Bettgestelle dienten der Einzäunung von Bombentrichtern und Schrebergärten. In der Eremitage trugen die Angestellten mit Seide überzogene antike Möbel hinaus in die Sonne und bürsteten die flauschigen Schichten schwefelgrünen Schimmels ab. Der Säulengang der Isaakskathedrale, wo die Pawlowsker Schätze verwahrt wurden, sah aus «wie eine Seitenstrasse

in Neapel», denn Gobelins und Teppiche hingen an Wäscheleinen zwischen den polierten Granitsäulen. Im Hof des Jussupow-Palastes sonnten sich von Skorbutflecken verunstaltete Krankenhauspatienten in ihrer Unterwäsche, ohne sich um Peinlichkeit und sexuelle Scham zu kümmern. Manche hielten die Ruhe für tröstlich und fühlten sich an die Ferien in den Dörfern ihrer Grosseltern erinnert. Andere, zum Beispiel Vera Inber, die gerade von einer Reise in das angespannte Moskau zurückgekehrt war, fanden die Ruhe bedrückend und elend: «Die Stille und Menschenleere wirkt erschütternd ... Wie kann man schreiben in einer solchen Stadt! Sogar während der Bombenangriffe war es leichter.»⁴¹ Olga Freudenberg schrieb ihrem Cousin Boris Pasternak: «Unsere Stadt ist rein wie noch nie eine Stadt in der Geschichte. Sie ist absolut heilig. Ist pasteurisiert.»⁴²

Ausserdem war Leningrad zu einer Stadt der Frauen geworden. Sie stellten mittlerweile drei Viertel der Bevölkerung und die Mehrheit der Beschäftigten in sämtlichen Fertigungsbereichen ausser der Rüstungsproduktion und dem Schiffbau.⁴³ (Die Verlegung einer Kraftstoffleitung unter dem Ladogasee, die im Juni abgeschlossen wurde, ermöglichte Kraftwerken und Fabriken wieder einen begrenzten Betrieb.) Der Sicherheitschef der Eremitage beschwerte sich, weil er vor dem Krieg 650 Wächter gehabt habe, nun jedoch bloss vierundsechzig, «eine mächtige Truppe hauptsächlich aus älteren Damen von fünfundfünfzig oder mehr Jahren sowie einigen von über siebzig. Viele sind Krüppel, die früher als Saalaufseher gedient haben ... und zu jedem Zeitpunkt ist wenigstens ein Drittel von ihnen im Krankenhaus.»⁴⁴ Tschekrisow stellte widerwillig eine Gruppe von achtzehn Frauen, einstige Büroangestellte und Buchhalterinnen, in seiner Werft ein (sie würden zu nichts taugen, knurrte er, höchstens zum Aufräumen). Zwei Monate später musste er seine Worte zurücknehmen, nachdem er mehr als hundert Hausfrauen zu Dreherinnen, Metallarbeiterinnen und Schweisserinnen

ausgebildet hatte. Sie arbeiteten nicht nur, wie er zugab, sondern sie «arbeiteten gut».⁴⁵ In der Werft wurden ausserdem zweihundert Jugendliche unter achtzehn Jahren beschäftigt, die entweder verwaist waren oder keine Eltern in der Stadt hatten.

Da mehr Lebensmittel zur Verfügung standen und weniger Menschen versorgt werden mussten, ernährten sich die meisten Leningrader mittlerweile, nach sowjetischen Massstäben, fast normal. («Ein recht gut organisiertes System der Unterernährung», wie Lidia Ginsburg es spöttisch ausdrückte.) Neben Brot, Fleisch, Fetten und Zucker konnte man nun auch Marken für winzige Mengen Salz, Wein, Trockenzwiebeln, Trockenpilze, Preiselbeeren, Salzfleisch, Kaffee und Streichhölzer eintauschen. In den Betriebskantinen leckten die Menschen ihre Teller nicht mehr ab, obwohl sie immer noch mit den Fingern um den Rand ihrer Schüsseln fuhren und den Kellnerinnen mit hungrigen Augen folgten. Die Todesrate, wie wohl immer noch einige Male höher als vor dem Krieg, sank stetig, und Herzversagen (eine Nachwirkung schwerer Unterernährung) löste «Dystrophie» als häufigste Todesursache ab.⁴⁶

Die geistige Anpassung dauerte länger. Es war immer wieder eine Überraschung, vor Lebensmittelgeschäften keine Schlangen zu entdecken («Wie jemand, der sich anspannt, um einen schweren Koffer hochzuheben», schrieb Ginsburg, «und ihn leer vorfindet»). Die Worte «Ich habe Hunger», noch kurz vorher erfüllt von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, kehrten nur langsam zu ihrer alten Funktion zurück: dem alltäglichen Wunsch nach Essen Ausdruck zu geben. Die meisten Leningrader waren noch äusserst schwach – ihre Erholung, sagte Boldyrew über seine eigene Familie, schien so zart zu sein wie ein Spinnengewebe, das in jeder Sekunde von einem vorbeifahrenden Trecker zerrissen werden konnte. Als Anna Ostroumowa-Lebedewas fünfzehnjähriger Neffe sie Ende Mai besuchte, stellte sie bestürzt fest, dass er «leichenblass war,

mit den Füßen schlurfte, unglaublich dünn wirkte, einen Spazierstock benutzte, dass ihm die Haare ausfielen und weisser Flaum seinen Kopf bedeckte». (Typischerweise liess sie ihn Bilder malen, und er vollendete «eine gute Studie von Bäumen, dem Himmel und von Teilen des Anatomischen Instituts».⁴⁷) Die wirklich Gesunden fielen immer noch auf, besonders in den wiedereröffneten Badehäusern. Berggolz erlebte, wie eine junge Frau mit glatter Haut und vollen Brüsten von fleckigen, knochigen Mitbesucherinnen angegriffen wurde. Die anderen Frauen versetzten ihr Schläge auf den Hintern und zischten, sie sei wohl die Geliebte eines Kantinenleiters oder eine diebische Kinderheimangestellte. Schliesslich liess das Mädchen seine Wasserschüssel fallen und suchte das Weite.⁴⁸

Mitten in der allgemeinen Genesung wurde eine Minderheit immer noch vom Hungertod heimgesucht, entweder weil ihre Körper sich nicht mehr erholen konnten oder weil sie vom Rationierungssystem ausgeschlossen waren. Obwohl sich die Rationen ab Frühjahr allmählich erhöhten, wurde es schwieriger, eine Karte zu erhalten. Durch eine weitere allgemeine Neuregistrierung im April verringerte sich die Zahl der zirkulierenden Lebensmittelkarten, die Vorschriften, die alle ohne Aufenthaltsgenehmigung ausschlossen, wurden strenger durchgesetzt, und man entzog Arbeitslosen die Karten, um sie in die Evakuierung zu treiben.⁴⁹ «Es ist nicht so mittelalterlich wie im Winter», schrieb Berggolz im Juli,

aber fast jeden Tag sieht man jemanden, der sich an eine Mauer stützt, entweder weil er erschöpft ist oder bereits stirbt. Gestern lag eine Frau am Newski, auf den Stufen der Gosbank, in einer Pfütze ihres eigenen Urins. Zwei Polizisten zogen sie an den Achseln hoch, und ihre Beine, feucht und übel riechend, schleiften auf dem Asphalt hinter ihr her.

Und die Kinder, die Kinder in den Bäckereien! Oh, dieses Paar – eine Mutter und ihre dreijährige Tochter mit dem braunen, reglosen Gesicht eines Äffchens. Riesige, transparente blaue Augen, gefroren, ankla-

gend und verachtungsvoll geradeaus starrend. Ihr straffes Gesichtchen war ein wenig nach oben und seitwärts gewandt, ihre schmutzige, unmenschliche braune Pfote reglos zu einer flehenden Geste ausgestreckt... Welch eine Anklage für uns alle – für unsere Kultur, unser Leben! Welch ein Urteil – nichts könnte unbarmherziger sein.⁵⁰

Lasarew wurde von dem Gedanken an eine hungernde Jugendliche verfolgt, die ihn vor einem Lebensmittelladen um ein Stück Brot bat, das sie mit einem Heringskopf essen wollte; sie sagte, sie lebe «ohne Karten». Er schenkte ihr die Gewichtszugabe seiner Familienration und hielt am folgenden Tag nach ihr Ausschau, sah sie jedoch nie wieder. Die Herausgeberin einer Fabrikzeitung traf ein hungerndes Kind auf der Strasse:

Am Morgen, auf dem Weg zur Arbeit, sah ich einen kleinen Jungen, der ganz allein war. Hin und wieder schluchzte er, und mir fiel seine seltsame, unsichere Gangart auf. Ich trat auf ihn zu, und er murmelte zusammenhanglos, dass seine Mutter fort sei und er bis zum Abend nichts zu essen haben werde. Mir war sofort klar, dass er den Verstand verloren hatte. Er war nicht mehr bei Sinnen. Mehrere Male sprach er von seinem Vater und bat mich, ihm den Weg zur Front zu zeigen. Er sei auf der Suche nach seinem Vater, wisse jedoch nicht, wie er ihn erreichen solle.⁵¹

Wie die Todgeweihten im Gulag dienten die immer noch Hungernen als schreckliche Erinnerung an die Sterblichkeit und waren Gegenstand nicht nur des Mitgeföhls, sondern auch des verächtlichen Gespöts. Lasarews Tochter und Nichte lernten folgendes populäres Gedicht, das einem Kinderlied der Vorkriegszeit nachempfunden war:

Ein Dystrophiker schritt dahin
Mit einer trüben Miene.
In einem Korb trug er den Arsch einer Leiche.
Ich esse Menschenfleisch zum Mittag,

Dieses Stück wird reichen!
Ach, hungrige Sorge!
Und zum Abendessen brauche ich
Natürlich ein kleines Baby.
Ich werde das der Nachbarn nehmen,
Es aus seiner Wiege stehlen.⁵²

Um die körperlich Unfähigen loszuwerden, füllten die Vorgesetzten mit ihnen die «Freiwilligenquoten» für die Holzfällerlager und Torffelder, die ausserhalb der Stadt lagen. Boldyrew, nun in der Öffentlichen Bibliothek registriert, wettete gegen die Entsendung einer Kollegin zum Torfstechen, denn sie sei «Dystrophikerin zweiten Grades» und ein «klägliches, unbeholfenes Geschöpf», das keine zehn Stunden pro Tag graben könne. «Arbeit!», schrieb er wütend. «Nach einem Tag fallen sie um. Morgen muss sie aufbrechen. Grausamkeit, sinnlose Grausamkeit.» Vier Wochen später kehrte sie zurück und beschrieb ihre Erfahrung:

Für die Starken ist es dort prächtig – mehr Brot, mehr zum Mittagessen. Die Kasernen sind warm und haben elektrisches Licht. Viele nehmen zu und beantragen, im Winter dort zu bleiben – die Lagerordnung stört sie natürlich nicht. Aber wehe den Schwachen, denn wenn man die Norm nicht erfüllt, werden die Rationen gekürzt. Unsere unglückselige Bibliothekarin, die schon vor ihrer Abreise kaum noch stehen konnte, erhielt täglich nur noch eine einzige Schüssel Weizensuppe. Und das trotz einer Karte der ersten Kategorie – mit anderen Worten, sie bekam nicht einmal die ihr zustehenden Rationen. So ist das System. Überall und dauernd werden die Schwachen mit Füßen getreten und unterdrückt, aus Prinzip. «Dystrophisch» ist zu einem Schimpfwort geworden – am Arbeitsplatz, auf den Strassen, in den Strassenbahnen. Dystrophiker werden verachtet, verfolgt, zermalmt. Das erste Erfordernis, wenn man sich um eine Stelle bewirbt, ist es, nicht dystrophisch auszusehen. Dies ist die Moral des zweiten Belagerungsjahres.⁵³

Die Leningrader Sinfonie

Für die amerikanische und besonders für die britische Regierung bedeutete die Partnerschaft mit den Sowjets stets eine Belastung. In den beiden ersten Kriegsjahren war die Sowjetunion nicht nur öffentlich für die Weltrevolution eingetreten, sondern auch mit Hitler verbündet gewesen (was sogar die am wenigsten nationalistischen Russen am liebsten vergessen würden). Ausserdem herrschte in den USA und Grossbritannien heftiger Ärger über den sowjetischen Einmarsch nach Finnland, in dessen Verlauf die beiden Regierungen ernsthaft erwogen, eine gemeinsame Expeditionstreitmacht zur Unterstützung der Finnen auszusenden. Erst als die UdSSR ihrerseits von Deutschen überfallen worden war, wurde sie jäh vom Feind zum Freund.

Als Churchill die Nachricht hörte, war ihm klar, dass er der Öffentlichkeit seine Kehrtwendung nur schmackhaft machen konnte, wenn er zwischen dem russischen Volk und dessen Regierung unterschied. Dies tat er zum ersten Mal in einer denkwürdigen Rede, die unmittelbar vor Barbarossa gesendet wurde und in der er seine Unterstützung für das gewöhnliche russische Volk verkündete. Andererseits bekräftigte er seine unveränderte Ablehnung des Kommunismus.* Die Informationsdienste der Regierung wurden ange-

* In Privatgesprächen war er zynischer. «Wenn Hitler eine Invasion in die Hölle unternähme», erklärte er seinem Privatsekretär bekanntlich am selben Abend, «würde ich den Teufel im Unterhaus zumindest lobend erwähnen.»

wiesen, seinem Beispiel zu folgen, doch es war nicht leicht, ein Gleichgewicht herzustellen. Die BBC, die verpflichtet wurde, einen grosszügigen Anteil russischer Literatur und Musik auszustrahlen, sich jedoch von jeglicher Ideologie fernzuhalten, stützte sich in erster Linie auf Klassiker des neunzehnten Jahrhunderts (eine Rundfunkbearbeitung von *Krieg und Frieden* mit Celia Johnson als Natasha und Leslie Banks als Pierre war ein grosser Erfolg), auf Volkslieder und Rimski-Korsakow. Die Rundfunkanstalt brauchte sechs Monate für die Genehmigung, die «Internationale» zu senden («wir wurden aufgefordert, es nicht zu übertreiben»), und «Redner» mussten sich mit fernen historischen Themen zufriedengeben, besonders wenn sie dem linken Flügel angehörten. (Über Bernard Pares, den geachteten Gründer der Londoner School of Slavonic and East European Studies, befand man, dass er «mit Peter dem Grossen nicht viel Schaden anrichten» könne.¹⁾ Der Massenhunger in Leningrad – über die gelegentliche Bemerkung hinaus, dass es in der Stadt «mit Lebensmitteln schlecht bestellt» sei – wurde nicht erwähnt. Stattdessen unterstrich man die kulturellen Verluste (Inber schrieb für ausländische Leser einen moralisierenden Artikel über Geschossschäden an einer Büste Röntgens, des Entdeckers der Röntgenstrahlen) und ihre entschlossene Verteidigung. (Ein gewisser Professor Ogorodnikow – «mit dem Mantel eines Infanteristen angetan und einem Gewehr in den Händen» – sandte dem Königlichen Astronomen brüderliche Grüsse.²⁾ Ein Vorschlag, die BBC solle ihre eigenen russischsprachigen Programme direkt in die Sowjetunion ausstrahlen, blieb fruchtlos: Als der Sowjetbotschafter Iwan Maiski darauf angesprochen wurde, habe er laut Aussenminister Anthony Eden «gescheut wie ein junges Fohlen».³⁾

Anfang 1942 machte eine Neuigkeit die Runde, die diese Schwierigkeiten auf brillante Art zu überwinden versprach: Dmitri Schos-

takowitsch hatte im belagerten Leningrad an einer neuen Sinfonie geschrieben. Der mit seiner Tolle und seiner eulenhaften Brille jünger wirkende Komponist war bei Kriegsausbruch vierunddreissig Jahre alt. Mit dreizehn war das frühere Wunderkind ins Leningrader (damals Petrograder) Konservatorium eingetreten und sechs Jahre später zum sowjetischen musikalischen Establishment gestossen, als seine Erste Sinfonie von dem grossen deutschen Dirigenten Bruno Walter aufgeführt wurde. 1936 kehrte sich seine Karriere dramatisch um, als seine Oper *Lady Macbeth von Mzensk*, die zwei Jahre vorher eine erfolgreiche Premiere gefeiert hatte, plötzlich von der *Prawda* als «Chaos statt Musik» geschmäht wurde. Nachdem er in den späten dreissiger Jahren ständig mit einer Verhaftung hatte rechnen müssen, wurde er (wie Anna Achmatowa) nach der deutschen Invasion in die Gemeinschaft zurückgeholt. Er schrieb nicht nur Lieder für die Soldaten, sondern hob auch werbewirksam Schützengräben aus, bewarb sich um Aufnahme in die Volkswehr und wurde mit einem lächerlichen, altmodischen Feuerwehrhelm aus Messing auf dem Dach des Konservatoriums fotografiert. Am 17. September 1941, etwas über eine Woche nach dem Beginn der Belagerung, lud man ihn ins Rundfunkhaus ein, wo er für die Nation einen Text verlas, welcher dem «Der Feind steht vor den Toren»-Leitartikel der *Leningradskaja prawda* vom Vortag stark ähnelte. Er spreche, wie er den Hörern mitteilte, von der Front. Aber obwohl sich ausserhalb der Stadtmauern eine tödliche Schlacht anbahnte, ging das Leben innerhalb der Mauern normal weiter, was durch die Tatsache bewiesen wurde, dass Schostakowitsch zwei Stunden zuvor den ersten Satz einer neuen Sinfonie vollendet hatte.

Der Erste, dem er die Grundzüge des neuen Werkes an einem «aschgrauen, bedrückenden Tag» vortrug, war sein Sekretär Isaak Glikman:

Er sagte, dass er mich sehen wollte, um mir den Anfang einer beabsichtigten Komposition zu zeigen, die vielleicht niemand brauchen könne, wo doch dieser unheilvolle Krieg tobe.

Nach kurzem Zögern setzte er sich an den Flügel und spielte die erhabene, wunderschöne Exposition der Siebten Symphonie und das Variationsthema, das die faschistische Invasion darstellt. Wir waren beide sehr aufgewühlt. Man muss sagen, dass Dmitri Dmitrijewitsch beim Spielen seiner neuen Werke nicht selten Tränen in die Augen traten.

Wir versanken in Schweigen. Er unterbrach es mit den folgenden Worten (die ich mir aufgeschrieben habe): «Ich weiss nicht, wie sich das Schicksal dieses Stückes entwickeln wird», und er fügte nach einer Pause hinzu, «unausgelastete Kritiker werden mir sicher den Vorwurf machen, dass ich den «Bolero» von Ravel nachahmen würde. Sollen sie mir den Vorwurf machen, so jedenfalls klingt in meinen Ohren Krieg.»⁴

Ähnlich gerührt war der Komponist Bogdanow-Beresowski. Er gehörte zu einer Gruppe von Musikern, denen Schostakowitsch zwei Tage nach seiner Rundfunkansprache eine längere Version vorspielte:

Einstimmig baten wir ihn, sie noch einmal zu spielen. Aber die Sirenen ertönten – ein weiterer Fliegeralarm. Schostakowitsch schlug uns vor, eine kurze Pause zu machen, während er seiner Frau und seinen Kindern Galina und Maxim half, den Luftschutzkeller zu erreichen. Uns selbst überlassen, sassen wir schweigend da. Worte schienen unangemessen für das, was wir gerade gehört hatten.⁵

Die Behörden, die den Propagandawert des neuen Werkes erkannten, evakuierten Schostakowitsch und seine Familie Anfang Oktober mit dem Flugzeug nach Moskau. Von dort reisten sie in einem überfüllten Zug (eine schreckliche halbe Stunde lang galt das Manuskript der Sinfonie als verloren) in die Wolgastadt Kuibyschew. Obwohl man sie dort mit mehreren anderen Familien in ein Schul-

zimmer stopfte und trotz tiefster Sorge um seine Mutter, seine Schwester und seine angeheirateten Verwandten, die in Leningrad zurückgeblieben waren, gelang es Schostakowitsch, die Orchestrierung der Siebten Sinfonie in Kuibyschew abzuschliessen.

Die verschiedenen Premieren – in Kuibyschew am 5. März 1942, in Moskau (im Säulensaal des Kreml) am 29. März, in London und New York im Juni und Juli – wurden zu Sensationen. «Die Siebte Sinfonie», jubelte die *Piawda* nach der Aufführung in Kuibyschew, «ist aus dem Gewissen des russischen Volkes hervorgegangen ... Hitler konnte Schostakowitsch nicht einschüchtern; Schostakowitsch ist ein russischer Mensch.»⁶ Olga Berggolz, die das Moskauer Konzert besuchte, wünschte sich leidenschaftlich, dass ihr verstorbener Mann hätte dabei sein können: «Oh, welch ein Kummer, dass ich Kolja nichts davon erzählen kann. Wie schrecklich und ungerecht, dass er sie nicht hört ... Im Innern weinte ich ständig, während ich dem ersten Teil lauschte, und ich war so erschöpft durch die unerträgliche Spannung, dass der mittlere Abschnitt irgendwie verschwand. Ob man sie in Leningrad gehört hat?»⁷ Für Alexander Werth, der ebenfalls in Moskau anwesend war, spiegelte die Sinfonie das «unendliche Mitleid mit dem russischen Volk» wider, und der finstere Flöten- und Trommelmarsch, der elfmal mit stets wachsender Lautstärke wiederholt wird, gab für ihn dem Gefühl Ausdruck, dass «das nackte Böse mit all seiner erstaunlichen, arroganten, unmenschlich beängstigenden Kraft» das Land überwältigte.⁸

Die Londoner Premiere der Sinfonie – am ersten Jahrestag von Barbarossa – wurde überall im Empire gesendet. Im ersten Satz, verkündete der Ansager mit einer, wie man ihn instruiert hatte, «aufrichtigen» und «enthusiastischen» Stimme, würden zwei Themen eingeführt. Das erste sei «offen und kräftig wie die einfachen, gebräunten Gesichter der Millionen sowjetischer Männer und Frauen, die sich am Sonntag, dem 22. Juni letzten Jahres, inmitten eines

friedlichen, glücklichen Lebens versammelten». Das zweite symbolisiere den deutschen Überfall – «das Thema der Faschisten – brutal, gefühllos, unversöhnlich» (Hinweise auf ihren «tückischen» und «hämischen» Charakter wurden aus dem Manuskript gestrichen). «Wenn Sie Ohren haben zu hören und ein Herz zu fühlen», schloss der Ansager klangvoll, «werden Sie mir gewiss zustimmen, dass diese Musik eine Geschichte des edlen Heldentums, des unauslöschbaren Glaubens an den Sieg erzählt.»⁹ Es folgte eine BBC-Proms-Aufführung unter dem Stab von Sir Henry Wood, zu der sich sechstausend Menschen in die Albert Hall drängten.

In New York löste die Sinfonie ein Gerangel zwischen den grossen Dirigenten Leopold Stokowski und Arturo Toscanini aus, die beide energisch auf die Sowjetbotschaft einwirkten, damit ihnen die Ehre der Erstaufführung zuteilwurde. Toscanini und sein NBC-Orchester setzten sich durch, und obwohl Schostakowitsch dessen Interpretation insgeheim nicht ausstehen konnte («Er macht Hackfleisch aus ihr und übergiesst das Ganze dann mit einer abscheulichen Sauce»), waren Millionen von Amerikanern an ihren Radios gebannt. Die Zeitschrift *Time* feierte das Ereignis, indem sie «Feuerwehrmann Schostakowitsch» auf dem Cover zeigte; die Zeile darunter lautete: «Trotz der Bomben, die in Leningrad explodierten, hörte er die Akkorde des Sieges.» Während der Saison 1942/43 wurde die Sinfonie zweiundsechzigmal in den Vereinigten Staaten aufgeführt, und viele Konzerte gerieten zu öffentlichen Demonstrationen für eine zweite Front. Entschlossen, nicht wieder von NBC ausgeschaltet zu werden, zahlte CBS der Sowjetregierung 10'000 Dollar für Schostakowitschs nächste, noch ungeplante Sinfonie. Der Komponist selbst war, obwohl die Sowjetpresse ihn in den Himmel hob, von alledem entnervt. Später verglich er jeden neuen Erfolg mit einem neuen Sargnagel.¹⁰

Die letzte und ergreifendste Premiere der Siebten Sinfonie wurde am 9. August 1942 in Leningrad selbst abgehalten. Man hatte

die angeseheneren Orchester der Stadt evakuiert, bevor sich der Belagerungsring schloss, weshalb das Rundfunkkomitee-Sinfonieorchester unter Karl Eliasberg die Aufgabe übernahm. Obwohl das Orchester durch die Wehrpflicht erheblich geschwächt worden war, setzte es seine Auftritte auch im Winter der Massentode fort. Es hatte sein letztes öffentliches Konzert (mit Werken von Tschai-kowski) am 14. Dezember im eiskalten, blau-weißen Grossen Saal der Philharmonie gegeben, und seine letzte Live-Sendung (Ausschnitte aus Rimski-Korsakows *Schneeflöckchen*) hatte am Neujahrstag 1942 stattgefunden. (Der erste Tenor, I.A. Lapschenkow, hielt seine Arie kaum durch und starb am selben Abend.) Ein paar Wochen später hörte Berggolz, wie Makogonenko einen Vermerk diktierte: «Erster Geiger – tot. Fagottist – dem Tode nahe. Erster Schlagzeuger – tot.»¹¹ Insgesamt waren siebenundzwanzig Mitglieder des Orchesters umgekommen.

Ende Februar 1942 gab das Rundfunkkomitee bekannt, dass man das Orchester neu gründen wolle, und forderte alle noch in der Stadt vorhandenen Musiker auf, sich registrieren zu lassen. Als nur sechzehn darauf eingingen, humpelte Eliasberg aus dem *stazionar* im ehemaligen Hotel Astoria von Wohnung zu Wohnung und drängte die Bettlägerigen zum Aufstehen. Die ersten Proben dauerten, wie sich eine Oboistin erinnert, nur vierzig Minuten, und es berührte sie peinlich, dass die Gesichter einiger ihrer Freunde schmutzig vor Russ waren und dass ihnen Läuse über den Kragen krochen. Mahlzeiten wurden bereitgestellt, doch die meisten nahmen die Zusatzverpflegung mit nach Hause zu ihren Familien. Ein erstes Konzert – man spielte Walzer und Auszüge aus *Der Nussknacker* und *Schwanensee* – fand am 5. April in dem riesigen Alexandrinski-Theater statt. Die Oboistin beobachtete, wie Eliasberg aufs Podest kletterte:

Karl Ijitsch kam mit gestärktem Hemd und im Frack heraus. Aber als er die Arme hob, zitterten ihm die Hände. Er erschien mir wie ein Vo-

gel, der gerade angeschossen worden war und jederzeit zu Boden stürzen konnte ... Nach einer Weile hörten seine Hände auf zu zittern, und er fing an zu dirigieren.

Nach dem ersten Stück applaudierte das Publikum, doch man hörte keinen Laut, da alle Fausthandschuhe trugen. Wenn man die Menge betrachtete, liess sich nicht feststellen, wer ein Mann und wer eine Frau war. Die Frauen hatten ihren ganzen Körper eingehüllt, und die Männer trugen Umhänge und Schals oder sogar Frauenpelzmäntel. Danach fühlten wir alle uns so inspiriert, weil wir wussten, dass wir unsere Aufgabe erfüllt hatten und dass unsere Arbeit weitergehen würde.¹²

Die Proben für Schostakowitschs Werk begannen Mitte Juli, nur ein paar Wochen vor der Premiere. Gedacht für acht Hörner, sechs Posaunen, fünf Pauken, zwei Harfen und mindestens zweiundsechzig Streichinstrumente, überstieg die Sinfonie die Mittel des Rundfunkkomitees bei Weitem. Man forderte zusätzliche Bläser von Militärkapellen an und gab ihnen Lebensmittelkarten für Handarbeiter. Mikrofilme der Partitur trafen mit dem Flugzeug aus Schweden ein, und jeder Musiker kopierte seinen eigenen Teil per Hand. Die männlichen Musiker wurden mit Jacketts und die weiblichen mit dunklen Kleidern ausgestattet (allerdings schienen sie, wie die Oboistin berichtet, an Gestellen zu hängen). Am Morgen des Konzerts – am ersten Jahrestag des Datums, an dem Hitler angeblich ein Siegesbankett im Leningrader Hotel Astoria hatte abhalten wollen – veranstaltete General Goworow eine spezielle Abwehraktion, um Störungen durch Luftangriffe oder Sperrfeuer zu verhindern. In dem mit Würdenträgern gefüllten Auditorium geriet die Aufführung zwar einigermaßen holprig, doch die Atmosphäre war überwältigend. «Manche weinten», erinnerte sich eine Frau aus dem Publikum,

denn nur so konnten sie ihre Erregung zum Ausdruck bringen, andere waren zu Tränen gerührt, weil sie das durchlebt hatten, was die Musik

nun mit solcher Macht darstellte, oder weil sie um diejenigen trauerten, die sie verloren hatten, oder weil sie allein die Tatsache, in der Philharmonie zu sein, nicht verkraften konnten.

Während des Finales standen alle auf. «Es war unmöglich, im Sitzen zuzuhören. Unmöglich.»¹³ Die Deutschen, die hörten, wie die Musik aus Lautsprechern über das Niemandsland hinwegdröhnte, sollen in jenem Moment begriffen haben, dass der Krieg im Osten nie siegreich für sie enden würde. Leningrad war unbesiegbar, genau wie Mutter Russland.

Es ist eine wunderbare Geschichte, die im Rückblick jedoch überzeugender klingt als damals an Ort und Stelle. Wenige Tagebuchschreiber erwähnen das Konzert, und wenn, dann höchstens nebenher. Die chamäleonhafte Siebte – mal bedrohlich, dann nervös, erschreckend oder überwältlich – eignete sich vielleicht besser für den Sommer 1941, in dem Schostakowitsch sie komponierte, als für das betäubte und entleerte 1942. Vera Inber, die der Leningrader Premiere beiwohnte, verzeichnete bald nach ihrer Heimkehr: «... es dünkte mich, dass dies alles Leningrad gilt: das rasselnde Nahen der deutschen Panzer. Aber die strahlende Vollendung steht noch bevor.»¹⁴ Später wurde die Sinfonie zu einer Schachfigur des Kalten Krieges: Man spielte sie bis zum Überdruß in der Sowjetunion und tat sie im Westen als bombastisches Beispiel des Stalinismus ab. Schostakowitsch konnte seinen Namen erst posthum, durch von Freunden geschriebene Memoiren, reinwaschen. Er erklärte, bei der Komposition des berühmten «faschistischen» Flöten- und Trommelmarsches habe er nicht nur an die Nationalsozialisten gedacht, sondern auch «an ganz andere Feinde der Menschheit ... Ich empfinde unstillbaren Schmerz um alle, die Hitler umgebracht hat. Aber nicht weniger Schmerz bereitet mir der Gedanke an die auf Stalins Befehl Ermordeten. Ich trauere um alle Gequälten, Gepeinigten, Er-

schossen, Verhungerten. Es gab sie in unserem Lande schon zu Millionen, ehe der Krieg gegen Hitler begonnen hatte.»¹⁵

Die zweite grosse erhebende Geschichte von 1942 ist die der Lenin-grader Kinder. Zu Beginn der Belagerung machten Kinder unter zwölf Jahren nicht ganz 20 Prozent der Zivilbevölkerung von 2,4 Millionen aus. Bis Mai waren 170'000 entweder gestorben oder über die Eisstrasse evakuiert worden, – Tausende mehr hatten ihre Eltern verloren oder wurden aus anderen Gründen nicht mehr versorgt.¹⁶ Eine der am häufigsten zitierten Aufzeichnungen jener Zeit, mit Bleistift über die Seiten eines kleinen Adressbuchs gekritzelt, ist die der zwölfjährigen Tanja Sawitschewa:

28. Dezember 1941 um 12.30 Uhr morgens – Schenja starb. 25. Januar 1942 um 3 Uhr nachmittags – Oma starb. 17. März um 5 Uhr morgens – Ljoka starb. 13. April um 2 Uhr morgens – Onkel Wasja starb. 11. Mai um 4 Uhr nachmittags – Onkel Joscha starb. 13. Mai um 7.30 Uhr morgens – Mama starb. Die Sawitschews sind tot. Alle sind tot. Nur Tanja ist noch übrig.

Seit Januar suchten Gruppen von Zivilschutzarbeitern, hauptsächlich junge Frauen um die zwanzig, «tote» Wohnungen auf, um Kinder wie Tanja mitzunehmen. Sie wurden in Empfangszentren der Miliz gebracht, ähnlich denen, die man fünf Jahre vorher für die Nachkömmlinge von Säuberungsopfern eröffnet hatte. Von dort gelangten Drei- bis Dreizehnjährige in 130 neue Kinderheime (98 in der Stadt, 32 in umliegenden Orten und Dörfern), die zwischen Januar und März eingerichtet worden waren. Bis Jahresende nahmen die Heime 26250 Kinder auf; davon waren 54 Prozent verwaist, und 30 Prozent hatten nur noch einen Elternteil, der beim Militärdiente.¹⁷

Ältere Kinder wurden Zivilschutzteams oder Fabriken – entweder direkt oder durch Vermittlung von Gewerbeschulen – zugeteilt.

Die vierzehnjährige Galina Wischnewskaja, die von ihrem Vater und ihrer Stiefmutter in Kronstadt zurückgelassen worden war, schloss sich einer nur aus Frauen bestehenden Zivilschutzbrigade an. Sie wohnte in Kasernen, trug einen Overall und lernte, Bretter auf den Schultern zu tragen, zerbrochene Rohre auszugraben, Wodka zu trinken, Machorkas zu rauchen und Jazzmelodien für Seeleute zu singen. Es war, wie sie es in ihren Erinnerungen ausdrückte, «kein Institut für hochgeborene junge Damen». Auf diese Weise habe sie das wirkliche Leben kennengelernt.¹⁸

Ein anderes überlebendes Kind – von damals acht Jahren – war Irina Bogdanowa. Mehrere Tragödien hatten ihre Familie bereits während des Terrors heimgesucht, als man ihre Grosseltern väterlicherseits in die Verbannung nach Archangelsk schickte und als ihr Vater, ein Journalist bei der *Leningradskaja prawda*, Selbstmord beging. Irina, ein dralles, hübsches Mädchen mit weissen Socken und blonden Zöpfen, wurde von ihrer Mutter (einer oft abwesenden Geologin), ihrer Tante und ihrer Grossmutter in einer Wohnung in der Barmalejew-Strasse an der Petrograder Seite aufgezogen. Im Februar 1942 fiel eine Erwachsene nach der anderen der Ruhr zum Opfer, und schliesslich blieb Irina allein mit den Leichen ihrer Mutter und ihrer Grossmutter zurück. Zehn Tage später wurde sie von einer einundzwanzigjährigen Zivilschutzarbeiterin gefunden, die sie der Miliz mit ihrer Kleidung und ihrer unbenutzten Lebensmittelkarte übergab («Wie ehrlich es unter solchen Umständen von ihr war, die Karte nicht an sich zu nehmen!», ruft Irina heute aus). Auf ihr Anmeldeformular schrieb jemand zuerst «Junge» und korrigierte den Eintrag dann zu «Mädchen». Die Tage, die sie allein verbracht hatte, sind wie ausradiert, und Irina erinnert sich als Erstes daran, dass sie in einem grossen, hellen Raum aufwachte, wo sie feststellte, dass das Mädchen, mit dem sie ein Bett teilte, tot war. Dies kam nicht selten vor: Von den 4508 Kindern, die ihn zehn vor-

städtische Heime eingewiesen wurden, starben 682, zumeist innerhalb von Tagen nach ihrem Eintreffen.¹⁹

Im Frühjahr und Sommer 1942 evakuierte man die Waisenhäuser – mit insgesamt 38080 Kindern – auf das «Festland».²⁰ Von einer überlasteten Ortsverwaltung zur anderen geschoben, waren sie häufig wochenlang unterwegs und landeten in der tiefsten Provinz, fern von medizinischer Versorgung und dem Verkehrs- und Nachrichtenwesen. Ein extremer Fall war Kinderheim Nr. 82, dessen 135 Waisen in zwei kleinen unbeleuchteten Hütten in einer winzigen westsibirischen Siedlung untergebracht wurden, fünfundzwanzig Kilometer vom nächsten Telegrafen und achthundert Kilometer von der Eisenbahn entfernt.²¹ Irina Bogdanowa fand sich mit ihrem Kinderheim Nr. 57 in einem Dorf in der Gegend von Jaroslawl wieder. Das dortige Leben sei «schwer, aber gut» gewesen. Die Kinder schliefen auf Heumatratten und mussten ernsthafte Arbeit leisten: Sie sammelten Pilze und Beeren – nichts davon durfte gegessen werden, bevor die Norm nicht erfüllt war – und wurden geächtet, wenn man sie beim Diebstahl von Lebensmitteln erwischte. Irina musste sich vor der ganzen Schule entschuldigen, nachdem sie auf dem Heimweg von der Dorfbäckerei Brotkrumen aus einem Laib gepickt und sie mit Lindenknospen vermischt hatte: «Sie waren süß und klebrig und passten so gut zum Brot – noch heute erinnere ich mich an den Geschmack.»²²

Für Kinder wie für Erwachsene brachte die Erholung natürlich noch anderes als nur bessere Rationen mit sich. Überlebende erzählen von hartnäckiger Sorge, Stumpfsinn, Misstrauen gegenüber Erwachsenen und Besessenheit von Nahrung. Auf die Frage, ob sie gern Pfefferkuchen möge, verstand ein in den Ural evakuiertes Mädchen den Sinn der Worte nicht: «Ich sass da und überlegte, was dieses «Schön» oder «Nicht schön» bedeutete ... Was ist das für eine Wendung: «Ich möchte nichts essen»?» Abends schlich sie hinaus und grub auf einem Acker nach Brot, das ihrer Meinung

nach wie Kartoffeln unter der Erdoberfläche wuchs. «Ich glaubte, nur ein kleines Loch buddeln zu müssen, und dann würde ich einen frischen Laib finden. Den würde ich mitnehmen und mich satt essen.»²³ Eine Ärztin gab den Kindern auf ihrer Station Zeichenmaterial. Eines skizzierte ein Zifferblatt mit der Überschrift: «Dies ist unsere Uhr. Sie lässt uns wissen, wann wir das nächste kleine Stück Brot essen dürfen.» Ein neunjähriger Junge zeichnete ein grosses schwarzes Quadrat.²⁴ Vera Inber wurde gebeten, einen Erzählungswettbewerb zu beurteilen. Eine Teilnehmerin stellte sich die Gemüsesorten, die sie auf ihrer Schulparzelle anbaute, als winzige Personen mit grünen Beinen und Köpfen vor. Diese Zwerge liefen die Treppe eines Wohngebäudes hinauf, um ein schwächtiges Mädchen mit goldenen Haaren zu retten, und sie sprinteten durch Artilleriefeuer zu einem Unterstand der Roten Armee.²⁵ Andere Kinder horteten zwanghaft Essbares, sammelten Brotkrümel in Streichholzschachteln, wurden zu Stotterern oder sprachen überhaupt nicht mehr.²⁶ Für die Lehrer bestand eines der erfreulichsten Anzeichen der Erholung darin, dass ihre Schüler wieder anfangen, sich schlecht zu benehmen. Ein Mädchen, das sich bei der Schuldirektorin melden musste, weil sie hinaus auf die Strasse gelaufen war, begriff erst später, warum die Frau in Tränen ausgebrochen war: «Jetzt verstehe ich, warum sich die Lehrer freuten, denn das war das erste kindliche Vergehen, überhaupt kehrten die Kinder ins Leben zurück, das war klar und für sie äusserst erfreulich.»²⁷

Durch eine Schule wurde auch Olga Gretschina gerettet – allerdings nicht als Schülerin, sondern als Erzieherin. Seit Kriegsbeginn hatte sie Schützengräben ausgehoben, in Fabriken gearbeitet, Schnee geräumt, war mehrere Male knapp dem Tod durch Luftangriffe entgangen und hatte ihre Mutter durch die Hungersnot verloren. Ihr sechzehnjähriger Bruder Wowka war zu einem Fremden geworden, der nur noch selten in der Wohnung erschien. In solchen

Fällen hatte er merkwürdige neue Gegenstände bei sich: Kleidungsstücke, ein Fahrrad und Gläser mit halb verfaulten eingelegten Tomaten, die er sich, wie er abenteuerlicherweise behauptete, von Verwandten geliehen oder in den Kellern des Smolny gefunden habe. «Schon jetzt», schrieb Olga, «war er nicht mehr derselbe glückliche kleine Elefant, den alle meine Schulfreundinnen verehrten, etwas feige und nicht sehr scharf auf den Unterricht.» Im Mai 1942 klärte sich die Sache auf, als sie erfuhr, dass er wegen Diebstahls verhaftet worden sei – nicht nur aus Brotläden, sondern auch von Nachbarn und Verwandten, darunter zwei unverheiratete Tanten, deren Lebensmittelkarten er an sich genommen hatte, um für sie die Rationen abzuholen. Er hatte sein Versprechen nicht gehalten, und die beiden Frauen waren verhungert. Obwohl Olga die Milizreviere abklapperte und sich den langen, stillen Schlangen vor dem Kresty-Gefängnis anschloss, blieb sie bis zum Sommer des folgenden Jahres im Dunkeln über ihren Bruder. Dann wurde ihr offiziell mitgeteilt, dass er in einem Lager bei Jaroslawl an «Dystrophie» gestorben sei.

Nach Wowkas Verhaftung erlitt Olga einen Nervenzusammenbruch. Sie war gezwungen, die letzten Wertsachen der Familie an eine habgierige Schulfreundin zu verkaufen (das Teeservice, das ihre Eltern zur Silberhochzeit geschenkt bekommen hatten, brachte nur ein paar Rubel ein, ein Eichentisch war zwei Kilo Hirse wert). Olga hatte das Gefühl, an allen Seiten von Verlust und Verrat bedrängt zu werden, sie wurde von Halluzinationen gequält und verfiel in eine tiefe Depression. Nachdem sie im Rundfunk gehört hatte, dass Kindergartenpersonal gesucht werde, meldete sie sich zur Lehrerausbildung, wo sie jedoch nur in der letzten Reihe sass und schlief:

Ich wachte selten auf und konnte nichts aufschreiben und mich an nichts erinnern. Zum Glück fanden keine Prüfungen statt, denn ich wä-

re bei allen durchgefallen. Unter den Studentinnen waren ein paar sympathische Mädchen, aber ich sprach nur wie ein Roboter mit ihnen, und sie hielten mich wahrscheinlich für geistig behindert. Damit hatten sie sogar recht, denn ich kann mich seit Juni an nichts erinnern: nicht an das, was ich ass, wem ich begegnete – an keine Einzelheiten meines damaligen Lebens. Mir war nicht so, als würde ich sterben, sondern als wäre ich bereits tot.²

Ihre Erlösung war das Internat Nr. 43, eine straff geführte, gut vernetzte Einrichtung in einem stattlichen Gebäude aus dem neunzehnten Jahrhundert, das einen Block von der Eremitage entfernt an der Nawa lag (und dort heute noch liegt). Die Direktorin entsandte die magere, bebrillte Zwanzigjährige mit ihrem um das Haupt gewundenen Zopf und geflickten Socken sofort zur Kartoffelernte in die Schulkolchose, wo sie mit Kohlsuppe aufgepäppelt wurde, tagsüber mit der «Nase in der Erde» döste und sich an den langen, fahlen Abenden ihren Kolleginnen – hauptsächlich gerade verwitwete Universitätsdozentinnen – anvertraute. Im September kehrten sie in die Stadt zurück, und Olga erhielt den Auftrag, Schulbücher auszubessern («Es war sehr schwer, den Leim, der aus reinem weissem Mehl hergestellt war, nicht zu essen»), bevor sie eine Klasse von fünfunddreissig «nicht mehr hungernden und recht lebhaften» Vierjährigen übernahm. «Sie hüten keine Kinder», erklärte ihr die Direktorin, «sondern Sie erziehen sie.»

Es war eine aussergewöhnliche Arbeit. Die Lehrerinnen wohnten, zusammen mit hundertzwanzig Vier- bis Siebenjährigen, in der Schule. Nachts schliefen sie, solange sie keine Kinder in den Luftschutzkeller bringen mussten, auf zusammengeschobenen Tischen. Tagsüber unterrichteten sie nicht nur, sondern schürten auch den Ofen, schleppten Wasser zwei Treppen aus dem unbeleuchteten Keller eines Nachbargebäudes hinauf, wuschen und trockneten Laken (Olga hatte sechs Bettnässer in ihrer Gruppe), reinigten Toilet-

ten, klappten Feldbetten auf und zu (viermal am Tag, Nachmittags- schläfchen mitgerechnet) und rasierten den Kindern zur Entlausung die Köpfe. Abends besserten sie die Kleidung der Zöglinge aus, indem sie Knöpfe und Elastikbänder neu verwendeten. Es gab keine Seife, keine Zahnpasta und so wenig Geschirr, dass alle aus Untertassen tranken. Zudem zog man das Personal ausserhalb der Schule zu «freiwilliger» Arbeit heran: Sie mussten Gebäude demolieren, um Feuerholz zu gewinnen, und in einem nahen Militärlazarett Bettpfannen leeren. Den Erziehern war es verboten, vor den Kindern über den Krieg zu sprechen – diese sollten «in eine Welt der Fantasie, der Märchen und der Kunst befördert» werden. Doch die Realität machte sich unvermeidlich bemerkbar. Auf Spaziergängen wetteiferten die Kinder darum, Patronenhülsen von den Flakgeschützen der *Kirow* zu finden, die am Newa-Ufer ankerte, und in den Pausen betrübten sie Olga durch ihre Spiele:

Heute entdeckten die Kinder irgendein Loch im Hof und fingen an, tiefer zu graben. Dabei sangen sie: «Los, los, grabt schneller. Unsere Kleinen sind drin. Die Deutschen haben sie alle getötet!» Lida: «Mein Wowotschka ist drin!»

Rufa: «Und meine Lilenka und meine Oma!» ...

Es war sehr schwierig, die Mädchen von diesem Spiel loszureissen, denn es faszinierte sie, und sie kehrten dauernd zu ihm zurück. Immer war es Rufa, mit fünf Jahren die Älteste in meiner Klasse, die damit anfang. Sie war schon früher im Kindergarten gewesen und hatte anscheinend bei ihrer Grossmutter gewohnt, die eines Tages einschief und nicht mehr aufwachen wollte. Und davor hatte es eine Lilenka – wahrscheinlich eine jüngere Schwester – gegeben, die ebenfalls für immer einschief.²⁹

Olga, die früher wenig mit kleinen Kindern zu tun gehabt hatte, war zunächst kaum in der Lage, ihr «Kollektiv» unter Kontrolle zu halten, doch mit der Zeit lernte sie, die Mädchen während der Mahlzeiten mit einem Spielzeug aus ihrer eigenen Kindheit – einer Hun-

de-Handpuppe mit glänzenden Augen und Schlappohren – zu beruhigen und sie während der Luftangriffe mit einer Geschichte über einen Zaubertopf abzulenken, der so viel süsse goldene Kascha hervorbrachte, dass sie aus dem Haus strömte und die Stadt überschwemmte. «Eine Menge Energie, Zeit und Kraft» ging in die Vorbereitungen für den Neujahrstag 1943 ein. Die Kinder mussten nicht nur primitive Gedichte zum Lob von Woroschilow rezitieren, die vom städtischen Erziehungsamt verteilt worden waren, sondern sich auch als Schneeflocken, Kaninchen und Bären verkleiden. Eine Lehrerin übernahm die Rolle der Snegurotschka, der Enkelin von Grossväterchen Frost, und jonglierte mit Schneebällen aus Baumwolle. Tante Motja, die unbestechliche achtzigjährige Schulköchin, backte *piroschki* aus sorgfältig gehortetem Mehl. Olga blieb bis Herbst 1944, als sie ihr Studium fortsetzte, in der Schule. Dort war sie nicht nur vor der Verzweiflung gerettet worden, sondern hatte auch «einen Platz in der Welt» erobert. Später schrieb sie: «Nun dachte ich, dass ich Menschen benötigte und dass sie mich vielleicht auch benötigten.»

Das letzte Jahr

Zu Hitlers Zielen für 1942 gehörte die Stürmung von Leningrad. Laut einer Führerweisung vom 5. April sollte diese im Rahmen der Operation Nordlicht stattfinden, sobald durch den Sieg auf der Krim Panzer und Geschütze freigesetzt waren.¹ Obwohl seine Generale einen weiteren Angriff auf Moskau befürworteten, bekräftigte Hitler seine Absicht nach der Einnahme von Sewastopol. Er befahl Manstein, fünf Divisionen und ein riesiges Eisenbahngeschütz, den «Schweren Gustav», nach Norden zu führen.² Ein paar Tage später erklärte er beim Mittagessen, Leningrad sei, genau wie Moskau, dem Erdboden gleichzumachen. Anschliessend würden sich die Russen nach Sibirien zurückziehen.³ Doch weit davon entfernt, nach Sibirien zurückzuweichen, unternahm die Rote Armee Mitte August ihren vierten Versuch, die deutschen Linien am Südufer des Ladogasees zu durchbrechen. Dabei konzentrierten sie sich auf die bereits blutgetränkten Sinjawino-Höhen südlich von Schlüsselburg. Mansteins neue Divisionen konnten einen Durchbruch verhindern, waren jedoch nicht in der Lage, die Operation Nordlicht einzuleiten. Unterdessen startete Hitler die Operation Blau, einen mächtigen Vorstoss nach Süden in Richtung Kaukasus und Zentralasien. Rostow am Don fiel in der letzten Juliwoche, und gegen Mitte August erreichten deutsche Panzer die Vorhügel des Kaukasus, womit sie den Ölfeldern von Baku verlockend nahe waren.

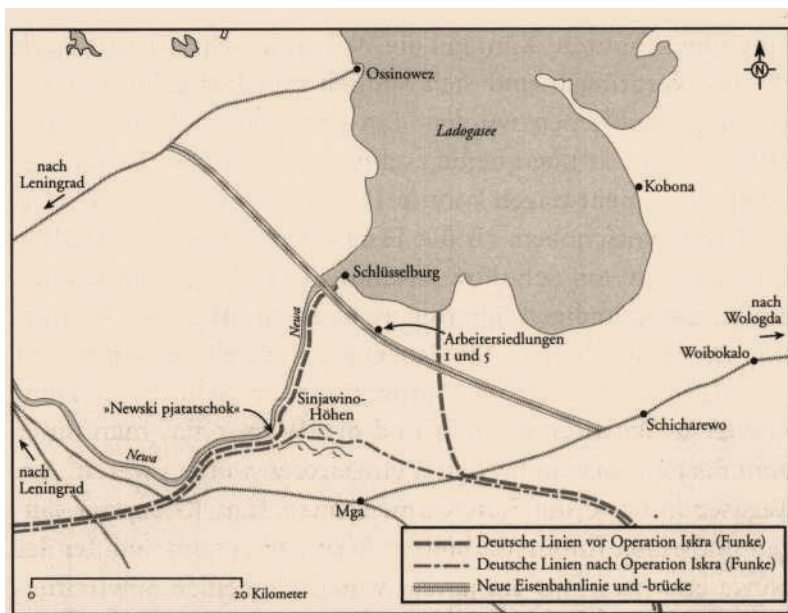
In Wirklichkeit wendete sich das Blatt jedoch zugunsten Russ-

lands. Im Herbst wirkte die Wehrmacht stark überfordert: Ihre Nachschublinien waren dünn, ihre Rekruten immer jünger und unerfahrener und ihre Generale zunehmend Jasager – «nickende Esel», wie Speer sie nannte⁴ (Halder trat im September zurück, nachdem er über Hitlers Tobsuchtsanfälle und dessen «immer schon vorhandene Unterschätzung der feindlichen Möglichkeiten» geklagt hatte). Die Sowjetstreitkräfte dagegen begannen nun, an einem Strang zu ziehen. Im Gegensatz zu Hitler hatte Stalin sich damit abgefunden, militärische Entscheidungen am besten den Experten zu überlassen. Er hörte seinen Generalen immer häufiger zu, und im Oktober entzog er den politischen Kommissaren, die den Berufs-offizieren lästigerweise nicht von den Fersen wichen, die meisten Vollmachten. Lieferungen aus dem Leih-Pacht-Abkommen trafen auf dem Landweg über Wladiwostok und Teheran statt mit den unsicheren Arktiskonvois ein, und die Waffenproduktion erhöhte sich, besonders was die robusten, zuverlässigen T-34-Panzer und die PPSch-41-Maschinenpistolen betraf.

Auch die schiere Grösse der Sowjetbevölkerung machte sich bemerkbar, genau wie die Bereitschaft der Roten Armee, Frauen einzusetzen, die seit Frühjahr 1942 in hoher Zahl der Wehrpflicht unterlagen. Nach Kriegsbeginn erfüllten sie – überwiegend, wie ihre männlichen Kameraden, knapp unter oder über zwanzig Jahre alt – vor allem Hilfsfunktionen, doch nun wurden sie auch als Pilotinnen von Jagd- und Bombenflugzeugen, als Flugabwehrkanoniere, Beobachterinnen, Scharfschützinnen, Minenräumerinnen und gewöhnliche Infanteristinnen ausgebildet. Der verblüffte Fritz Hockenjós schrieb: «Vormittags sah einer meiner Posten drüben ein Flintenweib zurückgehen. Spasseshalber schoss er ihr nach, sie ging in Deckung, sprang, wandte sich, schoss zurück und sprang weiter – so gut wie irgendein gut gedrillter Soldat. Hoffentlich bekomme ich nie mit derlei Weibern zu tun.» Später, während eines russischen

Angriffs bei Pskow, berichteten seine Männer, sie hätten gesehen, wie Soldatinnen mit Matten voranliefen, «um sie für die nachfolgende Sturmtruppe über unsere Draht Hindernisse zu werfen. Sie werden zusammengeschossen und die Truppe auch. Die Männer der 11ten, als sie mir davon berichteten, verbargen ihren Schauer unter derben Witzen. Als ich sie fragte, woran sie denn gemerkt hätten, dass es Frauen waren, grinnten sie: «Beim Springen, da hat alles an ihnen so geschwabbelt!»⁵ Bei Kriegsende hatten rund 800'000 Frauen in der Roten Armee gedient.

Die Tatsache, dass der Krieg im Osten umschlug, wurde der Welt bei Stalingrad deutlich, der kleinen Stadt an der Wolga, weniger als zweihundert Kilometer von der heutigen russischen Grenze mit Kasachstan entfernt. Stalingrad gilt immer noch als das Symbol für sowjetische Hartnäckigkeit und nationalsozialistische Selbstüberschätzung. Die Stadt wurde seit August 1942 belagert und schien der Niederlage nahe zu sein, bis Schukow Mitte November eine ehrgeizige Umzingelung von Paulus' 6. Armee begann. Mitte Dezember scheiterte ein von Manstein geleiteter Versuch, die 6. Armee zu befreien, und nach sieben weiteren Wochen schrecklichen Gemetzels kapitulierte Paulus mit mehr als 90'000 Soldaten. In seiner Wolfsschanze zeigte sich Hitler besonders wütend darüber, dass Paulus nicht Selbstmord begangen hatte: «Was heisst das Leben?... Der einzelne muss ja sterben. Was über dem einzelnen Leben bleibt, ist das Volk ... Er konnte sich von aller Trübsal erlösen und in die Ewigkeit, in die nationale Unsterblichkeit eingehen, und er geht lieber nach Moskau.»⁶ Die gleiche wenig optimistische Botschaft war auf die Feldpostkarten gedruckt, die Hockenjos seiner Frau nach Hause schickte: «Es ist gänzlich unwichtig, ob wir leben, aber notwendig ist, dass unser Volk lebt, dass Deutschland lebt.»



Karte 6: Die Blockade ist gebrochen, Januar 1942

Für Leningrad, das nur noch ein Fünftel seiner Vorkriegsbevölkerung besaß, war der zweite Belagerungswinter nicht mit dem ersten zu vergleichen. Wieder zogen sich die Haushalte in einzelne Zimmer zurück, die mit qualmenden *burschuiki* geheizt wurden, wieder versiegelten sie die Fenster und legten Lebensmittel- und Feuerholzvorräte an. Aber der Winter war milde, mehr Wohnungen verfügten nun über Strom und Wasser, und das Rationsniveau war das gleiche wie in Moskau: Die Massentode von 1941/42 wiederholten sich nicht.

Während die Schlacht um Stalingrad noch auf dem Höhepunkt war, ordnete Stalin einen weiteren Vorstoß zur Befreiung Leningrads an. Diese Operation trug den Codenamen Iskra («Funke») und war im Wesentlichen eine besser geplante und mit besserer Bewaffnung durchgeführte Neuauflage der Sinjawino-Offensive vom vorhergehenden August. Die Leningrader Heere sollten die Neva an drei Stellen westlich von Schlüsselburg überschreiten, während

die Wolchower Streitkräfte nach Westen vordringen und sich südlich von Ladoga mit ihnen zusammenschliessen würden. Ein erster Versuch, die Newa mit Panzern zu überqueren, schlug fehl, da das Eis ihr Gewicht noch nicht tragen konnte. Die Operation wurde bis zum 12. Januar verschoben, als die Temperatur auf -15°C gefallen war. Geleitet von Schukow, begann sie bei Tagesanbruch mit einem zweistündigen Sperrfeuer aus mehr als 4500 Geschützen. Diesmal gelangten die Panzer ans andere Ufer – und zwar mit Hilfe ausgeklügelter Pontons, die im Schutz der Dunkelheit in Position gebracht und mit Wasser, das man unter dem Eis herausgepumpt hatte, eingefroren worden waren. Am Tagesende hatte die Rote Armee einen fünf Kilometer langen und einen Kilometer breiten Brückenkopf am Südufer der Newa errichtet. Am 14. Januar waren die beiden Sowjetfronten nur noch knapp fünf Kilometer voneinander entfernt, und am 18. Januar um 9.30 Uhr trafen sie sich schliesslich bei zwei Torffeldern, die als «Arbeitersiedlungen Nr. 1 und 5» in die Geschichte eingegangen sind, in Wirklichkeit jedoch Aussenposten des Gulag darstellten. Später am selben Tag befreite die Rote Armee Schlüsselburg. Die Stadt war fast leer, denn nur ein paar Hundert ihrer Bewohner waren nicht an Hunger gestorben oder mit den Deutschen geflohen.

In Leningrad drängten sich Menschenmengen um die Lautsprecher an den Strassenecken. «Ein ungewöhnlicher Tag», schrieb Vera Inber am 16. Januar:

Die ganze Stadt wartet. Wir haben Schlüsselburg befreit – das ist gewiss. Man sagt aber auch, dass unsere beiden Fronten (die Leningrader und die Wolchowfront) sich vereinigt haben. Offiziell ist es noch nicht bekannt. Aber die Stadt wartet.

Irgendwo schiesst die Artillerie. Erst ganz vor kurzem war der Fliegeralarm zu Ende: das Leben der belagerten Stadt geht weiter. Aber alle warten. Niemand spricht darüber. Alle scheinen zu fürchten, dass ein

unangebrachtes Wort dorthin dringen würde, wo sich unser Schicksal entscheidet und dort womöglich etwas ändern könne ... Ich bin verwirrt. Ich finde keine Ruhe. Ich versuche zu schreiben, aber es geht nicht.⁷

Die offizielle Ankündigung folgte zwei Tage später in riesigen Buchstaben auf Plakaten überall in der Stadt. «Die Blockade ist gesprengt! Die Blockade ist gesprengt!», jubelte Anna Ostroumowa-Lebedewa. «Welches Glück, welche Freude! Die ganze Nacht hat niemand geschlafen. Manche weinten vor Entzückung, andere feierten, noch andere stiessen nur Rufe aus ... Wir sind nicht mehr vom Vaterland abgeschnitten! Wir teilen einen Puls mit ihm!»⁸ – «Alle beglückwünschen einander», schrieb Dmitri Lasarew, «erzählen, wie und von wem sie die Nachricht hörten – wie Frauen aus den Büros der Hausverwalter auf die Strasse liefen, wer wen küsste, wer sich bekreuzigte ... Egal, wie heftig oder häufig die Luftangriffe und die Bombardierungen sind: Die Blockade ist gesprengt – es ist der Anfang vom Ende!»⁹

Es war der Anfang vom Ende, doch nicht mehr. Der Sieg war nach sowjetischen Massstäben nicht besonders hoch bezahlt (34'000 Tote, Vermisste oder Gefangene), aber keineswegs vollständig gewesen.¹⁰ Die Rote Armee hatte die deutsche Umklammerung am Ladogasee gelöst, doch sie hatte nur einen engen Korridor, acht Kilometer breit an der schmälsten Stelle, zum «Festland» freigelegt. Südlich und westlich von Leningrad verharren die deutschen Heere weiterhin in den äusseren Vororten. (Fritz Hockenjos, der von seinem neuen Beobachtungsposten – wiederum ein Klosterglockenturm – am Finnischen Meerbusen hinüberspähte, konnte Autos und Fussgänger auf den Strassen erkennen und die Fenster eines Regierungsgebäudes zählen.¹¹) Im Februar 1943 sollte eine zweite Operation, mit dem Codenamen Polarstern, die Belagerung völlig aufheben, indem die Rote Armee die deutsche 18. Armee im

Westen umzingelte und ihre Eisenbahnverbindung zur Etappe in Pskow kappte. Die Operation scheiterte jedoch infolge des Regens, Hitlers späterer Vorsicht nach Stalingrad und der spanischen Blauen Division, die ihre Stellungen in Krasny Bor durch blutige Grabenkämpfe verteidigte. (Hockenjos, der die Spanier als Caballeros und «Operettententore» abgetan hatte, nahm seine Worte wahrscheinlich zurück.)

Der Korridor ermöglichte immerhin – mit Hilfe einer Pontonbrücke über die Newa hinweg – den Bau einer provisorischen, vierunddreissig Kilometer langen Eisenbahnlinie nach Leningrad. Der erste Zug direkt vom «Festland» rollte am 7. Februar in den Finnischen Bahnhof, wo man ihn mit Reden, Fähnchen und einer Blaskapelle begrüßte. Geschmückt mit eichenblattumkränzten Porträts Stalins und Molotows sowie einem Banner mit der Aufschrift «Tod den faschistischen deutschen Usurpatoren!», soll der Zug Butter («für die Kinder Leningrads») und junge Katzen an Bord gehabt haben (wegen einer Rattenplage war die Nachfrage nach den Letzteren grösser). Die Bahnlinie, obwohl durch Beschuss gefährdet, bis die Deutschen im September schliesslich von den Sinjawino-Höhen vertrieben wurden, ergänzte die inzwischen besser funktionierenden Eis- und Schiffsrouten über den Ladogasee.

Innerhalb der Stadt war die Stimmung von 1943 durch gespanntes, angestregtes Warten gekennzeichnet: auf eine zweite Front; darauf, dass der Beschuss und die Luftangriffe aufhörten; dass der Krieg endete und das normale Leben wieder begann. Alle litten weiterhin unter stechendem Hunger. Die Bibliothekarin Maria Maschkowa wurde von Wellen der Depression überwältigt, in deren Verlauf sie sich für nichts interessierte und durch ständige Gedanken an Brot und Kascha erschöpft wurde. Obwohl ihre Wohnung nun sauber und warm war, über Strom, Toilette, Telefon und Radio verfügte, fühlte sie sich dauernd ausgelaugt und gereizt. Bei

der Arbeit schienen ihr die Aufgaben «durch die Hände zu gleiten», zu Hause wurde sie von Schuldbewusstsein über ihre Unfähigkeit gequält, sich an ihren Kindern zu erfreuen. Ihr ausgezehrer, an Rheuma leidender Mann hatte sich zurückgezogen, sprach kaum und schlief abends «wie ein Murmeltier», während sie grollend Socken stopfte oder *Die Brüder Karamasow* las. Den Klatsch ihrer Freundin Olga Berggolz über Flirts und Eifersüchteleien im Rundfunkhaus fand sie unverständlich, und der Anblick einer Frau, die ihr Kind im Wartezimmer eines Arztes stillte, kam ihr geradezu abstoßend vor. Sie rechnete aus, dass das Baby im Februar oder März des Vorjahres gezeugt worden war – «in den Monaten, als Menschen zu Hunderttausenden zusammenbrachen, an Hunger starben, als die Leichenhallen voll und Tote mit schwarzen, faltigen Gesichtern überall waren. Und bei alledem der Beginn eines neuen Lebens! Wo hatten sie die Kraft, die Leidenschaft gefunden?»

Die Spuren des Massentodes waren noch allgegenwärtig, besonders in den zerstörten und schmutzigen «toten» Wohnungen, aus denen Maschkowa Bücher für die Öffentliche Bibliothek retten musste. Jede hatte eine eigene Geschichte des Todes, der Plünderi, des Selbstmords und der Kinder, die verhaftet, in Heime geschickt worden oder einfach verschwunden waren. Am 7. April 1943 besuchte sie drei derartige Wohnungen, von denen eine äusserst «typisch für Leningrad» war:

Einmal war es eine sechsköpfige Familie. Der Vater und die älteste Tochter brechen zur Roten Armee auf, und man hört nichts mehr von ihnen. Niemand weiss, ob sie tot oder lebendig sind. Die Mutter bleibt mit drei Kindern – dem achtjährigen geistig behinderten Boris, der dreizehnjährigen Lida und der fünfzehnjährigen Ljusja – in Leningrad zurück. Tapfer versucht sie, die Kinder vor den Klauen des Todes zu retten, aber es gelingt ihr nicht. Im Dezember stirbt Boris, im Januar Lida und dann, an Hungerdiarrhöe, die Mutter selbst. Damit ist nur noch Ljusja übrig – mit einer Abhängigenkarte in einer dunklen, kalten, ruinierten Wohnung, bedeckt von Schmutz und Russ. Sie schleppt

sich zum Markt, verkauft Sachen und beginnt – ein letzter Ausweg –, von den Nachbarn zu stehlen. Man ertappt sie mit gestohlenen Lebensmittelkarten und verhaftet sie; seit März letzten Jahres gibt es keine Nachricht von ihr. Vielleicht ist sie ebenfalls tot. Was bleibt, ist ein beängstigendes, dystrophisches Zimmer voll Dreck, Unrat und Russ. Keine Familie, nur zwei leere Betten im Chaos – die einzigen Überreste einer früher gemütlichen Wohnung. Oh, wie vertraut das ist!

Auch Spuren des Terrors waren nicht zu übersehen. Maschkowa wurde im Februar und März viermal, immer spätabends, ins Grosse Haus vorgeladen. Eine erschöpfende Sitzung dauerte neun Stunden. Obwohl sie die Gespräche in ihrem Tagebuch nur kurz und vage erwähnt («Ich kam zornig nach Hause, – komplizierte Beziehungen habe ich satt»), dürfte man sie höchstwahrscheinlich aufgefordert haben, Freunde und Kollegen zu denunzieren.

Im Frühjahr schien ihr Leben erfreulicher zu werden. Am Ostersonntag beduselten sich ihr Mann und sie mit fünf Litern Bier und kauften sich Kleidung; am 1. Mai machten sie Frühjahrsputz, luden Freunde zum *piroschki-Essen* ein und hörten den Kindern in einem Schulkonzert zu. Aber Maschkowas Depression und Selbstekel lösten sich nicht auf.

Wie können wir die Kraft finden, glücklich, froh, ohne endlose Sorgen zu leben? Warum können die Kinder nicht die Grundlage für unser Glück sein? Schliesslich sind sie gute Kinder, und wir sollten nur für sie leben. Warum können wir nicht die Angst unterdrücken, dass der Rest unseres Lebens nichts als Mühe und Anstrengung bringen wird? ... Liegt es wirklich nur daran, dass uns ein Stück Brot und eine Schüssel Suppe fehlen? Sind unsere inneren Reserven wirklich so dürftig, dass dies alles andere um uns herum beeinflusst?¹²

Häufige Luftangriffe erhöhten die Belastung, denn zwischen Januar und Mai gab es durchschnittlich etwas mehr als einen Fliegeralarm pro Nacht.¹³ Auch der Kanonenbeschuss, besonders schlimm in der ersten Jahreshälfte, wurde so präzise, dass man Strassenbahnhaltestellen verlegen und die gerade wieder eröffneten Kinos Aurora und Jugend schliessen musste.¹⁴ Das Sperrfeuer nahm nun ein festes Muster an und fiel morgens und abends mit der Fahrt zur Arbeit zusammen. Besonders heftig war es an öffentlichen Feiertagen (am 1. Mai schwankte Vera Inbers Haus «wie eine Schaukel») und an Tagen, an denen (mittlerweile nicht mehr seltene) Sowjetsiege bekannt gegeben wurden. Zu den nachweislich «glücklichen» Orten gehörten der Alexanderplatz mit der Statue Katharinas der Grossen inmitten ihrer Generale und Höflinge sowie das Rundfunkhaus, dessen Bleifundamente angeblich aus seiner Zeit als japanisches Konsulat stammten. Unglückliche Stellen waren der Liteiny (mit der «Teufelsbrücke»), der Platz vor dem Finnischen Bahnhof («Tal des Todes») und die Ecke von Newski und Sadowaja, gegenüber der Öffentlichen Bibliothek. Am 8. August entgingen Maschkowas Kinder dort auf dem Heimweg von einem Angelausflug knapp dem Tod: «Plötzlich kamen sie nach Hause, und Worte sprudelten aus ihnen hervor über abgetrennte Gliedmassen, Blut, einen zermalmten Lastwagen – und im selben Atemzug über die drei kleinen Fische, die sie gefangen hatten und die noch in ihrem Netz zappelten. Ich küsste und umarmte sie, war ausser mir vor Freude und fühlte mich zugleich völlig gebrochen.»¹⁵

Anna Ostroumowa-Lebedewa wohnte noch mit ihrem Dienstmädchen Njuscha, deren einziger Sohn im Vorjahr an der Front gefallen war, an der Wyborger Seite. Bei Luftangriffen schliefen sie im Flur – Ostroumowa-Lebedewa auf einem Klappstuhl, Njuscha auf einer Truhe. Nach jedem Einschlag «hüpfte» das Gebäude, fielen Töpfe von den Regalen, ratterten Geschosshülsen von Flakkanonen wie getrocknete Erbsen über das Dach und zeigten sich neue

Risse in der Decke. Einmal flog ein Bombensplitter durchs Fenster herein und blieb in einem Sessel stecken. Sie wussten, dass das Gebäude, wenn eine Brandbombe in der Dachkammer landete, mit einiger Sicherheit abbrennen würde, denn es gab keine anderen Bewohner mehr, die Wache schieben konnten. Morgens waren die Gehsteige mit knirschenden, glitzernden Glasscherben bedeckt. Ostroumowa-Lebedewa wurde durch ihre Arbeit – ihr erster Holzschnitt nach dem Hungerwinter markierte einen speziellen Moment, ihre Werkzeuge glitten so zügig wie immer in das Holz – sowie durch die Güte eines treuen Freundeskreises, hauptsächlich jüngere Künstlerinnen, am Leben erhalten. Zu ihrem zweiundsiebzigsten Geburtstag am 15. Februar 1943 brachten sie ihr eine Kerze, einen halben Liter Milch (für den die Spenderin jeweils fünf Kilometer hin und zurück zu einem Krankenhaus gegangen war), ein Päckchen Tee, drei Bonbons und zwei Suppenlöffel Kaffee.

Njuscha überreichte ihr ein Stück Küchenseife. «Sämtlich willkommene und nützliche Geschenke ... [Wir] sprachen nicht über Essen, Rationen, Brot, Dystrophie und so weiter, sondern über Bücher, Kreativität, Kunst – über die Dinge, die mir am Herzen liegen, für die ich lebe.» Im Sommer machte sie sich zu Spaziergängen auf, betrauerte die Schäden an ihren Lieblingsgebäuden und pflückte Klee und Butterblumen, die im hohen Gras am Rand der Bürgersteige wuchsen. Das Unkraut gab ihr das Gefühl, auf «freier Erde, irgendwo auf einem Feld» unterwegs zu sein. «Diese bescheidenen Blumen, so zart und vergänglich, erfüllen meine Seele mit Frieden und Glück.»

Sie flüchtete sich nicht mehr in die Tagebücher ihrer Kindheit, mit den Notizen über Italienreisen zur Jahrhundertwende und Aquarellskizzen von Lugano und dem Simplonpass. Ihre neuen Aufzeichnungen schrieb sie an ruhigen Tagen im Krankenhausgarten, zwischen Splittergräben und Gemüsebeeten, oder während der Luftangriffe im fensterlosen Badezimmer auf einem über dem

Waschbecken liegenden Brett. Während des Sperrfeuers in einer heissen Nacht Ende Juli rief eine Freundin an, um sich zu erkundigen, ob alles in Ordnung sei:

Durch das Pfeifen und Donnern der Granaten hindurch rief ich: «Wir sind noch hier! Wir sind noch hier!» Und da mir einfiel, dass sie im Ausland gewesen war, fragte ich: «Meine Güte, wie heissen denn die Blumen, die ganz oben im Schnee wachsen, in den Alpen? Ich versuche schon den ganzen Tag, mich daran zu erinnern!» «Alpenveilchen!» «Ach ja, Alpenveilchen!»

Ein paar Tage später kamen Njuscha und sie knapp davon, als ein Geschoss zwei Zimmer weiter das Dach durchbohrte und bis ins Parterre hinunter stürzte. Danach suchten sie bei Luftangriffen einen Schutzkeller auf, zogen jedoch nicht fort.

Das Artilleriefeuer behinderte auch die Arbeit in der Sudomech-Werft. Am 18. April schlugen 31 Granaten in Wassili Tschekrisows Werkstatt ein, die daraufhin verlegt werden musste. «Meine Mädchen waren dort, als es begann», notierte er beifällig, «aber bevor sie hinausgingen, schlossen sie ab. Gut gemacht... Am Abend betätigten sich alle als Glaser und vernagelten die Fenster mit Sperrholz.»¹⁶ Wenn er sich nicht Bombenschäden widmen musste, verbrachte er einen grossen Teil seiner Zeit damit, für das Personal mit der Bürokratie zu kämpfen:

Eine interessante Tatsache. Ein Mädchen kam aus dem Krankenhaus und ging zu ihrem Wohnheim. Es war verlegt worden. Niemand wusste, wohin. Kein Besitz, kein Geld, keine Karten. Der Bezirkssowjet schickte sie zu uns. Es wird sechs Tage dauern, die Sache abzuwickeln. In der letzten Nacht schlief sie draussen auf einem Hof. Heute ist Sonntag, deshalb können wir sie nicht registrieren, und ohne Registrierung dürfen wir ihr keinen Platz in unserem Wohnheim geben. Und

sie kann keine neuen Karten bekommen ... Ich beschloss, sie zu den Kleingartenorganisatoren zu schicken, aber auch dort erhält sie bis Dienstag keine Karten. Ohne Lebensmittelkarten wird sie hungern und in drei Tagen wieder im Krankenhaus sein ... Also habe ich mit der Kantine abgesprochen, dass sie dort heute und morgen gepflegt wird, doch wird man es tatsächlich tun? Das ist ein Beispiel für die Arbeit, die mich seit zehn Tagen in Anspruch nimmt. Überall herrscht Mangel an Arbeitskräften, und diejenigen, die wir haben, setzen wir unproduktiv ein.¹⁷

Abgesehen von diesen Alltagsproblemen beschäftigte Tschekrisow sich auch weiterhin mit der virtuellen Realität der Parteipolitik. Auf einer Versammlung im Juli inszenierte die Parteiorganisation der Fabrik eine Säuberung im kleinen Massstab. Ein Mann wurde zum Tode verurteilt, und sieben erhielten lange Gefängnisstrafen. Man hatte ihnen vorgeworfen, bei Lebensmitteldiebstählen mit der Führung der Werft konspiriert sowie «Vorbereitungen zum Empfang der Deutschen» getroffen zu haben. Obwohl Tschekrisow selbst in den dreissiger Jahren zu Unrecht aus der Partei ausgeschlossen worden war, scheint er keine Zweifel an der letzteren Anklage gehabt zu haben, denn er fragt in seinem Tagebuch: «Wie konnte dem Partorg so etwas entgehen?»

Auch in anderen Einrichtungen setzten sich die Repressionen fort. Jakow Babuschkin, der lebhafte und freimütige Radioproduzent, der die Schostakowitsch-Premiere organisiert hatte, wurde im April vom Rundfunkhaus entlassen, womit er seine Freistellung von der Wehrpflicht verlor. Er fiel im Juni an der Front.¹⁸ In dem zum Lazarett umgewandelten Hotel Jewropa wurde Marina Jeruchmanowa, die Zwanzigjährige, die den Massentod als Pflegerin überlebt hatte, als Zeugin in einer Verhandlung gegen den Verwaltungschef vorgeladen, einen Mann, den das Personal wegen seiner Fairness, Offenheit und seines Charmes bewunderte. Nur von Marina

verteidigt – die naiverweise angenommen hatte, dass auch andere für ihn eintreten würden –, wurde er wegen «konterrevolutionärer Tätigkeit» nach Artikel 58 der Strafgesetzgebung für schuldig befunden – «dazu nach endlosen anderen Ziffern und Buchstaben. Das ganze Alphabet schien nicht auszureichen, um seine Verbrechen aufzuzählen.» Marina – fassungslos beim Anblick ihres unrasierten, gürtellosen und zutiefst resignierten Chefs – wurde zusammen mit ihrer Mutter und Schwester hinausgeworfen.¹⁹

Nach dem partiellen Durchbruch vom Januar 1943 kam es im Norden Russlands mehrere Monate lang kaum zu ernsthaften Kämpfen. Ein vorzeitig einsetzendes Frühjahrstauwetter störte die Truppenbewegungen, und mit Ausnahme eines weiteren erfolglosen Versuchs im Juli, den Landkorridor zum «Festland» zu erweitern, wandte sich die Aufmerksamkeit dem Zentrum und Süden zu, wo sich die grossen Gegenoffensiven der Roten Armee nach der Schlacht von Stalingrad beschleunigten. Rostow am Don wurde im Februar befreit; Charkow war, nach mächtigen Panzerschlachten im Juli bei Kursk, Ende August an der Reihe. Am 3. September erhielt Stalin endlich seine zweite Front, als die Alliierten in Italien landeten.

Ausserhalb Leningrads folgte das Leben im Schützengraben unterdessen einer stillen Routine. Südlich der Kirow-Werke wurden Besucher von den Soldaten mit hausgemachtem Sauerkraut und Salzgurken bewirtet. Am Wolchow schlief der Artillerist Wassili Tschurkin ausgiebig, pflückte wilde Himbeeren, schaute zu, wie sein General morgens mit Hanteln trainierte, und schrieb sein Tagebuch an einem Schreibtisch, auf dem eine Petroleumlampe, ein Tintenfass, ein Federkasten und ein Glas mit Wildblumen standen. Anderswo benutzten Soldaten Dynamit, um Brachsen und Hechte zu fangen, stellten Selbstgebrannten her, verwendeten angebundene Gänse als Wachtposten und schnitzten Messer aus den Plexiglas-

scheiben abgeschossener Flugzeuge. Auf der anderen Seite des Niemandslandes verbrachte Fritz Hockenjos seine Zeit damit, Vögel zu beobachten (der Soldat, der ihm von der ersten Lerche berichtete, wurde mit einem Schnaps belohnt), Fotos zu machen (Lieblingss motive waren Kirchenruinen und verkohlte Bäume, die sich vor dramatischen Sonnenuntergängen abzeichneten) und eine streunende Katze zu sich zu nehmen, die er Minka nannte und die auf einem zusammengerollten Mantel neben seinem Kopf schlafen durfte. Seine Männer stellten komische Schilder auf – «Berlin 1'400 km, Leningrad 3 km»; «Kein Trinkwasser», wenn ihre Schützengraben überflutet wurden – und gaben den geschützten Ecken, in denen sie Karten spielten, die Namen schwäbischer Kneipen, etwa «Am Wilden Mann» und «Am Alten Fritz». Nur durch ein paar hundert Meter mit Stacheldraht durchsetzten Schlamms getrennt, entwickelten die beiden Seiten eine gewisse Intimität: Sie begafften die Mädchen, welche die Unterstände der jeweils anderen Seite besuchten, scherzten miteinander – «Ihr gebt uns einen eurer Usbeken, und wir geben euch einen unserer Rumänen» – und trafen unausgesprochene Vereinbarungen darüber, wann und wo geschossen wurde. «Eines Nachts sind die Russen überall im Niemandsland, und wir warten vor dem Draht darauf, sie gefangen zu nehmen», bemerkte Hockenjos, «und dann wechseln wir die Rollen in der nächsten Nacht.»²⁰ Er schrieb die Melodie von «Kaiinka», vermutlich dem Gesang russischer Soldaten nachempfunden, säuberlich auf die Rückseite eines Blattes mit Entfernungsmessdaten.

Im September 1943, als die Wehrmacht bereits überall in der Mitte und im Süden des Landes zurückwich, begannen Hitlers Generale, auch den Rückzug von Leningrad zu befürworten. Da Panzer und Geschütze vorwiegend für die Verteidigung von Minsk und Kiew eingesetzt wurden, hegten sie keine Hoffnung mehr, eine volle Blockade wiederherzustellen, und die nördlichen Heere waren durch den Rückmarsch im Süden gefährlich entblösst, zumal eine

wachsende Zahl von Partisanen nun regelmässig Eisenbahngleise und Nachschubkonvois, wenn diese von den Hauptstrassen abwichen, in die Luft sprengte. (Der Chef der regionalen Partisanenorganisation behauptete in einer Meldung an Stalin vom 25. September, seine etwas über fünftausend Mann hätten 673 Strassen- und Eisenbahnbrücken gesprengt, 7'992 Güter- und Flachbettwaggons zerstört sowie 220 Lagerhäuser, 2'307 Lastwagen und Pkws, 91 Flugzeuge und 152 Panzer verbrannt. «Die Partisanen haben mich wieder durchgelassen», schrieb Hockenjos sarkastisch nach seiner Rückkehr von einem kurzen Krankenhausaufenthalt in Narwa.²¹) In sowjetischen Geheimdienstmeldungen wurde festgehalten, dass sich Zweifel in den unteren deutschen Rängen breitmachte. «Wir sollten unsere Zeit nicht auf diese Sumpflandschaft verschwenden», erklärte ein gefangener deutscher Soldat seinen Vernehmern. «Sie sollten uns die Ukraine verteidigen lassen.»²² Ein Deserteur aus der deutschen Garnison in Nowgorod behauptete, seine Offiziere widmeten ihre ganze Zeit dem Alkohol und dem Glücksspiel, während die einfachen Soldaten ihr Vertrauen in «eine Vernichtungswaffe» setzten, «die bislang ein grosses Geheimnis ist». Er selbst habe beschlossen, die Seiten zu wechseln, bevor er getötet werde.²³ Ein Dritter gab zu Protokoll, er habe seine Nachrichten immer von dem Koch in seiner Feldküche bezogen, «aber nun weiss er nicht mehr als wir. Wenn wir nicht über die Ereignisse an der Front unterrichtet werden, dann deshalb, weil es nicht so gut läuft. Russland ist zu gross, um von uns besiegt zu werden.»²⁴

Obwohl Hitler den Finnen (die nun diplomatische Fühler nach Amerika ausstreckten) keinen Vorwand bieten wollte, sich wegen der Aufgabe Leningrads aus dem Krieg zurückzuziehen, liess er sich teilweise überzeugen und gestattete dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, Georg von Küchler, die Errichtung einer neuen defensiven «Pantherlinie» hinter der Narwa sowie dem Peipus- und dem Pskower See. Fünfzigtausend Arbeiter, hauptsächlich aus der

örtlichen Bevölkerung herangezogen, errichteten sechstausend Bunker, verlegten zweihundert Kilometer Stacheldraht und gruben Schützengräben und Panzerfallen von vierzig Kilometer Länge. Die Linien der Heeresgruppe Nord verkürzten sich um ein Viertel, wobei sich eine Viertelmillion sowjetischer Zivilisten dem Rückzug anschloss – manche freiwillig, andere unter Zwang, damit sie nicht von der vorrückenden Roten Armee rekrutiert werden konnten (eine Bäuerin, bei der Hockenjos kurzfristig einquartiert war, packte geschwind ihre Sachen, was seiner Meinung nach nicht unbedingt ein Kompliment für die Deutschen war, sondern nur anzeigte, dass sie noch grössere Angst vor den Bolschewiki hatte). Doch der Ring um Leningrad blieb so straff wie immer. Von Puschkin und den Pulkowo-Höhen aus wurde die Bombardierung der Stadt mit sinnloser Bosheit fortgesetzt. Die Opfer (zum Beispiel wurden im Dezember zwei Studentinnen im Erisman-Krankenhaus getötet) waren umso grausamer, als das Ende der Belagerung so offenkundig bevorstand.

Im späten September eroberte die Rote Armee Smolensk zurück, und am 6. November, nachdem sie den Dnepr geschickt und unbeobachtet überquert hatte, befreite sie Kiew gerade rechtzeitig zum Tag der Revolution. Im Norden waren General Goworows Pläne für die Befreiung Leningrads nun fast abgeschlossen. Die Offensive sollte drei Spitzen haben: eine östliche, die vom Oranienbaumer Kessel in Richtung Peterhof und Urizk vorstossen sollte und in die heimlich 52'000 Soldaten eingerückt waren, – eine südliche von der Stadt selbst nach Puschkin und Pulkowo; eine westliche von Wolchow in Richtung Nowgorod. Infolge von Schdanows Bitten wurden zusätzlich 21'600 Geschütze, 1'475 Panzer, 1'500 Katjuscha-Mehrfachraketenwerfer und 1'500 Flugzeuge bereitgestellt. Mit fast zweimal so vielen Männern wie die Heeresgruppe Nord (1,24 Millionen, verglichen mit Küchlers 741'000), mehr als doppelt so vielen Geschützen und über viermal mehr Panzern und Flugzeugen

hatte Goworow nun zahlenmässig eine überwältigende Überlegenheit. Die Lufthoheit war so umfassend, dass sich Lastwagenfahrer der Roten Armee nachts nicht mehr die Mühe machten, ihre Scheinwerfer abzublenden.

Der Angriff begann am Morgen des 14. Januar 1944 mit einem gewaltigen Beschuss aus Oranienbaum. Im dichten Nebel wurden in einer Stunde und fünf Minuten 104'000 Granaten abgefeuert. «Wir können meinen Urlaub vergessen», schrieb ein deutscher Offizier seiner Frau an jenem Abend. «Hier brodeln eine Schlacht, die alles Bisherige übertrifft. Die Russen rücken an drei Seiten vor. Wir machen die Hölle durch. Ich kann es nicht beschreiben. Wenn ich überlebe, erzähle ich dir später davon. Im Moment kann ich nur eines sagen: Wünsch mir Glück.»²⁵ Am nächsten Morgen folgte eine Attacke mit 220'000 Geschossen auf Pulkowo, die eine Stunde und vierzig Minuten andauerte. Das Sperrfeuer und seine Erwiderng verblüfften die Leningrader, liessen den Verputz von den Decken bröckeln, Lampen hin und her schaukeln und eine der Werkhallen in Tschekrisows Werft zusammenbrechen. Die Menschen, in Unterständen und Treppenhäusern zusammengedrängt, beteten darum, dass dies wirklich das Ende sein würde. «Ich setzte mich zu Mama aufs Bett», schrieb Olga Freudenberg am 17. Januar:

Ein schrecklicher Donnerschlag, eine Detonation. Ich schaute auf die Uhr, um die Intervalle zu verfolgen. Plötzlich erneut ein Donnerschlag, alles erschütternd, bereits ohne Detonation. Nebenan! Dann ein Donnerschlag wie ein Erdbeben. Das waren wir. Ich sah um mich, was nun wo geschah, – im gleichen Augenblick fielen sämtliche Fensterscheiben heraus. Und die Januarkälte brach ins Zimmer herein.

Übernatürliche Kräfte wurden in mir wach. Ich packte den Pelzmantel, hüllte Mama hinein, zog das schwere Bett in den Flur, schob es in mein Zimmer. Dort war ein Fenster heil geblieben, das andere dichtete ich mit Stofflappen ab.²⁶

Anna Ostroumowa-Lebedewa verbrachte den 18. und 19. Januar ausschliesslich im Badezimmer und versuchte, dem Pfeifen und Krachen ausserhalb des Gebäudes standzuhalten. «Ich muss zugeben, dass der Beschuss meine Gedanken völlig aus der Bahn geraten lässt. In meinem Kopf verdreht sich alles zu einem straffen Knoten. Niemand kann sich an so etwas gewöhnen. Unkontrollierbares Zittern überkommt mich, mein Herz zieht sich zusammen. In jeder Sekunde rechnest du mit der Granate, die dein Leben beenden wird.» An jenem Abend liessen die Nachrichten sie vor Freude weinen: Peterhof, Krasnoje Selo, Rapscha und achtzig Dörfer am Wolchow waren befreit.

Vera Inber, die wie gewöhnlich versuchte, in ihrem Zimmer im Erisman-Krankenhaus zu arbeiten («Lieber Gott, welch ein Getöse!»), beobachtete, wie Busse des Roten Kreuzes zu den Bahnhöfen fuhren und verwundete Soldaten abholten. Wie viele, überlegte sie, mochten in sämtlichen Krankenhäusern der Stadt sein? Undenkbar, dass ihr Opfer umsonst gewesen war. Am Morgen des 22. Januar – an dem Sonntag, nachdem Mga befreit worden und von Kuchler zur Wolfsschanze geflogen war, um die Genehmigung zur Aufgabe von Puschkin und Sluzk zu erbitten – wurde sie vom Schriftstellerverband angerufen und aufgefordert, eine Stunde später eine Pressereise durch das gerade befreite Peterhof anzutreten. Während der Fahrt durchquerte die Gruppe die gerade verlassenen Schlachtfelder. An den Strassenseiten waren manche Dörfer nur noch als Geröllwälle zu erkennen, – die Felder, durchzogen von Schützengräben und aufgewühlt von Artilleriefeuer, waren so braun, als hätte man sie gerade gepflügt. Pioniere arbeiteten mit ihren Hunden an einem Graben; entschärfte Granaten, gerippt und silbern wie gefangene Fische, lagen in Reihen auf den Grasstreifen. Der Ort Peterhof war nicht wiederzuerkennen, eine «seltsame, weisse, mondähnliche» Landschaft mit den sonderbar geformten Bruchstücken einer Ziegelmauer und einer zertrümmerten Kirche. Rastrellis grosser Barockpalast war völlig ausgebrannt – «so weit

zerstört», nahm Inber sofort an, «dass keine Menschenkräfte imstande sind, ihn wiederherzustellen». Auf der Heimfahrt im Dunkeln bemerkten sie im Licht eines brennenden Hauses eine Kolonne von Kriegsgefangenen. Diese schmutzigen und unrasierten Männer waren die ersten Deutschen, die sie während des ganzen Krieges zu Gesicht bekam.

Um 20 Uhr am 27. Januar 1944 – vier Tage nach dem Einschlag des letzten deutschen Geschosses in Leningrad – erreichte Inber nach einer Parteiversammlung den alten, als Marsfeld bekannten Exerzierplatz am Fluss gerade noch rechtzeitig zum offiziellen Siegesgallut. Parks, Brücken und Uferdämme waren voll von Menschen, Panzern und Militärmotorrädern. Von den Werften im Westen bis zum Smolny im Osten feuerten 324 Kanonen 24 Salven ab; Flammen schossen aus ihren Mündungen «wie Höllenfeuer auf alten Bildern». Leuchtsignale erstrahlten über der Newa, und ihr Scharlachrot, Grün, Blau und Weiss spiegelte sich auf dem Eis und in der Menge der zum Himmel schauenden Gesichter wider. Ein Scheinwerfer richtete sich auf den vergoldeten Engel an der Spitze des Peter-und-Paul-Turmes; der Strahl war so hell und scharf, dass er wie eine massive Brücke hinauf zum Firmament wirkte. «Das grösste Ereignis im Leben Leningrads», schrieb Inber am selben Abend in ihr Tagebuch. «Seine vollständige Befreiung von der Blockade.» Und obwohl sie von Beruf Schriftstellerin war, fehlten ihr die Worte. Sie stellte schlicht fest, dass Leningrad frei war.²⁷

TEIL V
NACHWIRKUNGEN

Selten besuche ich die Erinnerung,
Und sie überrascht mich stets.
Wenn ich mit einer Lampe in den Keller steige,
Scheint mir, dass wieder ein Erdbeben
Über die schmalen Stufen poltert.
Die Lampe räuchert, ich kann nicht umkehren,
Und ich weiss, dass ich mich dem Feind nähere.

Anna Achmatowa, 1940

Heimkehr

Das Ende, wie das Ende aller grossen Konflikte, hinterliess eine enorme Stille – die Stille verstummter Sirenen und Geschütze, der nie wiederkehrenden Vermissten und Toten, des unausgedrückten Kummers und Entsetzens, der gefälschten oder unausgesprochenen Fakten. Zugleich brachte das Ende neue Anfänge mit sich: militärisch gesehen, den Beginn des grossen sowjetischen Vorstosses nach Berlin; in privater Hinsicht den der Anerkennung von Verlusten und des Neuaufbaus des eigenen Lebens, – öffentlich betrachtet, den der Neubevölkerung und Reparatur einer leeren und beschädigten Stadt; politisch gesehen, den Anfang einer neuen Serie von Repressionen.

Das Ende der Belagerung bedeutete noch nicht das Ende der Kämpfe. Die Rote Armee brauchte zwar nur drei Wochen, um Küchlers 16. und 18. Armee zurück zur estnischen Grenze zu drängen, doch es dauerte noch bis Juli 1944, bis sie die Pantherlinie durchbrach und die Deutschen aus der Grenzzitadelle Narwa vertrieb. Der Widerstand der Wehrmacht forderte eine hohe Zahl an militärischen Todesopfern, die jener der ersten Kriegsmonate entsprach. Einer der Gefallenen war Wassili Tschurkins siebzehnjähriger Sohn Tolja. In seiner Freizeit suchte Tschurkin nach Toljas Leiche, bis er einsah, dass «es Monate und Monate dauern würde, jeden Toten nur auf dieser kleinen Fläche umzudrehen. Sie waren überall – an beiden Strassenseiten, im Wald, auf Lichtungen. Der Brückenkopf Narwa verschlang eine Division nach der anderen.»¹

In den sechs Monaten seit dem Beginn der Offensive zur Befreiung Leningrads wurden über 150'000 Sowjetsoldaten getötet, gefangen genommen oder gingen verschollen – oftmals durch die gleichen ungeschickten Infanterieangriffe, die zwei Jahre zuvor so viele Leben gekostet hatten? Hockenjos, der nach einem Weihnachtsurlaub zu seinen Männern in Gattschina zurückkehrte, schrieb: «Immer wieder muss ich mir von ihnen berichten lassen, wie sie die Russen stets von Neuem zusammenschossen und zurückschlugen – die Leningrader Garde, die in unübersehbaren, dicken Haufen mit wehenden roten Fahnen angriff.» Er fragte sich: «Ist das nun russische Sturheit, wenn am hellen Tag 50 Mann aus dem Waldrand herauskommen und durch den Schnee über die freie Fläche auf uns zu stapfen, oder ist es die eiskalte Teufelei eines Kommissars, der irgendwo am Waldrand sitzt und eine Kompanie gegen unsere Stellung treibt, vielleicht nur, um den Einsatz unserer schweren Waffen und die Stärke unserer Abwehr feststellen zu können? Jedenfalls waren es nicht mehr viele, die noch zurückkriechen konnten. Wir schossen sie in aller Ruhe mit unsern Gewehren ab, ohne die schweren Waffen zu bemühen.»³

Kommissar oder nicht, die Rote Armee rückte vor, und die Wehrmacht wich zurück, wobei sie nur verbrannte Erde hinterliess. (Hockenjos kommentierte verärgert: «... ich könnte die Kerle von den Brandkommandos niederknallen, die da wie die Teufel mit ihren brennenden Strohwischen von Haus zu Haus laufen. Natürlich tun sie es auf Befehl, aber sie haben sichtlich ihren Spass daran!»⁴) Passenderweise fand die Heeresgruppe Nord, gefangen auf der lettischen Halbinsel Kurland, ihr Ende ebenfalls durch eine Belagerung. Unfähig zu dem Eingeständnis, dass der Krieg gegen den Bolschewismus verloren war, liess Hitler die Evakuierung auf dem Seeweg erst im Januar 1945 zu, als die Rote Armee bereits in Deutschland einzog. Mehr als 200'000 deutsche Soldaten befanden sich am Tag des Sieges – für Russen der 9., nicht der 8. Mai – noch

auf der Halbinsel, als sie vor General Goworow kapitulieren mussten. Ein separater sowjetischer Vorstoss nach Norden über die Karelische Landenge, geführt von Merezkow, endete mit dem finnischen Waffenstillstand vom 19. September 1944. (Tschurkin, der, wie er fand, in einem erstaunlich gepflegten finnischen Bauernhaus untergebracht war, beobachtete, wie General Mannerheims Maschine, begleitet von drei sowjetischen Kampfflugzeugen, nach Berlin flog.) Die Grenze wurde wieder so gezogen wie nach dem Ende des Winterkriegs, womit Finnlands zweite Stadt Wiipuri (das heutige Wyborg) bei Russland blieb – und dort ist sie, bezaubernd, doch schmählich vernachlässigt, noch heute.

Zum Zeitpunkt der Befreiung von Leningrad lebte die mittlerweile zwölfjährige Irina Bogdanowa immer noch in ihrem Kinderheim in der Gegend von Jaroslawl. Die Bekanntgabe wurde, wie sie sich erinnert, mit lautem Jubel begrüsst:

Wir warfen Kissen in die Luft. Dann, nach ein paar Minuten, begann jemand in einer Ecke des Schlafsaals zu weinen. Darauf in einer anderen Ecke ein weiteres Kind, bis wir alle weinten. Und keiner von uns wollte sein Frühstück haben und auch kein Mittagessen. Erst zum Abendessen gelang es den Lehrerinnen, uns in den Speisesaal zu locken. Plötzlich hatten wir begriffen, dass niemand auf uns wartete. Im Kinderheim hatten wir nicht darüber nachgedacht, sondern nur das Ende des Krieges ersehnt. Erst nach dem Sieg mussten wir wieder mit dem Leben – mit allem, was wir verloren hatten – fertig werden.⁵

Olga Gretschina, die ihre letzten Monate in der Schule Nr. 43 ableistete, feierte zusammen mit ihren Kolleginnen:

Das Personal kam am Abend zusammen, statt wie üblich in separaten Ecken zu essen. Wodka wurde hervorgeholt; wir sangen, weinten, lachten, aber trotzdem empfanden wir Trauer – die Verluste waren ein-

fach zu hoch. Ein grosses Werk war abgeschlossen, unmögliche Taten waren vollbracht worden. Wir alle spürten es ... Aber wir spürten auch Verwirrung. Wie sollten wir nun leben? Zu welchem Zweck?⁶

Olga Freudenberg trauerte um ihre Mutter. Sie lag, mit dem Gesicht zur Wand, stundenlang im Bett oder wanderte durch die Wohnung und räumte mechanisch auf:

Nun habe ich viel Zeit. Ich bin in sie hineingeworfen. Um mich herum – uferlose Zeit. Ich möchte sie begrenzen durch eine Aufgabe, sie ausfüllen durch Bewegung im Raum, aber sie lässt sich nicht verkürzen ... Erst spät abends verspüre ich eine gewisse Erleichterung: wieder ist ein Tag zu Ende. Getröstet gehe ich zu Bett und entschwinde für sieben Stunden aus der Zeit... Furchtbar die Morgenstunden im Bett, das erste Bewusstwerden nach der Nacht. Ich bin hier! Wieder die Zeit!⁷

Im Sommer 1944 kehrten viele Evakuierte zurück. Sie sorgten dafür, dass sich die Leningrader Bevölkerung innerhalb von zwölf Monaten mehr als verdoppelte. Auch brachten sie den Hauch Zentralasiens und der fernen russischen Landschaft mit. Ein Mädchen, das auf einer Kolchose in der südlichen Steppe gelebt hatte, vermisste es, mit ungesattelten Pferden hinaus auf die Weide zu reiten, und kletterte stattdessen auf die Dächer der Stadt – «nur fünf Etagen oder höher, und je steiler, desto besser». Eine Freundin von Vera Inber kam mit einem Spinnrad heim, das sie in Gang setzte, wenn sie nicht Beethovens Sonaten spielte.⁸ Ein Jahr später, im Sommer 1945, kehrten auch die Soldaten zurück. Aufgewachsen im Glauben an die Rückständigkeit des Kapitalismus, waren sie durch ihren Blick auf den deutschen Lebensstandard, sogar in Kriegszeiten, verblüfft worden. Warum, dachten viele, hatten die Deutschen die Mühe der Invasion auf sich genommen, obwohl sie doch schon so viel besaßen?

Als Letzte kamen die überlebenden Kriegsgefangenen nach Hause. Von den rund 4,5 Millionen Sowjetsoldaten, die während des Krieges in Gefangenschaft gerieten, waren am Ende noch etwa 1,8 Millionen am Leben ... Die Übrigen wurden ermordet (wenn sie Juden waren oder der Partei angehörten) oder fielen Hunger und Krankheit zum Opfer. Etliche starben auf Zwangsmärschen beim Zurückweichen der Wehrmacht in Richtung Westen. Sobald die Rote Armee ihre Lager erreichte, internierte sie die Überlebenden sofort neu und unterzog sie einer «Filtrierung». Standardfragen lauteten: «Warum hast du dich nicht erschossen, statt dich zu ergeben?», «Warum bist du nicht im Kriegsgefangenenlager gestorben?» und «Welche Aufträge hast du von der Gestapo und der Abwehr erhalten?». Die von den Alliierten Befreiten wurden ausserdem gefragt:

«Welche Aufgaben hast du vom anglo-amerikanischen Geheimdienst erhalten?» Lew Kopelew, ein Politruk, der wegen seiner Proteste gegen die Massenvergewaltigung deutscher und polnischer Frauen durch die Rote Armee verhaftet worden war, teilte sich eine Zelle mit zwei jungen Leningradern. Sie waren mit zwölf Jahren, als die Wehrmacht ihr Pionierlager bei Luga überrannte, gefangen genommen und als Sklavenarbeiter nach Deutschland geschickt worden. Dann sollten sie an der russischen Front als Spione eingesetzt werden, hatten jedoch sofort die russischen Linien überquert und sich der ersten Einheit der Roten Armee, auf die sie gestossen waren, ausgeliefert. Kopelew versicherte den Jungen, dass man sie bald nach Hause entlassen werde, doch in Wirklichkeit erfuhr er nichts über ihr weiteres Schicksal. Er selbst wurde wegen der üblichen «antisowjetischen Tätigkeit» verurteilt und bis 1954 in den Gulag geschickt.⁹

Familienzusammenführungen (für diejenigen, die das Glück hatten, sie zu erleben) waren oft schwierig. Kinder erkannten ihre Eltern nicht wieder, Eltern verstanden ihre Kinder nicht mehr, Ehegatten hatten sich geändert und waren einander fremd geworden.

Sogar die Stadt sah anders aus: mager und hart, hohläugig, mit Zahnlücken und Schrapnellnarben versehen. Hoherfreut, wieder daheim zu sein, wurde Anna Achmatowa am Bahnhof von ihrem Vorkriegsliebhaber, dem Pathologen Wladimir Garschin, empfangen. Sie hatten brieflich vereinbart zu heiraten, wobei Achmatowa seinen Namen übernehmen sollte. Nun stellte sie jedoch fest, dass er es sich anders überlegt hatte. Sie redete sich ein, Garschin habe den Verstand verloren («Der Mann, der mir/ Nun nichts bedeutet... Wandert wie ein Geist durch die Randbezirke / Die Seitenstrassen und Hinterhöfe des Lebens»), doch in Wirklichkeit hatte er sich einfach nur in eine Arztkollegin verliebt. Die gedemütigte Achmatowa strich alle an ihn gerichteten Widmungen aus ihren Gedichten und zog wieder in ihr altes Zimmer neben dem von Nikolai Punin im Anbau des Scheremetjew-Palasts. Die Fenster wurden dank Olga Berggolz repariert, die ihre Beziehungen zu einem Aufseher in der Öffentlichen Bibliothek spielen liess. Nachdem Berggolz den Mann über Achmatowas Bedeutung informiert hatte, entgegnete er, sie solle seine Intelligenz nicht unterschätzen: «Ich bin gebildet!» Danach entfernte er das für die Reparatur erforderliche Glas – «Ich glaube, sie werden uns vergeben» – von mehreren eingerahmten Drucken grosser Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts.

Tschurkin, dessen beide Söhne an der Front gefallen waren und dessen Frau verhungert war, hatte niemanden mehr, zu dem er heimkehren konnte. Freunde nahmen ihn bei sich auf, und es dauerte drei Tage, bis er es über sich brachte, seine eigene Wohnung aufzusuchen. Jemand hatte dort eingebrochen:

Ein schreckliches Durcheinander; die Diebe hatten alles auf den Kopf gestellt. Sämtliche Kleidungsstücke – Anzüge und Mäntel – und Wertgegenstände sind verschwunden. Was sie nicht interessierte, ist über den Fussboden verstreut ... Das Einzige, was ich an mich nahm, war unser Fotoalbum. Hier sind sie, meine Lieblinge, die scheidend zu mir auf-

schauen. Ich werde sie nie wiedersehen. Mein Schmerz liess mich in Tränen ausbrechen.¹⁰

Draussen in Jaroslawl erging es Irina Bogdanowa besser. Zwar hatte sie all ihre engeren Verwandten verloren, doch sie erinnerte sich an die Adresse von Freundinnen der Familie: vier unverheirateten Schwestern aristokratischer polnischer Herkunft, in deren mit Dachpappe gedecktem Häuschen in einer Datschensiedlung östlich von Leningrad sie einmal den Sommer verbracht hatte. Nach dem Empfang von Irinas Brief – mit kindlichen Buchstaben geschrieben und voll von höflichen Nachfragen nach der Gesundheit der Katze und des Hundes – reisten die beiden überlebenden Schwestern (die anderen waren verhungert) sofort nach Jaroslawl, nahmen Irina mit nach Hause und zogen sie wie ihr eigenes Kind auf. Heute bewahrt Irina das Andenken an die Schwestern in Form einiger Atelierfotos – entstanden um die vorletzte Jahrhundertwende und gedruckt auf einer goldumrandeten Platte – von hübschen jungen Frauen mit winziger Taille und dichtem, hochgebürstetem Haar. Ihre breiten weissen Hüte sind mit Taubenschwingen verziert.

Leningrad bedurfte natürlich auch der physischen Reparatur. Obwohl nicht annähernd so schwer beschädigt wie die dem Erdboden gleichgemachten Städte Charkow, Minsk oder Stalingrad – oder, laut Augenzeugenberichten, wie London –, war es während der Belagerung von über 150'000 schweren Artilleriegeschossen und mehr als 10'000 Bomben und Brandbomben getroffen worden.» Fenster, die nicht zerbrochen waren, Mauern ohne Risse und nicht tropfende Dächer gab es kaum noch. Die Eremitage, die während des Krieges wunderbarerweise nur zwei direkte Treffer zu verzeichnen hatte, reichte eine Rechnung für 65 Tonnen Mörtel, 100 Tonnen Zement, 6'000 Quadratmeter Glas, 80 Tonnen Alabaster und 6 Kilo Blattgold ein.

Während sich die Stadt wieder füllte, wuchs die Nachfrage nach unversehrten Wohnungen, und es kam zu immer schärferen Disputen zwischen zurückkehrenden Evakuierten und den neuen (legalen oder illegalen) Inhabern der einst geräumten Zimmer. In der Theorie erhielten frühere Soldaten sowie Zivilisten, die man individuell evakuiert hatte (also die politische und kulturelle Elite), ihre Vorkriegsunterkünfte automatisch zurück, während Zivilisten, die mit ihren Fabriken oder Institutionen aus der Stadt hinausbefördert worden waren (die breite Masse), keine Ansprüche geltend machen konnten. Doch in der Praxis mussten sogar die beiden ersten Kategorien häufig zu Bestechung und amtlicher Einflussnahme greifen, um sich ihr Recht zu verschaffen. Auch ein Gesetz, das die Rückgabe von zu Schleuderpreisen verkauften Wertsachen vorsah, wurde nicht angemessen realisiert, weshalb es nach dem Krieg nicht selten vorkam, dass jemand ein geliebtes Gemälde an der Wand eines Devisengeschäfts oder die Brosche seiner Mutter am Aufschlag einer Fremden sah.¹²

Die schlimmsten architektonischen Verluste betrafen die Sommerpaläste der Zaren. Eine der Ersten, die Pawlowsk – acht Tage nach seiner Befreiung – zu Gesicht bekam, war Anna Selenowa. Nachdem sie die Genehmigung (wenn auch kein Transportmittel) erhalten hatte, dort nach dem Rechten zu sehen, brach sie zu Fuss auf. Es sei kein einsamer Spaziergang gewesen, schrieb sie schadenfroh an einen evakuierten Kollegen, denn Krähenschwärme, die über all den nicht beerdigten deutschen Leichen kreisten, hätten ihr Gesellschaft geleistet. Ein Toter war an einen Zaun gelehnt worden, und man hatte einen Zettel an seiner Kleidung angebracht: «Wollte nach Leningrad marschieren. Hat es nicht geschafft.» Am Eingang zum Pawlowsker Park war die Mittelsäule des Doppeltors abgerissen worden – wahrscheinlich, dachte Selenowa, um Platz für die Panzer zu machen. Der Park selbst war mit Granattrichtern, Baumstümpfen, Schutzgräben und Schiessständen übersät. In einem Bun-

ker fand sie Gobelins, aus denen Hakenkreuze herausgeschnitten worden waren, in einem anderen mehrere Gemälde und einen Konzertflügel. Mit Intarsien versehene Türen hatten als Fussgängerbrücken über Gräben gedient, Mahagonischränke waren in Latrinen verwandelt worden. Der Palast selbst – die Deutschen hatten ihn, wie Peterhof, bei ihrer Abfahrt angezündet – brannte seit zehn Tagen:

Die Kuppel ist verschwunden, genau wie die Uhrtürme, und die Rossi-Bibliothek ist samt den Wänden niedergebrannt. Es gibt keinen rechten Flügel und keinen Thronsaal mehr, keine vergitterte Galerie über den Kolonnaden. Die Bildergalerie, die Kapelle, der ganze Palast existieren nicht mehr ... Schaut man durch die Fenster im Erdgeschoss, sieht man den Himmel, und man kann die Räume nur mit Hilfe der noch vorhandenen Verputzfragmente unterscheiden.

Im Innern fand Selenowa Sprüche an den Wänden, Überreste des Parkettfußbodens, die an ein halb fertiggestelltes Puzzle erinnerten, und Haufen leerer Weinflaschen. Verkohlte Balken qualmten noch, und geschmolzenes Blei tröpfelte von den Dachresten auf ihre Kamera. Die Statue von Zar Paul vor dem Haupteingang war zu einem Telegrafmast umfunktioniert worden, und man hatte seinen Zweispitz mit Kabeln umwickelt. («Ich bin so froh, dass Pawel [Paul] mit dem Rücken zum Palast steht.»)

Im demolierten Puschkin lagen der Katharinen- und der Alexanderpalast genauso in Trümmern – der Erstere teilweise auch deshalb, weil es der Roten Armee nicht gelungen war, zwei Zeitzunderbomben zu entschärfen; die zweite explodierte am 3. Februar, mehr als eine Woche nach der Befreiung: «Eine elende Schande – die Leute hätten in den ersten Stunden auf ihren Posten sein müssen», erwiderte Selenowas Kollege, als er die Nachricht erhielt.¹³ Noch jahrelang nach dem Krieg war es seine Aufgabe, Osteuropa

nach geplünderten Palastschätzen abzusuchen. Nie gefunden wurden zum Beispiel die Rokokopaneele des legendären Bernsteinzimmers im Katharinenpalast, das Friedrich Wilhelm von Preussen einst Peter dem Grossen zum Geschenk gemacht hatte. Die fein gearbeiteten Paneele, die man während der Evakuierung des Museums hinter falschen Wänden versteckt hatte, wurden rasch von den anrückenden Nationalsozialisten entdeckt, die sie in Kisten packten und nach Königsberg schickten. Sie wurden zuletzt im Königsberger Schloss gesehen, und niemand weiss, was danach mit ihnen geschah. Ungeachtet der Meinungen von Schatzjägern ist zu vermuten, dass sie durch ein Feuer zerstört wurden, welches ein paar Tage nachdem das Gebäude im April 1945 an die Rote Armee gefallen war, durch die Räume fegte.¹⁴

Die vorsätzliche Zerstörung der Paläste entfachte unter den Russen, wie der Journalist Alexander Werth schrieb, «eine so grosse Wut wie die schlimmsten deutschen Gräueltaten an Menschen». Wie die meisten vermutete er zunächst, die Bauten seien nicht restaurierbar. Oben auf der Grossen Kaskade von Peterhof stehend, soll der Sowjetvorsitzende Pjotr Popkow auf die geschwärzte Ruine gedeutet und erklärt haben: «Wir werden das nicht wieder aufbauen. Das ganze Gelände wird eingeebnet.»¹⁵ Andere befürworteten, die Ruine als Monument der nationalsozialistischen Brutalität unangetastet zu lassen oder sie durch eine Arbeitersiedlung zu ersetzen.

Die Entscheidung zum Wiederaufbau, die Stalin persönlich traf, stand im Einklang mit einer neuen öffentlichen Stimmung, welche die gesamte Sowjetunion bei Kriegsende erfasste. Zunächst sehnten sich alle schlicht nach einem leichteren, angenehmeren, «normalen» Leben. Olga Gretschina, die für ihren zweiten Studienbeginn verzweifelt nach einer ansehnlichen Garderobe suchte, verschaffte sich neue Stiefel, indem sie die Kufen von einem Paar Schlittschuhe abmontierte. Marina Jeruchmanowa adoptierte nach ihrer Entlas-

sung aus dem Jewropa einen streunenden Bernhardiner (die gleiche Rasse, die ihre Grosseltern bevorzugt hatten), den sie mit «Eskimo»-Eiskrem fütterte und auf dem Bürgersteig auf öffentliche Waagen hievte. (Er war, wie sie sich ausmalte, von siegreichen *tan-kisty* aus einem verlassenen deutschen Schloss gerettet worden.) Nikolai Rybkowski, der Apparatschik, der sich in der schlimmsten Zeit des Massentodes in einem Partei-Sanatorium an Schinken und Puter labte, freute sich auf den Tag, an dem er sich leisten konnte, ein Mädchen ins Mariinski-Theater einzuladen und in der Pause mit Kaffee und Kuchen zu bewirten. Wissenschaftler im Botanischen Garten stellten einen Wunschzettel mit sonnigen Ländern zusammen, in die sie Expeditionen zur Sammlung neuer Pflanzen entsenden wollten: Indien, Madagaskar, Java, Australien und Ceylon.¹⁶

Ausserdem sahen die Menschen ein, dass der Kommunismus nicht weichen würde. Vor dem Krieg war es noch möglich gewesen, das Regime als zeitweilig zu betrachten. Laut dem Konversationscode hatte man den Zarismus als «die friedliche Zeit» bezeichnet, womit die Möglichkeit einer Rückkehr zur natürlichen Ordnung angedeutet wurde. Nun geriet die Wendung aus der Mode. «Leningrad» hatte «Petersburg» für immer ersetzt. Allerdings wünschte man sich, dass dieser Kommunismus ein anderer sein würde. Nachdem die Bürger vier Jahre lang für ihr Land gekämpft, gearbeitet und gelitten hatten, glaubten sie, ein Recht darauf zu haben, dass ihre Regierung ihnen Vertrauen schenkte. Sie wünschten sich die üblichen Annehmlichkeiten des zivilisierten Lebens – Sicherheit, Komfort, Unterhaltung –, doch auch die Freiheit, ihre Meinung zu sagen, die Aussenwelt zu erforschen und nicht mehr nur zum Schein am öffentlichen Leben teilzunehmen. Bei den ersten Nachkriegswahlen zum Obersten Sowjet entwerteten viele Leningrader ihren Stimmzettel und kritzelten: «Wann schafft ihr die kommunistische Leibeigenschaft ab?», «Gebt uns Brot und veranstaltet dann Wahlen», «Nieder mit der Schwerarbeit in Fabriken und auf Kolchosen,

hoch mit der Freiheit des Wortes und der Presse.» Einige strichen sogar den Namen des Kandidaten durch und schrieben «Für Adolf Hitler». «Es ist demütigend», klagte ein Schauspieler an der Alexandrinka. «Man kommt sich vor wie ein Roboter, wie eine Schachfigur. Wie kann man wählen, wenn nur ein einziger Name auf der Liste steht?»¹⁷

Alexander Werth, der im September 1943 die Erlaubnis erhielt, für kurze Zeit aus Leningrad zu berichten, hatte die Sehnsucht nach dem Wandel gespürt. Auf einem Bankett des Schriftstellerverbands ihm zu Ehren wurden die üblichen Trinksprüche auf Churchill und Eden ausgebracht, doch dahinter entdeckte er «in noch höherem Masse als in Moskau ... ein wirkliches Streben nach künftigen engen Kontakten mit dem Westen. Man dachte an Häfen und Schiffe – Schiffe, die Passagiere hin und her beförderten sowie Waren und Bücher und Musik und Bilder und Grammofonaufnahmen.» Als Werth Popkow interviewte, fiel ihm auf, dass sich dieser als Leningrader «Bürgermeister», nicht als Vorsitzenden des Stadtsowjets bezeichnete, und beim Besuch eines Militärflugplatzes staunte er über die in der Offiziersmesse angehefteten Devisen, die nicht von Lenin stammten, sondern aus einem Etikettehandbuch des vorrevolutionären Corps des Pages («Vermeiden Sie es, zu gestikulieren und die Stimme zu heben», und: «Die Stärke eines Offiziers liegt nicht in impulsiven Akten, sondern in seiner unerschütterlichen Ruhe»). Sein Zimmermädchen im Hotel Astoria nahm dankbar eine Lucky Strike entgegen und schwelgte in Erinnerungen an die ägyptischen Tanagras, die sie im Dienst einer Fürstin Borghese geraucht hatte, sowie an die jährlichen Reisen nach Paris zum Kauf von Unterwäsche bei Paquin und Worth. An Werths letztem Abend führte man ihn zu einer ausverkauften Bühnenfassung von Frank Capras Komödie *Es geschah in einer Nacht*, komplett mit Showmelodien, einem Millionär, Detektiven und Gangstern – «alle bekleidet wie

,wirkliche' Amerikaner mit den grellsten blauen und purpurnen Anzügen». Überall hingen mehr Porträts von Schdanow als von Lenin und Stalin. Insgesamt hatte er den «seltsamen Eindruck, dass Leningrad sich ein wenig von der übrigen Sowjetunion unterschied». Der traditionelle Überlegenheitskomplex der Stadt sei durch das Wissen erhöht worden, dass sie ihren «eigenen Kampf», ohne Moskauer Hilfe, ausgefochten habe. Man höre sogar Gerüchte, dass Leningrad wieder zur Hauptstadt werden würde – wenn nicht der ganzen Sowjetunion, dann der Russischen Republik.¹⁸

Diese Hoffnungen – auf Komfort, einen gewissen Grad an politischem Pluralismus, auf Kontakt mit der Aussenwelt und eine spezielle Rolle für Leningrad – wurden nach dem Krieg fast völlig enttäuscht. Der Lebensstandard erhöhte sich tatsächlich, aber quälend langsam, und für die Leningrader, wie für die anderen Russen, brachten die ersten Jahre des Kalten Kriegs nur erneute Repressionen, die in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren einen Höhepunkt erreichten, bevor sie nach Stalins Tod im Jahr 1953 stark nachliessen.

Im Rückblick liegt auf der Hand, dass es nicht anders hätte sein können. Stalin, der nicht mehr durch den Krieg gezwungen war, die öffentliche Meinung zu beachten, und der aus der Geschichte wusste, dass siegreich aus Europa zurückkehrende Soldaten Revolten entfachen konnten, hatte nicht die Absicht, die Kontrolle zu lockern. Zwar verhaftete das Leningrader NKWD im Jahr 1944 weniger Personen wegen politischer Verbrechen als sonst (insgesamt 373), doch das lag nur daran, dass es sich darauf konzentrierte, angebliche Kollaborateure in den gerade befreiten Ortschaften der Umgebung aufzuspüren. 1945 stieg die Zahl der Verhaftungen wieder an.¹⁹ Auch die Zensur, die sich während des Krieges ein wenig entspannt hatte, wurde wieder strenger, besonders im Hinblick auf den Massentod von 1941/42. Im Tagebuch einer behinderten Zwanzigjährigen wird nicht nur der Hungertod ihres Schach spielenden

Vaters verzeichnet, sondern auch die Entdeckung von zerstückelten Leichen in der Wohnung eines benachbarten Musikers. Sie las die Schilderung ihren Freunden laut vor; einer von ihnen zeigte sie an, und sie wurde für sechs Jahre in den Gulag geschickt. Schliesslich hatten Geiger laut der offiziellen Version die Belagerung nicht damit verbracht, Kinder zu essen, sondern mit fingerlosen Handschuhen Schostakowitsch zu spielen.²⁰ Inber kritisierte Berggolz, weil diese weiterhin «traurige, altmodische» Dichtung vorlege, nur um festzustellen, dass ihre eigene Arbeit auf einer Sitzung des Schriftstellerverbands als «abstossend», «kindisch» und als «qualvoll zu lesen» verurteilt wurde.²¹ Im Rundfunkhaus befahl man dem Personal, Kriegsaufzeichnungen improvisierter Interviews mit gewöhnlichen Bürgern zu zerstören. Stattdessen verbargen die Angestellten die Filmrollen unter ihren Mänteln und nahmen sie mit nach Hause oder legten sie in Schachteln mit dem Etikett «Volksmusik» ab. Freudenberg, die den Auftrag erhielt (vom NKWD, wie sie zu ihrem Leidwesen entdeckte), Berichte von «Leningrader Heldinnen» zu sammeln, wurde in Richtung «Lieblingsthemen der Behörden» gewiesen. «Alles Lebendige, alles Echte war unzulässig ... Obwohl mir viel unglaublich Tragisches mündlich mitgeteilt wurde, wagte niemand, die Wahrheit niederzuschreiben.»²²

Die letzten Hoffnungen auf einen «Leningrader Frühling» wurden, sehr öffentlich und sehr bewusst, im Sommer 1946 durch Strafmassnahmen gegen die Intelligenzija zunichtegemacht. Eingeleitet von Stalin, wurde die Kampagne Schdanow – dies war eine implizite Kritik an seiner Leitung der Leningrader Partei – übertragen. Er war inzwischen nach Moskau zurückgekehrt und wurde weithin als Stalins Nachfolger gehandelt. Als Opfer wählte er Anna Achmatowa und den Satiriker Michail Soschtschenko, einerseits wegen ihrer Popularität («Ich wusste in dem Moment, als ein Mädchen auf mich zulief und auf die Knie fiel, dass ich zum Untergang

verdammt war», sagte Achmatowa nach einer triumphalen öffentlichen Poesielesung) und andererseits, weil sie den klugen, skeptischen, europhilen Leningrader Geist verkörperten. Wie der Schriftsteller Konstantin Simonow es in seinen Erinnerungen formulierte:

Ich glaube, der Angriff auf Achmatowa und Soschtschenko galt nicht ihnen speziell ... Stalin war immer misstrauisch gegenüber Leningrad – ein Gefühl, das er seit den zwanziger Jahren pflegte, ein Gefühl, dass man dort eine geistige Autonomie schaffen wollte ... Damals dachte ich: «Warum Achmatowa, die nicht emigriert war und während des Krieges so viele [Dichter-]Lesungen abhielt?»... Es war eine Methode, die Intelligenzija in die Schranken zu weisen, ihr zu zeigen, dass sie genauso klare Aufgaben hatte wie vor dem Krieg.²³

Der Schlag erfolgte am 15. August in Form einer Resolution des Zentralkomitees der Partei. Achmatowas Werk wurde als «leer und frivol... durchsetzt vom Geruch des Pessimismus und der Verwesung» abgestempelt, das von Soschtschenko als «verfaulter, vulgärer Unsinn», durch den die Sowjetjugend in die Irre geleitet werden könne. Beide liessen angeblich «hündische Untertänigkeit gegenüber der bourgeoisen Kultur des Westens» erkennen. Eine der beiden Leningrader Zeitschriften, die ihre Werke veröffentlicht hatten, wurde geschlossen, die andere einem Propagandisten des Zentralkomitees unterstellt. Eine Woche später flog Schdanow nach Leningrad, um die beiden Autoren in einer Rede vor dem Schriftstellerverband persönlich anzuprangern. Während die Bedeutung seiner Worte in das Bewusstsein des Publikums eindrang (er beschrieb Achmatowa als «halb Hure, halb Nonne» und Soschtschenko als «trivialen Kleinbürger ..., aus dem antisowjetisches Gift hervorquillt»), erstarrten die Zuhörer stumm und «gefroren», wie eines der Mitglieder es ausdrückte, «im Lauf der drei Stunden zu einem massiven weissen Brocken».²⁴ Eine Frau versuchte, den Saal zu verlassen, wurde jedoch daran gehindert und musste wieder in

einer der hinteren Reihen Platz nehmen. Niemand sonst protestierte, und ein Antrag, Achmatowa und Soschtschenko aus dem Verband auszuschliessen, wurde einstimmig angenommen. Die Versammlung endete um ein Uhr morgens, als die Schriftsteller schweigend die Stufen hinunterstiegen und in die warme Sommernacht hinaustraten. «Genauso schweigend», erinnerte sich eine Teilnehmerin, «gingen wir die gerade Strasse zum leeren Platz entlang und fuhren mit nächtlichen O-Bussen davon. Alles war unerwartet und unverständlich.»¹⁵ Achmatowa selbst schützte majestätische Verachtung vor und behauptete, nichts von der Resolution gewusst zu haben, bis sie den Text in einer verschmierten Zeitung sah, aus der sie gerade ein Stück Hering ausgewickelt hatte. Simonows Interpretation der Angelegenheit wird dadurch gestützt, dass man, trotz Schdanows grauenerregender Rede, weder Achmatowa noch Soschtschenko verhaftete, sondern sie stattdessen wieder zu ihrer Vorkriegsexistenz in Geheimhaltung und Armut verdamnte und sie erneut zwang, ihre Notizbücher zu verbrennen und mit Hilfe mutiger Freunde zu überleben. Eine der wenigen Mutigen, die Achmatowa nicht fallenliessen, war die viel jüngere Olga Berggolz, die dadurch ihre Mitgliedschaft im Vorstand des Schriftstellerverbands verlor.

Im August 1948 gestaltete sich die Kreml-Politik um, als Schdanow (ohne äussere Einwirkung) an einem Herzinfarkt starb. Malenkow und Berija schoben sich sofort in den Vordergrund, indem sie die nachdrücklich propagierten Massnahmen gegen die Leningrader Intelligenzija zu einer geheimen Säuberung von Schdanows Protégés im Kreml und in der gesamten Leningrader Partei ausweiteten.

Die sogenannte Leningrader Affäre begann im Februar 1948 mit der Entlassung nicht nur von Alexej Kusnezow, der Schdanow während des Krieges als Stellvertreter gedient hatte, ihm nach Moskau gefolgt war und die Aufsicht über das NKWD übernommen

hatte, sondern auch von «Bürgermeister» Popkow, der Erster Parteisekretär Leningrads geworden war, sowie von Nikolaj Wosnessenski, einem scharfsinnigen jungen Ökonomen, der es an Schdanows Rockzipfeln zum Chef der Staatlichen Plankommission gebracht hatte. «Das Politbüro meint», hiess es in einer Geheimresolution, dass die «Genossen Kusnezow ... und Popkow eine krankhafte, unbolschewistische Abweichung [vertreten] haben, die sich in demagogischen Annäherungen an die Leningrader Organisation, in unfairer Kritik am Zentralkomitee ... und in Versuchen äusserte, sich selbst als spezielle Beschützer der Interessen Leningrads zu präsentieren»?⁶

Obwohl «die Jagd begonnen hatte», wie Chruschtschow es später formulierte, verhaftete man die Leningrader nicht sogleich, und Wosnessenski wurde sogar noch zu einer von Stalins alkoholtriefenden Mitternachtssmahlzeiten eingeladen. Am 13. August bestellte Malenkow schliesslich Kusnezow, Popkow und drei andere in sein Büro und liess sie bei der Ankunft von seinem Leibwächter verhaften. Wosnessenski schrieb einen kriecherischen Brief an Stalin, in dem er um einen Posten flehte – «Ich habe den Grundsatz des Parteigeistes begriffen ... und bitte Sie, mir zu vertrauen» –, doch dies konnte ihm nicht helfen?⁷ Er wurde seinerseits am 27. Oktober verhaftet und zu Popkow und Kusnezow in ein von Malenkow eingerichtetes Sondergefängnis geschickt. Im September 1950 fand eine geschlossene Verhandlung im Gebäude des ehemaligen Offiziersclubs am Liteiny statt. Kusnezow weigerte sich, ein Geständnis abzulegen, und wurde auf der Stelle hingerichtet – laut Chruschtschow «auf grässliche Art, mit einem Haken im Nacken»?⁸ Wosnessenski könnte man ein wenig länger am Leben gelassen haben, denn es hiess, Stalin habe sich ein paar Monate nach der Verhandlung bei Malenkow erkundigt, was aus dem bekanntermassen arbeitssüchtigen Chef der Plankommission geworden sei, und schlug

vor, ihm einen Posten zu geben. Malenkov erwiderte, das sei unmöglich, denn Wosnessenski sei auf der Ladefläche eines Gefängnislastwagens erfroren.²⁹ Zwischen 1949 und 1951 wurden insgesamt 69 mit Leningrad verbundene Parteifunktionäre – sowie 145 ihrer Verwandten – hingerichtet, inhaftiert oder in die Verbannung geschickt. Am wenigstens Mitleid verdiente P.N. Kubatkin, der Leiter des Leningrader NKWD. Die üblichen nach seiner Verhaftung aufgenommenen Polizeifotos – von vorn und im Profil von rechts – zeigen ihn abgemagert und zerzaust, genau wie Tausende seiner Opfer während des Krieges.

Die «Leningrader Affäre», die unter hoher Geheimhaltung abgewickelt wurde, ist bis heute ziemlich rätselhaft. Die Vorwände dafür, die Stalin von Malenkov eingeflüstert worden sein sollen, besagten, Wosnessenski habe Produktionsziffern gefälscht. Zudem habe die Leningrader Partei ohne Moskauer Genehmigung eine Agrarhandelsmesse angesetzt. Doch in Wirklichkeit war die Affäre wohl eine Folge der Anspannung, die mit dem Kalten Krieg einherging – 1949 war das Jahr der Berliner Luftbrücke, der Gründung der NATO und der ersten sowjetischen Atombombe –, hinzu kam Stalins Furcht vor möglichen Rivalen. Vielleicht hatten ihn das Gerede über eine in Leningrad ansässige Russische Kommunistische Partei (im Gegensatz zur Allunionspartei) und der Freundschaftsbesuch einer Delegation aus Titos unabhängig gesonnenem Jugoslawien nervös gemacht.³⁰ Revisionisten halten dagegen, die Säuberung sei eine geschickte Machtdemonstration gewesen, die Stalins Souveränität untermauert und ein Gleichgewicht zwischen den Kreml-Fraktionen hergestellt habe. Überzeugender ist die konventionelle Ansicht, dass es sich schlicht um eine der letzten Zuckungen eines alternden, paranoiden Geistes handelte.

Parallel zur «Leningrader Affäre» erklärte Stalin, wiederum ermutigt von Malenkov und Berija, einen unionsweiten «Krieg gegen

den Kosmopolitismus». Die Nutzung traditioneller Werte in den Kriegsjahren – etwa die Rückkehr militärischer Dienstgrade und Rangabzeichen, die Benennung von Orden nach Suworow und Newski – schlug nun in eine boshaft antiwestliche Haltung um. Es war die Zeit der verrückten Pseudogenetik, des «städtischen» statt des «französischen» Brotes und der Prahlerei, dass Russen Radio, Flugzeug und Glühbirne erfunden hätten. Menschen mit Beziehungen ins Ausland oder jüdischen Familiennamen verschwanden täglich («Früher war es eine Lotterie», scherzte einer, «inzwischen ist es eine Schlange»),³¹ und an der Leningrader Universität kam das Personal erneut zusammen, um Kollegen des «Formalismus», des «bourgeoisien Subjektivismus» oder der «Verbeugung vor dem Westen» zu bezichtigen. «Sämtliche Professoren», schrieb Olga Freudenberg über ihre philologische Fakultät,

mussten sich schändlich blossstellen. Die einen, wie Schirmunski, machten das elegant und geschickt ... [Doch] Professor Tomaszewski, der bekannte Puschkin-Forscher, ein beherrschter Mann, noch nicht alt ..., sehr gelassen, mit einem zupackenden Verstand und ohne Sentiments – er trat nach der moralischen Exekution auf den Korridor der Akademie und fiel dort in Ohnmacht. Der Folklorist Asadowski, ein entkräfteter und herzkranker Mann, verlor mitten in der Sitzung das Bewusstsein und wurde hinausgetragen.

Nach einer Berechnung verloren bis 1951 so viele Juden in der Sowjetunion den Arbeitsplatz, dass sie nun weniger als vier Prozent aller höheren Regierungs-, Wirtschafts-, Medien- und Universitätsämter bekleideten – im Gegensatz zu zwölf Prozent im Jahr 1945.³² Das Opfer, das am meisten Aufmerksamkeit erregte, war Molotows luxusliebende dreiundfünfzigjährige Frau Polina, ehemals Volkskommissarin für Fischfang. Eine groteske Pseudoermittlung, bei der man ihr zionistische Spionage und Gruppensex vorwarf, endete

mit ihrer Scheidung von Molotow und einer fünfjährigen Lagerstrafe. Für diese hässliche Entwicklung fand Freudenberg ein ebenso hässliches neues Wort: *skloka*. «Schwer zu erklären, was das ist. Kleinliche, infame Feindschaft, Gruppenbildung und gegenseitiger Hass ... ausserdem Denunziation, Verleumdung, Bespitzelung, Ränkeschmiederei und geheime Absprachen ... Die «Skloka» ist das A und O unserer Politik. Die «Skloka» ist unsere Methodologie.»³³

Anna Achmatowa blieb zwar in Freiheit, doch man liess sie auf andere Weise leiden. Einer der vielen Tausend, die verhaftet wurden, war ihr siebenunddreissigjähriger Sohn Lew Gumiljow, der sich mit der Roten Armee bis nach Berlin durchgeschlagen hatte und kurz zuvor aus dem Militär entlassen worden war. Vor dem Krieg hatte er mehrere Jahre im Gulag verbracht, und nun verurteilte man ihn zu weiteren zehn Jahren. Trotz der Eingaben seiner Mutter und ihrer gehorsamen Auftragsarbeit (ein Zyklus patriotischer Gedichte mit dem Titel *Es lebe der Frieden*) geriet Lew erst durch Chruschtschows Generalamnestie von 1956 in Freiheit. Ebenfalls verhaftet wurde ihr Exmann Nikolai Punin, der nach dem Verschwinden von achtzehn Kollegen öffentlich geäussert hatte: «Wir haben die Tatareninvasion überlebt, und wir werden auch dies überleben.» Man bezichtigte ihn, «die reaktionäre Idee «Kunst um der Kunst willen» zu befürworten», und verbannte ihn auf die arktische Halbinsel Komi. Aus dem Lager schrieb er seiner Enkelin fröhliche Briefe über Sandburgen, Igel und Pilze, bevor er dort vier Jahre später im Alter von fünfundsechzig Jahren starb.³⁴

Im selben Jahr fand ein anderer alter Mann ein einsames Ende: Josef Stalin. Die Nachricht wurde mit einer Mischung aus verblüfftem Schweigen und heftiger, kathartischer Emotion aufgenommen. In Schulen stimmten Lehrer mit ihren Schülern Wehklagen an, – in Gemeinschaftswohnungen versuchten die Menschen, eine ernste Miene aufzusetzen, oder brachen in Tränen aus; in den Lagern drängten sich die Wächter nervös zusammen, Häftlinge dagegen ju-

belten und warfen ihre Mützen in die Luft. Hysterische Mengen folgten dem Trauerzug des grossen Diktators in Moskau, während in Leningrad ein Mann seinen Parteiausweis verlor, weil er sein Radio während der Grabreden zweimal abgestellt und seine Arbeit in aller Ruhe fortgesetzt hatte. «Wir wurden zweifach belagert», schrieb Lichatschow, «von innen und von aussen.»³⁵ Die «Belagerung von innen» war noch nicht vorbei, denn die Sowjetunion sollte, grau und repressiv, noch fast vierzig Jahre weiterexistieren. Aber sie würde nie wieder so zerstörerisch sein wie unter Stalin.

Der Keller der Erinnerung

Die Hauptgedenkstätte für die Belagerung Leningrads ist der Piskarjowskoje-Friedhof im Nordosten der Stadt, der durch Wohnsiedlungen und die geschäftige Ringstrasse geprägt wird. 1960 eröffnet, ist es nach Sowjetmassstäben ein recht bescheidener Komplex, der eindeutig eher der Trauer als der Feier des Sieges gewidmet ist. Die Massengräber – grosse, grasbedeckte Hügel, die man jeweils einem bestimmten Jahr zugewiesen hat (ein symbolischer Akt, denn die Bestattungen waren zeitlich nie so gut organisiert) – säumen eine lange Mittelallee. An einem Ende flackert eine Ewige Flamme, transparent im Sonnenschein, am anderen hebt sich die Statue einer Frau mit breiten Hüften und in einem langen Kleid vor den Wolken und dem Himmel ab. In das Fries hinter ihr sind die berühmten – unwahren – Worte von Berggolz eingemeisselt: «Niemand wird vergessen, nichts wird vergessen.»

Weiter entfernt von der Mittelallee setzen sich die Hügel im Schatten von Linden und Birken fort. Hier ist das Gras weniger kurz gemäht, und in den Senken breiten sich Butterblumen und Wiesenerbel aus. Ein Hügel hat ein Kaninchenloch an der Seite. Es gibt auch Einzelgräber – aus dem neunzehnten Jahrhundert, als dies noch ein gewöhnlicher Friedhof war, doch Aberhunderte davon gehören Soldaten, die in Leningrader Lazaretten starben. Ihre jungen Gesichter – attraktiv, mit abstehenden Ohren, sommersprossig, asiatisch, mit und ohne Brille – schauen in verschwommenem Schwarz und Weiss aus ovalen Keramikmedaillons hervor. Ein

Lautsprecher-System macht sich zischend bemerkbar: Beethovens Begräbnismarsch, dessen feierliche Akkorde durch die Brise und den langen Gebrauch verzerrt werden. Als er wieder verklingt, sind nur Vogelgesang und ferner Verkehrslärm zu hören.

Wie alle derartigen Stätten wird auch der Piskarjowskoje-Friedhof den Ansprüchen nicht gerecht. Statuen, Landschaftsgärtnerei, Dichtung – nichts davon kann das ausdrücken, was über eine Tragödie der Leningrader Dimension gesagt und empfunden werden sollte. Einem heutigen Besucher ist eine angemessene Reaktion vielleicht ohnehin unmöglich. Er kann sich nur die nötige Zeit nehmen, sich die Ereignisse vergegenwärtigen, seinen Respekt erweisen. Der Belagerung zu gedenken war für den sowjetischen – wie für den heutigen russischen – Staat problematisch. Bis zu Stalins Tod rückte die Belagerung in den Hintergrund, denn sie erinnerte auf peinliche Art an die katastrophalen ersten Stadien des Krieges. Kein Ehrenmal für die Verhungerten wurde errichtet, in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen erwähnte man sie, spielte ihre Zahl jedoch erheblich herunter, und Gesetze gegen die Bettelei hatten zur Folge, dass Tausende kriegsversehrter Soldaten von den Strassen verschwanden und fortan auf der alten Klosterinsel Walaam im fernen Norden des Ladogasees leben mussten. Die Massengräber wurden eingezäunt und von Nesseln und Dornensträuchern überwuchert.

Unter Chruschtschow beseitigte man einen Teil des Gestrüpps. Ausserdem liess er, nach einer lebhaften öffentlichen Debatte über eine geeignete Stätte, den Piskarjowskoje-Gedenkfriedhof anlegen und gestattete die Veröffentlichung von Dmitri Pawlows (für die damalige Zeit) freimütigem Bericht über die Lebensmittelversorgung während des Krieges. Das Dickicht wuchs dann allerdings in anderer Form unter Breschnew nach, der die Belagerung in seinen Kult um den Grossen Vaterländischen Krieg, gedacht als Ersatz für

den verblässenden Zauber des Marxismus-Leninismus, einbaute. In dieser Version rückte das Leid der Zivilbevölkerung wieder in den Vordergrund, doch in abstrakter, gleichsam sterilisierter Form. Die Extreme des Horrors wurden auf leicht zu verkräftende Symbole – Kälte, Dunkelheit, Kinderschlitzen, *burschuika* – verkürzt, und der herzerreissende moralische und gesellschaftliche Zusammenbruch geriet zu einer inspirierenden Erlösungsgeschichte. Die Leningrader seien selbstlose, disziplinierte Helden gewesen, die in ihrem Glauben an den Sieg nie geschwankt hätten. Wer in der Stadt überlebte, habe schon dadurch zu ihrer Verteidigung beigetragen, und wer an Hunger starb, habe den Tod edelmütig, in einer Art ekstatischer Trance, auf sich genommen. Aus diesem Märtyrertum sei ein gehärteter, geläuterter, ganz besonderer Menschenschlag hervorgegangen. Leningrader Jungen und Mädchen sollten, wie die extravaganteren Schönredner des Kultes forderten, nur einander heiraten.¹

Versuche, die Belagerungsgeschichte realistischer zu erzählen, trafen auf entschlossenen Widerstand. Als Harrison Salisbury seinen Klassiker *900 Tage* (der jedoch seinerseits romantisiert war, besonders in Bezug auf Woroschilow und Schdanow) im Jahr 1969 veröffentlichte, wurde das Buch nicht nur von der *Prawda*, in einem Artikel mit Schukows Namen als Verfasser, sondern auch von der westlichen Linken angegriffen.² Auf Russisch erschien es erst 1994, sechs Monate nach Salisburys Tod. Die bahnbrechende mündliche Überlieferung *Das Blockadebuch*, zusammengestellt von dem Historiker Ales Adamowitsch und dem Romanschriftsteller Daniil Granin, geriet bei der Erstveröffentlichung im Jahr 1979, trotz über sechzig Kürzungen durch die Zensoren, ebenfalls unter Beschuss. Der Knebel galt nicht nur für das Thema Belagerung, sondern für die partikularistische «Petersburger» Geschichtsschreibung im Allgemeinen. Schostakowitschs Gehilfe Solomon Wolkow, der in den

frühen siebziger Jahren versuchte, ein Buch über Leningrader Komponisten zu veröffentlichen, stand immer wieder vor diesem Problem: «Allein der Gedanke an eine Petersburger oder Leningrader Kultur wurde unterdrückt. «Was ist so speziell an dieser Kultur? Wir haben nur eine einzige Kultur – die sowjetische!»³

Die Schleusentore öffneten sich in den späten achtziger Jahren mit Gorbatschows Politik der Glasnost («Offenheit»), die dem Zusammenbruch des Kommunismus und der Sowjetunion vorausging. Mit einem Mal wurde es möglich, die Belagerung einer wirklichen Analyse zu unterziehen. Der Terror der Kriegszeit konnte zum ersten Mal offen kritisiert werden, ebenso wie die sinnlose Verschwendung der Volkswehr und die tragische Unzulänglichkeit der Evakuierungs- und Rationierungsprogramme. Zahlreiche unzensierte persönliche Darstellungen erschienen in Zeitungen und Zeitschriften. Ihre ungeschminkte Wiedergabe der Tatsachen und ihr häufig bitterer Tonfall entlarvten den breschnewschen Mythos von der allgemeinen Stabilität und Opferbereitschaft. Adamowitsch und Granin konnten ihr *Blockadebuch* durch prägnantere Tagebuchauszüge (zum Beispiel die Juri Rjabinkins, des von seiner Mutter zurückgelassenen Teenagers) sowie durch Material über Kannibalismus und die «Leningrader Affäre» ergänzen. Mehrere enthüllende Dokumentensammlungen gelangten an die Öffentlichkeit, später dann erstaunlicherweise sogar auch aus den Archiven des Föderalen Sicherheitsdienstes, der NKWD-Nachfolgeorganisation. Schdanows Ruf – bis dahin der eines weisen und beliebten Kriegsführers – erlitt schweren Schaden, und sein Name wurde von Schulen, Fabriken, einem Schlachtschiff und aus dem Namen des Schwarzmeerhafens Mariupol entfernt. Die bedeutendste Umbenennung war die von Leningrad selbst, das am 1. Oktober 1991, nach einer hart umkämpften Volksabstimmung, wieder zu St. Petersburg wurde.⁴

Immer noch wichtige Hüter der Belagerungsgeschichte sind die

an Zahl geringer werdenden *blokadniki*. Für sie ist die Belagerung kein historisches Ereignis, sondern eine gelebte, immer noch nachwirkende Erfahrung, und ihre Erinnerungen daran sind, wie Olga Gretschina es ausdrückt, «ein Minenfeld des Geistes. Man tritt auf sie und explodiert sofort. Alles geht zum Teufel – Ruhe, Komfort, heutiges Glück.»⁵ Überall lauern Auslöser der Erinnerung: irgendein Wasserhahn oder Feuerhydrant auf der Strasse, das Dröhnen eines Flugzeugs oder das Quietschen von Schlittenkufen, der Geruch von Tischlerleim oder auch nur der Anblick von unberührtem Schnee auf einem Gehsteig. Ein Mann stellt nie mehr Weihnachtsbäume auf, weil sie ihm den Baum ins Gedächtnis rufen, unter dem sein Vater vor Hunger sterbend lag; andere gehen stets bestimmten Strassen und Brücken aus dem Weg. An einem Tag im Jahr 1978 war für Gretschina der Geruch eines Lagerfeuers ausschlaggebend, der in ihr Fenster wehte. Nachdem sie Schülern jahrelang die amtliche Belagerungsversion vorgetragen hatte, setzte sie sich an ihren Schreibtisch, weinte und brachte ihre Erinnerung zwei Tage und Nächte lang zu Papier, womit sie einen Strom lange aufgestauter Trauer und Wut freisetzte. Auch die Verhaltensweisen der Belagerung haben sich verfestigt: Die meisten *blokadniki* können keinen Bissen auf dem Teller zurücklassen, nicht einmal das trockenste Stück Brot wegwerfen oder den Wunsch unterdrücken, eine auf dem Boden liegende Latte mitzunehmen, um sie zu Hause in eine nicht existierende *burschuika* zu stecken. Auch das Schuldbewusstsein der Überlebenden, das allerdings nie so bezeichnet wird, ist ein alltäglicher Begleiter und äussert sich in vielen Fällen als Kummer darüber, dass man einen Verwandten nicht ordnungsgemäss bestattet hat. Eine Frau, die nicht weiss, wo ihr Vater begraben ist, besucht Piskarjowskoje jedes Jahr an seinem Geburtstag und legt Blumen auf jedes Einzelgrab, auf dessen Stein der gleiche Vorname oder das gleiche Geburtsdatum steht. Allerdings hat sie nie genug Blumen bei sich.⁶

Viele Überlebende haben die Belagerung völlig verdrängt und sprechen nicht einmal mit engen Freunden oder Familienangehörigen darüber. Andere haben – wie früher Gretschina – die erträgliche breschnewsche Version übernommen und ihre eigenen überaus schmerzlichen Erinnerungen in eine grössere, sicherere Darstellung eingebettet. Aber auch für diejenigen, die offen reden wollten, konnte es schwierig sein, sich Gehör zu verschaffen. «Im Innern», schrieb Marina Jeruchmanowa,

stellte sich immer die Frage: Kann ich einfach darüber sprechen, wie es war? Manchmal überlege ich, warum wir stumm blieben. Wahrscheinlich weil es sich aus irgendeinem Grund nicht gehörte, darauf einzugehen ... Jedes Mal, wenn die Unterhaltung das Thema der Blockade berührte, schienen alle bereits Bescheid zu wissen – sie hatten darüber gelesen, davon gehört, die Filme gesehen –, und eine Wiederholung der Einzelheiten würde weder den Erzähler zufriedenstellen noch dem Zuhörer Verständnis verschaffen.

Auch wir schauten uns die Filme an und lasen das, was über jene Zeit geschrieben wurde. Doch obwohl sich uns der Magen umdrehte, wurden die Gefühle jener Tage durch nichts davon geweckt.⁷

Blokadniki beschwerten sich häufig darüber, dass niemand mehr an der Belagerung interessiert sei. «Jede Generation hat ihre eigenen Kriege – Afghanistan, Tschetschenien», meint eine von ihnen. Eine andere schildert einen Vortrag über die Belagerung vor jugendlichen Straftätern, die erst eine Reaktion erkennen liessen, als sie ihnen zeigte, dass sie durch Skorbut nur noch sechs Zähne besass.⁸ Gretschina betont die Spannung zwischen Überlebenden der Belagerung und nach dem Krieg in Leningrad Zugezogenen, die, wie sie behauptet, unhöflich die für *blokadniki* reservierten Plätze in öffentlichen Verkehrsmitteln mit Beschlag belegen und dies damit rechtfertigen, dass in ihren Dörfern «ebenfalls alle gehungert» hätten.⁹

Es stimmt, dass die Belagerung in den neunziger Jahren, als Terror und Gulag die gängigen Themen waren, in den Hintergrund trat, doch dies ist heute nicht mehr der Fall. Im letzten Jahrzehnt wurden zahlreiche Memoiren und Tagebücher veröffentlicht, wenn auch in winzigen Auflagen oder in Hochschulzeitschriften. Damit nicht genug: Allein in der Zeit, welche die Recherchen für dieses Buch in Anspruch genommen haben, sind mehrere wichtige neue Werke erschienen, und weitere werden zweifellos aus verstaubten Akten und aus Koffern hervorgehen, die noch auf den Schränken lagern.

Zudem hat man sich bemüht, in letzter Minute mündliche Aussagen der noch Überlebenden zu sammeln. Obwohl Interviews mit *blokadniki* häufig mehr über die Strategien aussagen, mit denen der Geist das Unerträgliche erträglich machen will, als über die Belagerung selbst, sind es faszinierende Erlebnisse. Diese Frauen – und es sind meistens Frauen –, die an einem mit *sakuski* (Vorspeisen) bedeckten Küchentisch, in einem mit Mahagoni getäfelten Hinterzimmer der Öffentlichen Bibliothek oder in einem glänzenden neuen Café sitzen, sind tatsächlich dabei gewesen. Sie waren die verummten schwarzen und weissen Gestalten, die durch eine verschneite Strasse schlurften, sie selbst standen Schlange vor den Brotläden, schleppten Eimer voll Wasser vereiste Stufen hinauf, sahen zu, wie sich ihr eigenes Fleisch verfärbte und dahinschwand, wie ihre Eltern und Geschwister schwächer wurden und starben. Die Ereignisse der Belagerung sind fern und seltsam, doch sie spielten sich vor nicht sehr langer Zeit für die hier sitzende Frau ab, die mich auffordert, eine weitere Scheibe Brot mit Butter und eine frische Tasse Tee zu nehmen.

Blokadniki, die heute interviewt werden, sind seelisch Überlebende: Menschen, die sich mit der Tragödie in der Masse abgefunden haben, dass sie fähig sind, einer Fremden mit einem Notizbuch davon zu erzählen. Dabei ist es überaus ergreifend, wie sie das Positive betonen – das bisschen Glück, das ihnen widerfuhr, die

Selbstverleugnung von Müttern, die Freundlichkeit von Unbekannten. Sie möchten nicht als Helden oder Heldinnen bezeichnet werden, denn sie seien noch Kinder gewesen. Die Helden seien die Erwachsenen, die sie gerettet hätten. Irina Bogdanowa, die vor siebzig Jahren aus ihrer mit Leichen gefüllten Wohnung geborgen wurde, wiederholt dauernd «Ich hatte Glück» und «Ich war gesegnet» – gesegnet, weil sie von gewissenhaften Komsomolzinnen gefunden wurde, gesegnet, weil die unverheirateten Schwestern, ihre neue Familie, sie adoptierten. Nur einmal steigen ihr Tränen in die Augen, nämlich als sie von einer kleinlichen Grausamkeit erzählt: Die neuen Mieter der Wohnung ihrer Familie hätten sich, als sie nach Kriegsende bei ihnen vorsprach, geweigert, sie einzulassen. Das einzige persönliche Besitztum aus ihrer Kindheit sei das Messingkruzifix ihrer Mutter, das die neuen Bewohner in eine Zeitung gewickelt und ihr durch einen Türspalt gereicht hätten.

Dieser Unwille, Urteile zu fällen, diese grossartige Entschlossenheit, sich auf seltene menschliche Güte statt auf viel häufigere menschliche Gefühllosigkeit zu konzentrieren, ist etwas anderes als die in der Sowjet-Ära gepflegte Pasteurisierung der Geschichte. Ironischerweise sind es nicht die Überlebenden selbst, sondern ihre Söhne und Töchter – die Generation von sechzig bis siebzig –, welche die herkömmliche sowjetische Version am heftigsten verteidigen. Die *blokadniki* legen Wert darauf, die Abgeschlossenheit und Gnadenlosigkeit der Blockade, ihren Mangel an jedem erlösenden Element und die Intensität des angerichteten Schadens zu betonen. Recht verlegen auf einem Sofa in einem Korridor der Akademie der Wissenschaften sitzend, interviewte ich die Historikerin Angelina Kupaigorodskaja, die den ersten Belagerungswinter ganz allein, abgesehen von gelegentlichen Besuchen ihres in seiner Fabrik einquartierten Vaters, durchlebte. «All die Geschichten von Mädchen», sagte sie, «die so schwach waren, dass man sie, ihre Puppen

in der Hand, an Drehbänke binden musste, sind nichts als Nachkriegssentimentalität.» In Wirklichkeit sei die Belagerung öde, mühsam und abscheulich gewesen. Kein Mensch solle so etwas durchmachen müssen. Als wir uns voneinander verabschiedeten, rappelte sie sich auf und packte meinen Arm. Nachdem ich meine Fragen gestellt hatte, waren diese abschliessenden Worte das allerwichtigste für sie, der Standpunkt, den sie unbedingt deutlich machen wollte.

Die russische Haltung zum Zweiten Weltkrieg ist im Allgemeinen unkompliziert. Grimmiger Stolz darauf, einen gerechten Krieg gewonnen zu haben; leidenschaftlicher Hass auf einen Feind, der die Russen vernichten wollte. Andere Gesichtspunkte – die Vorkriegsäuberung von Heeresoffizieren, der deutsch-sowjetische Pakt, das Massaker an polnischen Offizieren bei Katyn, die Verhaftungen und Verbannungen der Kriegszeit – werden (manchmal widerwillig) eingeräumt, gelten jedoch als nebensächlich.

Bestehen bleibt die Tatsache, dass Russlands Grosser Vaterländischer Krieg – wie er meistens immer noch genannt wird – einen unnötig hohen Preis forderte. Dafür ist die Blockade Leningrads das wohl extremste Beispiel. Das nationalsozialistische Deutschland leitete die Belagerung mit zielgerichteter und unmenschlicher Überlegung ein, doch es war das Sowjetregime, das die Zivilbevölkerung nicht rechtzeitig evakuierte, das keine ausreichenden Lebensmittelvorräte anlegte, Nahrungsdiebstahl nicht verhinderte und die Eisstrasse nicht wie erforderlich organisierte. Es war ebenfalls das Sowjetregime, das Tausende von jungen Menschen für die Volkswehr opferte und seine eigenen bescheidensten und patriotischsten Bürger, obwohl sie bereits am Verhungern waren, weiterhin inhaftierte und hinrichtete. Hätte Russland eine andere politische Führung gehabt, wäre es vielleicht besser auf die Belagerung vorbereitet gewesen, hätte die Deutschen von vornherein daran ge-

hindert, die Stadt zu umzingeln, oder wäre möglicherweise gar nicht überfallen worden.

Die kontrafaktische Geschichtsschreibung hat jedoch ihre Grenzen. Dieses Buch hat unter anderem den Zweck, sowjetische Mythen zu korrigieren, weshalb es sich auf negative Entwicklungen konzentriert. Allerdings vertritt es nicht die Meinung, dass Leningrad besser den Nationalsozialisten hätte ausgeliefert werden sollen. Auch sie hätten Zivilisten verhungern lassen, wie sie es in anderen von ihnen besetzten russischen Städten taten. Sämtliche zurückgebliebenen Juden wären zusammengetrieben und ermordet worden. Die 300'000 Soldaten der Achsenmächte, die vor Leningrad gebunden waren (15 bis 20 Prozent sämtlicher deutschen Streitkräfte an der Ostfront), wären weiter nach Osten vorgestossen, was zu einem längeren Krieg, zu Kämpfen um noch grössere russische Gebiete, zu weiteren Besetzungen und einer noch schwereren Last für die Alliierten geführt hätte. Ausserdem wäre Leningrad fast mit Sicherheit physisch zerstört worden, zuerst von den Sowjets, bevor sie es aufgegeben, und wiederum von den Deutschen, wenn sie sich endlich nach Westen zurückzogen hätten. Eine der bezauberndsten Städte Europas wäre heute entweder eine stalinistische Megapolis wie Charkow und Kaliningrad oder eine uneinheitliche, künstliche Rekonstruktion wie Warschau und Dresden.

Keiner der hier am ausführlichsten zitierten Tagebuchschreiber ist noch am Leben. Dmitri Lichatschow, der junge Mediävist, der von der Invasion hörte, während er sich an einem Flussufer sonnte, schlug eine herausragende Hochschulkarriere ein, wurde Leiter des Seminars für Altrussische Literatur der Universität und tat sich in der Glasnost-Ära als führender Verfechter der Demokratie hervor. Er starb 1999 im Alter von zweiundneunzig Jahren.

Jelena Skrjabina, die junge Mutter, welche die Nachricht von der

Invasion zunächst halbherzig begrüßte, emigrierte nach dem Krieg mit ihren Söhnen nach Amerika und wurde Russischprofessorin an der University of Iowa. Ihr Mann, der in Leningrad zurückblieb, vermutete, sie sei während der Evakuierung gestorben. Er heiratete ihre verwitwete beste Freundin.

Anna Ostroumowa-Lebedewa arbeitete weiter als Malerin, genoss die Gunst der Behörden und veröffentlichte vor ihrem Tod im Jahr 1957 drei Bände stark zensierter Tagebücher.

Maria Maschkowa wurde während der «Anti-Kosmopolitismus-Kampagne» aus der Öffentlichen Bibliothek entlassen, doch drei Jahre später erneut eingestellt und arbeitete dort bis zu ihrem Ruhestand.

Olga Freudenberg verlor während derselben Kampagne ihr Amt als Dekanin der Altphilologischen Fakultät. Dies nahm ihr die Lebenslust, aber sie wurde noch Zeugin von Stalins Tod und der Verleihung des Nobelpreises für Literatur an ihren Cousin Boris Pasternak.

Anna Selenowa erlebte, dass ihr geliebter Pawlowsker Palast vollauf restauriert wurde. Sie starb 1980 während eines Vortrags auf einer Parteiversammlung.

Alexander Boldyrew liess sich scheiden und heiratete kurz nach dem Krieg erneut. Er entfremdete sich von seiner Tochter, verlor jedoch nie seine Bindung an die Eremitage. Bis zu seiner Pensionierung veröffentlichte er über hundert Untersuchungen der altperischen Literatur. Er starb 1993.

Olga Gretschina beendete ihr Studium und wurde Assistenzprofessorin am Pädagogischen Herzen-Institut, wo sie sich auf Puschkins Gebrauch der Folklore spezialisierte. Sie heiratete, brachte zwei Töchter zur Welt und starb im Jahr 2000 im Alter von achtundsiebzig Jahren.

Vera Inber erhielt die Vollmitgliedschaft der Kommunistischen Partei und kehrte mit ihrem Mann nach Moskau zurück. Ungeachtet ihrer Verbindung zu Trotzki blieb sie von den Nachkriegssäuberun-

gen verschont und war bis zu ihrem Tod im Jahr 1972 eine loyale Angehörige des literarischen Establishments.

Olga Berggolz war dem Druck nicht gewachsen, wandte sich dem Alkohol zu und verspürte eine paradoxe Nostalgie nach der Intensität und Zielstrebigkeit des Blockadelebens. Eine zufällige Begegnung im Theater mit ihrem früheren NKWD-Vernehmer («Erkennen Sie mich, Olga Fjodorowna? Kann ich etwas für Sie tun?») trug zur Entlassung ihres in der Verbannung lebenden Vaters bei; der Arzt kehrte 1948 nach Leningrad zurück, starb jedoch kaum ein Jahr später.¹⁰ Ihr eigener Tod im Jahr 1975 wurde offiziell kaum bekannt gemacht. Doch die Nachricht verbreitete sich durch Mundpropaganda, und ihr Begräbnis auf dem Wolkowo-Friedhof verwandelte sich in ein spontanes öffentliches Ereignis, an dem Tausende gewöhnlicher Leningrader Bürger teilnahmen.

Wassili Tschekrisow arbeitete weiterhin im Schiffbau und wurde siebenundneunzig Jahre alt. In einem Zusatz zu seinem Kriegstagebuch verfluchte er «den verdammten Boris [Jelzin]» wegen des Zusammenbruchs des Kommunismus.

Oberleutnant Fritz Hockenjos verliess seinen Radfahrzeug und schloss sich einer SS-Infanteriedivision am Rhein an, wo er in amerikanische Gefangenschaft geriet. Nach zweijähriger Kriegsgefangenschaft kehrte er zu seiner Arbeit als Förster zurück und schrieb eine populäre Reihe von Wanderführern durch den Schwarzwald.

Leningrad – St. Petersburg – ist immer noch eine schwermütige Stadt. Helle neue Strassenfassaden mit Ladenschildern und PVC-Fenstern können die zerbrochenen Dachrinnen und die dahinirrenden Ahornsämlinge auf den modrigen Hinterhöfen nicht verbergen. Wie andere ehemalige Hauptstädte wirkt es zu klein für seine Architektur, für seine grossen Paläste und Regierungsgebäude, die nun schläfrige Hochschulinstitute oder ruhige Museen enthalten. Doch die Schwermut ist von der Art, die an freundliche Herbstblätter oder

an bröckelnden Stuck denken lässt, eher nostalgisch als tragisch, wird sie von den Gespenstern einprägsamer literarischer Gestalten – Prinzessin Hélène mit den weissen Schultern; Raskolnikow, die Axt in der Hand – begleitet, nicht von den schattenhaften Massen der Belagerung. Anders als im unverfrorenen Moskau fallen keine Neureichen ins Auge, – Buchläden sind zahlreicher als Versace-Boutiquen, – alte Frauen, mit schäbigen Strickjacken und wunderbaren Gesichtern, füllen das Parkett der Philharmonie; und die Studenten, die nach den Vorlesungen zur Moika spazieren, flirten untereinander und nicht mit den verschlagenen Männern in eleganter italienischer Kleidung, die an der Bar des Jewropa Espresso für acht Dollar trinken. Das Drama rührt vom Wetter her; der ruhelose Himmel verleiht dem dahinströmenden Fluss seine Farbe, – Schnee fällt endlos und wirbelt in dicken Flocken irritierend dahin, – Meereswinde lassen die Augen schmerzen und fegen die Strassen rein.

Das letzte Wort gebührt Lidia Ginsburg, der analytischsten und vielleicht auch verständnisvollsten Vertreterin aller Memoirenschreiber. Sogar nach den grössten Tragödien, ruft sie uns indirekt ins Gedächtnis, geht das Leben weiter. Das Neue kommt anstelle des Alten, – Fehlendes wird ersetzt; die Vergangenheit ist bedeckt und vergessen. Es ist Juni, die Zeit der Weissen Nächte, und ihr anonymer «Blockademensch» hat bis spätabends gearbeitet. Er begibt sich aus seinem Büro, dessen Fensterläden geschlossen sind, auf den Newski und verspürt «das gewohnte Staunen» darüber, dass die Sonne noch scheint, dass ihre Lichtstrahlen den nassen Asphalt funkeln lassen. «Es ist eben jene Unerschöpflichkeit des andauernden Lebens», denkt er, «welche die echten Leningrader so sehr lieben. Es ist das Gefühl eines noch nicht angetasteten Lebensvorrats; es wird einem jeden Tag aufs Neue zugeteilt.»¹¹

ANHANG 1: WIE VIELE?*

Um die Gesamtzahl der Todesfälle von Zivilisten während der Leningrader Belagerung zu schätzen, werden zwei Methoden benutzt.

Die erste stützt sich auf offizielle Todesmeldungen. Eine 1943 gegründete «Kommission zur Untersuchung von Gräueltaten der faschistischen Besatzer» verwendete Daten des Zentralarbeitsamts der Stadt, der fünfzehn Bezirke und der Randgemeinden wie Kronstadt und Kolpino. Dabei ermittelte sie rund 649'000 Opfer unter der Zivilbevölkerung; davon seien 632'253 durch Hunger und damit verbundene Krankheiten gestorben, die übrigen 16'747 durch Bombenabwürfe und Granatfeuer. Diese Zahlen nannte die Sowjetregierung in den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen, und sie werden seither weithin zitiert. Ausserdem ist ihre Grössenordnung mit jener der Zahlen des Leningrader Bestattungstrusts, der für Friedhöfe zuständige Behörde, vergleichbar. Die Unterlagen des

* W.M. Kowaltschuk/G.L. Sobelew, «Leningradski Rekwijem». Oščertwach nasselenija w Leningrade w gody woiny i blokady», in: *Wopiossy istorii*, 12, 1965, S. 191; Nadezhda Cherepenina, «Assessing the Scale of Famine and Death in the Besieged City», in: John Barber/ Andrei Dzeniskevich (Hrsg.), *Life and Death in Besieged Leningrad 1941-44*, S. 28; siehe auch Eleanor Martineau, «Blokada meschdu geroismom i tragedijej (k metodike woprossa)», in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, 8, 2000, S. 253.

Trusts zeigen, dass er in den vierzehn Monaten seit Anfang November 1942 rund 460'000 Leichen entfernte; ihnen sind 228'263 von der Zivilschutzorganisation (MPWO) beerdigte Tote hinzuzufügen, so dass von insgesamt 688'263 Beisetzungen die Rede ist.

Diese Spanne zwischen 650'000 und 690'000 ist jedoch mit einiger Sicherheit viel zu niedrig angesetzt. Etliche Belagerungstote wurden nie oder mit grosser Verspätung registriert («Nur ein unerheblicher Anteil der Bevölkerung suchte die Meldeämter auf», wie die städtische Dienstleistungsbehörde einräumt). Noch 1959 erhielt die Kommission Nachmeldungen aus der Kriegszeit. Die Zahlen des Bestattungstrusts sind ähnlich zweifelhaft, was durch das Chaos auf Friedhöfen und in Leichenhallen sowie durch die Tatsache belegt wird, dass er keine Tageszahlen für Entbindungen und Beisetzungen liefern konnte, als der Stadtsowjet ihn Ende Dezember 1941 dazu aufforderte.

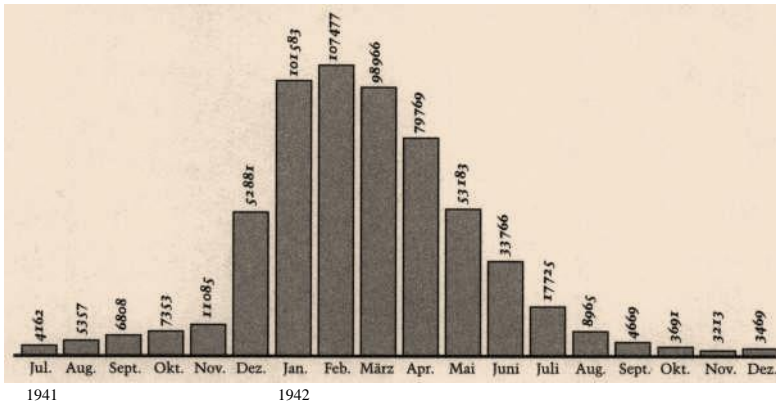
Die zweite Methode besteht darin, dass Historiker die Zahl der Todesopfer von oben nach unten berechnen, indem sie den Rückgang der Leningrader Bevölkerung zwischen dem Beginn und dem Ende der Blockade betrachten und voraussetzen, dass jede unerklärte Abwesenheit auf Hungertod oder Bombardierungen zurückzuführen ist. Als sich der Belagerungsring Anfang September 1941 schloss, lag die Zivilbevölkerung der Stadt bei ungefähr 2,5 Millionen Menschen, einschliesslich rund 100'000 neu eingetroffener Flüchtlinge. Bis Ende 1943, kurz vor der Befreiung, war sie um mindestens 1,9 Millionen auf kümmerliche 600'000 geschrumpft. Unterdessen hatte man etwa eine Million Leningrader über den Ladogasee evakuiert und weitere 100'000 an die Front geschickt, womit die mutmasslichen Hungertode auf mindestens 800'000 zu beziffern sind.

Die Demografin Nadeschda Tscherepenina vollzog diese Berechnung kürzlich nach, wobei sie von der Zahl der damals vorhan-

denen Leningrader Aufenthaltsgenehmigungen ausging. Ihre Schätzung der Opferzahl – 700'000 – ist teilweise deshalb niedriger, weil sie die illegale, nicht gemeldete Unterschicht sowie ebenfalls nicht erfasste bäuerliche Flüchtlinge ausschliesst. Zudem berücksichtigt keine der genannten Schätzungen Todesfälle in ländlichen Gegenden innerhalb des Belagerungsringes, geschweige denn Zehntausende, die auf der Eisstrasse und in anderen Reisestadien umkamen. Deshalb lässt sich mit Gewissheit nur feststellen, dass die Zahl der zivilen Todesopfer während der Belagerung bei wenigstens 650'000 und höchstens 800'000 lag. Wenn man sich auf eine Zahl festlegen sollte, dann wahrscheinlich auf rund 750'000, das heisst auf ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung Leningrads unmittelbar vor dem Krieg.

ANHANG II

Todesopfer unter der Zivilbevölkerung, Juli 1941 – Dezember 1942



Quelle: Städtisches Statistkamt, Berichte vom 31. Oktober 1942 und 15. Februar 1943; zitiert in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad wossade. Sbornik dokumentow*, Dok. r49 und 15, S. 314ff. – Die Zahlen basieren auf Angaben der Bezirksstandesämter.

Tägliche Brotration (in Gramm)

	1941				1942				
Ab:	18. Juli	2. Sept.	12. Sept.	1. Okt.	13. Nov.	20. Nov.	25. Dez.	24. Jan.	11. Feb.
Handarbeiter	800	600	500	400	300	250	350	400	500
Büroangestellte	600	400	300	200	150	125	200	300	400
Abhängige	400	300	250	200	150	125	200	250	300
Kinder unter 12	400	300	300	200	150	125	200	250	300

Quelle: Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 79

DANKSAGUNG

Sehr viele Personen haben mir geholfen, dieses Buch vorzulegen. Zuerst muss ich meinem Agenten Peter Robinson für die ersten Schritte zur Veröffentlichung und meinen Lektoren Bill Swainson, George Gibson und Ludger Ika für die Bereitstellung der Mittel danken, die mir gestatteten, um einiges länger als die 872 Tage der Belagerung an dem Text zu arbeiten – ein Luxus, für den ich ihnen zutiefst verpflichtet bin. Ereignissen von der Dimension der Lenin-grader Blockade kann man nie volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber ich hatte das ausserordentliche Glück, über die Zeit und die Möglichkeiten zu verfügen, die mich zumindest einen Versuch machen liessen.

Zweitens gilt mein aufrichtiger Dank den sechs Wissenschaftlern – Dr. Tatjana Woronina von der Europäischen Universität in St. Petersburg, Maria Switschenskaja von der Nationalbibliothek Russlands, Dr. Ljuba Winogradowa, Dr. Elena Khlinovskaya-Rockhill vom Scott Polar Research Institute in Cambridge, Pawel Rakitin von der Russischen Staatsuniversität für Geisteswissenschaften und Michelle Miles von der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg –, die ihre eigenen Projekte unterbrachen, um sich an meinen Recherchen zu beteiligen. Sie machten nicht nur neue Quellen ausfindig, sondern gaben mir auch Ratschläge, ermutigten mich und dienten mir als Resonanzboden bei der Entwicklung meiner Ideen. Genauso geduldig und verständnisvoll waren Masha Kaminskaya, Masha Bozunova, Sofia Savage und Masha Eremenko, die mir hal-

fen, Dutzende umfangreicher Belagerungstagebücher zu übersetzen. Sie alle sind in hohem Masse für die Vorzüge verantwortlich, die dieses Buch haben mag.

Zu meinem grossen Glück konnte ich auch auf die Unterstützung von Historikerkollegen zurückgreifen, unter denen sich Dr. Sergej Jarow und Dr. Alexander Tschistikow von der Petersburger Filiale der Russischen Akademie der Wissenschaften besonders hervortaten. Beide bedachten mich ausserordentlich grosszügig mit ihrer Zeit und Fachkenntnis, beantworteten zahlreiche Fragen und wiesen mich auf die neuesten Debatten und Publikationen hin. In Freiburg gaben mir Professor Dr. Ulrich Herbert und Dr. Cornelia Brink faszinierende Erklärungen über die deutschen Standpunkte zur Belagerung. In London liessen mich die Professoren Orlando Figes und David Kirby sowie Simon Sebag Montefiore und vor allem Antony Beevor an ihrer Weisheit und ihren Kontakten teilhaben und machten mir die lange und einsame Tätigkeit des Schreibens erträglicher. Das Gleiche tat Judith Flanders, die neben ihren eigenen Büchern Zeit fand, die Endfassung des Manuskripts fachmännisch mitzugestalten. Die letzten Bearbeitungen der englischen Fassung waren den Adлераugen von Richard Collins, Anna Simpson von Bloomsbury und Bernd Rullkötter, dem Übersetzer der deutschen Version, ausgesetzt.

Andere viel beschäftigte Personen, die mir Interviews gaben, Kontakte für mich herstellten oder unvermittelte E-Mails detailliert beantworteten, waren Galina Afanasjewa vom St. Petersburger Zoo, Marion Beaton von der Mitchell Library in Glasgow, Meriel Buxton, Felicity Cave, Dr. Robert Dale von der Newcastle University, Dr. Alan Dangour, George Edgar, Olga Filotschika vom Museum für die Geschichte St. Petersburgs, Irina Füge vom St. Petersburger Büro der Gesellschaft Memorial, Alexander Frenkel vom Jüdischen Gemeindezentrum der Stadt, Deborah Hodgkinson, Virta Kaija von der Zeitung *Helsingin Sanomat*, Olga Kalaschnikowa

von Radio Baltika, Dr. Nikita Lomagin und Dr. Jekaterina Melnikowa von der Europäischen Universität in St. Petersburg, Dr. Chiara Mayer-Rieckh, Juri Nagowizyn vom Observatorium Pulkowo, Dr. Wladimir Ossinski von der St. Petersburger Staatsuniversität, Siobhan Peeling von der University of Nottingham, Galina Petrowskaja von der St. Petersburger Philharmonie, Natalia Rogowa von der Nationalbibliothek Russlands, Olga Smirnova und Renata Tairbekova vom BBC World Service, Dr. Alexandra Smith von der University of Edinburgh, Tim Tzouliadis, Ludmilla Woronichina von der Eremitage, Nicolas Werth vom Institut d'Histoire du Temps Présent in Paris, Stephanie Williams, Emma Wilson und Dmitri Schurawljow vom St. Petersburger Militärmedizinischen Museum.

Wladimir Nikitin von der Journalismusfakultät der Staatsuniversität leistete mir unschätzbare Hilfe beim Auffinden der zur Illustration dieses Buches verwendeten Fotos, von denen viele zum ersten Mal in seiner bahnbrechenden Sammlung *Die unbekannte Blockade* erschienen. Galina Stoljarowa von der *St Petersburg Times* half mir bei meinen ersten Besuchen, mich in ihrer schönen Stadt zurechtzufinden, und stellte mir ungezählte Pressekarten für das bezaubernde Mariinski-Theater zur Verfügung. Sergej Sagazki von Radio Baltika zeigte mir das Original des Belagerungstagebuchs seiner Grossmutter Klara Rachman und liess es abtippen. Sascha Orlow von der Organisation «Poisk» steuerte mich in einem ehemaligen Militär-Halbkettenfahrzeug über die Schlachtfelder von Mjasnoi Bor, und Alexander Ossipow zeigte mir den Newskoi Pjatschok. (Hauptmann Ossipows Gedenkmuseum für den Pjatschok, das er fast ganz allein zusammenstellte, ist über einem Laden in dem Dorf Newskaja Dubrowka zu finden.) In meiner Heimat erzählte mir Commander Geoffrey Palmer amüsant von seinen Jahren als Mitglied der britischen Militärmission in Moskau während des Krieges; mein Dank gilt seiner Witwe Angelina Palmer. Lyubov Dvoretzkaya brachte mein Russisch auf Vordermann, und Robert

Chandler machte mich mit dem Onlineforum SEELANGS bekannt, dessen Teilnehmer mir allerlei nützliche Hinweise und Vorschläge lieferten. Gisela Stuart MP reagierte auf einen Appell im Namen der Geschichts- und Menschenrechtsgesellschaft Memorial mit einer Frage an den Premierminister im Unterhaus. Die Mitarbeiter der London Library und der School of Slavonic and East European Studies Library waren so hilfsbereit und tüchtig wie immer, ebenso wie die der einzigartigen Buchhandlung John Sandoe.

Am denkwürdigsten waren meine Interviews mit Überlebenden der Belagerung. Daniil Alschiz, Irina Iwanowa, Igor Krugljakow, Angelina Kupaigorodskaja und Galina Semjonowa waren alle willens, sich eine schreckliche Zeit ihres Lebens mit allen Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen, wofür ihnen meine respektvolle Dankbarkeit und Bewunderung gebührt. Dank schulde ich auch den Familien Bogdanow-Beresowski, Hockenjos and Starodubzew für ihre Erlaubnis, aus unveröffentlichten Tagebüchern zu zitieren. Zu guter Letzt möchte ich meinen Mann Charles Lucas und unsere lieben Söhne Edward und Bertie erwähnen, denen dieses Buch gewidmet ist. Ohne sie hätte ich mehr gelesen, aber weniger verstanden.

ANMERKUNGEN

EINLEITUNG

- 1 Olga Berggolz, «Trage di ja mojewo pokolenija», in: *Literaturnaja gaseta*, 18. Juli 1990, S. 5.
- 2 Evan Mawdsley, *Thunder in the East. The Nazi-Soviet War 1941-1945*, S. 238. Die Todesrate der sowjetischen Soldaten in deutscher Kriegsgefangenschaft wird mit 55 Prozent noch höher angesetzt.
- 3 Professor Ulrich Herbert, Gespräch mit der Autorin, Freiburg, April 2008.
- 4 *The Times*, 19. Januar 1943.
- 5 Commander Geoffrey Palmer, Gespräch mit der Autorin, Sherborn, Juli 2007. Geoffrey Palmer, der leider vor der Fertigstellung dieses Buches verstarb, war wahrscheinlich der letzte Engländer, der Stalin begegnete. Er verglich den Diktator mit «einem gutmütigen Krämer, der sich als Pate für unsere Kinder eignen würde. Er schaute dir direkt in die Augen, aber dann wurde dir klar, dass er durch dich hindurchblickte. Es war recht unheimlich.»
- 6 Die Tagebuchautorin Vera Inber beschreibt einen Besuch des Museums am D-Day, – siehe ihr Buch *Fast drei Jahre*, S. 82. Zu einem Interview aus Anlass der Neueröffnung des Museums siehe Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege of Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 170; siehe auch Lisa Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941 to 1945. Myth, Memories and Monuments*, S. 144. Das Buch liefert eine faszini-

nierende Analyse der Belagerungsmemoiren-Literatur bis in die Gegenwart – der «Geschichte der Belagerungsgeschichte», wie Kirschenbaum es ausdrückt.

7 Anne Applebaum, *Der Gulag*, S. 25.

8 Siehe Sergej Jarow, «Rasskazy o blokade. Struktura, ritorika i stil», in: *Nestor*, 6, 2003, S. 422.

TEIL 1

KAPITEL 1: 22. JUNI 1941

- 1 Lydia Tschukowskaja, *Aufzeichnungen über Anna Achmatowa*, S. 40.
- 2 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 215.
- 3 Elena Skrjabina, *Leningrader Tagebuch. Aufzeichnungen aus den Kriegsjahren 1941-1945*, S. 12.
- 4 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 21 ff.
- 5 Strobe Talbott (Hrsg.), *Chruschtschow erinnert sich*, S. 162 f.
- 6 Harold Shukman (Hrsg.), *Stalin's Generals*, S. 319f.
- 7 Solomon Volkov, *St. Petersburg. A Cultural History*, S. 425.
- 8 G. Kulagin, *Dnewnik i pamjat. O pereschitom w gody blokady*, S. 17.
- 9 Boris Pasternak, *Briefwechsel 1910-1934 Pasternak/Freudenberg*, S. 252.
- 10 Siehe Evan Mawdsley, *Thunder in the East. The Nazi-Soviet War 1941-1945*, S. 8.
- 11 John Erickson, *Road to Stalingrad. Stalin's War with Germany*, Bd. 1, S. 105.
- 12 Dmitri Wolkogonow, *Stalin. Triumph und Tragödie*, S. 552f.; Mawdsley, *Thunder in the East*, S. 37.
- 13 Henry Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, S. 69.
- 14 Franz Halder, *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939-1942*, Bd. 1, S. 261.

- 15 Mawdsley, *Thunder in the East*, S. 11; Antony Beevor, *Stalin-grad*, S. 31 f.; Mark Mazower, *Hitler's Empire. Nazi Rule in Occupied Europe*, S. 142, 147.
- 16 Feldmarschall von Kleist, in: Basil Liddell Hart, *Jetzt dürfen Sie reden. Hitlers Generale berichten*.

KAPITEL 2: BARBAROSSA

- 1 Elena Skrjabina, *Leningrader Tagebuch. Aufzeichnungen aus den Kriegsjahren 1941–1945*, S. 12 f.
- 2 Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.) *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 197, S. 466.
- 3 Richard Bidlack, »The Political Mood in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War«, in: *The Russian Review* 59, Januar 2000, S. 99.
- 4 Dseniskewitsch (Hrsg.) *Leningrad w ossade*, Dok. 197, S. 466.
- 5 Interview mit Dr. Ljuba Winogradowa, Moskau 2007.
- 6 Andrei Dzeniskevich, »The Social and Political Situation in Leningrad in the First Months of the German Invasion. The Social Psychology of the Workers«, in: Robert Thurston/Bernd Bonwetsch (Hrsg.), *The People's War. Responses to World War II in the Soviet Union*, S. 78.
- 7 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 112.
- 8 Ebd., S. 127.
- 9 Katherine Hodgson, *Voicing the Soviet Experience. The Poetry of Olga Berggolts*, S. 7; Harrison Salisbury, *900 Tage*, S. 145.
- 10 Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 59.
- 11 Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, S. 151.
- 12 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 18 (1. Juli 1941).
- 13 O. I. Molkina, »Nemzy w kolze blokady«, in: *Istorija Peterburga*, 3, 2006, S. 62 ff.
- 14 Diese Zahlen entstammen zwei NKWD-Dokumenten. Das erste – in Dseniskewitschs Sammlung *Leningrad w ossade*, S. 442, 1. Oktober 1942 – nennt 58 210 bis dahin deportierte Finnen

- und Deutsche. Das zweite – in Nikita Lomagins Dokumentensammlung *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, S. 37 (4. April 1942) – verweist auf insgesamt 35 162 Finnen und Deutsche, die während der zweiten Hälfte des Vormonats deportiert wurden. Die Deportationen im März 1942 betrafen hauptsächlich Orte und Dörfer in der Umgebung der Stadt.
- 15 Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege of Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 37ff.
- 16 Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, S. 441f.2; John Barber / M. Harrison (Hrsg.), *The Soviet Home Front 1941-1945*, S. 66; Orlando Figes, *Die Flüsterer. Leben in Stalins Russland*, S. 388ff.
- 17 Der Rat der Volkskommissare ordnete die Massenmobilmachung erst am 2. Juli an (Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 38).
- 18 Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 22; siehe auch Salisbury, *900 Tage*, S. 199.
- 19 Ales Adamowitsch/Daniil Granin (Hrsg.), *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 24.
- 20 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 39.
- 21 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 220.
- 22 Adamowitsch/Granin (Hrsg.), *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 18.
- 23 Während der gesamten Stalinzeit war es eine überraschend effektive Methode, vorübergehend umzuziehen, wenn man den örtlichen Sicherheitsdiensten entgehen wollte. Diese hatten häufig ein grösseres Interesse daran, ihre Quoten zu erfüllen, als daran, wen genau sie hinter Gitter brachten. Lidia Tschukowskaja, die Freundin und Sekretärin von Anna Achmatowa, entging den Säuberungen von 1937 einfach dadurch, dass sie nach Kiew zu ihren Schwiegereltern zog. «Du gleichst einem Glas, das bei einer Explosion in einem Porzellanladen unter eine Bank gerollt ist», sagte Achmatowa.

- 24 Alexander Werth, *Rußland im Krieg 1941–45*, Bd. 1, S. 134 ff.
- 25 Ebd.
- 26 Anna Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitscheskije sapiski. Leningrad w blokade*, S. 250.
- 27 David Glantz, *The Battle for Leningrad 1941–1945*, S. 30f.
- 28 Eino Luukkanen, *Fighter over Finland*, S. 116; siehe auch Salisbury, *900 Tage*.
- 29 RGWA, fond 32 904, opis 1, delo 81, S. 28.
- 30 Glantz, *The Battle for Leningrad 1941–1945*, S. 35 ff.
- 31 Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 35 f. (3. und 9. Juli 1941); Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 111.
- 32 Siehe Antony Beevor/Dr. Lyuba Vinogradova (Hrsg.), *Ein Schriftsteller im Krieg. Wassili Grossman und die Rote Armee, 1941–1945*; Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 68.
- 33 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 21 f.
- 34 Gespräch mit der Autorin, St. Petersburg, September 2008.
- 35 RGWA, fond, 32 904, opis 1, delo 79, S. 58, 86.
- 36 Siehe Beevor/Vinogradova (Hrsg.), *Ein Schriftsteller im Krieg*.
- 37 RGASPI, fond 77, opis 4, delo 48, S. 11–20.
- 38 Franz Halder, *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939–1942*, S. 37.
- 39 Siehe Simon Sebag Montefiore, *Stalin*; Richard Overy, *Russlands Krieg*; Salisbury, *900 Tage*.
- 40 ZAMO, fond 96a, opis 1711, delo 24, S. 24 f.; ebenfalls zitiert von Glantz, *The Battle for Leningrad 1941–1945*, S. 42 f.
- 41 Siehe zum Beispiel die 9. Pskower NKWD-Grenzabteilung am 3. Juli 1941. RGWA, fond 32 904, opis 1, delo 79, S. 88.
- 42 Montefiore, *Stalin*. Geoffrey Jukes in: Harold Shukman (Hrsg.), *Stalin's Generals*, S. 129.
- 43 Shukman (Hrsg.), *Stalin's Generals*, S. 313, 320. General Alan Brooke, Chef des Britischen Imperialen Generalstabs, saß beim Diner während der Moskauer Konferenz vom August 1942 neben Woroschilow. Er hielt ihn für »einen wackeren alten Knaben, der mit großer Lebhaftigkeit über alles zu sprechen bereit ist«, aber mit den militärischen Kenntnissen eines »Kindes«.

- 44 Salisbury, *900 Tage*, S. 158, 166; siehe auch Evan Mawdsley, *Thunder in the East. The Nazi-Soviet War 1941–1945*, S. 450.
- 45 Halder, *Kriegstagebuch*, S. 38.

KAPITEL 3: »WIR SIEGEN,
ABER DIE DEUTSCHEN RÜCKEN VOR«

- 1 Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 30, S. 161; Alexander Werth, *Rußland im Krieg*; Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 68 ff.
- 2 Lidia Ossipowa, 15. Juli und 13. August 1941, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, S. 442 f.
- 3 Georgi Knjasew, in: Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 61; Andrei Dzeniskevich, »The Social and Political Situation in Leningrad in the First Months of the German Invasion. The Psychology of the Workers«, in: Robert Thurston/Bernd Bonwetsch (Hrsg.), *The People's War. Responses to World War II in the Soviet Union*, S. 73; Igor Krugljakow, Interview mit Dr. Ljuba Winogradowa, Moskau, Januar 2007.
- 4 Irina Resnikowa (Flige), »Repressii w period blokady Leningrada«, in: *Westnik »Memoriala«*, 4/5 (10/11), S. 96; Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 71.
- 5 Dmitry Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 22; siehe auch Elena Skriabina, *Leningrader Tagebuch* sowie Dmitri Lasarew, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Ausgabe 5, S. 195.
- 6 Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 33 (Juni 1941).
- 7 Georgi Knjasew, 20. Juli 1941, in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 52.
- 8 Anna Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitscheskije sapiski*, S. 250f.
- 9 Man hatte Gattschina offiziell in Krasnogwardeisk umbenannt, doch der alte Name war immer noch gebräuchlicher.
- 10 David Glantz, *The Battle for Leningrad 1941–1944*, S. 38.

- 11 Olga Grechina, in: Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege of Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 107.
- 12 Olga Gretschina, »Spassajus spassaja, tschast 1: pogibel'naja sima (1941–42)«, in: *Newa*, 1, 1994, S. 220f.
- 13 Kochina, *Blockade Diary*, S. 34.
- 14 Elena Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 20 (8. Juli und 12. August 1941).
- 15 Rimma Neratowa, *Schisn v leningradskoi blokade*, S. 18–28.
- 16 Charles von Lüttichau, zitiert in: Glantz, *The Battle for Leningrad*, S. 41; General Blumentritt, zitiert in: Basil Liddell Hart, *Deutsche Generale des 2. Weltkriegs*, S. 329f.
- 17 Glantz, *The Battle for Leningrad*, S. 44–47; siehe auch Harrison Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*.
- 18 Jewgenia Baikowa, www.hermitagemuseum.org.
- 19 Miliza Matje, www.hermitagemuseum.org.
- 20 Knjasew, 7. und 15. Juli, in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 35, 37.
- 21 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 16 (28. Juni 1941).
- 22 Ebd. (18. Juli 1941).
- 23 Kochina, *Blockade Diary*, S. 36 (10. Juli).
- 24 Wassili Tschurkin, in: *Wojennaja literatura. Dnewniki i pisma*, <http://militera.lib.ru/db/churkin>, Teil 1, S. 2 (15. August 1941).
- 25 Glantz, *The Battle for Leningrad*, S. 58; ZAMO, fond 217, opis 1217, dela 32, 33; Nikita Lomagin, *Soldiers at War. German Propaganda and Soviet Army Morale during the Battle of Leningrad, 1941–44*, S. 11.
- 26 17. August 1941; RGASPI, fond 558, opis 11, jed. chr. 492, S. 1.
- 27 RGASPI, fond 558, opis 11, jed. chr. 492, S. 13.
- 28 Ebd., S. 20.
- 29 Salisbury, *900 Tage*, S. 253 f.
- 30 Anzahl der Menschen und Menge des Nachschubs nach Pan-telejew, zitiert in: Salisbury, *900 Tage*, S. 257.
- 31 Die Schätzungen der Zahl von Todesopfern sind sehr ungenau.

Das damalige Gerücht lautete, dass 17 000 Menschen gefallen seien, die offizielle Sowjetversion nannte 5000. Ein postsowjetischer russischer Marinehistoriker beziffert sie auf »über 12 000«. Siehe Salisbury, *900 Tage*; Evan Mawdsley, *Thunder in the East*, S. 83.

- 32 Glantz, *The Battle for Leningrad*, S. 46.
- 33 Am 29. September 1941 wies der Chef des Politischen Direktors der Baltikflotte sein Personal an, allen Flottenangehörigen mitzuteilen, dass Familienmitglieder von Matrosen, die sich den Deutschen ergaben, sofort als »Vaterlandsverräter« hingewiesen werden würden. Im Januar 1942 wurde die Direktive annulliert und als illegal eingestuft; es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie je in Kraft trat (siehe Lomagin, *Soldiers at War*, S. 15).

KAPITEL 4: DIE VOLKSWEHR

- 1 Ilja Frenklach, www.iremember.ru, S. 2 f.
- 2 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 22.
- 3 Gespräch mit der Autorin, St. Petersburg, März 2008.
- 4 Bericht von Nikita Karpow, Partorg in den Kirow-Werken und Angehörige der Kirow-Division der Leningrader Volkswehr, 30. September 1943; ZGAIPD SPb, fond 4000, opis 10, delo 1320, S. 14.
- 5 ZGAIPD SPb, fond 25, opis 12, swjaska 3, 1118, jed. chr. 13; siehe Harrison Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*.
- 6 David Glantz, *The Battle for Leningrad 1941–1944*, S. 126 f.; Richard Bidlack, *Workers at War. Factory Workers and Labor Policy in the Siege of Leningrad*, S. 8.
- 7 ZGAIPD SPb, fond 25, opis 12, swjaska 13.
- 8 Nikita Karpow, ZGAIPD SPb, fond 4000, opis 10, delo 1320, S. 15.
- 9 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 15, S. 9.
- 10 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 2, S. 35.

- 11 Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 31; Dmitry Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 226.
- 12 ZGAIPD SPb, fond 2201, opis 1, delo 23.
- 13 Ebd., politischer Bericht vom 10. Juli 1941.
- 14 Ebd., politischer Bericht von der Leningrader Volkswehrdivision des Moskauer Bezirks, 9. Juli 1941.
- 15 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 111.
- 16 Siehe zum Beispiel ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 28, S. 20.
- 17 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 15, S. 12.
- 18 ZGAIPD SPb, fond 2201, opis 1, delo 23.
- 19 Andrej Dseniskewitsch, *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 49, S. 131.
- 20 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 29, S. 2 ff.
- 21 Jossif Altman, Vorarbeiter in der Fabrik «Roter Chemiker» und Angehöriger der Ersten Division, ZGAIPD SPb, fond 4000, opis 10, delo 1305.
- 22 Von Subbotin an den Verteidigungsrat der Nordfront, Juli 1941, ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo ii; Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 33 f.
- 23 Sitzung der Politischen Abteilung vom 8. Juli 1941, ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 15, S. 7 f.
- 24 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 15, S. 13.
- 25 Siehe Halder, *Kriegstagebuch*, Bd. 3, S. 47.
- 26 Sitzung vom 29. Juli 1941, ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 46.
- 27 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 26, S. 2.
- 28 Dobrschinski, Kirow-Division, ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 15, S. 10f.
- 29 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 22, S. 132h
- 30 Ebd., S. 137.
- 31 Bericht der Politischen Abteilung vom 29. August 1941, ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 202; siehe Salisbury, *900 Tage*, S. 191.
- 32 Meldung an Schdanow vom Leiter der Politischen Abteilung der Lenin-

- grader Volkswehr, Konontschuk, Mitte August, ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 18.
- 33 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 18.
- 34 Dseniskewitsch, *Leningrad wossade*, Dok. 49, S. 132f.
- 35 Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 35.
- 36 Siehe Alexander Werth, *Leningrad*.
- 37 ZAMO, fond 96a, op 2011, delo 5, S. 133-37.
- 38 Frenklach, www.iremember.ru, S. 6.
- 39 Angeführt bei Dmitri Volkogonov «Voroshilov», in: Harold Shukman (Hrsg.), *Stalin's Generals*, S. 318.

KAPITEL 5: «IN EINER MAUSEFALLE GEFANGEN»

- 1 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 10.
- 2 Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, S. 9. Dies wird oft fälschlich als die «Feind vor den Toren»-Ankündigung bezeichnet. In Wirklichkeit erschien der Artikel mit der Schlagzeile «Der Feind steht vor den Toren» erst am 16. September in der *Leningradskaja prawda*.
- 3 Inber, *Leningrad Diary*, S. 11, 13, 15 (24. und 26. August, 1. und 8. September 1941).
- 4 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 73f.
- 5 Anna Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitscheskije sapiski. Leningrad wblokade*, S. 252h (4. und 16. August).
- 6 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 47 f.; Iwan Andrejenko, stellvertretender Vorsitzender des damaligen Leningrader Stadtsowjets, zitiert in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch*.
- 7 Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 51 f.
- 8 Elena Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 14f. (26. Juni 1941).
- 9 Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 35 (2. Juli 1941).
- 10 Klara Ratschman, unveröffentlichtes Manuskript im Besitz der Familie der Tagebuchautorin.
- 11 Georgi Knjasew, 17. Juli 1941, in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 38.

- 12 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 44–47.
- 13 Befehl an Bezirksparteisekretäre, 11. August 1941, RGASPI, fond 17, opis 22, delo 1644, S. 41.
- 14 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 24 (2. August 1941).
- 15 Nina Malakowa, in: Michael Jones, *Leningrad. State of Siege*, S. 98.
- 16 Maria Motowskaja, in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 40.
- 17 Ebd.; Dmitry Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 218.
- 18 William Moskoff, *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War II*, S. 34.
- 19 Gespräch mit der Autorin, Wsewoloschk, November 2006.
- 20 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 17.
- 21 Ebd., S. 24; Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 227.
- 22 Sidney Monas/Jennifer Greene Krupala (Hrsg.), *The Diaries of Nikolay Punin, 1904–53*, S. 182 f.
- 23 Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 107 f.
- 24 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 47.
- 25 Alexander Barbowski, 30. August 1941, RGALI, fond 2733, opis 1, jed. chr. 872, S. 15 f.
- 26 Es ist schwer, den Besuch der Kommission exakt zu datieren. Salisbury schließt aus Admiral Kusnezows Memoiren, dass sie am 27. August abreiste und am 28. August eintraf. Andererseits ordnete Stalin die Unternehmung am 21. an, schloss Molotow in die Empfänger einer Mitteilung vom 27. August ein und befahl die Rückkehr der Kommission am 29. August, was vermuten lässt, dass sie mehrere Tage früher ankam.
- 27 RGASPI, fond 558, opis 11, jed. chr. 492, S. 27.
- 28 Ebd., S. 35.
- 29 Ebd., S. 39.
- 30 Siehe Simon Sebag Montefiore, *Stalin. Am Hof des Roten Zaren*.

- 31 Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. Nr. 4, S. 29.
- 32 Ljubow Schaporina, 4. September 1941, in: Simmons/Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege*, S. 22.
- 33 Olga Berggolz, 2. September 1941, in: Swesda, 3, April 1991, S. 128.
- 34 ZAMO, fond 148a, opis 3763, delo 97, S. 29.
- 35 Siehe Skrjabina, *Leningrader Tagebuch* (23. August 1941).
- 36 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 70f.

TEIL II

KAPITEL 6: »KEINE SENTIMENTALITÄT«

- 1 Konstantin Simonow, *Tri tetradi. Stichi, poemy*, S. 500.
- 2 Sonia Orwell/Ian Angus (Hrsg.), *The Collected Essays. Journalism and Letters of George Orwell*, Bd. 2, *My Country Right or Left*, S. 460.
- 3 Winston Churchill, *Der Zweite Weltkrieg. Die große Allianz*, S. 422 f.
- 4 RGASPI, fond 558, opis 11, jed. chr. 492, S. 49.
- 5 Das genaue Datum von Schukows Ankunft in Leningrad ist erst vor Kurzem eindeutig festgestellt worden. Obwohl er das Kommando sofort nach seinem Eintreffen übernahm, wurde der entsprechende Stawka-Befehl erst am 11. September offiziell erteilt.
- 6 Georgi Schukow, *Erinnerungen und Gedanken*, S. 406 f.
- 7 Viktor Anfilow, »Shukov«, in: Harold Shukman (Hrsg.), *Stalin's Generals*, S. 350; David Glantz, *The Battle for Leningrad 1941–1944*, S. 78.
- 8 W.F. Tschekrisow, »Dnewnik blokadnowo wremeni«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 8.
- 9 Anna Selenowa, *Stati, wospominanija, pisma. Pawlowski Dworez. Istorija i sudba*, S. 83–90; siehe auch Suzanne Massie, *Pavlovsk. The Life of a Russian Palace*, S. 195–202.

- 10 Valerian Bogdanow-Beresowski, *Is dnewnikow blokadnych let* (Typoskript), S. 9 f.; RGALI, fond 1817, opis 2, jed. chr., S. 185.
- 11 Glantz, *The Battle for Leningrad*, S. 81 f.
- 12 Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, S. 21.
- 13 *Rossija i SSSR w woinach XX weka. Poteri wooruschonnych sil*, S. 271; Evan Mawdsley, *Thunder in the East. The Nazi-Soviet War 1941–1945*, S. 86 f.
- 14 Franz Halder, *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939–1942*, S. 150ff. (26. Juli sowie 6. und 7. August 1941).
- 15 Ebd., S. 192 f. (18. und 22. August 1941).
- 16 Siehe Führerweisung Nr. 35, 6. September 1941, in: Walter Hubatsch (Hrsg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegsführung 1939–1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, S. 151.
- 17 Halder, *Kriegstagebuch*, S. 239 (18. September 1941).
- 18 *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944* (DVD-Ausgabe).
- 19 Siehe Henry Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*.
- 20 Halder, *Kriegstagebuch*, S. 53.
- 21 *Verbrechen der Wehrmacht* (DVD-Ausgabe).
- 22 Ebd., S. 315 ff.
- 23 Siehe Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche*.
- 24 »Die Führerentscheidung über Leningrad«, übermittelt vom Flottenkommando an die Heeresgruppe Nord, 29. September 1941, *Tagebuch der Seekriegsleitung*, zitiert in: Max Domarus, *Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945*, Bd. 4, S. 655.
- 25 Wilhelm Ritter von Leeb, *Tagebuchaufzeichnungen und Lagebeurteilungen aus zwei Weltkriegen*, S. 373; siehe auch *Verbrechen der Wehrmacht* (DVD-Ausgabe).
- 26 Ebd., S. 321.
- 27 Führerweisung Nr. 35, 6. September 1941, in: Walter Hubatsch (Hrsg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegsführung 1939–1945*, S. 152.
- 28 Michael Jones, *Leningrad. State of Siege*, S. 33.

29 Zu weiteren Einzelheiten über Halders Nachkriegskarriere siehe Ronald Smelser/Edward Davies, *The Myth of the Eastern Front. The Nazi-Soviet War in American Popular Culture*.

KAPITEL 6: «BIS ZU UNSEREM LETZTEN HERZSCHLAG»

- 1 Lyubov Shaporina, 8. September 1941, in: Cynthia Simmons / Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege of Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 23.
- 2 Vera Inber, *Fast drei Jahre*, S. 6 (9. September 1941); siehe auch MPWO-Bericht vom 9. September 1941, in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, S. 364.
- 3 Die ersten Artilleriegeschosse erreichten die Vororte am 4. September, und die erste Bombe fiel, unbemerkt von den meisten Leningrädern, am 6. September. Zwei Tage später folgte der erste umfassende Luftangriff.
- 4 Nikolai Sokolow, «Tjoplaja wanna dlja begemota. Soossad w gody woiny», in: *Rodina*, 1, 2003, S. 153.
- 5 Olga Berggolz, «Blokadny dnewnik», in: *Swesda*, 4, April 1991, S. 130 (8./9. September 1941).
- 6 Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 101 f.
- 7 Unveröffentlichtes Manuskript im Besitz der Familie der Tagebuchschreiberin.
- 8 Wladimir Garschin, «Tam gde smert pomogajet schisni», in: *Archiwpatologii*, Bd. 46, Nr. 5, 1984, S. 84.
- 9 Berggolz, «Blokadny dnewnik», S. 131 (12. September 1941).
- 10 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S.36.
- 11 Inber, *Fast drei Jahre*, S. 8 (20. September 1941).
- 12 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 27 (26. September 1941).
- 13 Olga Gretschina, «Spassajus spassaja, tschast 1 – pogibelnja sima», in: *Newa*, 1, 1994, S. 227-231.
- 14 Harrison Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*, S. 312.

- 15 ZGAIPD SPb, fond 2281, opis 1, delo 27, S. 2 ff.
- 16 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 83 f.
- 17 Stanislaw Bernew/Nikita Lomagin (Hrsg.), *Plan D* (Reihe »Archiw Bolschowo Doma«). Das Buch enthält Reproduktionen relevanter Dokumente aus dem FSB-Archiv.
- 18 Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 99.
- 19 Zur Entlassung von A.P. Rowinski aus der Fabrik »Roter Chemiker« siehe RGASPI, fond 17, opis 22, delo 1643, S. 97; zu der von A.I. Wolkow, Direktor der Fabrik »Vorwärts«, siehe ebd., S. 101.
- 20 RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1137, S. 68.
- 21 ZGAIPD SPb, fond 24, opis 26, delo 5760.
- 22 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 19 (16. September 1941).
- 23 Nikita Lomagin, *Soldiers at War. German Propaganda and Soviet Army Morale during the Battle of Leningrad 1941-44*, S. 14.
- 24 Irina Resnikowa (Flige) »Repressii w period blokady Leningrada«, in: *Westnik »Memoriala«* 4/5 (10/11), S. 102.
- 25 Richard Bidlack, »The Political Mood in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War«, in: *Russian Review* 59 (Januar 2000), S. 102 f.
- 26 Zu einer anschaulichen Schilderung des Moskauer *bolschoi drap* siehe Rodric Braithwaite, *Moscow 1941. A City and its People at War*, S. 244-255.
- 27 Siehe Salisbury, *900 Tage*; Jones, *Leningrad*, S. 135.
- 28 Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 183; RGASPI, fond 558, opis 11, jed. chr. 492, S. 55.
- 29 Ebd, S. 60.
- 30 N. Woronow, »W trudnyje wremena«, in: *Wojenno-istoritscheski schurnal* 1961, Nr. 9, S. 71 f.
- 31 RGASPI, fond 558, opis 11, jed. chr. 492, S. 64.
- 32 RGASPI, fond 77, opis 3, delo 126, S. 9; ZAMO, fond 96a, opis 2011, delo 5, S. 138 ff.
- 33 ZAMO, fond 96a, opis 2011, delo 5, S. 138 ff.
- 34 RGASPI, fond 77, opis 4, delo 48, S. 51.

- 35 Siehe zum Beispiel einen Brief Kusnezows an Stalin vom 8. November 1941, RGASPI, fond 77, opis 4, delo 48, S. 51, 54.
- 36 RGASPI, fond 77, opis 3, delo 126, S. 24; ZAMO, fond 113a, opis 3272, delo 3, S. 166-171.

KAPITEL 8: 125 GRAMM

- 1 Marina Starodubzewa (Mädchenname Jeruchmanowa), *Krugoworot wremeni i sudby Wospominanija*. Das Manuskript entstand in den späten siebziger Jahren und befindet sich im Besitz der Familie Starodubzew. Das Kapitel 7 (S. 506-517) ist den Erfahrungen der Verfasserin während der Belagerung gewidmet.
- 2 Siehe Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, S. 34; Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, S. 48.
- 3 Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, S. 191.
- 4 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 49.
- 5 Ebd., S. 31.
- 6 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 174.
- 7 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 51 ff.
- 8 Starodubzewa, *Krugoworot wremeni i sudby*, S. 510.
- 9 Order des Leningrader Gebiets-Exekutivkomitees vom 3. November 1941, RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1137, S. 8.
- 10 Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 20, S. 188 ff.
- 11 Ebd., S. 111f.
- 12 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 64.
- 13 Zitiert in: Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 66.
- 14 Siehe die faszinierenden Kapitel über die Solowki-Lager in: Anne Applebaum, *Der Gulag*.
- 15 Wassili Grossman, *Leben und Schicksal*, S. 567.
- 16 Alexander Werth, *Russia at War 1941-45*, S. 188.
- 17 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 55.
- 18 Paer Sparen et al., «Long Term Mortality after Severe Starvati-

- on during the Siege of Leningrad. Prospective Cohort Study«, in: *British Medical Journal* 328 (3. Januar 2004), S. 11–14.
- 19 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 120.
- 20 Ebd., S. 79f.
- 21 Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnevnik*, S. 78 (29. März 1942).
- 22 Valentina Gorokhova, in: Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege of Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 88.
- 23 Pavlov, S. 123; siehe auch eine Order vom 26. Dezember 1941, unterzeichnet von Andrejenko, dass Akademiemitglieder eine Sonderlieferung Butter, Fleischkonserven oder Fisch, Eier, Zucker, Korn, Schokolade, Mehl und Wein erhalten sollten, Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 98, S. 209.
- 24 Anna Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitscheskije sapiski. Leningrad w blokade*, S. 274 (20. Januar 1942).
- 25 Simmons/Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege*, S. 32.
- 26 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 69, 80f.
- 27 Protokoll 50 des Städtischen Parteikomitees von Leningrad, 9. Januar 1942, RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1149, S. 9.
- 28 Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 1, S. 151f. Zu weiteren derartigen Beispielen siehe Protokoll 53 des Städtischen Parteikomitees von Leningrad, 25. Februar 1942, RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1149, S. 121.
- 29 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 73.
- 30 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 114f.
- 31 Iwan Schilinski, »Blokadny dnevnik«, in: *Woprossy istorii* 5–6 (1996), S. 24 (4. Januar 1942).
- 32 Ebd., S. 3 (30. Januar 1942). Der gleiche Trick war auch auf institutioneller Ebene verbreitet. So entdeckten Ermittler, dass das Stalin-Metallwerk 729 registrierte Arbeiter besaß, von denen man jedoch 107 evakuiert hatte, 70 in der Armee dienten, 21 inhaftiert und 124 verstorben waren.

KAPITEL 9: STURZ IN DEN TRICHTER

- 1 In Nikolai Gorskows Belagerungstagebuch sind nützlicherweise die täglichen Temperaturen verzeichnet. Es ist enthalten in Stanislaw Bernow/Sergej Tschernow (Hrsg.), *Archiw Bolschowo Doma. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*.
- 2 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 141.
- 3 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S.83.
- 4 Elena Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 32f. (15. und 20. September 1941, 1. Januar 1942).
- 5 Ebd., (8. Oktober, 6. und 7. November 1941).
- 6 Ebd., (24. November und 16. Dezember 1941).
- 7 Olga Gretschina, «Spassajus spassaja, tschast 1: pogibelnja sima», in: *Newa*, 1, 1994, S. 231-239.
- 8 Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 40.
- 9 Alexander Dymow, in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 215.
- 10 Iwan Korotkow, in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 58.
- 11 Siehe Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*; Marina Tkatschewa, Interviewpartnerin Nr. 14, Oral-History-Projekt der Europäischen Universität St. Petersburg, «Blokada w sudbach i pamjati leningradzew».
- 12 Zitiert in einem NKWD-Bericht an Schdanow vom 13. Dezember 1941, in: Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada* Bd. 2, Dok. 56, S. 252.
- 13 K. W. Polsikowa-Rubez, 20. Januar 1942, zitiert in: Andrej Dseniskeysch, «Banditism (ossosbaja kategorija) w blokirowannom Leningrade», in: *Istorija Peterburga*, 1, 2001, S. 48.
- 14 Sofia Pawlowa, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 182.
- 15 Interview mit Dr. Ljuba Winogradowa, Moskau, Juli 2007.
- 16 Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 31-55 (16. Juni, 27. September, 9. Oktober, 26. November, 4. und 13. Dezember 1941).

- 17 Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 174, S. 411; Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, S. 123.
- 18 National Archive of the USA. Reports on the situation in the USSR by the Security Police and SD, Nr. 136, Mikrofilm T-175/233, SS. 10–20, zitiert in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, S. 169.
- 19 Ebd., S. 152 (4. Dezember 1941).
- 20 Sidney Monas/Jennifer Greene Kupala (Hrsg.), *The Diaries of Nikolay Punin, 1904–53*, S. 186, 190f.

TEIL III

KAPITEL 10: DIE EISSTRASSE

- 1 Dmitry Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 244.
- 2 Hockenjos' unveröffentlichtes Kriegstagebuch, dem alle folgenden Auszüge entnommen sind, wird verwahrt im Freiburger Bundesarchiv-Militärarchiv, Aktenzeichen MSG 2/4034, 4035, 4036, 4037, 4038.
- 3 David Glantz, *The Battle for Leningrad, 1941–44*, S. 100.
- 4 A. Karassew, *Leningradzy w gody blokady*, S. 132 f.
- 5 Wassili Tschurkin, 8. Dezember 1941, *Wojennaja literatura. Dnewniki i pisma*, www.militera.lib.ru.
- 6 Paul Carell, *Unternehmen Barbarossa*, S. 240; siehe auch Glantz, *The Battle for Leningrad*, S. 106. Pawlow beziffert die Gefallenen auf siebentausend.
- 7 Zu einer detaillierten Darstellung der Funktionsweise der Eisstraße siehe Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 205–211.
- 8 ZAMO, fond 96a, opis 2011, delo 5, S. 191–194.
- 9 Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 10, S. 38 f.
- 10 Franz Halder, *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939–1942*, S. 287, 303 f., 316 (22. und 29. November 1941).
- 11 Ebd., S. 373.

- 12 Wie Halders Stellvertreter Günther Blumentritt nach dem Krieg dem britischen Historiker Basil Liddell Hart gegenüber klagte: »Nur die Admirale hatten in diesem Krieg ihren Spaß. Hitler verstand nichts von der See, während er meinte, alles über die Landkriegführung zu wissen.«
- 13 Andrew Roberts, *Masters and Commanders. How Roosevelt, Churchill, Marshall and Alanbrooke Won the War in the West*, S. 64.

KAPITEL II: SCHLITTEN UND KOKONS

- 1 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 39f. (1. Januar 1942).
- 2 Wassili Tschekrisow, »Dnewnik blokadnowo wremeni«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Petersburga*, Bd. 8, S. 38 (31. Dezember 1941).
- 3 Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 65–69 (29. Dezember 1941 und 6. Januar 1942).
- 4 Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, S. 123.
- 5 Vera Kostrovitskaya, April 1942, in: Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 50f.
- 6 William Moskoff, *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War II*, S. 196.
- 7 »Dnewnik I. M. Tschaiko«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 115.
- 8 Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, S. 188.
- 9 NKWD-Bericht an Schdanow, 2. Juni 1942, zitiert in Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, S. 320–323; Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, S. 412.
- 10 Zu Beispielen für die Ausbeutung von Waisen durch Nachbarn siehe Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 234, 241; Maria Maschkowa, »Is blokadnych sapissei«, in: *W pamjat uschedschich i wo slawu schiwuschtschich. Dnewniki, wospominanija, pisma*, S. 48 (5. März 1942).

- 11 Dmitri Lasarew, »Wospominanija o blokade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 210 (Januar 1942).
- 12 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 16 ff.
- 13 Inber, *Fast drei Jahre*, S. 14 (2. Januar 1942).
- 14 Bericht des Leningrader Militärstaatsanwalts an Popkow, 12. Februar 1942, zitiert in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 136, S. 29off.
- 15 Inber, *Fast drei Jahre*, S. 12 f. (26. Dezember 1941).
- 16 Lasarew, »Wospominanija o blokade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 207 (Februar 1942).
- 17 Nadezhda Cherepenina, »Assessing the Scale of Famine and Death in the Besieged City«, in: John Barber/Andrei Dzeniskevich (Hrsg.), *Life and Death in Besieged Leningrad 1941–44*, S. 47 f.
- 18 Lasarew, »Wospominanija o blokade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 207 (11. Februar 1942).
- 19 Richard Bidlack, »Survival Strategies in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War«, in: Robert Thurston/Bernd Bonwetsch (Hrsg.), *The People's War. Responses to World War Two in the Soviet Union*, S. 93.
- 20 Tschekrisow, »Dnewnik blokadnowo wremeni«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 8, S. 50 (5. Februar 1942).
- 21 Bericht an Schdanow und Kuznezow von Antjufejew, 5. Februar 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w.
- 22 Wladimir Garschin, »Tam gde smert pomogajet schisni«, in: *Archiw patologii*, Bd. 46, Nr. 5, 1984, S. 84.
- 23 Inber, *Fast drei Jahre*, S. 10 (25. November 1941).
- 24 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 288.
- 25 Geraldine Norman, *The Hermitage. The Biography of a Great Museum*, S. 252.

- 26 Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnevník*, S. 25–28 (9. und 10. Dezember 1941).
- 27 Ebd., S. 56 (12. Februar 1942).
- 28 »Dnevník I. M. Tschaike«, in: *Trudy Gossudarstvennogo Muzeja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 117 (25. März 1943).
- 29 Nikolai Rybkowski, in: L. Kosłowa (Hrsg.), *Sowetskije ljudi. Szeny is istorii*, S. 263 f. (15. März 1942).
- 30 Vera Kostrovitskaya, April 1942, in: Simmons/Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege*, S. 47–52.
- 31 Nikolai Sokolow, »Tjoplaja wanna dlja begemota. Soossad w gody woyny«, in: *Rodina*, 1, 2003; I. M. Gergilewitsch, *Podwig twoi bessmertn (1942–1945)*, unveröffentlicher Artikel.
- 32 Bericht der Abteilung »Bestattungsangelegenheiten« der Städtischen Kommunalen Unternehmensverwaltung, 5. April 1943, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 153, S. 319–343.
- 33 Sofia Buryakova, in: Simmons/Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege*, S. 100f.
- 34 Lasarew, »Wospomiinanija o blokade«, in: *Trudy Gossudarstvennogo Muzeja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 202 ff. (24. Januar 1942).
- 35 Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 250.
- 36 Barber/Dzeniskevich (Hrsg.), *Life and Death in Besieged Leningrad 1941–44*, S. 1, 63. Im Bericht des Bestattungstrusts vom April 1943 wird eine, wie man einräumt, unzuverlässige Zahl von 1 093 659 Leichen genannt, die in den zwölf Monaten bis 1. Juli 1942 beigesetzt worden seien. Dies wird, beruhend auf der Tatsache, dass Friedhofs- und Leichensammelpersonal nach seiner Produktivität bezahlt wurde, allgemein für eine viel zu niedrige Schätzung gehalten.

- 1 Maria Maschkowa, »Is blokadnych sapissei«, in: *W pamjat uschedschich i wo slawu schiwuschtschich. Dnewniki, wospominanija, pisma*, S. 37 ff. (17. Februar 1942).
- 2 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 18 f. Pawel Gubtschewski von der Eremitage erinnerte sich, wie er über die Extravaganz des Aufwandes und der Organisation gestaunt hatte, die bei den Vorkriegsproduktionen der Philharmonie und des Mariinski-Theaters üblich gewesen war – warum war er früher nicht öfter ins Konzert und in Ballettaufführungen gegangen?
- 3 Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnewnik*, S. 41 f. (11.–13. Januar 1942).
- 4 Iwan Schilinski, »Blokadny dnewnik«, in: *Woprossy istorii*, 5–7, 1996, Teil 3, S. 3 (30. Januar 1942).
- 5 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 88 f.
- 6 Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnewnik*, S. 83 (4. April 1942).
- 7 Klara Rachman, 20. Dezember 1941, unveröffentlichtes Manuskript im Besitz der Familie der Tagebuchverfasserin.
- 8 Interview mit Dr. Ljuba Winogradowa, Oktober 2007.
- 9 Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 86 ff. (1., 5. und 7. Februar 1942).
- 10 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 249 f.
- 11 Olga Gretschina, »Spassajus spassaja, tschast 1: pogibelnaja sima (1941–42 gg.)«, in: *Newa*, 1, 1994, S. 242 f.
- 12 Solomon Volkov, *St Petersburg. A Cultural History*, S. 437; Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 201.
- 13 Kochina, *Blockade Diary*, S. 86 (30. Januar 1942).
- 14 Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 266.
- 15 Dmitri Lasarew, »Wospominanija o blockade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 238.

- 16 Maschkowa, »Is blokadnych sapissei«, S. 41 (18. Februar 1942).
- 17 Ebd., S. 76 (23. April 1942).
- 18 Interview mit Dr. Ljuba Winogradowa, Moskau, Juli 2007.
- 19 Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnevnik*, S. 58 (13. Februar 1942).
- 20 Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 9.
- 21 Georgi Knjasew, 3. Februar 1942, in: Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 288.
- 22 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 50 (14. Januar 1942).
- 23 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 334 f.
- 24 Mikhail Steblin-Kamensky, »The Siege of Leningrad«, in: *Granta* 30, *New Europe*, April 1990, S. 183–189, zuerst veröffentlicht in: *Newa*, 1, 1989.
- 25 Geraldine Norman, *The Hermitage. The Biography of a Great Museum*, S. 255.
- 26 Boris Pasternak, *Briefwechsel 1910–1954 Pasternak/Freudenberg*, S. 278.
- 27 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 105 f.
- 28 Klara Rachman, unveröffentlichtes Manuskript im Besitz des Enkels der Verfasserin, S. 5 (7. Dezember 1941)
- 29 Lew Uspenski, »Gordost i ljubow moja«, in: G. S. Melnik/G. W. Schirkow (Hrsg.), *Radio. Blokada. Leningrad*, S. 203 f.
- 30 Lisa A. Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941–1995. Myth, Memories, and Monuments*, S. 54, 72.
- 31 Ebd., S. 66. Über die Erstsendung von *Februartage* besteht Uneinigkeit. In ihrer Autobiografie von 1952 berichtet Berggolz, dass ein Anruf des Zensors die Ausstrahlung am Tag der Roten Armee selbst verhindert habe. Der Text sei erst im Mai in ganzer Länge veröffentlicht worden. Laut anderen Schilderungen ging die Sendung jedoch wie geplant vonstatten. Auszüge wurden mit Sicherheit in »Wandzeitungen« veröffentlicht und zirkulierten weithin schon vor dem Frühjahr.
- 32 Alexander Rubaschkin, *Golos Leningrada. Leningradskoje Radio w dni blokady*, S. 136.
- 33 Siehe Michail Schkarowski, »Iskrenni priwet ot Stalina. Reli-

- giosnaja schisn blokadnowo Leningrada«, in: *Rodina*, 1, 2003, S. 146–150.
- 34 Bericht über die »Liquidierung der Gruppe des Archimandriten Klawdi«, 1. Oktober 1942, in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow, Dok. 192*, S. 446.
- 35 Fußnote des Herausgebers zu Olga Berggolz, in: *Swesda*, 4. April 1991, S. 128–141 (8. Februar 1942).
- 36 Berggolz, in: ebd. (4. September 1941).
- 37 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 292.
- 38 Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 244.
- 39 Oral-History-Projekt der Europäischen Universität St. Petersburg, »Blokada w sudbach i pamjati leningradzew«, Interviewpartner Nr. 42.
- 40 Svetlana Magayeva/Albert Pleysier, *Surviving the Blockade of Leningrad*, S. 99.

KAPITEL 13: SWJASY

- 1 Anna Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitscheskije sapiski. Leningrad w blokade*, S. 271, 275 (1. Januar und 13. Februar 1942).
- 2 Aelita Wostrowa, Interviewpartnerin Nr. 17, BL-1-017, Oral-History-Projekt der Europäischen Universität St. Petersburg, »Blokada w sudbach i pamjati leningradzew«.
- 3 Olga Gretschina, »Spasajus spassaja, tschast 1: pogibel'naja sima (1941–1942 gg.)«, in: *Newa*, 1, 1994, S. 249 f.
- 4 Richard Bidlack, »Survival Strategies in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War«, in: Robert Thurston/Bernd Bonwetsch (Hrsg.), *The People's War. Responses to World War Two in the Soviet Union*, S. 93 ff.
- 5 Elena Skrjabinina, *Leningrader Tagebuch. Aufzeichnungen aus den Kriegsjahren 1941–1945*, S. 55 (15. Januar 1941).
- 6 Georgi Makogonenko, in: Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*.

- 7 Olga Berggolz, »Blokadny dnewnik«, in: *Swesda*, 3, April 1991, S. 143 (25. Februar 1942).
- 8 Berggolz, 23. und 25. März 1942, »Ob etich tetradjach«, in: *Swesda*, 5, 1990, S. 190f.
- 9 Maria Maschkowa, »Is blokadnych sapissei«, in: *W pamjat uschedschich i wo slawu schiwuschtschich. Dnewniki, wospominanija, pisma*, S. 77 (23. April 1942).
- 10 Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 210, S. 517.
- 11 William Moskoﬀ, *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War Two*, S. 181.
- 12 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 72 (27. März 1942).
- 13 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 93f.
- 14 Siehe zum Beispiel Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 228.
- 15 Valerian Bogdan-Beresowski, *Is dnewnikow blokadnych let*, Typoskript, RGALI, fond 1817, opis 2, jed. chr. 185, S. 26f. (25. Januar 1942).
- 16 Siehe Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 216, S. 528.
- 17 Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 235f.
- 18 Ebd., S. 238ff., 264. Zu weiteren Korruptionsbeispielen siehe Skrjabina über höhere Krankenhausmitarbeiter und ihre Familien, *Leningrader Tagebuch*, S. 72 (11. Februar 1942).
- 19 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 289.
- 20 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 63 (4. Februar 1942).
- 21 Siehe James Clapperton, *The Siege of Leningrad and the Ambivalence of the Sacred. Conversations with Survivors*, Doktorarbeit, Edinburgh University 2006, S. 294.
- 22 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 43 (26. November 1941).
- 23 Tamara Neklyudova, in: Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 62.
- 24 Inber, *Fast drei Jahre*, S. 26ff. (26. Februar 1942); Bidlack, »Survival Strategies«, S. 91.

- 25 Ebd., S. 94.
- 26 Ostroumova-Lebedeva, 22. Mai 1942, in: Simmons/Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege*, S. 32.
- 27 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 41, 44, 60 (12. und 29. November 1941, 27. Januar 1942).
- 28 Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnevnik*, S. 82 (3. April 1942); Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 230f.; siehe auch Iwan Schilinski, »Blokadny dnevnik«, in: *Woprossy istorii*, 5, 1996 (22. Dezember 1941), S. 9, über den Austausch von Kleidern und Hüten zwischen den Leningrader Frauen und den Arbeiterinnen einer Schweinezucht hinter dem Serafimowskoje-Friedhof.
- 29 Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 187, S. 436.
- 30 Dmitri Lasarew, »Wospominanija o blockade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 234.
- 31 Bericht an Schdanow durch den Chef der »Anleiterabteilung« des Städtischen Parteikomitees, Antjufejew, 27. Januar 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w, delo 5760.
- 32 Bidlack, »Survival Strategies«, S. 96, 106; Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 192; siehe auch Harvard Project on the Soviet Social System, Schedule B, Bd. 2, case 260, S. 6, 14 (verfügbar online von der Widener Library).
- 33 Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 253; Vasili Yershov, unbetiteltes Typoskript, Research Program on the USSR, Bakhmeteff Archive, Columbia University, S. 72.
- 34 Nikolai Rybkowski, in: Natalia Koslowa (Hrsg.), *Sowetskije ljudi. Szeny istorii*, S. 264, 267 ff., 276.
- 35 Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 1, S. 151 f.
- 36 Siehe Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 126, S. 273.
- 37 Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 223.
- 38 Bericht an Kusnezow, 28. November 1941, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 127, S. 274 ff.
- 39 Bericht vom 28.–29. Januar 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 64, S. 281, 284.

**KAPITEL 11: «ROBINSON CRUSOE
WAR GLÜCKLICH DRAN»**

- 1 Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnevnik*, S. 63 (21. Februar 1942).
- 2 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 75 (31. März 1942).
- 3 Georgi Knjasew, 22. Februar 1942, in: Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 299f.
- 4 In der zweiten Märzhälfte wurden laut einem Bericht an Berija vom 4. April 1942 7'540 Häuser, 1'020 Kühe, 134 Pferde und 92 andere Tiere beschlagnahmt. Siehe Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 9, S. 37.
- 5 Siehe einen Bericht des Oranienbaumer Bezirkssowjets vom 1. April 1942, in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.) *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 184, S. 430-33; daneben Irina Resnikowa (Füge), «Repressii w period blokady Leningrada», in: *Westnik «Memoriala»*, Nr. 4/5 (10/11), S. 99.
- 6 NKWD-Bericht vom 1. Oktober 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 190, S. 442.
- 7 Bericht an Schdanow und Kusnezow von Antjufejew, 21. März 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2W, delo 5760.
- 8 Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 146, S. 308.
- 9 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 245 f.
- 10 Elena Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 61 f. (29. und 30. Januar 1942).
- 11 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 121-124.
- 12 Ebd., S. 167 f.
- 13 Ebd., S. 219.
- 14 Ebd., S. 257.
- 15 Ebd., S. 351f.
- 16 Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, S. 164.
- 17 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 282.
- 18 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 280ff.

- 19 Wladimir Kuljabko, «Blokadny dnewnik», in: *Newa*, 3, 2004, S. 262-267.
- 20 Zur Darstellung einer Evakuierungsreise Ende März 1942 siehe Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 101-109.
- 21 Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 164.
- 22 Kochina, *Blockade Diary*, S. 108 (11. und 15. April 1942).
- 23 Bericht an das Leningrader Gebietsparteikomitee, 5. März 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 137, S. 292ff.
- 24 Skrjabina, *Leningrader Tagebuch*, S. 96, 78 (11. April und 25. Februar 1942).

**KAPITEL 12: LEICHENFRESSEREI
UND MENSCHENFRESSEREI**

- 1 Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941. The Blockade*, S. 127f.
- 2 Elena Kochina, *Blockade Diary*, S. 55 f., 59 (15. und 19. Dezember 1941).
- 3 Siehe zum Beispiel Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 112.
- 4 Briefe von Kossygin an Schdanow, 10. und 17. Februar 1942, in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 106 und 134, S. 228, 288; Richard Bidlack, «Survival Strategies in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War», in: Robert Thurston/Bernd Bonwetsch (Hrsg.), *The People's War. Responses to World War Two in the Soviet Union*, S. 90; siehe auch Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch*.
- 5 Bericht an Schdanow durch die Organisationsabteilung des Leningrader Parteikomitees, 4. Januar 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 176, S. 414.
- 6 Dmitri Lasarew, «Wospominanija o blokade», in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 204.
- 7 Bericht an Popkow durch den Leiter der städtischen Lebensmittelhandelsorganisation, 15. Januar 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Lenin-*

- grad w ossade*, Dok. 178, S. 418ff.; siehe auch einen NKWD-Bericht an Berija vom 23. Februar 1942, in: Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 67, S. 296.
- 8 Bericht an Schdanow und Kusnezow von Antjufejew, 9. Januar 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w, delo 5760.
- 9 Zu verschärften Sicherheitsmassnahmen siehe einen Bericht der Stadtmiliz an Popkow vom 30. Januar 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 179, S. 420; zu den Ergebnissen siehe einen NKWD-Bericht an Schdanow von März 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 68, S. 301.
- 10 Kochina, *Blockade Diary*, S. 60-64 (20., 21., 22. und 26. Dezember 1941), S. 80-83 (17., 18. und 23. Januar 1942).
- 11 Boris Belozеров, «Crime during the Siege», in: John Barber/Andrei Dzeniskevich (Hrsg.), *Life and Death in Besieged Leningrad 1941-44*, S. 223.
- 12 NKWD-Berichte an Schdanow, 13. Dezember 1941, 28.-29. Januar, 23. Februar and März 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 56, 64 und 68, S. 255 f., 283, 295, 300; Bericht an Schdanow und Kusnezow von Antjufejew, 9. Januar 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w, delo 5760.
- 13 Bericht vom 10. Februar 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok., 23, S. 83.
- 14 Siehe auch das Protokoll einer Parteisitzung «Über verstärkte Wachsamkeit» vom 9. Januar 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 177, S. 418. Einer der Teilnehmer klagte darüber, dass «wir infolge schlechter Ernährung keine Wächter in der Stadt haben». Bei einer Inspektion seines Bezirks um ein Uhr morgens habe er «absolut niemanden» gesehen.
- 15 Harvard Project on the Soviet Social System, Schedule B, Bd. 2, Fall 260 (verfügbar online von der Widener Library).
- 16 Gespräch mit der Autorin, September 2008.
- 17 Kochina, *Blockade Diary*, S. 62 (23. Dezember 1941).
- 18 Olga Berggolz, «Is dnewnikow», 20. Mai 1942, in: *Swesda*, 6, 1990, S. 161.

- 19 Siehe Harrison Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*. Der betreffende Roman, Anatoli Darows *Blokada*, wurde 1943 in Nikolajew veröffentlicht. Eine englischsprachige Version erschien 1964 in New York.
- 20 Alexej Winokurow, in: Stanislaw Bernew/Sergej Tschernow (Hrsg.), *Archiw Bolschowo Doma. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*, S. 253 (14. März 1942).
- 21 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 234f.
- 22 Olga Gretschina, »Spassajus spassaja, tschast 1: pogibel'naja sima (1941–42 gg.)«, in: *Newa*, 1, 1994, S. 240.
- 23 NKWD-Bericht an Schdanow, 13. Dezember 1941, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 56, S. 256f.
- 24 Bericht des Leningrader NKWD an Berija, 24. Dezember 1941, in: ebd., Dok. 60, S. 264.
- 25 NKWD-Bericht an Schdanow, 12. Januar 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 1, Dok. 63, S. 275f.
- 26 Bericht an Schdanow von Kubatkin, 2. Juni 1942, in: ebd., Dok. 75, S. 322.
- 27 Diese Zahl ist aus der Berichtsreihe des Leningrader NKWD-Vorsitzenden Kubatkin an Schdanow und Berija abgeleitet. In einem Bericht der Staatsanwaltschaft (nachzulesen bei Dseniskewitsch [Hrsg.], *Leningrad w ossade*, Dok. 195) ist von 1979 die Rede.
- 28 Bericht an Berija von Kubatkin, 3. Mai 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 74, S. 319; siehe auch einen Bericht des Militärstaatsanwalts A.I. Panfilenko an Kusnezow, 21. Februar 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 180, S. 421.
- 29 NKWD-Bericht an Schdanow, 2. Mai 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 73, S. 316.
- 30 Siehe Andrej Dseniskewitsch, »Banditism (ossobaja kategorija) w blokirowannom Leningrade«, in: *Istorija Peterburga*, Bd. 1, 2001, S. 50.
- 31 Bericht an Berija von Kubatkin, 24. Dezember 1941, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 60, S. 264.

- 32 Berichte an Berija von Kubatkin, 13. März, April und 2. Juli 1942, in: ebd., Dok. 69, 70 und 76, S. 306, 310, 325 f.
- 33 NKWD-Bericht an Berija und Schdanow, 28.–29. Januar 1942, in: ebd., Dok. 64, S. 282.
- 34 Bericht an Berija von Kubatkin, 23. Februar 1942, in: ebd., Dok. 67, S. 297.
- 35 NKWD-Bericht an Schdanow, März 1942, in: ebd., Dok. 68, S. 302.
- 36 Lasarew, »Wospominanija oblokade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 205 f.
- 37 Dseniskewitsch, »Banditism«, S. 50. Bericht von Militärstaatsanwalt A. I. Panfilenko an Kusnezow, 21. Februar 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 180, S. 422.
- 38 Dseniskewitsch, »Banditism«, S. 50 f.
- 39 Berichte von Kubatkin an Berija und Merkulow, 10. und 23. Februar 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 65 und 67, S. 286, 292.
- 40 Bericht an Schdanow von Kubatkin, 2. Juni 1942, in: ebd., Dok. 75, S. 323. Dies steht im Widerspruch zu einem Bericht des Staatsanwalts vom 1. Juli 1943, dem zufolge 1700 Menschen wegen »Banditentums der besonderen Kategorie« verurteilt worden seien; davon habe man 364 hingerichtet und 1336 mit Haftstrafen belegt (Dseniskewitsch [Hrsg.], *Leningrad w ossade*, Dok. 195, Tabelle auf S. 461).

KAPITEL 16: ANTON IWANOWITSCH IST WÜTEND

- 1 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 84; siehe auch Leon Gouré, *The Siege of Leningrad*, S. 190.
- 2 Berichte von der 18. Armee an Genstab/OKW, 7. und 19. Oktober 1941, in: Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 13 und 19, S. 127, 139.
- 3 Luftverteidigungsarbeiter sollten »Oppositionsgruppen« gegründet haben (SD-Berichte vom 24. Oktober und 7. Novem-

- ber 1941), ebd., Dok. 30 und 31, S. 161, 164. Über sowjetische Kriegsgefangene siehe Evan Mawdsley, *Thunder in the East. The Nazi-Soviet War 1941-1945*, S. 103 ff.
- 4 SD-Bericht vom 18. Februar 1941, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 39, S. 196f.
 - 5 NKWD-Bericht an Schdanow, 28.-29. Januar 1942, in: ebd., Dok. 64, S. 280.
 - 6 Siehe zum Beispiel eine Tabelle von 1939, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 1, Dok. 7, S. 14.
 - 7 Georgi Knjasew, 9. November 1941, in: Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, S. 138.
 - 8 Irina Selenskaja, 1. September 1941, in: «*Ja ne sdamsja do poslednewo ...*», *Sapiski is blokadnowo Leningrada*, St. Petersburg 2010, S. 20.
 - 9 Anna Ostroumowa-Lebedeva, 6. Juli 1941, in: Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 27 k
 - 10 Zitiert in einem NKWD-Bericht an Schdanow von Dezember 1941, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 62, S. 271.
 - 11 Vera Inber, *Fast drei Jahre*, S. 12 (25. Dezember 1941).
 - 12 Iwan Schilinski, «Blokadny dnewnik (ossen 1941 – wesna 1942 g.)», in: *Woprossy istorii*, 5-6, 1996.
 - 13 Berichte an Schdanow von der «Organisations-» und der «Anleiterabteilung» des städtischen Parteikomitees, 9. und 27. Januar 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w, delo 5760.
 - 14 Richard Bidlack, «The Political Mood in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War», in: *Russian Review*, 59, Januar 2000, S. 110f.
 - 15 NKWD-Bericht an Berija und Schdanow, 28.-29. Januar 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 64, S. 278.
 - 16 Berichte an Schdanow von der «Organisationsabteilung» des städtischen Parteikomitees, 14. und 27. Januar 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w, delo 5760; Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w osade. Sbornik dokumentow*, Dok. 199, S. 472.
 - 17 Bericht an den Leningrader NKWD-Vorsitzenden Kubatkin, 12. Fe-

- bruar 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 66, S. 290.
- 18 NKWD-Bericht an Beriĵa und Schdanow, 28.-29. Januar 1942, in: ebd., Dok. 64, S. 278.
- 19 Bericht an SD-Leiter von Einsatzgruppe A, stationiert in Krasnogwardesĵk, 10. Dezember 1941, in: ebd., Dok. 35, S. 179.
- 20 Wassili Jerschow, unbetitelt Typoskript, Research Program on the USSR, Bakhmeteff Archive, Columbia University, S. 77.
- 21 NKWD-Bericht an Schdanow, 12. Januar 1942, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 63, S. 274.
- 22 NKWD-Bericht an Beriĵa und Schdanow, 28.-29. Januar 1942, in: ebd., Dok. 64, S. 285.
- 23 Bericht des Leningrader NKWD-Vorsitzenden Kubatkin an Alexander Kusnezow, 12. Dezember 1943, in: ebd., Dok. 15, S. 57-60; siehe auch Michael Jones, *Leningrad. State of Siege*, S. 286ff. In einem Bericht von November 1941 wird erwähnt, dass Briefe mit der Androhung von Streiks und Demonstrationen, falls die Lebensmittelzuteilungen nicht erhöhet würden, an die Parteiführung geschickt worden seien, siehe Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 53, S. 243 h

KAPITEL 17: DAS GROSSE HAUS

- 1 Siehe Fainsods Vorwort zu einer der besten Nachkriegsuntersuchungen, Leon Goures *The Siege of Leningrad*. Gouré wurde, wie der BBC-Journalist Alexander Werth als Russe geboren. Seine menschwistische Familie floh vor der Revolution nach Berlin, dann vor dem Dritten Reich nach Paris und später nach New Jersey, wo Gouré in die US-Army eintrat und zum ersten Mal in seinem Leben eine Staatsbürgerschaft erhielt. Er kämpfte in der Ardennenschlacht und arbeitete nach dem Krieg als Dolmetscher für die Besatzungstreitkrafte in Deutschland, bevor er eine Laufbahn in der Rand Corporation und in der akademischen Welt einschlug. Er starb 2007 mit 85 Jahren.
- 2 Rimma Neratova, zitiert in: Lisa Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege*

- of *Leningrad, 1941-1995, Myth, Memories, and Monuments*, S. 34.
- 3 Laut einem NKWD-Bericht vom 1. Juli 1943 fielen 80 Prozent der bis dahin ausgesprochenen Urteile wegen konterrevolutionärer Verbrechen in das erste Kriegsjahr (Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 195, S. 453).
 - 4 Siehe Irina Resnikowa (Füge), «Repressii w period blokady Leningrada», in: *Westnik «Memoriala»* 4/5 (10/11), 1995, S. 95 ff.; NKWD-Berichte vom 6. November und von Mitte Dezember 1941, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 51 und 58, S. 232, 259.
 - 5 NKWD-Bericht vom 1. Oktober 1942, in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 190, S. 441.
 - 6 Bericht des Militärstaatsanwalts, 1. Juli 1943, in: ebd., Dok. 195, S. 257ff.
 - 7 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 235, 295.
 - 8 Orlando Figes, *Die Flüsterer. Leben in Stalins Russland*, S. 633k
 - 9 «Blokadny dnevník utschitelja Winokurowa A.I.», in: Stanislaw Bernew/Sergej Tschernow (Hrsg.), *Archiw Bolschowo Doma. Blokadnyje dnevníki i dokumenty*, S. 236-290.
 - 10 Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnevník*, S. 38 (31. Dezember 1941). Anna Achmatowas Spitzname für das Grosse Haus lautete «Königshof des Wunderlandes».
 - 11 Resnikowa (Füge), «Repressii», S. 103. In der Erinnerungsliteratur gibt es Hinweise auf Kannibalismus im Kresty-Gefängnis. Zum Beispiel beschreibt ein Überlebender der Belagerung in einer Gedenkbroschüre zum 100. Jahrestag der Gründung des Gefängnisses, wie er fünfzehn bis zwanzig Insassen beobachtet habe, die auf einem Hof gesessen und Leichenfleisch verzehrt hätten (Richard Bidlack, «Survival Strategies in Leningrad», in: Robert Thurston/Bernd Bonwetsch [Hrsg.], *The People's War. Responses to World War II in the Soviet Union*, S. 107).

- 12 Bericht des Leningrader Statistikamtes, 5. Mai 1944, in: Dsenisnewitsch (Hrsg.), *Leningrad wossade*, Dok. 156, S. 349. Die Todesfälle im Gefängnis gingen in den übrigen Monaten des Jahres 1942 allmählich zurück, bevor sie im Januar 1943 – mit 815 Personen – wieder anstiegen.
- 13 Antrag der NKWD-Arbeitslager an den Abgesandten des Staatlichen Verteidigungskomitees D.W. Pawlow, 31. Dezember 1941, in: Dsenisnewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 175,8.413.
- 14 Iwan Schilinski, «Blokadny dnewnik (ossen 1941-wesna 1942 g.)», in: *Woprossy istorii*, 5-6, 1996, S. 3-7 (16. Januar 1942).

TEIL IV

KAPITEL 18: FLEISCHWALD

- 1 Dmitri Lasarew, «Wospominanija o blokade», in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 208.
- 2 Winston Churchill, *Der Zweite Weltkrieg. Die grosse Allianz*, S. 419.
- 3 Henry Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier* (12.-13. und 17.-18. Januar 1941).
- 4 Fritz Hockenjos, Typoskript, Bundesarchiv-Militärarchiv, Aktenzeichen MSG 2/4034-4038 (5., 14. und 16. Januar 1942).
- 5 Siehe Antony Beevor/Dr. Lyuba Vinogradova (Hrsg.), *Ein Schriftsteller im Krieg. Wassili Grossman und die Rote Armee, 1941-1945* (September 1941); Catherine Merridale, *Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939-1945*, S. 215.
- 6 Dmitri Pavlov, *Leningrad 1941*, S. 88.
- 7 Zu Desertionen siehe Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 11, S. 40. Zu Lebensmitteldiebstahl und Unterschlagung bei NKWD-Einheiten siehe Befehle vom 1. Februar, 22. April und 16. Juli 1942 (RGWA, fond 32912, opis 1, delo 78, S. 10, 39, 85). In einem Bericht vom 21. Februar wird beanstandet, dass Lastwagenfahrer unterwegs in Dörfern haltmachten, wo sie «sich ungehörig benehmen, sich betrinken

- und weibliche Bekannte mit Lebensmitteln versorgen» (RGWA, fond 32 904, opis 1, delo 80, S. 8).
- 8 «Dnewnik krasnoarmeiza Putjakowa S.F.», in: Stanislaw Bernew/Sergej Tschernow (Hrsg.), *Archiw Bolschowo Doma. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*, S. 382 (29. Dezember 1941).
 - 9 NKWD-Bericht an Schdanow, 22. Dezember 1941, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 59, S. 261.
 - 10 Wassili Tschurkin, <http://militera.lib.ru> (20. November 1941).
 - 11 Siehe zum Beispiel Elena Skrjabina, *Leningrader Tagebuch. Aufzeichnungen aus den Kriegsjahren 1941-1945*, S. 56 (18. Januar 1942).
 - 12 Vasili Yershov, unbetiteltetes Typoskript, Research Program on the USSR, Bakhmeteff Archive, Columbia University, S. 40f.
 - 13 Ebd., S. 66f.
 - 14 Stawka-Anweisung, 10. Januar 1942, in: David Glantz, *The Battle for Leningrad 1941-44*, S. 149 f.
 - 15 Siehe zu Mechlis' langer Geschichte der Anschwärzung von Kollegen Harrison Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*, S. 477. Einer von Mechlis' Mitarbeitern kommentierte: «Er stürzte sich energisch und begeistert in seine militärischen Aufgaben, bereit alles zu versprechen. Aber er hatte keine Ahnung von militärischen Angelegenheiten und setzte an die Stelle militärischer Entscheidungen Klischeevorstellungen und Lehrsätze.» Donald Rayfield nennt ihn «Stalins am wenigsten bekannten, doch giftigsten Skorpion».
 - 16 Franz Halder, *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939-1942*, Bd. 3, S. 373 (5. Januar 1942).
 - 17 Hockenjos, Typoskript, Bundesarchiv-Militärarchiv (23. Februar 1942).
 - 18 Franz Halder, *Kriegstagebuch*, Bd. 3, S. 408 (2. März 1942).
 - 19 Hockenjos, Typoskript, Bundesarchiv-Militärarchiv (16. April 1942).
 - 20 Glantz, *The Battle for Leningrad 1941-44*, S. 202 f.
 - 21 LI. Kaiabin, in: LA. Iwanowa (Hrsg.), *Tragedija Mjasnowo Bora. Sbornik wospominani utschastnikow i otschewidzew ljubanskoi opera-*

- zii, S. 139f. Zu ähnlichen Darstellungen siehe Glantz, *The Battle for Leningrad 1941-44*, S. 204.
- 22 In einem Brief an Schdanow vom 3. Juni 1942 verteidigt sich Chosin gegen Anklagen der Trunkenheit und des Fehlverhaltens mit zwei Telegrafistinnen. Die Mädchen, beteuerte er, hätten sich nur Filme mit ihm angesehen, und obwohl er vor dem Abendessen «100 Gramm Wodka, manchmal sogar zwei oder drei Gläschen» zu sich nehme, sei er in seinem ganzen Leben nie betrunken gewesen (RGASPI, fond 77, opis 3, delo 133).
- 23 LI. Kaiabin, in: Iwanowa (Hrsg.), *Tragedija Mjasnowo Bora*, S. 142.
- 24 I.D. Nikonow, in: ebd., S. 157.
- 25 Zu einer umfassenderen Darstellung von Wlassows Karriere siehe Catherine Andreyev, «Andrei Andreyevich Vlasov», in: Harold Shukman (Hrsg.), *Stalin's Generals*, S. 301 f.
- 26 RGASPI, fond 83, opis 1, jed. ehr. 18, S. 91-104.
- 27 Glantz, *The Battle for Leningrad 1941-44*, S. 207f.
- 28 Ilja Frenklach, www.iremember.ru.

KAPITEL 19: DIE SANFTE FREUDE DES LEBENS UND ATMENS

- 1 Alexander Werth, *Russland im Krieg*, S. 302.
- 2 Andrew Roberts, *Master and Commanders. How Roosevelt, Churchill, Marshall and Alanbrooke won the War in the West*, S. 271, 287.
- 3 Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 83; Geraldine Norman, *The Hermitage. The Biography of a Great Museum*, S. 257f.
- 4 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch*-, Vera Inber, *Fast drei Jahre*, S. 81f. (25. Mai 1944). Zweiundfünfzig Menschen starben nach dem Verzehr giftiger Wildpflanzen (Andrej Dseniskewitsch [Hrsg.], *Lenin-grad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 147, S. 312).

- 5 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 255.
- 6 Wassili Tschekrisow, «Dnewnik blokadnowo wremeni», in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 8, S. 79 (19. Mai 1942).
- 7 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 105.
- 8 Olga Berggolz, «Is dnewnikow», in: *Swesda*, 6, S. 154 (3. April 1942).
- 9 Lisa A. Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941-1995. Myth, Memories, and Monuments*, S. 52; siehe auch William Moskoff, *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War II*, S. 203 f.
- 10 Am 7. Januar 1942 besuchte Vera Inber einen Vortrag mit dem Titel «Die Krankheit des Hungers».
- 11 Lew Marchassew, «Dwa leningradskich radio», in: G.S. Melnik/G.W. Schirkow (Hrsg.), *Goworit Leningrad*, S. 96; Catherine Merridale, *Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939-45*, S. 214.
- 12 Berggolz, in: *Swesda*, 6, S. 163 (31. Mai 1942).
- 13 Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 1, S. 227 h; Lew Marchassew, «Dwa leningradskich radio», in: G.S. Melnik/G.W. Schirkow (Hrsg.), *Radio, blokada, Leningrad*, S. 97.
- 14 Aileen Rambov, «The Siege of Leningrad. Wartime Literature and Ideological change», in: Robert Thurston/Bernd Bonwetsch (Hrsg.), *The People's War. Responses to World War II in the Soviet Union*, S. 163 f.
- 15 Berggolz, in: *Swesda*, 6, S. 160, 164 (13. Mai und 3. Juni 1942).
- 16 Boris Pasternak, *Briefwechsel 1910-1954 Pasternak/Freudenberg*, S. 270, 275.
- 17 Anna Selenowa, *Stati, wospominanija, pisma. Pawlowski dworez, istorija i sudba*, S. 115.
- 18 Roberta Reeder, *Anna Akhmatova. Poet and Prophet*, S. 269.
- 19 Inber, *Fast drei Jahre*, S. 24k (20. Februar 1942).
- 20 Wassili Tschurkin, *Wojennaja literatura. Dnewniki i pisma*, <http://militera.lib.ru/db/churkin part 2>, S. 9 f. (27. Mai und 28. Juni 1942).

- 21 Reeder, *Anna Akhmatova*, S. 277.
- 22 Wladimir Garschin, »Tam gde smert pomogajet schisni«, in: *Archiw patologii*, Bd. 46, Nr. 5, 1984, S. 83–88 (dieser kurze Bericht wurde ursprünglich 1944 geschrieben).
- 23 Berichte der Miliz und des Bestattungstrusts vom 14. April 1942 und 5. April 1943, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 141 und 153, S. 299, 337 f.
- 24 Berichte an Schdanow von Antjufejew, Chef der »Anleiterabteilung« des städtischen Parteikomitees, vom 17. Januar, 28. März und 1. April 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w, delo 5760.
- 25 Inber, *Leningrad Diary*, S. 73 f. (28. März 1942).
- 26 Olga Gretschina, »Spassajus spassaja, tschast 1: pogibel'naja sima (1941–42 gg.)«, in: *Newa*, 1, 1994, S. 269.
- 27 Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnewnik*, S. 76–79, 84 (26.–31. März und 4. April 1942).
- 28 Norman, *The Hermitage*, S. 256.
- 29 Brief an Schdanow von Generalleutnant Kabanow, 11. Mai 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 144, S. 307; siehe auch den Bericht des städtischen Gesundheitsamts an Kossygin und Popkow, 31. März 1942, in: ebd., Dok. 139, S. 296.
- 30 RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1150; Protokoll 57, S. 54; Dmitri Lasarew, »Wospominanija o blokade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 211 f.
- 31 William Moskoff, *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War II*, S. 202; Richard Bidlack, *Workers at War. Factory Workers and Labor Policy in the Siege of Leningrad*, S. 28.
- 32 RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1138; Protokoll 45, S. 13, 44; Protokoll 47, S. 162. RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1139; Protokoll 48, S. 32. RGASPI, fond 17, opis 43, delo 1140; Protokoll 50, S. 1, 3, 90.
- 33 NKWD-Bericht an das Leningrader Gebietspartei-Komitee, Borowitschi, 19. Dezember 1942, ZGAIPD SPb, fond 24, opis 20, delo 52.

- 34 NKWD-Berichte vom 5. August, 5. September und 6. Oktober 1942, in: Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 78, 79, 80, S. 328–339.
- 35 Wassili Tschekrisow, »Dnewnik blokadnowo wremeni«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 8, S. 87, 97f., 102 (29. Juni, 26. August und 21. September 1942).
- 36 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 110f. (16. September 1942).
- 37 Olga Gretschina, »Spassajus spassaja, tschast 1: pogibelnaja sima (1941–42 gg.)«, in: *Newa*, 2, 1994, S. 212; siehe auch Lasarew, »Wospominanija o blokade«, S. 213f., 216; Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch*.
- 38 Anna Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitschekije sapiski. Leningrad w blokade*, S. 280, 295 (17. April und 24. September 1942).
- 39 Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 256f.
- 40 Städtisches Statistikamt, 5. Oktober 1942, in: Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 148, S. 313; Bidlack, *Workers at War*, S. 27.
- 41 Inber, *Fast drei Jahre*, S. 45 (August 1942).
- 42 Pasternak, *Briefwechsel 1910–1954*, S. 277.
- 43 Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade*, Dok. 67, S. 160f.
- 44 Pavel Gubchewsky, in: Norman, *The Hermitage*, S. 257.
- 45 Tschekrisow, »Dnewnik blokadnowo wremeni«, S. 94f. (10. August 1942).
- 46 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*; NKWD-Berichte an Berija und Schdanow, in: Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 80 und 86, S. 336, 353.
- 47 Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitscheskije sapiski*, S. 286 (24. und 30. Mai 1942).
- 48 Olga Berggolz, »Dnewnyje swjosdy«, in: *Ogonjok*, 19, 5. Mai 1990, S. 16.
- 49 Siehe zum Beispiel Alexander Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnewnik*, S. 191 (28. Oktober 1942); siehe auch Alexej Winokurov, in: *Archiw Bolschowo Doma. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*, S. 266 (17. Juni 1942).

- 50 Olga Berggolz, «Is dnewnikow», in: *Swesda*, 6, 1990, S. 166 (2. Juli 1942).
- 51 Lasarew, «Wospominanija o blokade», S. 218 (Dezember 1942); Wasilissa Malyschewa, 23. Juli bis 7. August 1942, RGALI, fond 2733, opis 1, jed. ehr. 872, S. 160.
- 52 Dmitri Lasarew, «Wospominanija o blokade», S. 215 f. Ähnliche Gedichte jener Zeit werden angeführt von O.E. Molkina, «Nemzy w kolze blokady», in: *Istorija Peterburga*, Bd. 3, S. 62 ff.
- 53 Boldyrew, *Ossadnaja sapis. Blokadny dnewnik*, S. 148, 164f. (28. August und 22. September 1942). Das NKWD drückte es anders aus: Fabrikleiter sollten aufhören, ihre schwächsten und unerfahrensten Angestellten zum Holzfällen zu entsenden, klagte jemand in einem Bericht an Schdanow vom 9. Januar 1942, denn diese Personen könnten ihre Normen nicht erfüllen und «sassen untätig herum» (ZGAIPD SPb, fond 24, opis 2w). Zu einer weiteren Beschreibung des Einsatzes beim Torfstechen siehe Valentina Bushueva, in: Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege. Women's Dianas, Memoirs and Documentary Prose*, S. 136f.

KAPITEL 20: DIE LENINGRADER SINFONIE

- 1 BBC Written Archives Centre, Ei/1270 Countries: Russia – Material for Use in Programmes, file 1, 1941-43.
- 2 Alexander Rubaschkin, *Golos Leningrada. Leningradskoje Radio w dni blokady*, S. 173.
- 3 BBC Written Archives Centre, Ei/1281 Countries: Russia; Russian Service (Policy), file 1, 1939-44.
- 4 Isaak Glikman (Hrsg.), *Chaos statt Musik! Briefe an einen Freund*, S. 23.
- 5 Solomon Volkov, *St Petersburg. A Cultural History*, S. 429.
- 6 Ebd., S. 433.
- 7 Olga Berggolz, «Is dnewnikow», in: *Swesda*, 6, 1990, S. 153 (29. März 1942).

- 8 Siehe Alexander Werth, *Rußland im Krieg*.
- 9 BBC Written Archives Centre, R46/297: Leningrad Symphony 1942–44.
- 10 Siehe Solomon Wolkow (Hrsg.), *Die Memoiren des Dmitri Schostakowitsch*.
- 11 Berggolz, »Is dneownikow«, in: *Swesda*, 4. April 1991, S. 140 (7. Februar 1942).
- 12 Kseniya Matus, in: Simmons/Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege of Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 149; siehe auch Rubaschkin, *Golos Leningrada*, S. 163–173.
- 13 Harlow Robinson, »Composing for Victory«, in: Richard Stites (Hrsg.), *Culture and Entertainment in Wartime Russia*, S. 71; Volkov, *St Petersburg*, S. 442.
- 14 Vera Inber, *Fast drei Jahre*, S. 45 (8. August 1942).
- 15 Wolkow (Hrsg.), *Die Memoiren des Dmitri Schostakowitsch*, S. 247.
- 16 Nadezhda Cherepenina, »Assessing the Scale of Famine and Death in the Besieged City«, in: John Barber/Andrei Dzenishevich (Hrsg.), *Life and Death in Besieged Leningrad 1941–44*, S. 36.
- 17 Stanislaw Kotow, *Detskije doma blokadnowo Leningrada*, S. 20.
- 18 Galina Vishnevskaya, *Galina. A Russian Story*, S. 30–35. Wischnewskaja wurde später eine der großen lyrischen Sopranistinnen Russlands. Zusammen mit ihrem Mann, dem Cellisten Mstislaw Rostropowitsch, verließ sie die Sowjetunion im Jahr 1974, nachdem beide durch die Freundschaft mit Solschenizyn in Ungnade gefallen waren. Ihre Sammlung russischer Kunst, die ein einheimischer Stahlmagnat im Jahr 2007 erwarb, wird zurzeit in St. Petersburg ausgestellt.
- 19 Kotow, *Detskije doma blokadnowo Leningrada*, S. 86.
- 20 Bericht des städtischen Exekutivkomitees an Kossygin, 28. Juli 1942, in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 154, S. 344; siehe auch Kotow, *Detskije doma blokadnowo Leningrada*, S. 149.

- 21 Ebd., S. 78-84.
- 22 Gespräch mit der Autorin, Wsewoloschsk, November 2006.
- 23 James Clapperton, *The Siege of Leningrad and the Ambivalence of the Sacred. Conversations with Survivors*, Doktorarbeit, Edinburgh University 2006, S. 393; Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 274.
- 24 Clapperton, *The Siege of Leningrad*, S. 120.
- 25 Inber, *Leningrad Diary*, S. 148f. (28. Mai 1943).
- 26 Moskoff, *The Bread of Affliction*, S. 201, zitiert aus: *The Times*, 5. Januar 1944.
- 27 Adamowitsch/Granin, *Das Blockadebuch. Erster Teil*, S. 279.
- 28 Olga Gretschina, « Spas sa jus spassaja, tschast 1: pogibelnaja sima (1941-42 gg.)», in: *Newa*, 1, 1994, S. 281.
- 29 Gretschina, «Spassajus spassaja, tschast 2: skaska o gorochowom derewe (1942-1944 gg.)», in: *Newa*, 2, 1994, S. 219 (11. Mai 1943).

KAPITEL 21: DAS LETZTE JAHR

- 1 Führerweisung Nr. 41, 5. April 1942, in: Walter Hubatsch (Hrsg.), *Hitlers Weisungen für die Kriegsführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, S. 183 f.
- 2 Führerweisung Nr. 44, 2. Juli 1942, in: ebd., S. 195 h Der «Schwere Gustav», der eine sieben Tonnen schwere Granate fünfunddreissig Kilometer weit schießen konnte, benötigte eigene Kräne und Gleise. Ein spezielles, 1420 Mann starkes Team brauchte sechs Wochen, um die Kanone zusammenzusetzen und auseinanderzunehmen. Das Geschütz war nur dreissig Kilometer von Leningrad entfernt, als man Operation Nordlicht absagte. Es wurde lediglich bei Sewastopol eingesetzt, wo man es insgesamt achtundvierzigmal abfeuerte. Eines der Geschosse wird im Londoner Imperial War Museum ausgestellt.
- 3 Siehe Henry Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*.

- 4 Siehe Gitta Sereny, *Albert Speer. Das Ringen mit der Wahrheit und das deutsche Trauma*.
- 5 Fritz Hockenjos, Typoskript, Bundesarchiv-Militärarchiv: MSG 2/4034-4038 (28. Februar 1943 und 31. März 1944). Zu weiteren Details über Frauen in der Roten Armee siehe auch Catherine Merridale, *Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939-1945*.
- 6 Antony Beevor, *Stalingrad*, S. 446.
- 7 Vera Inber, *Fast drei Jahre*, S. 52 (16. Januar 1943).
- 8 Anna Ostroumowa-Lebedewa, *Awtobiografitscheskije sapiski. Leningrad w blokade* (28. Januar 1943).
- 9 Dmitri Lasarew, »Wospominanija o blokade«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, S. 219 (18. Januar 1943).
- 10 G. F. Kriwoschejew (Hrsg.), *Rossija i SSSR w woinach XX weka. Poteri wooruschonnych sil*, S. 283; Harrison Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*.
- 11 Hockenjos, Typoskript, Bundesarchiv-Militärarchiv (11. August 1942).
- 12 Maria Maschkowa, »Is blokadnych sapissei«, in: *W pamjat uschedschich i wo slawu schiwuschtschich. Dnewniki, wospominanija, pisma*, S. 82-126 (Februar bis Mai 1943).
- 13 Bericht der Luftverteidigungsbehörde, in: Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Anhang an Dok. 169, S. 398.
- 14 Zu den Zahlen siehe David Glantz, *The Battle for Leningrad, 1941-1944*, S. 130.
- 15 Maschkowa, »Is blokadnych sapissei«, S. 132 (8. August 1943).
- 16 Wassili Tschekrisow, »Dnewnik blokadnowo wremeni«, in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 8, S. 141 (18. April 1943). Nun waren wieder 186 Fabriken in Betrieb, verglichen mit 368 vor dem Krieg. Angelernte Frauen unter 24 Jahren stellten rund 80 Prozent der Arbeiterinnen (Richard Bidlack, *Workers at War. Factory Workers and Labor Policy in the Siege of Leningrad*, S. 32 f.).
- 17 Tschekrisow, »Dnewnik blokadnowo wremeni«, S. 145 (18. Juli 1943).

- 18 Alexander Rubaschkin, *Golos Leningrada. Leningradskoje Radio w dni blokady*, S. 195.
- 19 Marina Starodubzewa (Mädchenname Jeruchmanowa), *Krugoworot (wremena i sudby)*, Typoskript im Besitz der Familie, S. 550.
- 20 Hockenjos, Typoskript, Bundesarchiv-Militärarchiv (16. Januar 1943).
- 21 Meldung des Chefs der Leningrader Gebiets-Partisanenorganisation M. Nikitin an Stalin, in: Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Anhang 5, Dok. 2, S. 430, • Hockenjos, Typoskript, Bundesarchiv-Militärarchiv, S. 130 (25. November 1943)-
- 22 RGASPI, fond 269, opis 1, jed. ehr. 30.
- 23 Walther Kulik, 4. Dezember 1943, RGASPI, fond 269, opis 1, jed. ehr. 29.
- 24 Gerhard Buss, in Gefangenschaft geraten am 14. Januar 1944, RGASPI, fond 269, opis 1, jed. ehr. 29.
- 25 RGASPI, fond 269, opis i, jed. ehr. 30.
- 26 Boris Pasternak, *Briefwechsel 1910-1954 Pasternak/Freudenberg*, S. 292.
- 27 Inber, *Fast drei Jahre* (15., 22., 27. und 28. Januar 1944); siehe auch Alexander Werth, *Leningrad*, S. 187.

TEIL V

KAPITEL 22: HEIMKEHR

- 1 Wassili Tschurkin, *Wojennaja literatura. Dnewniki i pisma*, <http://militera.lib.ru/db/churkin>, S. 8f. (4. April 1944).
- 2 David Glantz, *The Battle for Leningrad, 1941-1944*, S. 413.
- 3 Fritz Hockenjos, Bundesarchiv-Militärarchiv, MGS2/4037, S. 1-2, 37 (16. Januar und 12. März 1944).
- 4 Ebd., S. 24 (14. Februar 1944).
- 5 Gespräch mit der Autorin, Wsewoloschsk, November 2006.
- 6 Olga Gretschina, «Spassajus spassaja, tschast 2: skaska o gorochowom derewe (1942-1944 gg.)», in: *Newa*, 2, 1994, S. 246.

- 7 Boris Pasternak, *Briefwechsel 1910-1954 Pasternak/Freudenberg*, S. 296.
- 8 Yelena Kozhina, *Through the Burning Steppe. A Wartime Memoir*, S. 145; Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 178 (12. Januar 1944).
- 9 Siehe Lew Kopelew, *Aufbewahren für alle Zeit*.
- 10 Wassili Tschurkin, in: *Wojennaja literatura. Dnewniki i pisma*, <http://militera.lib.ru/db/churkin>, Teil 4, S. 13.
- 11 Andrej Dseniskewitsch (Hrsg.), *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow*, Dok. 226, S. 562.
- 12 Siehe Dmitri Likhachev, *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, S. 256; Ales Adamowitsch/Daniil Granin, *Das Blockadebuch-*, Jelisa-weta Murawjowa, Interviewpartnerin Nr. 10, BL-1-010, Oral-History-Projekt der Europäischen Universität St. Petersburg, «Blokada w sud-bach i pamjati leningradzew».
- 13 Anna Selenowa, *Stati, Wospominanija, pisma. Pawlowski dworez, isto-rija i sudba*, S. 115, 142-145, 155.
- 14 Siehe Catherine Scott-Clark/Adrian Levy, *The Amber Room. The Fate of the World's Greatest Lost Treasure*, New York 2004.
- 15 Alexander Werth, *Leningrad*, S. 188f.; Harrison Salisbury, *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*, S. 564.
- 16 Vera Inber, *Leningrad Diary*, S. 203 (29. Mai 1944).
- 17 A.S. Waxer, «Nastrojenija leningradzew poslewojennowo wremeni, 1945-1953 gody», in: *Nestor*, Nr. 1 (5), S. 311.
- 18 Werth, *Leningrad*, S. 125, 167. Er stattete Leningrad zwei Besuche ab, im September 1943 und im Februar 1944. Zu weiteren Einzelheiten über das Gerücht, dass Leningrad wieder zur Hauptstadt werden würde, siehe Harrison Salisbury, *Disturber of the Peace. Memoirs of a Foreign Correspondent*, S. 96.
- 19 NKGB-Bericht vorn 14. März 1945, in: Nikita Lomagin, *Neiswestnaja blokada*, Bd. 2, Dok. 17, S. 62.
- 20 «They Felt the Pangs of Hunger but Survived the Cruel Siege», in: *St. Petersburg Times*, 27. Januar 2004.
- 21 Lisa A. Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941-1995. Myth, Memories, and Monuments*, S. 141.
- 22 Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege of*

- Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 71–74, 76.
- 23 Roberta Reeder, *Anna Akhmatova. Poet and Prophet*, S. 289–293.
- 24 Solomon Volkov, *St Petersburg. A Cultural History*, S. 450.
- 25 Reeder, *Anna Akhmatova*, S. 293.
- 26 Richard Bidlack, »Ideological or Political Origins of the Leningrad Affair? A Response to David Brandenberger«, in: *The Russian Review*, 64/1, (Januar 2005), S. 94.
- 27 Yoram Gorlizki/Oleg Khlevniuk, *Cold Peace. Stalin and the Soviet Ruling Circle, 1945–1953*, S. 86.
- 28 In seinen Memoiren gibt Chruschtschow zu, dass er und die anderen Politbüromitglieder Urteilsunterlagen auf Stalins Aufforderung hin unterzeichneten, ohne auch nur einen Blick auf sie zu werfen (*Chruschtschow erinnert sich*, S. 260).
- 29 Siehe Simon Sebag Montefiore, *Stalin. Am Hof des roten Zaren*, S. 681.
- 30 Zu einer anschaulichen Schilderung des Besuchs aus Jugoslawien und des Verfalls von Stalin siehe Milovan Djilas, *Gespräche mit Stalin*.
- 31 Volkov, *St Petersburg*, S. 454.
- 32 B. Kostyrtschenko, *Tainaja politika Stalina*, S. 234, zitiert in: Donald Rayfield, *Stalin and His Hangmen*, S. 245.
- 33 Reeder, *Anna Akhmatova*, S. 304; Boris Pasternak, *Briefwechsel 1910–1954 Pasternak/Freudenberg*, S. 375.
- 34 Sidney Monas/Jennifer Greene Krupala (Hrsg.), *The Diaries of Nikolay Punin, 1904–53*, S. 212f., 219.
- 35 Likhachev, *Reflections on the Russian Soul*, S. 255.

KAPITEL 23: DER KELLER DER ERINNERUNG

- 1 Zu einer faszinierenden Analyse des Kultes um den Großen Vaterländischen Krieg im Hinblick auf Leningrad siehe Kapitel 6 von Lisa Kirschenbaum, *The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941–1995. Myth, Memories, and Monuments*.

- 2 Siehe zum Beispiel A.J.P. Taylor in *New York Review of Books*, 10. April 1969.
- 3 Solomon Volkov, *St Petersburg. A Cultural History*, S. xvi.
- 4 Zu einem detaillierten Bericht über die Debatte siehe ebd., S. 542-545.
- 5 Cynthia Simmons/Nina Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, S. 109.
- 6 Ebd., S. 206.
- 7 Marina Starodubzewa (Mädchenname Jeruchmanowa), *Krugoworot (wremena i sudby)*, Typoskript im Familienbesitz der Memoirenschreiberin.
- 8 Valentina Stolbowa/Aelita Wostrowa, Interviewpartnerinnen Nr. 12 und 17, Oral-History-Projekt der Europäischen Universität in St. Petersburg, «Blokada w sudbach i pamjati leningradzew».
- 9 Simmons/Perlina (Hrsg.), *Writing the Siege*, S. 109. Zu weiteren Einzelheiten über die Spannungen zwischen alten und neuen Bewohnern siehe Siobhan Peeling, «Dirt, disease and disorder. Population replacement in postwar Leningrad and the danger of social contamination», in: Nick Baron/Peter Gatrell (Hrsg.), *Warlands. Population Resettlement and State Reconstruction in Soviet Eastern Europe, 1945-50*.
- 10 Maria Berggolz, Kommentar zu Olga Berggolz, «Blokadny dnebnik», in: *Swesda*, 3. April 1991, S. 144.
- 11 Lidia Ginsburg, *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, S. 150.

QUELLEN

St. Petersburg

- Oral-History-Zentrum, Europäische Universität St. Petersburg
(Blokada w sudbach i pamjati leningradzew)
- ZGAIPD SPb Zentralny Gossudarstwenny Archiw Istoriko-Polititscheskich Dokumentow Sankt-Peterburga (Zentrales Staatsarchiv für Geschichtspolitische Dokumente, St. Petersburg)
- ZGAKFFD SPb Zentralny Gossudarstwenny Archiw Kinofotofonodokumentow Sankt-Peterburga (Zentrales Staatsarchiv für Film-, Foto- und Phonodokumente, St. Petersburg)

Moskau

- GARF Gossudarstwenny Archiw Rossiskoi Federazii (Staatsarchiv der Russischen Föderation)
- RGALI Rossiski Gossudarstwenny Archiw Literatury i Isskustwa (Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst)
- RGASPI Rossiski Gossudarstwenny Archiw Literatury Sozialnoi i Polititscheskoi Istorii (Russisches Staatsarchiv für Sozialpolitische Geschichte)
- RGWA Rossiski Gossudarstwenny Wojenny Archiw (Russisches Staatliches Militärarchiv)
- ZAMO Zentralny Archiw Ministerstwa Oborony (Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums)

Sonstige

Bakhmeteff Archive of Russian and East European Culture, Columbia
University

BBC Written Archives Centre, Caversham

Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg

Hoover Institution Archives, Stanford University

Widener Library, Harvard University (Harvard Project on the Soviet
Social System)

BIBLIOGRAFIE

- Adamowitsch, Ales/Granin, Daniil: «Blokadnaja kniga. Glawy, kotorych w knige ne bylo», in: *Swesda*, 5-6, 1992, S. 8.
- Dies.: *Das Blockadebuch. Erster Teil*, Berlin 1987.
- Dies.: *Das Blockadebuch. Zweiter Teil*, Berlin 1984.
- Akhmatowa, Anna: *Selected Poems*, London 1989.
- Alschiz, Daniil: «Istorism i antiistorism – ich roi i snatschenije w sowremennoi nauke, politike i kulture», in: *Istorija Rossii. Issledowanija i rasmyschlenija – sbornik statei k 90-letiju so dnja roschdenija doktora istoritscheskich nauk Valentina Michailowitscha Kowaltschuka*, St. Petersburg 2006.
- Antonov, A.N.: «Children born during the Siege of Leningrad in 1942», in: *Journal of Paediatrics*, 1947, S. 250-259.
- Applebaum, Anne: *Der Gulag*, Berlin 2003.
- Ar dov, Michael (Hrsg.): *Memories of Shostakovich. Interviews with the Composer's Children*, London 2004.
- Arutjunjan, Bresch/Burlakow, Arkadi: «Nekotoryje woprossy istoriografii bojowych deistwi w bitwe sa Leningrad», in: Iljin, J. W. (Hrsg.): *Bitwa sa Leningrad. Problemy sowremennyh issledowani*, St. Petersburg 2007.
- Bacharewa, Ju. Ju./Kowaljowa, T. W. (Hrsg.): *Architektory blokadnowo Leningrada* (Ausstellungskatalog, Gossudarstwenny Musei Istorii Sankt-Peterburga), St. Petersburg 2005.
- Bagijan, G.A.: *Gattschina. Gorjatschaja ossen sorok perwowo*, Gattschina 2005.
- Barber, John/Dzeniskevich, Andrei (Hrsg.): *Life and Death in Besieged Leningrad 1941-44*, New York 2005.
- Ders./Harrison, Mark (Hrsg.): *The Soviet Home Front 1941-1945. A Social*

- and *Economic History of the USSR in World War II*, London 1991.
- Beaumont, Joan: *Comrades in Arms. British Aid to Russia 1941-1945*, London 1980.
- Beevor, Antony: *Berlin. The Downfall 1945*, London 2002.
- Ders.: *Stalingrad*, München 2010.
- Ders./Vinogradova, Luba: *Ein Schriftsteller im Krieg. Wassili Grossman und die Rote Armee 1941-1945*, München 2007.
- Berggolz, Olga: «Blokadny dnevník», in: *Aprel*, 4, 1991, S. 128 (September 1941 bis Februar 1942).
- Dies.: «Dnevníje swjosdy», in: *Ogonjok*, 19, 5. Mai 1990, S. 16.
- Dies.: «Is dnevníkow Olgi Berggolz», in: *Wremja i my*, 6, 57, 1980, S. 270 (September 1941 bis Oktober 1949).
- Dies.: «Is dnevníkow», in: *Swesda*, 6, 1990, S. 153 (März bis August 1942).
- Dies.: «Ob etich tetradjach», in: *Swesda*, 5, 1990, S. 180 (Juli 1939 bis März 1942).
- Dies.: *Goworit Leningrad*, Leningrad 1945.
- Dies.: *Olga. Sapretny dnevník*, St. Petersburg 2010.
- Dies.: *Pamjat. Stichotworenija, poemy, prosa*, St. Petersburg 2010 (enthält «Fewralski dnevník» und «Dnevníje swjosdy»).
- Bernew, Stanislaw/Sergej Tschernow (Hrsg.): *Archiw Bolschowo Doma. Blokadnyje dnevníki i dokumenty*, St. Petersburg 2004.
- Bidlack, Richard: «Survival Strategies in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War», in: Thurston, Robert/Bernd Bonwetsch (Hrsg.): *The People's War. Responses to World War Two in the Soviet Union*, Urbana 2000.
- Ders.: «The Political Mood in Leningrad during the First Year of the Soviet-German War», in: *The Russian Review*, 59, Januar 2000, S. 96.
- Ders.: «Workers at War. Factory Workers and Labor Policy in the Siege of Leningrad», in: *The Carl Beck Papers in Russian and East European Studies*, 902, Pittsburgh 1991.
- Bitwa sa schisn. Materialy naušno-praktičeskoj konferenzii, poswjaschtschonnoi 65-letiju natschala blokady Leningrada*, St. Petersburg 2007.

- «Blokada glasami otschewidzew. Interwju s schiteljami Leningrada 1940-
ch gg.», in: *Nestor*, 6, 2001, S. 37-267.
- Bogdan-Beresowski, Valerian: *W gody Welikoi Otetschestwennoi Woiny*,
Leningrad 1959.
- Boldyrew, Alexander: *Ossadnaja sapis. Blokadny dnewnik*, St. Petersburg
1998.
- Bonner, Elena: *Mothers and Daughters*, London 1992.
- Boterbloem, C.N.: «The Death of Andrei Shdanov», in: *Slavonic and East
European Review*, 80, 2, April 2002, S. 267.
- Bowlt, John: *Filonow. Chudoschnik, issledowatel, utschitel*, 2 Bde.,
Moskau 2006.
- Braithwaite, Rodric: *Moscow 1941. A City and its People at War*,
London 2006.
- Brandenberger, David: «Stalin, the Leningrad Affair, and the Limits of
Postwar Russocentrism», in: *The Russian Review*, 63, April 2004,
S. 241.
- Brodsky, Josef: *Less Than One*, New York 1986.
- Bullard, Julian und Margaret (Hrsg.): *Inside Stalin's Russia. The Diaries
of Reader Bullard 1930-1934*, Charlbury 2000.
- Bullock, Alan: *Hitler and Stalin. Parallel Lives*, London 1991.
- Burow, A. W.: *Blokada – den sa dnjom. 22 ijunja 1941-27 janwarja 1944
goda*, Leningrad 1979.
- Carell, Paul: *Unternehmen Barbarossa. Der Marsch nach Russland*,
Frankfurt a.M./Berlin 1985.
- Chordikainen, Ljusja: *Schisn w okkupazii. Puschkin, Gattschina, Estonija.
Dnewnik Ljusi Chordikainen*, St. Petersburg 1999.
- Churchill, Winston: *Der zweite Weltkrieg. Die grosse Allianz*, 2 Bde.,
Bern 1950.
- Clapperton, James: *The Siege of Leningrad and the Ambivalence of the
Sacred. Conversations with Survivors*, Doktorarbeit, Edinburgh Uni-
versity 2006.
- Dajew, Wladimir: *S distanzii poluweka. Otscherki blokadnowo Lenin-
grada*, St. Petersburg 1998.
- Dale, Robert: «Rats and Resentment. The Demobilization of the Red
Army in Postwar Leningrad, 1945-50», in: *Journal of Contemporary
History*, 45, Januar 2010, S. 113.

- Ders.: *Re-adjusting to Life after War. The Demobilization of Red Army Veterans in Leningrad and the Leningrad Region 1944-1950*, Doktorarbeit, Queen Mary College, University of London 2010.
- Dallin, Alexander: *German Rule in Russia, 1941-45. A Study of Occupation Policies*, London 1957.
- Darov, Anatoly: *Blokada*, New York 1964.
- Dawid, W.M. (Hrsg.): *Budni podwiga. Blokadnaja schisn leningradzew w dnewnikach, rissunkach, dokumentach*, St. Petersburg 2007.
- Dickinson, Jennifer: «Building the Blockade. New Truths in Survival Narratives from Leningrad», in: *Anthropology of East Europe Review*, 13, 1995, S. 21.
- Djilas, Milovan: *Gespräche mit Stalin*, Frankfurt a.M. 1962.
- Dseniskewitsch, Andrej (Hrsg.): *Is rajonow oblasti soobschtschajut ... Swobodnyje ot okkupazii rajony Leningradskoi oblasti w gody Welikoi Otetschestwennoi woiny 1941-1945. Sbornik dokumentow*, St. Petersburg 2006.
- Ders. (Hrsg.): *Leningrad w ossade. Sbornik dokumentow o geroitscheskoi oborone Leningrada w gody Welikoi Otetschestwennoi woiny, 1941-45*, St. Petersburg 1995.
- Ders. (Hrsg.): *O blokade Leningrada w Rossii i sa rubeschom. Istotschniki, issledowanija, istoriografija*, in: *Nestor*, 8, 2005.
- Ders.: «Banditism (ossobaja kategorija) w blokirowannom Leningrade», in: *Istorija Peterburga*, 1, 2001,
- Ders.: «Medizinski aspekt blokady Leningrada», in: *Nestor*, 8, 2005, S. 57.
- Ders.: *Blokada i politika. Oborona Leningrada w polititscheskoi konjunktury*, St. Petersburg 1998.
- Ders.: *Front u sawodskich sten. Maloisutschennye problemy oborony Leningrada (1941-1944)*, St. Petersburg 1998.
- Ders.: «The Social and Political Situation in Leningrad in the First Months of the German Invasion. The Social Psychology of the Workers», in: Thurston, Robert/Bonwetsch, Bernd (Hrsg.): *The People's War. Responses to World War II in the Soviet Union*, Urbana 2000.

- Dudin, Michail: *Izbrannoye*, 2 Bde., Moskau 1966.
- Dunham, Vera: *In Stalin's Time. Middleclass Values in Soviet Fiction*, Cambridge 1976.
- Dyson, Tim/O'Grada, Cormac: *Famine Demography. Endemics from the Past and Present*, Oxford 2002.
- Ehrenburg, Ilya: *Men – Years – Life. The War Years 1941-1943*, Bd. 5, London 1964.
- Erickson, John: *The Road to Berlin. Stalin's War with Germany*, Bd. 2, London 1983.
- Ders.: *The Road to Stalingrad. Stalin's War with Germany*, Bd. 1, London 1975
- Ders.: *The Soviet High Command. A Military-Political History*, London 2001.
- «Er mit as ch w gody Welikoi Otetschestwennoi Woyny. Dokumenty archiwa Gossudarstwennowo Ermitascha», in: *Istorija Peterburga*, 2, 2005, S. 71.
- Fadejew, Alexander: *Alexander Fadejew – pisma i dokumenty. Is fondow Rossiskowo gossudarstwennowo archiwa literatury i iskusstwa*, Moskau 2001.
- Ders.: *In the Name of Kirov*, www.sovlit.com.
- Ders.: *Leningrad in the Days of the Blockade*, Westport 1971.
- Feinstein, Elaine: *Anna of All the Russias. The Life of Anna Akhmatova*, London 2005.
- Figes, Orlando: *Die Flüsterer. Leben in Stalins Russland*, Berlin 2008.
- Ders.: *Nataschas Tanz. Eine Kulturgeschichte Russlands*, Berlin 2003.
- Filonow, Pawel: *Dnewnik*, St. Petersburg 2000.
- Fitzpatrick, Sheila: *Everyday Stalinism. Ordinary Life in Extraordinary Times – Soviet Russia in the 1930s*, New York 1999.
- Fridenberg, Olga: «Ossada tscheloweka», in: *Minuwscheje*, 3, Paris, 1987, S. 20f.
- Ganzenmüller, Jörg: *Das belagerte Leningrad 1941-1944. Die Stadt in den Strategien von Angreifern und Verteidigern*, Paderborn 2005.
- Garschin, Wladimir: «Tam, gde smert pomogaset schisni», in:

- Is istorii mediziny*, Riga, 1960; sowie *Archiw Patologii*, 46, 5 (1984).
- Gawrilow, W.L.: *Dolina smerti. Tragedija i podwig 2-1 Udarnoi Armii*, Moskau 2006.
- Ginsburg, Lidia: *Aufzeichnungen eines Blockademenschen*, Frankfurt a.M. 1997.
- Dies.: *Sapisnyje knischki, wospominanija, esse*, St. Petersburg 2002.
- Dies.: *Tschelowek sa pismennym stolom*, Leningrad 1989.
- Gladkich, Pawel/Loktew, A. J.: *Otscherki istorii otetschestwennoi wojennoi mediziny. Sluschba sdorowja w Welikoi Otetschestwennoi woine 1941-1945 gg.*, St. Petersburg 2005.
- Gladkich, Pawel: *Sdrawoochranenije blokadnowo Leningrada, 1941-1944 gg*, Leningrad 1985.
- Glantz, David: *Barbarossa. Hitler's Invasion of Russia 1941*, Stroud 2001.
- Ders.: *Colossus Reborn. The Red Army at War*, Lawrence 2005.
- Ders.: *The Battle for Leningrad, 1941-1944*, Lawrence 2002.
- Glinka, M.S. (Hrsg.): *W.M. Glinka. Wospominanija, archiwy, pisma*, 2 Bde., St. Petersburg 2006.
- Gloster, V.I.: «Towards the History of Daniil Kharms's Last Arrest and Death», in: *Russkaja Literatura*, 1, 1991.
- Golovina, T.I./Zozulina, N.N. (Hrsg.): *Vspominaja vnov ... sbornik*, St. Petersburg 2004.
- Golubjowa, T.M./Wetoschnikowa, N.B. (Hrsg.): *Mediki i blokada. Wsgljad skwos gody – wospominanija, fragmenty dnewnikow, swidetelstwa otschewidzew, dokumentalnyje materialy*, St. Petersburg 1997.
- Gorlizki, Yoram/Khlevniuk, Oleg: *Cold Peace. Stalin and the Soviet Ruling Circle 1945-1953*, Oxford 2004.
- Gorskow, Nikolai: «Blokadny dnewnik», in: Bernew, Stanislaw/Tschernow, Sergej (Hrsg.): *ArchiwBolschowo Doma. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*, St. Petersburg 2004.
- Gotchart, Sofia: «Leningrad, blokada», in: Witschnowina, W.L. (Hrsg.): *Dwe sudby w Welikoi Otetschestwennoi woine*, St. Petersburg 2006.

- Gouré, Leon: *The Siege of Leningrad*, Stanford 1962.
- Gretschina, «Spassajus spassaja, tschast 2: skaska o gorochowom derewe (1942-1944 gg.)», in: *Newa*, 2, 1994.
- Dies.: «Spassajus spassaja, tschast 1: pogibelnaja sima (1941-1942 gg.)», in: *Newa*, 1, 1994.
- Grigorjew, W.G.: *Leningradszkaja blokada 1941-1942. Wospominanija bywschewo schkolnika blokirowannowo Leningrada*, St. Petersburg 2003.
- Grossman, Vasily: *Everything Flows*, London 2009.
- Ders.: *Leben und Schicksal*, Berlin 2008.
- Halder, Franz: *Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939-1942*, 3 Bde., Stuttgart 1962-1964.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944*, DVD-Ausgabe, Hamburg 2004.
- Hodgson, Katharine: *Voicing the Soviet Experience. The Poetry of Olga Berggolts*, Oxford 2003.
- Hubatsch, Walther: *Hitlers Weisungen für die Kriegsführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, Erlangen 1999.
- Ignatiew, Michael: *Isaiah Berlin. A Life*, London 1998.
- Iljin, J.W. (Hrsg.): *Bitwa sa Leningrad, Problemy sowremennych issledowanij*, St. Petersburg 2007.
- Inber, Vera: *Duscha Leningrada. Stichi*, Leningrad 1979.
- Dies.: *Fast drei Jahre. Aus einem Leningrader Tagebuch*, Berlin 1946.
- Dies.: *Isbrannaja prosa*, Moskau 1952.
- Iwanow, W.A.: «Reakzija Leningradzew na tschreswytschaine uslowija ossady ...», in: *Nestor*, 8, 2005, S. 102.
- Iwanowa, L.A. (Hrsg.): *Tragedija Mjasnowo Bora. Sbornik wospominanij utschastnikow i otschewidzew ljubanskoi operazii*, St. Petersburg 2005.
- Dies.: *Sa blokadnym kolzom. Sbornik wospominanij schitelei Leningradskoj oblasti wremjon germanskoi okkupazii 1941-1944 gg.*, St. Petersburg 2007.

- Jahn, Peter (Hrsg.): *Blockade Leningrads. Dossiers 1941-1944* (Ausstellungskatalog Museum Berlin-Karlshorst), Berlin 2004.
- Jarow, Sergej: «Rasskasy o blokade. Struktura, ritorika i stil», in: *Nestor*, 6, 2003, S. 422.
- Jones, Michael: *Leningrad. State of Siege*, London 2008.
- Karasew A.: *Leningradzy wgody blokady*, Moskau 1959.
- Ketlinskaja, Vera: «Nastja», in: *Den proschity dwaschdy*, Moskau 1964.
- Kharms, Daniil: «The Old Woman», in: *Russian Short Stories from Pushkin to Buida*, London 2005.
- Ders.: *Incidences*, London 2006.
- Kirby, David: *A Concise History of Finland*, Cambridge 2006.
- Kirschenbaum, Lisa A.: «Gender, Memory and National Myths. Olga Berggolts and the Siege of Leningrad», in: *Nationalities Papers*, Bd. 28, 3, September 2000, S. 551.
- Dies.: *The Legacy of the Siege of Leningrad, 1941-1995. Myth, Memories, and Monuments*, Cambridge 2006.
- Kleinfeld, Gerald/Tombs, Lewis: *Hitler's Spanish Legion. The Blue Division in Russia*, Carbondale 1979.
- Kochina, Yelena: *Blockade Diary*, Ann Arbor 1990.
- Kopelew, Lew: *Aufbewahren für alle Zeit*, Göttingen 2003.
- Korkonossenko, Natalia: «Blokadnizy», in: *Leningradskaja panorama*, 8, 1991, S. 28.
- Koslowa, N. (Hrsg.): *Sowetskijeljudi. Szeny is istorii*, Moskau 2005.
- Kossogor, O.N./Melua, A. A./Jegorow, S.K. (Hrsg.): *Schentschchina i woina. O roli schentschschin woborone Leningrada 1941-1945 – sbornik statei*, St. Petersburg 2006.
- Kotow, A.W.: «Legendarny «Newski Pjatatschok», in: *Snanijej obschtschestwo*, 718, 2004, S. 66.
- Kotow, Stanislaw: *Detskije doma blokadnowo Leningrada*, St. Petersburg 2002.
- Kowalenko, S.A. (Hrsg.): *Anna Achmatowa. Sobranije sotschineni wschesti tomach*, Moskau 1998-2005.
- Kowaltschuk, W.M./Rupassow, A.I./Tschistikow, A.N. (Hrsg.): «*fa ne sdamsja do poslednewo ...*». *Sapiski is blokadnowo Leningrada*, St. Petersburg 2010.

- Dies. (Hrsg.): *Doschiwjom li my do tischiny! Sapiski is blokadnowo Leningrada*, St. Petersburg 2009.
- Kozhina, Yelena: *Through the Burning Steppe. A Wartime Memoir*, London 2000.
- Krammer, Arnold: «Spanish Volunteers against Bolshevism. The Blue Division», in: *The Russian Review*, 32, 4 (Oktober 1973), S. 388.
- Kriwoschejew, G. F. (Hrsg.): *Rossija i SSSR w woinach XX weka. Poteri wooruschyonych sil – statistitscheskoje issledowanije*, Moskau 2001.
- Krjukowskich, A.P.: «Podwig opoltschenija», in: *Istorija Rossii. Issledowanija i rasmyschlenija – sbornik statei k 90-letiju so dnja roschenija doktora istoritscheskich nauk Valentina Michailowitscha Kowaltschuka*, St. Petersburg 2006.
- Ders.: *Leningradskoje opoltschenije*, St. Petersburg 2006.
- Kuljabko, Wladimir: «Blokadny dnewnik», in: *Newa*, 1, 2004, S. 210 (9. bis 20. September 1941).
- Ders.: «Blokadny dnewnik», in: *Newa*, 2, 2004, S. 235 (30. September 1941 bis 14. Januar 1942).
- Ders.: «Blokadny dnewnik», in: *Newa*, 3, 2004, S. 262 (31. Januar bis 12. März 1942).
- Kusnezow, Nikolai: *Nakanune*, Moskau 1989.
- Kutschumow, A.M.: *Pawlowski dworez. Istorija i sudby*, St. Petersburg 2004.
- Lasarew, Dmitri: «Wospominanija o blokade D. N. Lasarewa, N.W. Lasarewoi i J.D. Jakubowitsch», in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, 5, 2000.
- Leeb, Wilhelm Ritter von: *Tagebuchaufzeichnungen und Lagebeurteilungen aus zwei Weltkriegen*, Stuttgart 1976.
- Leningradposlewojenny, 1945-1982 gody*, St. Petersburg 2005.
- Lichatschow, Dmitri: «Kak my ostalis schiwy», in: *Newa*, 1, 1991, S. 15.
- Ders.: *Reflections on the Russian Soul. A Memoir*, Budapest 2000.
- Liddell Hart, Basil Henry: *Jetzt dürfen Sie reden. Hitlers Generale berichten*, Stuttgart 1950.
- Litschonow, M.I./Posina, L.T./Finogenow, J.I.: *Partinoje rukowodstvo*

- ewakuazijej w perwy period Welikoi Otetschestwennoi Woiny 1941-2*, Leningrad 1985.
- Lomagin, Nikita: «Nastrojenija leningradzew w serkale polititscheskowo kontrolja w preddwerii napadenija Germanii na SSSR», in: Iljin, J.W. (Hrsg.): *Bitwa sa Leningrad*, St. Petersburg 2007.
- Ders.: «Soldiers at War: German Propaganda and Soviet Army Morale during the Battle of Leningrad», in: *The Carl Beck Papers in Russian and East European Studies*, 1306, Pittsburg 1998.
- Ders.: *Neiswestnaja blokada*, 2 Bde., St. Petersburg 2004 (kommentierte Werkausgabe).
- Ders.: *W tiskach goloda. Blokada Leningrada wdokumentach germańskich spezsłuscb i NKWD*, St. Petersburg 2000.
- Loskutowa, M. W. (Hrsg.): *Pamjat o blokade. Swidetelstwa otschewidzewi istoritscheskoje sosnanije obschtschestwa – materialyi issledowanija*, St. Petersburg 2005.
- Lowjagina, W.J. (Hrsg.): *Blokadny dnewnik. Schiwopis i grafika blokadnowo wremeni* (Ausstellungskatalog, Gossudarstwenny Musei Istorii Sankt-Peterburga), St. Petersburg 2005.
- Lukacs, John: *June 1941. Hitler and Stalin*, New Haven 2006.
- Luukkanen, Eino: *Fighter over Finland*, London 1963.
- Malaparte, Curzio: *The Volga Rises in Europe*, London 1957.
- Maschkowa, Maria: «Is blokadnych sapissei», in: *Wpamjat uschedschich i wo slawu schiwuschtschich. Pisma tschitatelei s fronta. Dnewniki i wospominanija sotrudnikow Publitschnoi Biblioteki 1941-1945*, St. Petersburg 1995.
- Masłowa, A.N. (Hrsg.): *Publitschnaja Biblioteka w gody woiny, 1941-1945*, St. Petersburg 2005.
- Massie, Suzanne: *Pavlovsk. The Life of a Russian Palace*, Boston 1990.
- Mawdsley, Evan: *T under in the East. The Nazi-Soviet War 1941-1945*, London 2007.
- Mazower, Mark: *Hitler's Empire. Nazi Rule in Occupied Europe*, London 2008.
- Melnik, G. S/Schirkow, G.W. (Hrsg.): *Radio, blokada, Leningrad*, St. Petersburg 2005.

- Merezkow, Kirill: *Nekolebimo, kak Rossija*, Moskau 1965.
- Ders.: *Serving the People*, Moskau 1971.
- Merridale, Catherine: *Iwans Krieg. Die Rote Armee 1939-1945*, Frankfurt a.M. 2006.
- Dies.: *Night of Stone. Death and Memory in Russia*, London 2000.
- Molkina, O.I.: «Nemtsy v koltse blokady», in: *Istorija Peterburga*, 3, 2006.
- Monas, Sidney/Krupala, Jennifer Greene (Hrsg.): *The Diaries of Nikolay Punin, 1904-53*, Austin 1999.
- Montefiore, Simon Sebag: *Stalin. Am Hof des roten Zaren*, Frankfurt a.M. 2007.
- Moreno Julia, Xavier: *La Division Azul. Sangre Espanola en Rusia, 1941-1945*, Barcelona 2006.
- Moskof, William: *The Bread of Affliction. The Food Supply in the USSR during World War II*, Cambridge 1990.
- Munting, Roger: «Soviet Food Supply and Allied Aid in the War, 1941-1945», in: *Soviet Studies*, 36, 4, Oktober 1984, S. 582.
- Neratowa, Rimma: «Schisn w leningradskoi blokade», in: *Swesda*, 1996.
- Nicholas, Lynn: *The Rape of Europe. The Fate of Europe's Treasures in the Third Reich and the Second World War*, London 1994.
- Nikitin, Vladimir (Hrsg.): *Neiswestnaja blokada. Unknown Blockade. Leningrad 1941-1944*, St. Petersburg 2009.
- Nikulin, Juri: «Sapiski soldata», in: *Swesda*, 6, 2001, S. 108.
- Nikulin, N.N.: *Wospominanija o woine*, St. Petersburg 2008.
- Norman, Geraldine: *The Hermitage. The Biography of a Great Museum*, London 1997.
- Ostroumowa-Lebedewa, Anna: *Awtobiografitscheskije sapiski. Leningrad w blokade*, Moskau 2003.
- Overy, Richard: *Russlands Krieg 1941-1945*, Reinbek 2003.
- Pasternak, Boris/Freudenberg, Olga: *Briefwechsel 1910-1954*, Frankfurt a.M. 1986.
- Pavlov, Dmitri: *Leningrad 1941. The Blockade*, Chicago 1965.
- Peeling, Siobhan: «Dirt, disease and disorder: population re-placement in postwar Leningrad and the 'danger' of social contamination», in: Brown, Nick/Gatrell, Peter (Hrsg.): *Warlands. Population Resettle-*

- ment and State Reconstruction in Soviet Eastern Europe, 1945-1950*, London 2009.
- Peeling, Siobhan: «*Out of Place*» in the Postwar City. *Practices, Experiences and Representations of Displacement during the Resettlement of Leningrad at the end of the Blockade*, Doktorarbeit, University of Nottingham, im Erscheinen.
- Perlina, Nina: *Olga Freidenberg's Works and Days*, Bloomington 2002.
- Peterson, Viktor: «Is blokady – na Bolschuju Semlju», in: *Newa*, 9, 2002, S. 152.
- Ders.: «Skoreiby bylo teplo!», in: *Newa*, 1, 2001, S. 167.
- Picker, Henry: *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, Stuttgart 1976.
- Pleysier, Albert/Magayeva, Svetlana: *Surviving the Blockade of Leningrad*, Lanham 2006.
- Plotkin, Konstantin: *Cholokost u sten Leningrada*, St. Petersburg 2005.
- Pohlman, Hartwig: *Wolchow. 900 Tage Kampf um Leningrad*, Bad Nauheim 1962.
- Polsikowa-Rubez, K.W.: *Dnewnik utschitelja blokadnoi shkoly. 1941-1946*, St. Petersburg 2000.
- Dies.: *Oni utschilis w Leningrade. Dnewnik utschitel'nizy*, Moskau 1948.
- Punin, Nikolai: «Dnewnik», in: *Swesda*, 1, 1994 (Hrsg. Irina Punina).
- Putjakow, Semjon: «Dnewnik krasnoarmeiza», in: Bernew, Stanislaw/Tschernow, Sergej (Hrsg.): *Archiw Bolschowu Dorna. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*, St. Petersburg 2007.
- Rambow, Aileen: «The Siege of Leningrad: Wartime Literature and Ideological Change», in: Thurston, Robert/Bonwetsch, Bernd (Hrsg.): *The People's War. Responses to World War Two in the Soviet Union*, Urbana 2000.
- Dies.: *Überleben mit Worten. Literatur und Ideologie während der Blockade von Leningrad, 1941-1944*, Berlin 1994.
- Ratner, Lasar: «Dwablokadnych episoda», in: *Newa*, 1, 2001, S. 151.
- Rayfield, Donald: *Stalin and his Hangmen*, London 2005.

- Reeder, Roberta (Hrsg.): *The Complete Poems of Anna Akhmatova*, Edinburgh 1992.
- Dies.: *Anna Akhmatova. Poet and Prophet*, London 1995.
- «Religiosnaja schizn blokadnowo Leningrada po nowym dokumentalnym istotschnikam», in: Iljin, J.W. (Hrsg.): *Bitwa sa Leningrad. Problemy sowremennykh issledowani*, St. Petersburg 2007.
- Resnikowa, Irina (Füge): «Repressii w period blokady Leningrada», in: *Westnik «Memoriala»*, 4/5 (10/11), 1995.
- Roberts, Andrew: *Masters and Commanders. How Roosevelt, Churchill, Marshall and Alanbrooke Won the War in the West*, London 2008.
- Rubaschkin, Alexander: *Golos Leningrada. Leningradskoje Radio w dni blokady*, St. Petersburg 2005.
- Salisbury, Harrison Evans: *900 Tage. Die Belagerung von Leningrad*, Frankfurt a.M. 1970.
- Ders.: *Disturber of the Peace. Memoirs of a Foreign Correspondent*, London 1989.
- Schentshschiny Leningrada wgody blokady* (Tessisy nauchnoi konferenzii 10-11 marta 2005 g.), St. Petersburg 2005.
- Schilinski, Iwan: «Blokadny dnewnik», in: *Woprossy istorii*, 5, 1996, S. 5 (21. Dezember 1941 bis 15. Januar 1942).
- Ders.: «Blokadny dnewnik», in: *Woprossy istorii*, 5-6, 1996, S. 3 (16. bis 30. Januar 1942).
- Ders.: «Blokadny dnewnik», in: *Woprossy istorii*, 5-7, 1996, S. 3 (31. Januar bis 31. März 1942).
- Schischkin, A. A. (Hrsg.): *Zabweniju ne podleschit. Stati, wospominanija, dokumenty*, Jahrgang 5 und 6, St. Petersburg 2005 und 2006.
- Schkarowski, M.W.: «Iskrenni priwet ot Stalina. Religiosnaja schizn blokadnowo Leningrada», in: *Rodina*, 1, 2003.
- Schostakowitsch, Dmitri: *Chaos statt Musik! Briefe an einen Freund*, Berlin 1995.
- Schulgina, Jelena: «W dwadzat let oni possessedeli», in: *Smena*, 7. Mai 1995.
- Schurawl'jow, D.A.: «Frontowik w tylu. Kontrol sa nastrojenijami wojen-

- nosluschaschtschich w leningradskich hospitalach wo wremja sowet-sko-finljandskoi woiny 1939-1940 gg., in: *Nestor*, 6, 2003, S. 402.
- Schwarz, Jewgeni: *Schiwu bospokoino ... is dnewnikow*, Leningrad 1990.
- Selenowa, Anna: *Stati, wospominanija, pisma. Pawlowski Dworez. Istorija i sudba*, St. Petersburg 2006.
- Seliwanow, W.N.: *Stojali kak soldaty. Blokada, deti, Leningrad*, St. Petersburg 2002.
- Seliwanowa, Inessa (Hrsg.): *Rjadowoi blokadnoi epopei: Chudoschnik Wassili Seliwanow*, St. Petersburg 2005.
- Sereny, Gita: *Albert Speer. His Battle with the Truth*, London 1995.
- Shukman, Harold (Hrsg.): *Stalin and the Soviet-Finnish War 1939-40*, London 2002.
- Shukman, Harold (Hrsg.): *Stalin's Generals*, London 1993.
- Shukow, Georgij K.: *Erinnerungen und Gedanken*, Band 1, Berlin 1976.
- Simmons, Cynthia/Perlina, Nina (Hrsg.): *Writing the Siege of Leningrad. Women's Diaries, Memoirs and Documentary Prose*, Pittsburgh 2002.
- Simonenko, W.B./Magajewa, S.W./Simonenko, M. G./Patschomowa, Ju. W.: *Leningradskaja blokada. Medizinskije problemy – retrospektiwa i sowremennost*, Moskau 2003.
- Skrjabina, Elena: *Leningrader Tagebuch. Aufzeichnungen aus den Kriegsjahren 1941-1945*, München 1972.
- Smelser, Ronald/Davies, Edward: *The Myth of the Eastern Front. The Nazi-Soviet War in American Popular Culture*, Cambridge 2008.
- Sokolow, Boris: *W plenu i na rodine*, St. Petersburg 2004.
- Sokolow, Nikolai: «Tjoplaja wanna dlja begemota. Soossad w gody woiny», in: *Rodina*, 1, 2003.
- Sotnikow, Nikolai: «Wblokadny gorodujechal... zirk!», in: *Newa*, 6, 2002, S. 222.
- Sparén, Pär et al.: «Long term mortality after severe starvation during the siege of Leningrad: prospective cohort study», in: *British Medical Journal*, 328 (January 2004), S. 11.

- Speer, Albert: *Inside the Third Reich. Memoirs*, London 1970.
- Speer, Albert: *The Slave State. Heinrich Himmler's Masterplan for SS Supremacy*, London 1981.
- Steblin-Kamensky, Mikhail: «The Siege of Leningrad», in: *Granta*, 30: *New Europe!* (April 1990).
- Stites, Richard (Hrsg.): *Culture and Entertainment in Wartime Russia*, Bloomington 1995.
- Talbott, Strobe (Hrsg.): *Chruschtschow erinnert sich*, Reinbek 1971.
- Teljaschkow, Ratschim: *Tatary w Welikoi Otetschestwennoi woine i blokade Leningrada*, St. Petersburg 2005.
- Trevor-Roper, Hugh (Hrsg.): *Hitler's War Directives, 1938-1945*, London 1964.
- Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 5, *Materialy k istorii blokady Leningrada*, St. Petersburg 2000.
- Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, Bd. 8, Wasili Tschekrisow, *Dnewnik blokadnowo wremeni*, St. Petersburg 2004.
- Tschekrisow, Wassili: «Dnewnik blokadnowo wremeni», in: *Trudy Gossudarstwennowo Museja Istorii Sankt-Peterburga*, 8, 2004.
- Tschernow, Sergej/Bernew, Stanislaw (Hrsg.): *Archiw Bolschowo Doma. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*, St. Petersburg 2007.
- Dies./Lomagin, Nikita (Hrsg.): *Archiw Bolschowo Doma: Plan «D» – plan specjalnych meroprijati, prowadimych wo wremja Otetschestwennoi woiny po obschtschegorodskim objektam gor. Leningrada*, St. Petersburg 2005.
- Tschistikow, Alexander (Hrsg.): *Tschelowek w blokade. Nowyje swidotelstwa*, St. Petersburg 2008.
- Tschukovskaya, Lydia: *The Akhmatova Journals, 1938-41*, Bd. 1, London 1994.
- Dies.: *Aufzeichnungen über Anna Achmatowa*, Tübingen 1987.
- Tumarkin, N.: *The Living and the Dead. The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994.
- Tuyll, Hubert van: *Feeding the Bear. American Aid to the Soviet Union, 1941-1945*, New York 1989.
- Varshavsky, Sergei/Rest, Boris: *Ordeal of the Hermitage*, New York 1986.

- Vishevszkaya, Galina: *Galina. A Russian Story*, San Diego 1984.
- Warschawski, Serge j/Rest, Boris: *Podwig Ermitascha*, 4 Bde., Leningrad 1987.
- Waxer, A.S.: «Nastrojenija leningradzew poslewojennowo wremeni 1945-1953 gody», in: *Nestor*, 5, 2001.
- Welitschenko, M.N. et al. (Hrsg.): *Leningradski tramwai 1941-1945*, St. Petersburg 1995.
- Werth, Alexander: *Leningrad*, London 1944.
- Ders.: *Moscow '41*, London 1942.
- Ders.: *Russland im Krieg 1941-1945*, München/Zürich 1965.
- Wilson, Elizabeth: *Shostakovich. A Life Remembered*, London 1994.
- Winokurow, Alexej: «Blokadny dnewnik», in: Bernew, Stanislaw/Tschernow, Sergej (Hrsg.): *ArchiwBolschowu Doma. Blokadnyje dnewniki i dokumenty*, St. Petersburg 2007.
- Wojewodskaja, A.: *Tschetyre goda schisni, tschetyre goda molodosti*, St. Petersburg 2005.
- Wolkogonow, Dimitri: *Stalin. Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989.
- Wolkow, Solomon: *Die Memoiren des Dmitri Schostakowitsch*, Berlin/München 2000.
- Wolkow, Solomon.: *St Petersburg. A Cultural History*, New York 1995.
- Wolkowski, N.L.: *Blokada Leningrada wdokumentach rassekretschen-nych archiwow*, Moskau/St. Petersburg 2005.
- Woronina, Tatjana/Gussinzewa, I.J./Kalendarowa, W.W.: «Blokada glasami otschewidzew. Interwju s schitelsami Leningrada 1940 ch gg», in: *Nestor*, 6, 2003, S. 37.
- Woronina, Tatjana/Utetschin, Ilja: «Rekonstrukcija smysla w analise interwju. Tematitscheskije dominanty i skrytaja polemika», in Loskutowa, M.W. (Hrsg.): *Pamjat o blokade. Swidetelstwa otschewidzew i istoritscheskoje sosnanije obschtschestwa*, St. Petersburg 2005.

ABBILDUNGSNACHWEIS

Alle Abbildungen (ausser auf den Seiten 3 unten, 7 und 8/9) mit freundlicher Genehmigung des Zentralen staatlichen Archivs für Kino- und Fotodokumente, Sankt Petersburg. Die Fotografien stammen von folgenden Fotografen:

- 1 10/11: Wassili Fedossejew
- 2 oben: Boris Utkin
- 2 unten, 13 unten, 14/15: Wsewolod Tarassewitsch
- 3 unten, 7, 16: Nikolai Chandogin
- 4 oben, 5 oben/unten, 6 unten: David Trachtenberg
- 5 Grigori Tschertow
- 6 oben: Boris Losin
- 8/9: Alexander Nikitin
- 12 oben/unten: Rafail Maselew
- 13 oben: Alexander Brodski

REGISTER

- Achmatowa, Anna Andrejewna
23, 30f., 44E, 129, 176, 271,
288, 404f., 425, 461, 468,
476ff., 482
- Adamowitsch, Alex 328, 486f.
- Admiralität, Leningrad 13, 51,
54, 139
- Akademie der Wissenschaften,
Leningrad 53 f., 73, 82f., 130,
183, 268, 293, 355, 401, 491
- Alexander III. Alexandrowitsch
(Zar) 311
- Alexander-Newski-Kloster,
Leningrad 276, 415
- Alexandrinski-Theater (Alexan-
drinka), Leningrad 120, 429,
474
- Alschiz, Daniil 97 f., 102
- Apollinaire, Guillaume 256
- Applebaum, Anne 21
- Archangelsk 16, 33, 239, 373,
433
- Astrachan 33
- Auferstehungskirche, Leningrad
54, 299
- Aufzeichnungen eines Blockade-
menschen* (Ginsburg) 214,
281, 283, 397, 496
- Babuschkin, Jakow 452
- Backe, Herbert 36
- Badajew-Lagerhäuser, Leningrad
284
- Beevor, Antony 114
- Berggolz, Olga 14, 44 f., 136f.,
174, 177, 280, 296 ff., 300f.,
306ff., 343, 398 f., 400ff.,
420, 427, 429, 447, 468, 476,
478, 484, 495
- Berija, Lawrenti Pawlowitsch
266, 270, 282, 290f., 322,
366, 409, 494
- Berlin 30ff., 145, 189, 298, 454,
465
- Blök, Alexander Alexandrowitsch
289, 312
- Blumentritt, Günther Alois Fried-
rich 164
- Bock, Fedor von 160f., 248f.
- Bogdanowa, Irina 127, 433 f.,
465, 469, 491

- Bogdanow-Beresowski, Valerian
128, 155, 309f., 403, 426
- Bogoslowskoje-Friedhof, Lenin-
grad 277 f.
- Boldyrew, Alexander 266, 269f.,
282k, 290ff., 294f., 314f.,
322, 366, 409 ff., 416, 419,
422, 494
- Bolscheochtinskoje-Friedhof,
Leningrad 276, 286
- Borowitschi 75, 123, 412
- Brauchitsch, Walther von 35,
161, 168f., 249
- Breschnew, Leonid Iljitsch 19ff.,
322, 370, 485, 487, 489
- Brodsky, Joseph 299
- Busch, Ernst 57, 125, 237
- Charkow 394, 453, 469, 493
- Charms, Daniil (eigentlich Daniil
Iwanowitsch Juwatschow)
50f.
- Chosin, Michail Semjonowitsch
135, 145 f., 190, 386f.
- Chruschtschow, Nikita Sergeje-
witsch 19, 28, 132, 208, 479,
482, 485
- Churchill, Winston 30, 56, 143f.,
249, 373, 395, 423, 474
- Das Blockadebuch* (Adamo-
witsch/Granin) 486 f.
- Daschina, Jewdokia 273f.
- David Copperfield* (Charles
Dickens) 52
- Der letzte Mohikaner* (James
Fenimore Cooper) 293
- Der Nussknacker* (Pjotr Iljitsch
Tschaikowski) 429
- Derschawin, Gawriil Romano-
witsch 374
- Die Brüder Karamasow* (Fjodor
Michailowitsch Dostojewski)
447
- Die Fahrt der Beagle* (Charles
Darwin) 294
- Die Fledermaus* (Johann
Strauss) 173
- Die guten Gefährten* (John Boyn-
ton Priestley) 292
- Die Pickwickier* (Charles
Dickens) 294
- Die toten Seelen* (Gogol) 63
- Dnepr 69, 456
- Donskoi, Dmitri Iwanowitsch
299
- Dresden 493
- Dseniskewitsch, Andrej 42
- Düna 59, 69
- Dünkirchen 56, 88, 91
- Dymow, Alexander 222
- Ein Tag im Leben des Iwan Denis-
sowitsch* (Solschenizyn) 19
- Elisabeth I. (Zarin) 118
- Elizabeth I. (Queen) 323
- Eremitage, Leningrad 54, 80-83,

- 177, 184, 266, 269f., 291, 295,
322, 409ff., 417f., 437, 469,
494
- Erisman-Krankenhaus, Leningrad
116, 173, 176, 178f., 253,
261, 267f., 405ff., 456, 458
- Es geschah in einer Nacht* (Frank
Capra) 474
- «Es lebe der Frieden» (Achmato-
wa) 482
- Eugen Onegin* (Puschkin) 288
- Fadejew, Alexander Alexandre
witsch 293
- Fainsod, Merle 363
- Februartagebuch* (Berggolz) 44 f.
«Februartagebuch» (Berggolz)
297, 398, 401
- Fedjuninski, Iwan Iwanowitsch
114, 145, 190, 192
- Finnischer Bahnhof 57, 174, 256,
32,3ff., 331, 363, 367, 407,
446, 449
- Finnischer Meerbusen 13, 26, 28,
89f., 93, 132, 157, 445
- Fjodorowna, Maria (Zarin) 150
- Fontanka, Leningrad 14, 44, 52,
172, 343
- Frank, Anne Marie 326
- Frenklach, Ilja 96 f., 102, 108,
112, 114, 392
- Freudenberg, Olga 30, 225, 294f.,
297, 403, 416, 418, 457, 466,
476, 481 f., 494
- Friedrich Wilhelm I. (König in
Preussen) 472
- Frolow, Iwan 247
- Fuchs, Ernst 298
- Fuchs, Fritz 298
- Garschin, Wladimir 176, 267,
405, 407, 468
- Gattschina 75 f., 112, 123, 133,
168, 464
- Geheimnisvolle Insel* (Jules
Verne) 293 f.
- Geschenk für junge Hausfrauen*
(Jelena Molochowez) 226
- Gibbons, John 204
- Ginsburg, Lidia 43, 52, 62, 102,
177, 211, 214, 220, 259, 281,
283, 293, 309, 397,419, 496
- Goebbels, Joseph 31, 36, 169
- Gogol, Nikolai Wassiljewitsch
63, 76
- Göring, Hermann 35 f.
- Gorki (Nischni Nowgorod) 31.,
335
- Gorki, Maxim 179, 309
- Goworow, Leonid Alexandro-
witsch 387, 430, 456f., 465
- Granin, Daniil Alexandrowitsch
328, 486f.
- Gretschina, Olga 75 ff., 129f.,
181f., 194, 217, 264f., 286,
295, 304, 323, 345, 364, 396,
409, 415, 417, 435, 465, 472,
488f., 494

- Gribojedow-Kanal, Leningrad 14
Grosse Erwartungen (Charles Dickens) 292
- Grossman, Wassili Semjonowitsch 63, 188, 204
- Grusino 239, 251
- Gukowski, Grigori 75 f., 129, 364f.
- Gumiljow, Lew 482
- Gumiljow, Nikolai Stepanowitsch 44
- H.M.S. Pinafore oder Das Mädchen, das einen Matrosen liebte* (Arthur Sullivan) 272
- Halder, Franz 35 f., 65 f., 68 f., 107, 160ff., 164, 169ff., 248f., 382, 441
- Hamburg 174
- Hart, Basil Liddell 164
- Helsinki 41
- Hess, Rudolf 35
- Himmler, Heinrich 169
- Hitler, Adolf 15 f., 21, 26, 30f., 33-38, 40, 51, 58, 64, 68, 71, 132, 153, 160-171, 188f., 239, 248f., 296, 374, 383, 389, 423, 427, 430ff., 440ff., 446, 454f., 464, 474
- Hockenjós, Fritz 237, 239, 241, 243, 250f., 374ff., 379, 382, 384, 441f., 445 f., 454ff., 464, 495
- Hoepner, Erich 58, 161, 170
- Hotel Jewropa, Leningrad 195 f., 262, 288, 452, 473, 496
- Ilmensee 79, 86, 125
- Inber, Vera Michailowna 116 ff., 125, 137, 172f., 176, 178f., 185, 189, 231, 237, 252, 260f., 267, 291, 293f., 309, 314, 323, 329, 356, 365, 377, 392, 404f., 408, 415, 418, 424, 431, 435, 444, 449, 458f., 466, 476, 494
- Isaaskathedrale, Leningrad 54, 120, 139, 153, 403, 417
- Ismailowski-Prospekt, Leningrad 14
- Iwanow, Konstantin 247
- Jaroslawl 122, 434, 436, 465, 469
- Jarow, Sergej 213
- Jelagin-Insel, Leningrad 415
- Jerschow, Wassili 360f., 379f.
- Jeruchmanowa, Marina (heute Marina Starodubzewa) 194, 199f., 262f., 288, 452, 472, 489
- Jodl, Alfred Josef Ferdinand 160, 167, 169f.
- «Kaiinka» (Iwan Petrowitsch Larionow) 454
- Kalitejew, Wjatscheslaw 94f.
- Karpizkaja, Marxena 365 f.

- Kaspisches Meer 33
- Katharina II. die Grosse (Zarin)
48, 374, 411, 449
- Kaukasus 322, 335, 440
- Kennedy, John Fitzgerald 170
- Kertsch 394
- Ketlinskaja, Vera 308 f.
- Kiew 27, 33, 50, 143, 163, 188,
386, 454, 456
- Kim* (Rudyard Kipling) 293
- Kingissepp 85, 106, 108, 321
- Kirisch 382
- Kirow, Sergei Mironowitsch 31,
132
- Kirow-Werke, Leningrad 40 ff.,
82, 98 ff., 114, 134, 146, 180,
190, 293, 306, 360, 453
- Klawdi, Archimandrit 300
- Kluge, Günther von 164
- Knjasew, Georgi Alexejewitsch
53 f., 73, 123, 137, 139, 183f.,
213, 222, 264, 268f., 293f.,
301, 313, 323, 355
- Kolpino 75, 152, 158, 379, 497
- Komarowitsch, Wassili 325
- Königsberg (Kaliningrad) 472,
493
- Kossygin, Alexei Nikolajewitsch
132, 322, 338f.
- Kostrowizkaja, Vera 256, 272
- Kotschina, Jelena 62, 72, 77, 83,
85, 123, 227, 254, 285, 287,
329, 334, 337, 341, 343
- Kraftwerk Elektrossila, Lenin-
grad 99, 180
- Krieg der Welten* (H.G. Wells)
265
- Krieg und Frieden* (Lew Niko-
lajewitsch Tolstoi) 293, 424
- Kronstadt 25, 90, 93 ff., 132,
160, 433, 497
- Krugljakow, Igor 41, 52, 175,
226, 284, 290, 329
- Kubatkin, P.N. 342, 480
- Küchler, Georg von 57, 86, 170,
232, 249, 383, 455f., 458, 463
- Kuibyschew (Samara) 189, 407,
426 f.
- Kulik, Grigori Iwanowitsch 68,
144, 190
- Kuljabko, Wladimir 331ff.
- Kupaigorodskaja, Angelina 64,
343
- Kurakina, Ljubow 39, 55, 63
- Kusnezow, Alexej 91 f., 94, 113,
135, 158, 184, 308, 362, 478f.
- Ladogasee 16, 18, 21, 28, 48 f.,
87, 132, 138, 157, 169, 190f.,
197, 243ft., 307f., 311, 322,
334, 381, 416, 418, 440, 445
f., 485, 498
- Lady Macbeth von Mzensk*
(Schostakowitsch) 425
- Lasarew, Dmitri 172, 258, 261,
264f., 275, 288f., 314, 316,

- 339f., 348, 371, 411, 421, 445
 Lebedew, Nikolai 270
 Leeb, Wilhelm Ritter von 57, 59,
 79, 89, 114, 143, 159-162,
 167-170, 249, 383
 Lenin (eigentlich Wladimir
 Iljitsch Uljanow) 13, 154,
 203, 309, 474f.
 Lermontow, Michael Jurjewitsch
 42, 54
 Libau (Liepaja) 89
 Lichatschow, Dmitri Sergeje-
 witsch 25, 40, 52 f., 72, 100,
 129, 223, 235, 285, 288,
 294f., 299, 310, 312, 315 f.,
 319, 325, 345, 364f., 396,
 411, 417, 483, 493
Liebe zum Leben (Jack London)
 326 f.
 Liteiny-Prospekt, Leningrad 45,
 299, 363 f., 449, 479
 Ljuban 88, 134, 233, 381, 383
 Lomagin, Nikita 210
 Lomonossow, Michail Wassilje-
 witsch 82
 London 13, 30, 59, 121, 143, 175
 f., 213, 323, 427, 469
 Lwiw 186
 Madrid 13
 Maiski, Iwan Michailowitsch
 143, 424
 Makogonenko, Juri 174, 306,
 398, 400ff., 429
 Malenkow, Georgi Maximiliano-
 witsch 19, 133 ff., 144, 193,
 478ff.
 Mannerheim, Carl 132, 465
 Manstein, Erich von 58 f., 79, 85,
 394, 440, 442
 Mariinski-Theater, Leningrad
 131, 232, 473, 503
 Marsfeld, Leningrad 459
 Maschkowa, Maria 279, 289,
 294, 308, 446-449, 494
 Mat je, Meliza 82
 Mechlis, Lew Sacharowitsch 382,
 394
 Menschikow, Alexander Danilo-
 witsch 194
 Merezkow, Kirill Afanassje-
 witsch 66f., 246, 381 f., 386f.,
 465
 Merkulow, Wsewolod Nikolaje-
 witsch 158
 Mga 117, 126, 131, 133, 135,
 137f., 190, 381, 397, 458
 Mikojan, Anastas Hovhannessi
 198
 Minsk 33, 454, 469
 Mjasnoi Bor 196, 383-394
 Moch, Michail 270
 Modigliani, Amedeo 44
 Moika, Leningrad 14, 496
 Molotow, Wjatscheslaw Michai-
 lowitsch 25 ff., 32, 35, 98,
 132, 134f., 144, 196, 446, 481
 Moskau 16, 18, 32, 34, 46, 56,
 64, 69, 87 f., 98, 100, 118,

- 122, 131, 138, 145f., 160f.,
188ff., 192f., 199, 204f.,
248f., 307ff., 335, 352, 356,
363, 373, 375, 381, 386, 395
f., 398ff., 418, 426f., 440,
442f., 483, 494
- Moskauer Bahnhof, Leningrad
14, 76, 328, 362
- Murmansk 16
- Napoleon I. 33, 56, 164
- Narwa (Fluss) 79, 455
- Narwa 75, 455, 463
- Nawai, Alischer 270
- 900 *Tage* (Salisbury) 16, 344,
486
- New York 427 f.
- Newa 13f., 75, 119f., 134, 138,
157, 165 f., 179, 247, 269,
273, 312, 404, 437f., 443f.,
446, 459
- Newski, Alexander Jaroslawitsch
299, 481
- Newski-Prospekt, Leningrad 14,
41, 48, 83, 179, 195, 279, 286,
352, 363, 366
- Nikolaus I. Pawlowitsch (Zar) 54,
120
- Nikolaus II. (Zar) 82, 152, 269,
302
- NKWD-Zentrale (Grosses Haus),
Leningrad 363-366, 398, 417,
448
- Nowaja Derewnja, Leningrad
179, 212, 276, 347, 415
- Nowaja Ladoga 243, 246
- Nowgorod 86f., 105, 160, 196,
294, 381, 412, 455 f.
- Obwodny-Kanal, Leningrad 14
- Ochapkina, Lidia 123 ff.
- Öffentliche Bibliothek, Leningrad
279, 289, 365, 422, 447, 449,
468, 490, 494
- Oistrach, David Fjodorowitsch
271
- Oranienbaum (Kessel von) 132,
157, 247, 323, 456f.
- Orbeli, Jossif 80ff., 269, 291
- Orjol 188
- Orlow, Sascha 390
- Orwell, George 143
- Ossinowez 197, 201, 243 f., 246,
329, 331, 416
- Ossipowa, Lidia 70
- Ossipowa, Olga 153 f.
- Ostroumowa-Lebedewa, Anna
Petrowna 57, 74, 120, 207,
255, 294, 303, 356, 416, 419,
445, 449f., 458, 494
- Ostrow 61, 64
- Palastplatz, Leningrad 54, 120,
184, 361
- Pantelejew, Juri Alexandrowitsch
90, 93 f.
- Pares, Bernard 424
- Paris 30, 178, 187, 474
- Pasternak, Boris Leonidowitsch
30, 403 f., 418, 494
- Paul Clifford* (Edward Bulwer-
Lytton) 293

Paul I. (Zar) 149, 471
 Paulus, Friedrich Wilhelm
 Ernst 160, 442
 Pawlow, Dmitri 66 f., 80, 131,
 197 ff., 201 f., 205 f., 208,
 210, 224, 329, 337, 367, 485
 Pawlowsker Palast, Leningrad
 76, 149, 151ff., 342, 417,
 470f., 494
 Peipus-See 455
 Peter I. der Grosse (Zar) 54, 82f.,
 194, 424, 472
 Peterhof 26, 75, 132, 157, 184,
 456, 458, 471f.
 Peter-und-Paul-Festung, Lenin-
 grad 14, 174, 273
 Philharmonie, Leningrad 256,
 271f., 429, 431, 496
 Piskarjowskoje-Friedhof, Lenin-
 grad 19, 181, 277f., 405,
 484f., 488
 Pjadyschew, Konstantin 80
 Pjotrowski, Boris Borissowitsch
 295
 Popkow, Pjotr Sergejewitsch 46,
 117, 310, 359f., 362, 472,
 474, 479
 Popow, Markian Michailowitsch
 46, 80, 88, 134
 Prag 389
Prinz und Bettelknabe (Mark
 Twain) 294
 Pskow 62 f., 68, 281, 442, 446
 Pskower See 455
 Pulkowo 146, 157, 158, 225,
 456 f.

Punin, Nikolai 44, 129, 233, 266,
 468, 482
 Puschkin 55, 70, 85, 147f., 152-
 157, 182, 456, 458, 471
 Puschkin, Alexander Sergeje-
 witsch 42, 55, 83, 120, 270,
 294, 296, 494
 Puschkinhaus, Leningrad 40, 52,
 101, 129, 223, 310f., 364, 396
 Putin, Wladimir Wladimiro-
 witsch 21
 Putjakow, Semjon 377f.

Rachman, Klara 123, 175, 284,
 296, 360
 Reichenau, Walter von 249
 Reinhardt, Hans 58, 61 f., 85,
 157
 Ribbentrop, Joachim von 35
 Riga 60f., 68, 89, 237f.
 Rimski-Korsakow, Nikolai
 Andrejewitsch 424
 Rjabinkin, Juri 27, 51, 119f., 326,
 487
 Roosevelt, Franklin Delano 144,
 165, 395
 Rosenberg, Alfred 71
 Rostow am Don 440, 456
 Rumjanzew-Platz, Leningrad
 54, 73, 213
 Rundfunkhaus 45, 174, 296, 298,
 306ff., 398, 401, 425, 447,
 449, 452, 476
 Rundstedt, Karl Rudolf Gerd von
 249

- Rybkowski, Nikolai 317 f., 473
- Saborje 243, 245
- Salisbury, Harrison 16, 51, 67,
344, 486
- Sarajevo 13
- Schalamow, Warlam Tichonowitsch 283
- Schdanow (Mariupol) 487
- Schdanow, Andrej Alexandrowitsch 31f., 46 f., 61, 68, 80,
87, 91, 98 ff., 103, 106, 111,
113, 117, 133ff., 144, 158,
182, 184f., 190-193, 198, 207,
210, 231, 244, 247f., 266,
307f., 316, 339, 354f., 359,
362, 410, 456, 475-479, 486f.
- Scheremetjew-Palast, Leningrad
44, 233, 271, 404, 468
- Schicharewo 330
- Schilinski, Iwan 212, 283, 298,
304, 357f., 368ff., 415
- Schilinski, Olga 283, 304, 415
- Schlüsselburg 138, 144, 217, 243,
247, 440, 444
- Schneeflöckchen* (Rimski-Korsakow) 429
- Schostakowitsch, Dmitri Dmitriewitsch 31, 271, 425-428,
430f., 452, 476, 486
- Schukow, Georgi Konstantinowitsch 32f., 66f., 75, 79, 98,
144ff., 157ff., 188, 190, 192,
247f., 386, 442, 444, 486
- Schulschenko, Klawdia 296
- Schwanensee* (Pjotr Iljitsch
Tschaikowski) 429
- Schwarzes Meer 32
- Selenowa, Anna 149-152, 342,
403, 470f., 494
- Selenskaja, Irina 356
- Serafimowskoje-Friedhof,
Leningrad 274, 276, 278, 347,
378
- Serogodski, Michail 108f.
- Sewastopol 27, 33, 394f., 440
7. *Sinfonie* (Schostakowitsch)
425-432
- Simonow, Konstantin (Kirill)
Michailowitsch 141, 477 f.
- Sinjawino-Höhen 138, 440, 446
- Sinowjew, Grigori Jewsejewitsch
132
- Skrjabina, Dima 26, 72, 78, 216,
227-231, 254, 338, 341
- Skrjabina, Jelena 26, 39f., 47f.,
55, 72, 78, 83ff., 122, 125,
128f., 137, 214-217, 306, 313,
315, 325, 335, 493f.
- Smolensk 50, 143, 163, 381, 456
- Smolny, Leningrad 46, 51, 113,
133, 145, 174, 252, 276, 286,
306, 312, 316ff., 361, 436,
459
- Sokolow, Nikolai 295

- Solschenizyn, Alexander Issajewitsch 19
- Solzy 79, 85
- Speer, Albert 33 f., 441
- Spektralanalyse des Chlorophylls* (Kliment Timirjasew) 293
- Spiel des Zufalls* (Joseph Conrad) 293
- Stalin, Josef (eigentlich Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwili) 14-19, 21, 25, 29-33, 37, 40, 45, 47, 56ff., 67 f., 74, 80, 87 f., 90, 97, 100, 115, 122, 132-135, 137, 143 ff., 158f., 165, 187f., 190f., 193, 198, 233, 247f., 298f., 302, 321, 354, 360, 373, 381 f., 386, 389f., 394f., 431, 441, 443, 446, 453, 455, 472, 475 ff., 479f., 482f., 485, 494
- Stalingrad (Wolgograd) 16f., 145, 442f., 446, 453, 469
- Staraja Russa 75, 85, 123, 366
- Stauffenberg, Claus Philipp
Maria Schenk Graf von 170
- Stebelin-Kamenski, Michail 294
«Strasse des Lebens» (Sinaida Schischowa) 401
- Subbotin, Alexej 106 Sudomech-Werft, Leningrad 147, 253, 266, 414, 451
- Suworow-Museum, Leningrad 52, 175
- Suworow-Prospekt, Leningrad 286
- Swanka 374, 379, 382, 384
- Tager, Lidia Semjonowna 272
- Tallinn 88-92, 94, 129, 301
- Taurischer Garten, Leningrad 52, 71
- Taurisches Palais, Leningrad 26
- Theater für Musikalische Komödien, Leningrad 173, 271
- Tichwin 191, 243, 246, 248, 250, 334
- Timoschenko, Semjon Konstantinowitsch 32
- Tosno 134, 383
- Tribuz, Wladimir 89 ff.
- Trott zu Solz, Friedrich Adam von 170
- Trotzki, Leo (eigentlich Lew Dawidowitsch Bronstein) 116, 494
- Tschekrisow, Wassili 146-149, 253f., 266, 314f., 396, 414f., 418f., 451f., 457, 495
- Tschepko, Walja 226
- Tscherepenina, Nadeschda 498 f.
- Tscherepowez 133, 331, 333ff.
- Tschudowo 87f., 251
- Tschurkin, Wassili 246, 378f., 405, 453f., 463ff., 468f.

- Unter vier Augen mit Napoleon*
 (Armand de Caulaincourt) 164
- Ural 32, 34, 69, 82, 111, 122, 366,
 369, 434
- Uspenski, Lew 297
- Walaam 245, 485
- Warschau 493
- Warschauer Bahnhof, Leningrad
 14, 173
- Wassiljewski, Alexander Michai-
 lowitsch 191f.
- Wassiljewski-Insel, Leningrad 14,
 40, 53, 71, 97, 100, 184, 213,
 268, 361
- Weisses Meer 33, 203
- Werchoglas, A.L 98, 100, 106-
 109
- Werth, Alexander 56f., 73, 89,
 114, 396, 427, 472, 474
- Wilna 33, 60
- Winokurow, Alexej 344f., 366,
 368
- Winterpalais, Leningrad 54, 82,
 139
- Wischnewski, Wsewolod Witalje-
 witsch 90 f.
- Witebsker Bahnhof, Leningrad
 105
- Wlassow, Andrei Andrejewitsch
 386, 389 ff.
- Woibokalo 246
- Wolchow (Fluss) 133, 165,
 239, 243, 250f., 374, 381 f.,
 384, 391ff., 453, 458
- Wolchow (Stadt) 334, 456
- Wolga 189, 442
- Wolkogonow, Dmitri Antono-
 witsch 68
- Wolkowo-Friedhof, Leningrad
 495
- Wologda 125, 192, 199, 328,
 331-334f.
- Wolossowo 86, 246
- Woronow, Nikolai Nikolaje-
 witsch 190f.
- Woroschilow, Kliment Jefremo-
 witsch 46 h, 67 f., 79 f., 87f.,
 94, 115, 117f., 134f., 144,
 147, 439, 486
- Wsewolowski, Alexander 55
- Wyborg 28, 465
- Zwei kleine Wilde* (Ernest
 Thompson Seton) 294

ORLANDO FIGES

Die Tragödie eines Volkes

Die Epoche der russischen Revolution

1891 bis 1924

Meisterhaft entfaltet Orlando Figes ein Panorama der russischen Revolutionsära, in dem er die Stimmen von Zeitgenossen in Tagebüchern, Briefen und persönlichen Aufzeichnungen zu Wort kommen lässt. Sein mit eindrucksvollen Fotografien ausgestattetes Buch wird so zu zu einer fesselnden Erzählung und einem einzigartigen Dokument über eines der prägenden Ereignisse des 20. Jahrhunderts.

«*Die Tragödie eines Volkes* wird mehr zum Verständnis der russischen Revolution beitragen als irgendein anderes Buch, das ich kenne.»

Eric Hobsbawm in London Review of Books

«Ich bezweifle, dass es einen gleichwertigen Kenner der russischen Revolution auf der Welt gibt.»

Norman Stone in Sunday Times



BERLIN VERLAG

ORLANDO FIGES

Die Flüsterer

Leben in Stalins Russland

Meisterhaft erzählt der Historiker Orlando Figes anhand einzelner Lebensschicksale von den dunklen Jahren des Stalinismus. Sein Buch gibt einen beispiellosen Einblick in die Innenwelt einer von Paranoia geprägten totalitären Gesellschaft, in der Wahrheit und Wahn, Schuld und Unschuld immer wieder auf fatale Weise miteinander verquickt waren.

«Die Bedeutung dieses Buches kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.»

Antony Beevor in THE TIMES

«Figes bringt Menschen zum Sprechen, seine Erzählkunst erzeugt Bilder, die man nicht wieder vergisst.»

Jörg Baberowski in DIE ZEIT

«Eines der herzerreissendsten, gewaltigsten und unvergesslichsten Bücher, die ich je über die Tragödien des blutigen 20. Jahrhunderts gelesen habe.»

Simon Sebag Montefiore in DIE WELT



BERLIN VERLAG